This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LIBRARIES
577119 0

Gottlieb Wilhelm Rabeners
sämmtliche
Schriften.

Dritter Theil.

Leipzig, 1777.
Im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

Vorbericht.

Es iſt noch gar nicht lange, daß man über den Mangel deutſcher Briefe klagte, und vielleicht mit gutem Grunde. Man beſchwerte ſich, daß dieſe Gegend des deutſchen Witzes noch am wenigſten angebaut, oder doch nur hin und wieder von Pedanten, lateiniſchen und deutſchen Pedanten, Pedanten vom Hofe und von der Stadt, bewohnt ſey.

Seit etlichen Jahren haben wir nicht mehr Urſache, über dieſen Mangel uns zu beſchweren. Wir ſind mit Briefen und Briefſtellern in ziemlicher Menge verſorgt. Bald werden wir wünſchen, daß unſre Landsleute ſich mit einer andern Art von Witze beſchäfftigen möchten.

Es iſt vielen unter unſern Deutſchen ſehr gewöhnlich, daß ihr Witz langſam und ſpät erwacht; erwacht er aber auch einmal, ſo ſind ſie bis zum Ekel witzig. Der Beyfall, den einige anakreontiſche Oden verdienten, machte das halbe Land anakreontiſch. Man ſang von

Wein und Liebe, man tändelte mit Wein und Liebe, und die Leſer gähnten bey Wein und Liebe. Ein Heldengedicht, deſſen Vorzüge vielleicht erſt in hundert Jahren den verdienten Beyfall allgemein haben werden, macht zwey Drittheile des Volks epiſch. Aus allen Winkeln, wo ein Autor ſchwitzt, kriechen epiſche Hochzeitwünſche, epiſche Todtenflüche, epiſche Wiegenlieder hervor, und der kleinſte Geiſt flattert, ſo weit er kann, in die Höhe, um ihren geſchwärzten Wolken hoch daher rauſchend zu donnern. Mit den Briefen gehe es uns eben ſo, und wir ſind in Gefahr, bey dieſer Art des Witzes noch mehr auszuſtehen, je gewiſſer ein jeder glaubt, daß es ſehr leicht ſey, Briefe zu ſchreiben, und je leichter es iſt, aus allem, was man geſchrieben hat, einen Brief zu machen.

Mit Erlaubniß dieſer meiner Herren Collegen will ich hier die Kunſt ihres Handwerks ein wenig verrathen. Sie haben geleſen, daß man einen Brief ſo ſchreiben ſolle, wie man rede; aber weiter haben ſie nicht geleſen, ſonſt würden ſie gefunden haben, daß man im Stande ſeyn müſſe, vernünftig zu reden und zu denken, wenn man es wagen wolle, vernünftige Briefe zu ſchreiben. Viele von ihnen reden und denken pöbelmäßig, und wie ſie reden und denken, ſo ſchreiben ſie auch ihre Briefe; ſie ſchreiben ſehr viele Briefe, weil ihnen der Mangel des Verſtandes den Vortheil verſchafft, daß ſie mit großer

Ge-

Geſchwindigkeit wenig denken und viel plaudern. So muß man es machen, wenn man, nach ihrer Art, ſcherzhafte, freundſchaftliche, oder vertraute Briefe der Welt mittheilen will. Der ſteife und ſtrotzende Witz, den uns die Ausländer ſo oft vorwerfen, äußert ſich beſonders bey denen, welche fühlen, daß ſie gelehrt und beleſen ſind, auf eine andre Art. Sie machen ſehr tiefſinnige Abhandlungen von uralten Wahrheiten, jagen ſolche durch alle Fächer der Dialektik und Schulberedſamkeit durch, machen dieſes gothiſche Gewebe mit Sentenzen der Alten erbaulich, und mit ſchönen Sinnbildern anmuthig, und wenn ſie endlich unter Mühe und Angſt ſechs Bogen zuſammengepredigt haben; ſo ſetzen ſie darüber:

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr, und vornehmer Gönner!

den Augenblick wird dieſes gelehrte Werk ein Brief!

Das iſt das gröſte Geheimniß, und der wahre Kunſtgriff, deſſen ſich ein arbeitſamer Deutſcher bedienen kann, wenn er ein gelehrter Briefſteller von vier Quartbänden werden will. Durch dieſes vortreffliche Mittel gewinne ich mir aus allen Folianten meines Vaterlandes Briefe zu machen. Sollte dieſes nicht ein Weg ſeyn, der aſiatiſchen Manier, welche bey Kennern und andern ihren vorigen Werth verloren hat, zu ihrem alten Anſe-

den wieder zu verhelfen, wenn man nach dem itzigen herrschenden Geschmacke einen Brief daraus machen? Wie das angehen könne? Sehr leicht. Wir wollen es versuchen:

Gnädiges Fräulein,

Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des erzürnten Himmels, zerschmettern die Pracht der mit Gold bedeckten Thürme, und wie es etwan weiter lautet. Dieses: Gnädiges Fräulein, wiederholt man auf allen Seiten ein paarmal; so ist es ein Brief, oder der Leser, der es läugnen will, muß gar keinen Geschmack, und gar keine gesunden Begriffe von einem Briefe haben. Das will ich doch nicht wünschen, daß sich jemand diesen kritischen Fluch muthwillig auf den Hals laden möchte, welcher bey andern Gelegenheiten schon vielen so schrecklich gewesen ist!

Da ich der schreibenden Welt diese beyden Handgriffe bekannt gemacht habe; so scheint es fast überflüßig zu seyn, weitere Anleitung zu Briefen zu geben. Nun weis man, wie man artig, vertraut und geschwind, man weis auch, wie man gelehrt schreiben solle.

In diese Klassen werden sich, glaube ich, die meisten Briefe einschränken lassen. Allenfalls nehme ich diejenigen aus, welche man Amts- und Berufsbriefe nennen könnte, und welchen der Kanzleystyl eigen ist. Die

Gewohn-

Gewohnheit rechtfertigt diese Schreibart, und macht sie unentbehrlich. Wer diesen Kanzleystyl zur Unzeit unterläßt, ist eben so wohl ein lächerlicher Pedant, als derjenige, der ihn zur Unzeit braucht.

Von der Titulatur muß ich noch etwas gedenken. Es ist uns Deutschen nicht zuzumuthen, daß wir unsere gezwungene und bunte Wortgepränge auf einmal verlassen sollten, mit dem wir die Eingänge unsrer Briefe prächtig machen. Am wenigsten wollte ich, daß die witzigen Köpfe die ersten wären, diese Gewohnheit lächerlich, und das Mein Herr, oder Madame, allgemein zu machen. Ihnen wird man es gewiß als eine ungesittete Vertraulichkeit, oder eine Verabsäumung des Wohlstandes auslegen. Diejenigen, welche durch die Gewohnheit ein Recht haben, weitläuftige und prächtige Titel zu fodern, haben auch allein das Recht, sich davon loszusagen. Es wäre zu wünschen, daß sie es nach und nach thäten, und dadurch unsre deutsche Ehrenbezeugungen biegsamer und natürlicher machten. So lange sie sich dieses Rechtes nicht selbst begeben; so lange gehören dergleichen verzerrte Titulaturen unter die nothwendigen Unbequemlichkeiten des Ceremoniels. In erdichteten Briefen, und bey unsern Freunden können wir das vertraute Mein Herr ohne Gefahr brauchen, und wir thun wohl, wenn wir es in dergleichen Fällen allgemein machen.

Ich wollte wünſchen, daß ſich jemand die Mühe gäbe, eine chronologiſche Geſchichte der Komplimente und Titulaturen zu ſchreiben. Ich habe angemerkt, daß das Lächerliche der Titulaturen in eben dem Grade geſtiegen, in welchem der gute Gehalt der Münzen gefallen iſt. Als wir noch nach zinnaiſchem Fuße ausmünzten, da war ein Edler ein wichtiger und verehrungswürdiger Mann. Nach und nach ſtieg man auf Wohledler, auf Hochwohledler, auf Hochedel. Itzt hat noch nicht einmal Hochedelgebohrner den innerlichen Werth, den ſonſt Edler hatte, und der Himmel weis, ob wir nicht in funfzig Jahren ſo hoch hinauf getrieben werden, daß wir denjenigen, den wir vor hundert Jahren Edler hießen, alsdann in Gott Vater und Herrn nennen müſſen.

Da ich ſo viel Nachtheiliges von den Briefen, von ihren Verfaſſern, und von andern dabey vorfallenden äuſſerlichen Umſtänden ſage: ſo werden meine Leſer vermuthen, daß ich mich dieſes Augenblicks bediene, beſta vortheilhafter von mir und meinen Briefen zu ſprechen, um auch für mich das angemaßte Recht der Autoren zu behaupten, die gemeiniglich nicht eher zu ihrem Lobe ſchreiben, als wenn ſie zehn andre Schriftſteller der Welt verdächtig gemacht haben. Ich werde es nicht thun. Ich will mich und meine Sammlung dem Urtheile der Leſer überlaſſen, ohne zu flehen, und ohne zu trotzen. Man kann leicht glauben, daß ich als Autor zu viel Empfin-

dung

bung habe, bey diesem Urtheile gleichgültig zu bleiben. Der Beyfall der Kenner macht mich stolz; der Beyfall derer, die nicht Kenner sind, macht mir ein Vergnügen. Ich wünsche mir von keinem von beyden getadelt zu werden, es sey mit Grunde, oder ohne Grund. Ich bin noch kein so abgehärteter Autor, daß ich bey dem Tadel meines Lesers, wer der auch sey, gelassen seyn könnte.

Die Einrichtung meiner satyrischen Briefe ist ungefähr diese. Ich habe gewisse Anmerkungen von dem Lächerlichen oder Lasterhaften der Menschen gemacht. Diese Anmerkungen habe ich durch Briefe erläutert. Um meinen Lesern durch die Abwechslung die Sache angenehm zu machen, habe ich hin und wieder diesen Briefen die Gestalt einer zusammenhängenden Geschichte gegeben. Da sie alle nur erdichtet sind; so habe ich besonders in Ansehung der Titulaturen nicht nöthig gehabt, sorgsam zu seyn. Es ist meine Absicht nicht gewesen, meinen Lesern durch diese Sammlung Formulare in die Hände zu geben, die sie bey andern Gelegenheiten brauchen könnten. Ich wollte es wohl wünschen, daß man in der Welt schriebe, wie man dächte; auf diesen Fall würde meine Sammlung ungemein praktisch seyn, und ich würde vor andern Briefstellern unendliche Vorzüge erlangen. Weil man aber in der Welt gemeiniglich anders schreibt, als man denkt; so will ich zufrieden seyn, wenn man durch meine Bemühung, und durch mein gegebnes Beyspiel

nur

nur so viel lernt, wie man einen Brief verstehen soll, in welchem der Verfasser anders gedacht hat, als er schreibt.

Das zu Ende stehende Verzeichniß der in dieser Sammlung befindlichen Briefe wird die ganze Einrichtung des Werks, und meine Absichten näher entdecken.

Von der Behutsamkeit, die ich gebraucht habe, auch in diesem Theile meiner Schriften weder den Wohlstand zu verletzen, noch jemanden persönlich zu beleidigen, will ich weiter nichts sagen. Die gerechteste Sache wird verdächtig, wenn man sie zu oft und zu mühsam entschuldigt. Zugleich würde ich meine Leser beleidigen, wenn ich an ihrer Billigkeit und Einsicht bey aller Gelegenheit zweifeln wollte. Das einzige, was ich hierbey thun kann, ist dieses, daß ich denen, welche mich und meine Schriften noch nicht kennen, das Glaubensbekenntniß meiner Satyre empfehle, welches ich in der Vorrede zum ersten Theile meiner Schriften abgelegt habe *).

Leipziger Ostermarkt,
1752.

G. W. R.

(* S. Erster Th. S. 105. u. f.

Die Klagen wegen der Kinderzucht sind so alt, und »so allgemein, daß ich nicht Willens bin, mich »gar zu lange dabey aufzuhalten. Diejenigen, welche »Kinder haben, beschweren sich mit der größten Bitter»keit, daß es so viel Mühe koste, Jemanden zu finden, »der den Willen und das Geschick habe, die Kinder red»lich zu unterweisen, und vernünftig anzuführen. Eben »so unzufrieden und mißvergnügt sind auf der andern »Seite diejenigen, welche sich, unter dem Titel der Hof»meister und Informatoren, der Unterweisung der Kin»der in Familien unterziehen. Denn von dieser Art der »Kinderzucht rede ich itzt; die Fehler der öffentlichen »Schulen verdienen eine besondre Betrachtung. Ich »glaube, man hat auf beyden Seiten Ursache, sich zu »beschweren, und gemeiniglich sind beyde Schuld »daran.

»Aeltern, welche die Pflichten der Aeltern nicht »verstehen, und wie viele verstehen sie nicht? Aeltern, »welche in ihrer Jugend selbst keine Erziehung gehabt, »und nicht verlangen, daß ihre Kinder vernünftiger wer»den, als sie sind, die vielmehr nur darauf sehen, daß »sie mit einer sorgfältigen Ersparung alles Aufwands »dieselben heranziehen mögen; solche Aeltern verdienen »das Glück kaum, einen geschickten Mann in ihr Haus

»zu bekommen, welcher es getreuer und redlicher mit »ihren Kindern meynt, als sie es selbst mit ihnen mey»nen.

»Kinder, und besonders Kinder vornehmer Ael»tern, zu ziehen, ist die wichtigste, aber auch die schwerste »Arbeit, die man sich vorstellen kann. Wird sich wohl »ein Mann, der Gelehrsamkeit, Geschmack, und gute »Sitten besitzt, so leicht entschließen können, ein Amt »über sich zu nehmen, bey dem so wenig Vortheil, und »oft noch weniger Ehre, allemal aber viel Verdruß und »Arbeit ist?

»Ein Vater, welcher niemals gewohnt ist, ver»nünftig zu denken, ist auch nicht im Stande, sich ver»nünftige Vorstellungen von der Verbindlichkeit zu ma»chen, die er einem Manne schuldig ist, der das schwere »Amt der Erziehung mit ihm theilt. Er sieht diesen »Mann als einen seiner Bedienten, und wenn er recht »artig denkt, als den Vornehmsten seiner Bedienten an. »Er wird ihm nicht mehr Achtung erweisen, als er einem »seiner Bedienten erweist; und kann er alsdann wohl »verlangen, daß seine Kinder diesen ihren Hofmeister »mehr ehren sollen? Wie viel unglückliche Folgen flie»ßen aus dieser einzigen Quelle, wenn die Kinder sich durch »das Beyspiel der Aeltern berechtigt halten, denjenigen »zu verachten, der ihr Führer und Lehrer seyn soll!

»Die Besoldung, oder, wie es in vielen vornehmen Häusern genannt wird, der Lohn, den man dem »Hofmeister giebt, ist so kümmerlich und geringe, daß »kein rechtschaffner Mann unmöglich Muth genug behal»ten kann, sein sklavisches Amt mit dem Eifer und der »Munterkeit zu verwalten, die bey dieser Verrichtung so »nöthig sind.

»Und

ſtand, damit der Hofmeiſter ſein Geld ja nicht mit
ſiggehen verdiene, ſo ſind viele ſo ſinnreich, daß
on ihm alle Wiſſenſchaften, und über die Wiſſen-
ften alle mögliche Handdienſte fodern, und es gern
ti, wenn er Hofmeiſter, und Perükenmacher, und
svoigt, und Kornſchreiber zugleich wäre.

»Können dergleichen unbillige Aeltern ſich es wohl
erzeihen laſſen, wenn ihre Kinder ſchlecht und nie-
rächtig erzogen werden, da ſie mit demjenigen, der
rziehen ſoll, ſo niederträchtig und eigennützig ver-
ren?

»Da ich dieſes ſage, ſo weis ich, daß ich alle dieje-
n auf meiner Seite habe, denen in adelichen Häu-
i und andern Familien die Erziehung und Unterwei-
g der Jugend anvertraut iſt. Sie werden ſo billig
i, und mir in demjenigen auch Beyfall geben, was
ihr anführen will.

»Sie geben den Aeltern eben ſo oft, und noch öfter,
legenheit, unzufrieden mit ihnen zu ſeyn.

»Viele ſind vermögend genug, dieſes Amt auf ſich
nehmen, und die unerzogene Jugend in Wiſſen-
ſchaften und guten Sitten zu unterweiſen, welche bey
rer tiefen Unwiſſenheit, eine ſo ſchlechte Aufführung
en, daß ſie ſelbſt noch verdienten, unter der Hand
es Zuchtmeiſters zu ſtehen. Die Sorgfalt, welche
n wegen des äuſſerlichen Wohlſtandes auch in den
nſten Umſtänden beobachten muß, iſt ihnen auf nie-
n und hohen Schulen ſo gleichgültig, und wohl oft
ächerlich geweſen, daß ſie es für brav gehalten ha-
, ungezogen zu ſeyn. Nun kommen ſie in ein
us, wo rechtſchaffne Aeltern eben ſo ſorgfältig ver-
gen, daß ihre Kinder wohlgeſittet erzogen, als daß
in Wiſſenſchaften unterrichtet werden mögen. Die

empfind-

»empfindlich muß es ihnen ſeyn, wenn ſie dieſem ſich »ſelbſt gelaſſenen Hofmeiſter ihre Kinder zur Aufſicht »anvertrauen ſollen, welcher gar leicht ihrer Jugend »ungeachtet, das Unanſtändige an ihrem Lehrer wahrneh»men müſſen, da ſie dergleichen weder bey ihren Aeltern »noch bey ihren Bedienten, zu ſehen gewohnt ſind. Die »Bedienten ſelbſt finden ihn lächerlich, und er wird es »endlich dem ganzen Hauſe, da er ſich ſo wenig Mühe »giebt, ſeine Fehler zu verbergen, oder zu ändern. Und »dennoch wird eben dieſer ungeſittete Menſch die bitter»ſten Klagen führen, daß man ihm in dieſem Hauſe nicht »mit der Achtung und Ehrerbietung begegne, die er im »Namen ſeines Amts fodert.

»Es iſt ein Unglück, daß gemeiniglich nur diejeni»gen ſich dieſer Lebensart widmen, welchen die Armuth »ihrer Aeltern, und ihre niedrige Geburt die Hoffnung »benimmt, ihre Abſichten auf etwas höheres, als auf »die Erlangung einer Dorfpfarre, zu richten. Es ge»ſchieht alsdann gar zu leicht, daß ihre Aufführung ent»weder zu ſchüchtern und kleinmüthig iſt, weil ſie ge»wohnt ſind, einſam und im Dunkeln zu leben; oder »ſie iſt zu trotzig und zu ſtolz, weil ſie zu wenig Gelegen»heit gehabt haben, ſich und die Welt kennen zu lernen. »Beydes ſind Folgen, welche ihnen bey der Unterweiſung »der Jugend nachtheilig ſind. Kömmt endlich dieſes »noch dazu, daß ihre Abſichten allzueigennützig ſind, daß »ſie die Beförderung in ein Amt je eher je lieber zu er»langen wünſchen, es geſchehe auch, wie es wolle; ſo »wird ihnen die übernommene Arbeit deſto verdrüßlicher, »und die geringſte Verzögerung ihrer Hoffnung unaus»ſtehlich fallen.

»Aber darum getraue ich mir noch nicht zu behaup»ten, daß ein Menſch deswegen, weil er nicht von

»armen

»armen Aeltern, und nicht von niedriger Geburt her»ſtammt, weil er vielleicht höhere Abſichten ſeines künf»tigen Glücks hat, als eine mittelmäßige Beförderung, »weil er nicht einſam und im Dunkeln, ſondern vor »den Augen der Welt erzogen worden, daß, ſage ich, »ein ſolcher Menſch ſtets geſchickt ſey, die Jugend zu un»terrichten, und vernünftig zu erziehen. Nein, dieſes »getraue ich mir nicht zu behaupten; die Erfahrung »würde mir widerſprechen. Man bemerkt es nur gar »zu oft, daß diejenigen am meiſten ungeſittet ſind, welche »die beſte Gelegenheit gehabt haben, wohl erzogen zu »werden.

»Ich kann mir kein lebhafter Vergnügen vorſtel»len, als wenn vernünftige Aeltern, die keine Mühe und »Koſten ſparen, ihren Kindern eine anſtändige Erziehung »zu verſchaffen, einen Mann finden, der bey einer ge»ſitteten Aufführung ein redliches Herz und die Geſchick»lichkeit beſitzt, ſeinem Amte vollkommen vorzuſtehen; »wenn ſie die Früchte ſeiner redlichen Bemühungen von »Zeit zu Zeit wahrnehmen; und wenn ſie alsdann eine »Gelegenheit erlangen, das Glück dieſes rechtſchaffenen »Mannes auf eine vollkommene Art zu befeſtigen.

»Ich will hier mit einer Anmerkung ſchließen, die »ich aus einem lateiniſchen Buche entlehne, und zwar »aus einem Buche, das viele von denen Herren nicht »geleſen haben, welche doch glauben, daß ſie gelehrt, ge»ſchickt, und beredt genug ſind, die Jugend, und künf»tig eine ganze Gemeine zu unterweiſen. Es faſſet dieſe »Stelle ein unvergleichliches Recept in ſich, wie man »bey der Wahl eines Informators und Hofmeiſters ver»fahren ſoll. Wer Kinder hat, und dieſe Stelle, darum, »weil ſie lateiniſch iſt, nicht verſteht, der laſſe ſich ſolche »von ſeinem Informator verdeutſchen, und gebe ihm da-

»bey genau auf die Augen Acht, ob er ſich im Geſichte »verwandele. Iſt er gelehrt, und geſchickt, und wohlge»ſittet; ſo wird er dieſe Stelle ſehr billig finden. Iſt »er alles dieſes nicht; ſo wird er es ſehr übel nehmen, daß »man ihm die Erklärung einer ſo pedantiſchen Aufgabe, »die ſich auf unſere Zeiten gar nicht mehr ſchickt, zumuthen »können. Aber vielleicht verſteht er zu ſeiner innerlichen »Beruhigung ſo viel Latein nicht, als nöthig iſt, ſie deutſch »zu erklären. Hier iſt die ganze Stelle:

„De paedagogis hoc amplius, vt aut ſint eru„diti plane, quam primam eſſe curam velim, aut, „ſe non eſſe eruditos, ſciant. Nihil enim peius „eſt iis, qui paulum aliquid vltra primas literas „progreſſi, falſam ſibi ſcientiae perſuaſionem in„duerunt. Nam et cedere praecipiendi periris „indignantur, et, velut iure quodam poteſtatis, „quo fere hoc hominum genus intumeſcit, im„perioſe atque interim ſaeuientes, ſtultitiam „ſuam perdocent. Nec minus error eorum nocet „moribus.

QVINTILIANVS.

»Damit ich nicht das geringſte verabſäume, mei»nen Satz deutlich und begreiflich zu machen; ſo will ich »ein Paar Briefe einrücken, welche dasjenige näher be»weiſen werden, was ich hier vielleicht ein wenig zu ernſt»haft voraus erinnert habe.«

Hochzuehrender Herr Profeſſor,

Meine Jungen wachſen heran, und es iſt nun Zeit, daß ich ihnen einen geſcheiden Hofmeiſter halte. Bisher habe

habe ich den Schulmeister lassen zu ihnen gehen; aber er kann sie nicht mehr bändigen. Ich weis, in welchem Ansehen Sie in Leipzig stehen, und daß Ihr Vorzimmer beständig von solchen krummgebückten Kreaturen voll ist, welche Hofmeisterstellen oder Informationes suchen. Lesen Sie mir einen hübschen gesunden Kerl aus. Sie wissen es selbst, daß bey mir weder Menschen noch Vieh Noth leiden. Fritze, der älteste, ist ein durchtriebner Schelm. Er hat einen offenen Kopf, und ist auf die Mägde, wie ein kleiner Teufel; ich darf es den Buben nicht merken lassen, daß ich ihn lieb habe; der leichtfertige Schelm! Er ist noch nicht vierzehn Jahr alt, und hat in humanioris gar feine principio. Ferdinand ist meiner Frau ihr Junge. Er ist immer kränklich, und das geringste Aergerniß kann ihm schaden. Das gute Kind will mit lauter Liebe gezogen seyn, und meine Frau hat schon zween Bediente weggejagt, die ihm unfreundlich begegnet haben. Das älteste Mädchen ist zwölf Jahre. Sie soll noch ein bißchen Catechissen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann geben, der mag sehen, wie er mit ihr zurechte kömmt. Mit dem kleinen Mädchen hat der Hofmeister gar nichts zu thun, die behält die Mamsel bey sich. Sehn Sie nun, Herr Professor, das ist die Arbeit alle. Ich werde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie mir einen hübschen Menschen vorschlagen. Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein versteht, sich in Wäsche und Kleidung reinlich und sauber hält, Französisch und Italiänisch sprechen kann, eine schöne Hand schreibt, die Mathematik versteht, Verse macht, so viel man fürs Haus braucht, tanzen, fechten und reiten kann, und, wo möglich, ein wenig zeichnet. In der Historie muß er auch gut beschlagen seyn, vor allen Dingen aber in der Wa-

penkunst. Ist er schon auf Reisen gewesen, desto besser. Aber er muß sich gefallen lassen, bey mir auf meinem Gute zu bleiben, und sich wenigstens auf sechs Jahre bey mir zu vermiethen. Dafür soll er bey meinen Kindern auf der Stube freye Wohnung haben, mit dem Kammerdiener essen, und jährlich funfzig Gulden bekommen. Zum heiligen Christe und zur Messe gebe ich nichts; dergleichen Betteleyen kann ich nicht leiden. Sind die sechs Jahre um; so kann er in Gottes Namen hingehen, wohin er will. Ich will ihn sodann an seinem Glücke nicht hindern. Mich dünkt, die Vorschläge sind ganz billig. Hat der Mensch Lust zur Wirthschaft, so kann er meinem Verwalter mit an die Hand gehen. Es wird sein Schade nicht seyn, denn er weis doch nicht, wozu ers einmal brauchen kann. Ich werde für Ihre Bemühung erkenntlich seyn, und bin,

Hochzuehrender Herr Professor,

Ihr

dienstbereitwilligster

***

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz gnädigst mir ertheiltem Befehle unterthänigst nachzuleben, habe ich mir Mühe gegeben, alle

die-

diejenigen Subiecta quouis modo zu ſondiren, von denen ich geglaubt, daß ſie der hohen Gnade nicht ganz unwürdig wären, welche Ew. Hochwohlgebohrne Excellenz, als ein wahrer Mäcenat, und Beſchützer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, ſo großmüthig zu offeriren geruht haben. Es fehlt nicht an Leuten, welche Conditiones ſuchen; aber es iſt zu beklagen, daß heut zu Tage junge Leute zu zeitig vornehm ſeyn, und ſich nicht gefallen laſſen wollen, durch einen kleinen Anfang den gewiſſen Grund zu ihrem größern Glücke zu legen. Die wenigen Wiſſenſchaften, ſo ſie etwa beſitzen, machen ſie ſo ſtolz, daß ſie unverſchämt genug ſind, für ihre kleinen Bemühungen, die doch in weiter nichts beſtehen, als Kinder zu informiren, ſo viel zu fodern, daß man dafür gar reichlich drey Bediente in Livrey halten könnte. Ich habe einen jungen Menſchen bey mir gehabt, welcher in der That alle diejenigen Fähigkeiten beſitzt, ſo Ew. Excellenz bey einem Hofmeiſter für Dero junge gnädige Herrſchaft verlangen. Ueber dieſes iſt er von einem geſetzten Weſen, tugendhaft, und ſogar, welches Ew. Excellenz nicht ungnädig vermerken werden, fromm und chriſtlich. Es wird keiner, ſo wie dieſer, vermögend ſeyn, Dero junge Herren zu wackern Männern fürs Vaterland, und zur Ehre Dero hohen Hauſes zu erziehen. Aber was hilft das? Seine Foderungen ſind ungeheuer, und Ew. Excellenz ſind viel zu einſehend, als daß Sie wider die Gewohnheit Dero hoher Ahnherren ſo vieles Geld wegwerfen, und dennoch nichts weiter dadurch erlangen ſollten, als rechtſchaffene Kinder. Wollen Sich Dieſelben eine Luſt machen, ſo geruhen Sie gnädig, deſſen eigenhändigen Aufſatz ſeiner lächerlichen Prätenſion in der copeylichen Anfuge ſub A. zu leſen. Mit einem Worte, ein ſo theurer Hofmeiſter iſt für Ew. Excellenz keine

Sache. Es sind noch einige andere bey mir gewesen, welche sichs für eine große Gnade halten, als Hofmeister in Ew. Excellenz Dienste zu treten. Sie verstehn freylich das wenigste von dem, was Dieselben verlangen; und ich kann nicht läugnen, daß bey den meisten die Aufführung nicht die beste ist. Inzwischen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß sie Leute sind, welche mit sich handeln lassen, und die Ew. Excellenz gewiß nicht übertheuern werden. Mehrere Nachricht davon werden Sie in der Beylage sub B von ihnen finden. Ew. Excellenz gnädigsten Disposition dieserhalb bin in Unterthänigkeit ich erwartend. Mein Rath hierbey wäre, sonder alles anziemende Maaßgeben, ich ließe diese Candidaten alle auf einmal zu mir kommen, und sie auf die Hofmeisterstelle licitiren. Demjenigen, welcher am wenigsten für seine Bemühung haben wollte, könnte ich sodann gedachte Hofmeisterstelle zuschlagen. Doch überlasse alles zu Dero erleuchtem Ermessen ich lediglich, und verharre mit der tiefsten Devotion,

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,
Ew. Excellenz
unterthänig gehorsamster Diener,
***

N. S.

Wollten Ew. Excellenz die hohe Gnade haben, und das Stipendium, so Dieselben zu disponiren haben, meinem ältesten Sohne gnädig conferiren; so würde dieses mit der größten Unterthänigkeit ich Lebenslang veneriren.

A. En-

A.

Endesbenannter glaubt, daß er, ohne unbillig zu ſeyn, für die von Seiner Excellenz geforderten Bemühungen und Dienſte, als Hofmeiſter der jungen Herrſchaft, jährlich folgendes verlangen könne;

1) Für Aufſicht, Unterweiſung im Chriſtenthume, und in der lateiniſchen Sprache, überhaupt . .	50 Thlr.	. .
2) Für die franzöſiſche Information monatlich zwey Thaler, thut auf dreyzehn Monate	26 Thlr.	. .
3) Dergleichen im Italiäniſchen, zwey Thaler	26 Thlr.	. .
4) Als Schreibemeiſter, monatlich einen Thaler, zwölf Groſchen . .	19 Thlr.	12 gl.
5) Für Lektionen im Rechnen, und in der Mathematik, monatlich drey Thaler	39 Thlr.	. .
6) Mit dem Voyſen, bittet er, ihn gnädig zu verſchonen.		
7) Als Tanzmeiſter, monatlich einen Thaler, und will dafür die Woche zwo Stunden geben, . . .	13 Thlr.	. .
8) Als Fechtmeiſter, täglich eine Stunde, zwey Thaler, zwölf Groſchen	52 Thlr.	12 gl.

9) Als Bereiter, auch täglich eine Stunde, vier Thaler . . . 52 Thlr. . .

und verspricht er hiebey weder Accidentien zu fodern, noch sonst einigen Aufwand zu veranlassen.

10) Für die Anleitung in der Geschichte, Wapenkunst und dergleichen, wird weiter nichts verlangt, und gehört dieses zum ersten Kapitel.

11) Man hofft, die gnädige Erlaubniß zu erhalten, mit der jungen Herrschaft zu speisen, um Gelegenheit zu haben, derselben auch einige Anweisung in der Kunst zu geben, wie sie mit Anstand essen solle, und sich bey der Tafel vernunftig aufzuführen habe, welches vielen jungen Edelleuten fehlt.

12) Junker Ferdinand muß der Aufsicht und Zucht des Hofmeisters lediglich überlassen bleiben, ohne von der gnädigen Frau beschützt zu werden, welches man zu seinem eignen Besten wünscht.

13) Bey dieser Arbeit wird keine Zeit übrig bleiben, dem Verwalter an die Hand zu gehen, welches durch einen Kornschreiber am besten verrichtet werden kann.

14) Nach Verlauf der sechs Jahre hoffet man gnädige Beförderung.

Obige Kosten betragen zusammen . . 258 Thlr. . .

Es soll weder Treue noch Fleiß gespart werden, die Pflicht eines Hofmeisters nach allem Vermögen redlich zu erfüllen.

Elias Pfaffendorf.

B.

Verzeichniß derer Candidaten, die ſich zur Hofmeiſterſtelle angegeben haben.

1) N. N. Ein junger Menſch, zwey und zwanzig Jahre alt, hat ziemliche Studia. Ich habe ihn aber bey mir zu Tiſche gehabt, und gefunden, daß er zu viel iſſt. Verlangt außer den zwey ordentlichen Mahlzeiten, annoch Frühſtück und Veſperbrodt, und über dieſes täglich drey Kannen Bier. Will funfzig Thaler haben.

2) N. N. Artium Magiſter, vierzig Jahre alt. Scheint ein geſetzter Menſch zu ſeyn. Hat ſchon ſeit zwanzig Jahren als Informator unter adelichen Herrſchaften gedient, aber niemals länger, als ein Jahr, an einem Orte aushalten können. Mag ehedem in ſeinen Wiſſenſchaften nicht unrecht geweſen ſeyn; doch hat er in dieſen zwanzig Jahren alles wieder ausgeſchwitzt. Inzwiſchen weis er immer noch ſo viel, als Ew. Excellenz junge Herrſchaft zu lernen nöthig hat. Bittet ſich über die funfzig Gulden freyes Bier und Tabak aus, ſo viel er braucht. NB. Raucht nur Bremer.

3) N. N. neun und zwanzig Jahre alt, friſch und geſund vom Körper, der Gottesgelahrheit Befliſſener, predigt einen ziemlichen Baß, und beſitzt eine große Stärke in Poſtillen. Will mit funfzig Gulden zufrieden ſeyn, wenn er in ſechs Jahren Subſtitute werden kann.

4) N. N. Hat zehn Jahre lang auf Univerſitäten gelebt, aber noch nicht abſolvirt, da er immer das Unglück gehabt, relegirt zu werden. Ich glaube, er wird in den

sechs Jahren Zeit haben, nachzuholen, was er versäumt hat. Er ist ein lustiger Kopf, und wird sich für Junker Fritzen gut schicken. Bittet flehentlich um Versorgung und Brodt, da er sich mit einem Räthermädchen versprochen hat. Er flicht.

5) N. N. sieben und zwanzig Jahre alt, ist übersichtig, redet lateinisch und griechisch, kann aber kein Deutsch. Desto besser schickt er sich zu einem Informator in ein adeliches Haus. Es ist ewig zu bejammern, daß man itzt anfangen will, nicht allein von Gelehrten, sondern auch von dem Adel zu verlangen, daß sie die sogenannten deutschen witzigen Schriften mit Geschmack lesen, und Deutsch lernen sollen. Als wenn ein Deutscher nöthig hätte, deutsch zu lernen! quae! qualis! quanta! Er verlangt ccIↃↃↃ H. S. sage 2100 Sestertien, thut, nach unserer Münze etwa siebenzig Thaler leicht Geld.

6) N. Seines Handwerks ein Poet, schreibt einen fließenden Vers, alles in Reimen, und ist ein Todfeind von den itzigen schweren strotzenden Gedichten ohne Reime. Dem Himmel sey Dank, daß es noch hin und wieder Leute giebt, die Geschmack haben! Außer der Mythologie, die er trotz zehn andern versteht, hat er nichts gelernt. Er hat itzt ein wichtiges Werk unter der Feder, da er alle Sonn- und Festtagsepisteln in Reime bringt, ohne ein Wort im Grundtexte zu ändern, oder zu versetzen. Wenn er damit fertig ist, will er sich ein wenig auf die Humaniora legen. Corderi Colloquia exponirt er ziemlich. In Wünschen ist er unerschöpflich. Er erbietet sich, ohne Besoldung zu dienen, wenn ihm für eine jede Gratulation von zweyhundert Versen baar vier Groschen gegeben werden, wobey er es jährlich wenigstens

stens auf achtzig Thaler zu bringen gedenkt. Er verlangt alle Weihnachten ein abgesetztes Kleid, es mag so alt seyn, als es wolle. Um ein Paar ganze Hosen wollte ich Ew. Excellenz selbst für den armen Schelm, statt des Handgelds, gebeten haben. NB. Er ist auch witzig, und satyrisch, man möchte sich vor Lachen ausschütten. Ew. Excellenz können tausend Spaß mit ihm haben. Böse wird er nicht leicht, man müßte denn seine Verse tadeln.

7) Da Ew. Excellenz gar wohlbedächtig zu sagen pflegen, daß ein junger Edelmann, der nicht denkt, weit erträglicher sey, als einer, der keinen Hasen hetzen kann; so wollte ich Ihnen wohl N. N. vorschlagen. Er hat wider seinen Willen studiren müssen, weil es sein Vormund schlechterdings verlangt; er hat aber vor allen Wissenschaften so einen Abscheu, und dagegen zu den Jagdhunden eine solche Neigung, daß man seine Mutter, so des herrschaftlichen Verwalters Frau gewesen, nicht ohne Grund im Verdacht gehabt, daß sie mit ihrem gnädigen Herrn vertraut gelebt. Wenigstens hat sie sich an ihm versehen. Gelernt hat er also wenig oder nichts; aber er ist ein ganzer Jäger. Lerchennetze strickt er als ein Meister, und in der ganzen Gegend ist keiner, der den Vogelheerd so geschickt anrichten kann. Er will funfzig Thaler, und alle Fuchsbälge. Fängt auch Hamster.

8) N. N. ist kurz, untersetzt, und im Durchschnitts wenigstens zwey und eine halbe Elle stark, welches er dem fetten Biere zu danken hat. Als er bey mir war, konnte ich nicht erfahren, ob er etwas gelernt hatte, weil er ein wenig taumelte; doch habe ich viele schöne Testimonia von ihm gesehen, die er von Schulen mitgebracht.

bracht. Ich glaube, wenn er als Hofmeister nicht sonderlich zu brauchen ist, so wird er doch alsdann sehr gut seyn, wenn Ew. Excellenz Gäste haben. Denn ob er gleich nur ein schlechter Bürger ist, so saust er doch trotz manchem Kavalier. Er ist mit funfzig Gulden zufrieden, wenn er einen Ducaten für jeden Rausch bekömmt, den er sich trinkt, so oft er die Honneurs vom Hause macht.

9) N. N. ein guter stiller ehrlicher Mensch. Ich habe ihn zwo Stunden bey mir gehabt; aber auf alle meine Fragen keine Antwort erhalten können, als: »O ja! »Hochedler Patron!« Ich glaube, daß er grundgelehrt ist, weil er gar keine Conduite hat. Ew. Excellenz werden mit ihm anfangen können, was Sie wollen, und er wird sich alles gefallen lassen. Ich fragte, was er zur Besoldung haben wollte; aber er bückte sich sehr tief, und sagte: »Wie Sie befehlen! Hochedler Patron!« NB. Trägt keine Manschetten.

10) N. N. Ein süßes artiges Herrchen. Ist geputzt, wie eine Puppe, und denkt auch so. Hat vier Jahre in Leipzig studirt, und in vier Jahren keinen Hut auf den Kopf gebracht. Hat sich, wie er sagt, vornehmlich nur auf galante Studien gelegt. Erbietet sich, die junge Herrschaft zu frisiren. Macht Dintenflecke aus der Wäsche, bohnt Schränke, und kann allerhand artige Figuren in Papier ausschneiden. Als ich von ihm wissen wollte, wie viel er an Besoldung verlangte, so machte er einen Rückpas, und sagte ganz klar: »Sie »benzig Thaler, zu dienen, Ihre Hochedlen!« Er gefällt meiner Frau.

11) Wenn Ew. Excellenz einen Menschen haben wollen, der im Lateinischen, Französischen, Italiänischen,

ſchen, und der Hiſtorie, im Tanzen, Reiten und Fechten, und in allen möglichen Wiſſenſchaften Unterweiſung geben ſoll, ſo ſchlage ich Ihnen N. N. vor. Er verſteht zwar von allen dieſen nichts; er iſt aber meiner Schweſter Sohn, und kömmt alle Wochen wenigſtens zweymal zu mir, mich mit vieler Demuth ſeiner Devotion zu verſichern, um deswillen möchte ich ihm gern geholfen wiſſen. Ich habe ihn zeither, mit gutem Erfolge, jungen Leuten zur Privatinformation vorgeſchlagen, welche ſo billig geweſen ſind, ihn monatlich, in Anſehung meiner, zu bezahlen, ohne ſeine Stunden abzuwarten. Er repetirt mit ihnen meine juriſtiſchen Collegia, ungeachtet er ein Theologus iſt. Achtzig Thaler Beſoldung dürften wohl nicht zu viel ſeyn; denn er iſt mein Vetter.

Der Schleifwege zum geiſtlichen Schafſtalle ſind
»viel, daß jemand dieſer Gegend ſehr kundig ſ
»muß, wenn er es unternehmen will, ſie alle, oder
»nur die meiſten davon zu beſchreiben. Eines der ſic
»ſten und gewöhnlichſten Mittel iſt dieſes, wenn ſich
»Candidat durch das Kammermädchen dem Herrn
»ſtellen läßt. Ich glaube nicht, daß jemand ſo a
»gläubiſch ſeyn, und hierbey etwas Bedenkliches fin
»wird. Wider das Recht der Natur läuft es wenigſt
»nicht, und die Kirchengeſchichte unſrer Zeit rechtfer
»den Gebrauch. Die Gelegenheit und der Raum
»ſtatten mir nicht, weitläuftig zu ſeyn; außerdem n
»de ich mir Mühe geben, zu beweiſen, daß die Vocat
»in der Hand eines ſolchen Frauenzimmers einen dop
»ten Werth erhalte. Ein Mann, der Muth genug
»dieſen Schritt zu wagen; den weder Exempel noch A
»munft abhalten können, ſich mit einer Perſon auf e
»zu verbinden, welche zwar nicht allemal, doch ſehr
»von einer problematiſchen Tugend iſt, und gewiß n
»vergeſſen wird, bey der geringſten Gelegenheit ihm
»zuſagen, daß er durch ſie Schutz und Amt gefunden
»ein ſolcher Mann ohne Gefühl wird gewiß auch in ſei
»Amte ſtandhaft, und immer unempfindlich bleiben;
»die größten Verfolgungen, die über ſein Amt ergel
»

werden ihn nicht niederbeugen, da er weit gröſsere in seinem Hause zu erdulden gewohnt ist.

„Diese Betrachtungen bewegen mich, jungen Leuten wohlmeynend zu rathen, daſs sie so bald, als es möglich ist, dergleichen Bekanntschaften suchen, um sich ihrem Glücke zu nähern. Ich will es beiden Theilen leicht machen, und für beide ein Formular liefern, wie man sein Herz in dergleichen Fällen ausschütten müsse.“

An ein Kammermädchen.

Mademoiselle,

Da ich weis, wie viel Sie zu gewissen Stunden über den gnädigen Herrn vermögen, so glaube ich, daſs ich mein Glück in keine bessern Hände, als in die Ihrigen, empfehlen kann. Ich wünsche nur, an die Stelle des vorigen Informators zu kommen; und dieſes durch Ihren Vorspruch. Sie werden keine Ursache finden, es zu bereuen, da ich mir vorgesetzt habe, die Hochachtung mit Ihnen zu theilen, welche ich sonst der gnädigen Herrschaft ganz schuldig bin, und da ich mich von meinem Vorfahren wenigstens dadurch unterscheiden werde, daſs ich weder zu mürrisch, noch zu pedantisch bin, Ihnen bey müſsigen Stunden auf vielerley Art zu sagen, daſs ich sey,

Mademoiselle,

der Ihrige.

***

N. G.

M. S.

Ich bin Magiſter, drey Ellen drey Zoll lang, ſechs und zwanzig Jahre alt, habe, wie man mir ſagt, einen feinen Fuß, und bin ſehr geneigt, zu ſeiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Antwort.

Mein Herr Magiſter,

Ich habe mit ihm geredet, mit dem gnädigen Herrn. Er ſagte, * * * nein, gewiß nein, ich kanns Ihnen nicht ſagen, was er ſagte; erſt ſagte er gar nichts, aber hernach * * * * ich werde ganz roth, er kriegte mich beym Kinne, und ſagte, wie er immer ganz ſpaßhaft iſt: »Hey »kleine Hure, willſt du dir den Informator * * *« ich kanns bey meiner Ehre nicht rausſagen; er fragte mich, ob ich Sie kennte? »Bey meiner Frau Muhme habe »ich ihn geſtern geſehen,« ſagte ich, und da ſagte ich weiter nichts. Mit einem Worte, mein Herr Magiſter, es iſt ſo gut, als richtig. Die gnädige Frau möchte des Teufels werden; aber es hilft nichts. Der Vorreiter hat ihr des Schulmeiſters älteſten Sohn vorgeſchlagen, und ſie hat es auch dem Vorreiter verſprochen. Nein, da wird nichts draus. Herr Jemine! das fehlte uns noch, ſo einen rothköpfigen Informator; den ſollten wir noch ins Haus kriegen? Machen Sie ſich immer fertig. Sobald der gnädige Herr wieder einen Anfall von der Kolik kriegt, will ich ihn noch einmal daran erinnern.

Er

Er ist ein gar zu lieber Herr! Wenn Sie zu uns kommen, das will ich Ihnen nur sagen, daß Sie sich aus der gnädigen Frau gar nichts zu machen haben. Sie hat noch ein Mensche bey sich, das Maulaffengesichte möchte auch gern Kammermädchen heißen. Der vorige Informator sagte immer, sie hätte schöne weiße Zähne; ich denke, der Balg wird ihm wohl nachziehen, wenn er weg ist. Aber, ich weis nun nicht, was sie thun wird, wenn sie nun, ich setze nun den Fall, sie bliebe noch da, da nehmen Sie sich ja vor ihr in Acht, es ist ein böses gefährliches Thier, sie hat ein meschantes Maul. Gott bewahre einen jeden Christen vor ihr! der Nickel! Nun, wie gesagt, machen Sie Ihre Sachen fertig, daß Sie auf Weihnachten anziehen können. Ich bin Ihre Dienerinn.

N. S.

Wie Gott will! Ich bin immer noch ein und zwanzig Jahr alt. Unser alter Pfarrer wird doch nicht ewig leben. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Ihre Dienerinn. Für das schöne Band danke ich; es ist auch ein gar zu niedliches Bändchen. Leipzig bleibt wohl Leipzig.

»Wem etwa diese Art, seine Absichten zu erklären, »zu dreist, und nicht fein genug vorkommt, den will »ich durch den kleinen Roman befriedigen, welcher in »den nachfolgenden sechs Briefen erzählt wird. Hat je»mand von meinen Lesern Zeit und Lust, sich selbst im »Briefschreiben zu üben, der wird wohl thun, wenn er »den zweyten Theil dazu verfertigt, und die Neubegierde »seiner Freunde befriediget, welche vielleicht gern möch»ten wissen wollen, ob der Candidat die Pfarre wirk-

»lich angenommen; ob ſeine, und der jungen Wittwe »Wünſche erfüllt worden: und ob der Kirchenpatron »noch oft nöthig gehabt, ſie über ihren ſeligen Mann zu »tröſten.«

Schreiben

einer Prieſterwittwe an den Candidaten.

Hochgeehrter Herr Magiſter,

Es hat der gnädige Herr mir befohlen, Ihnen inliegenden Brief zu überſenden. Er betrifft Ihre Beförderung an die Stelle meines ſeligen Mannes. Sollte die Sache zur Richtigkeit kommen, ſo wünſche ich Ihnen im voraus Glück, und beſonders dieſes, daß Sie des Amts länger genießen mögen, als mein ſeliger Herr, welcher es nur vier Jahr lang verwaltet hat, und deſſen Tod mir deſto ſchmerzhafter fällt, da er mich nach einem dreyjährigen Eheſtande, in meinem zwey und zwanzigſten Jahre, als eine unglückliche Wittwe verlaſſen hat. Das Amt iſt ſehr mühſam wegen der ſtarken Wirthſchaft, die damit verknüpft iſt, und die ohne großen Schaden nicht verpachtet werden kann. Das Inventarium beträgt wenigſtens ſiebenhundert Thaler, und mein ſeliger Herr würde ſich dadurch unfehlbar ruinirt haben, wenn er nicht mit einem Theile meines Vermögens ſolches beſtreiten, und die Wittwe des Vorfahren befriedigen können, welche ſolches allemal auf einem Brete ausgezahlt bekommen muß. Sollten Sie veranlaßt werden,

eine

eine Gaſtpredigt zu thun, ſo ſteht Ihnen mein Haus und Tiſch zu Dienſten, wenn es Ihnen gefiele, bey mir abzutreten. Fänden ſich noch einige Schwierigkeiten wegen Ihrer Beförderung, ſo haben Sie das Vertrauen zu mir, daß ich Ihnen nach Vermögen, und mit gutem Erfolge dienen werde, da ich ſeit vielen Jahren mich der Gnade unſers Kirchenpatrons rühmen kann. Ich erwarte baldige Antwort, und bin

Meines Hochgeehrten Herrn

ehrendienſtwillige,
N. Wittwe.

N. S.

Ich habe von meinem ſeligen Herrn, tröſte ihn Gott, ein einziges Kind, und das arme Würmchen iſt immer kränklich, daß es wohl nicht lange leben dürfte. Was für Herzleid muß ich nicht bey allem meinem Gelde als eine unglückliche Wittwe im zwey und zwanzigſten Jahre erleben! Antworten Sie ja bald.

Mein Herr,

Der Herr Stiftsrath hat mir ſo viel Gutes von Ihnen zu rühmen gewußt, daß ich glaube, keine beſſere Wahl treffen zu können, als wenn ich Ihnen die durch den Tod meines Pfarrers erledigte Stelle anbiete. Das Amt iſt eines der austräglichſten; doch muß ich Ihnen auch dieſes ſagen, daß die meiſten Einkünfte in der Wirthſchaft

bestehen. Es wird nöthig seyn, daß Sie wenigstens tausend Thaler in Händen haben, um das Inventarium anzuschaffen. Könnten Sie sich mit der Wittwe verstehen, daß sie Ihnen das gegenwärtige Inventarium für ein billiges überließe, so wären einige hundert Thaler zu ersparen. Sie ist ein billiges Weib, und ich habe sie allemal als eine gute Frau gefunden. Noch eins will ich Ihnen rathen. Wenn die Sache zur Richtigkeit kömmt, so sehn Sie sich nach einer guten Wirthinn um, welche auf dem Lande erzogen ist, und die Haushaltung, besonders die hiesige Landesart, wohl versteht; denn darauf kömmt viel an, sonst sind Sie gleich im ersten Jahre ruinirt. Ich überlasse alles Ihrer Einsicht, denn ich bin keiner von denen, welche die Vocationes mit solchen Bedingungen übergeben, die eigennützig sind, oder dem Candidaten zur Last fallen können. Melden Sie mir Ihre Entschließung, und ob Sie eine Gastpredigt thun können. Da ich als Officier wenig auf meinem Gute, und unverheurathet bin, auch keine eigne Wirthschaft habe, und auf dem Schlosse bauen lasse; so will ich Ordre stellen, daß Sie in der Pfarre abtreten können, wenn Sie die Gastpredigt thun. Die Wittwe wird Ihnen alle Höflichkeit erweisen. Schreiben Sie mir, so bald Sie können. Mein Reitknecht soll die Antwort bey der Wittwe abholen. Leben Sie wohl!

N. S.

Sie sind doch nicht schon mit einem Mädchen versprochen?

Gnä-

Gnädiger Herr,

Ich sehe das Anerbieten Ew. Gnaden, die Austräglichkeit des Amts, eine junge Wittwe, mit einem einzigen, und noch dazu kränklichen Kinde, ihr Vermögen, und eine ganz eingerichtete Wirthschaft, billig als einen göttlichen Beruf an. Geschieht es mit Dero gnädigen Erlaubniß, so will ich auf künftigen Sonntag die Gastpredigt thun, und sodann weitern Befehl von Ihnen erwarten. Ich werde mich bey meinem Amte so bezeigen, daß Ew. Gnaden mit der getroffnen Wahl zufrieden seyn sollen; zu Dero gnädigsten Protection empfehle mich gehorsamst, und bin ꝛc. ꝛc.

Hochgeehrte Frau,

Ich habe nicht einen Augenblick nöthig gehabt, mich über das mir angetragne Amt zu besinnen. Ich folge dem mir gegebenen Winke mit Freuden, und verlasse mich auf Dero Vorspruch bey dem gnädigen Herrn. Da ich auf diese Art Ihnen lediglich mein ganzes Glück zu danken habe, so werde ich mich weiter Ihres wohlgemeynten Raths bedienen; und weil ich mich wegen der starken Wirthschaft nothwendig bald verheurathen muß; so werde ich keine Frau, als von Ihrer Hand, annehmen. Ich weis, daß Sie bey Ihrer guten Einsicht nach meinem Wunsche wählen, und mich auch auf diese Art glücklich machen werden. Künftigen Sonntag, so Gott will, ein mehrers. Ich werde alsdann meine Gastpredigt thun, und Gelegenheit haben, Ihnen ausführlicher die

Versicherung zu thun, daß ich mit wahrer Hochachtung sey ꝛc. ꝛc.

Gnädiger Herr,

Ew. Hochwohlgebohrnen Gnaden übersende durch den alten Hanns die Antwort des Herrn Magisters, welche, wie ich aus dem Briefe an mich urtheile, nach Wunsche lauten wird. Ich erkenne mit demüthigem Danke, die Gnade, welche Sie bey dieser Gelegenheit auf eine so vorsichtige Art gegen mich hegen. Nehmen Sie sich einer armen verlassenen Wittwe ferner an, und seyn Sie versichert, daß ich nach meinem wenigen Vermögen nicht unerkenntlich seyn werde. Ich glaube, seit sechs Jahren einiges Recht auf Ihre gnädige Vorsorge erlangt zu haben, und alles, was ich wünsche, ist dieses, daß ich ferner auf Ihrem Gute bleiben, und so oft, als möglich, Sie mündlich überzeugen könne, daß ich unverändert sey,

Gnädiger Herr,

Dero

demüthige Dienerinn,

***

Klei-

Kleiner Narr,

Thust du doch so demüthig und ehrbar, als wenn wir einander erst gestern hätten kennen lernen. Verlaß dich auf mich! Habe ich dich das erstemal mit Ehren unter die Haube gebracht, so will ich dich auch itzt gewiß mit Ehren unter der Haube erhalten. Dein neuer Herr Candidat ist verflucht hitzig. Wer Teufel hat ihn so kirre gemacht? Ich glaube, wenn es nach ihm gienge, so machte er mit dir Hochzeit, ehe er noch die Gastpredigt thäte. Er wird auf den Sonnabend anmarschirt kommen. Neige dich fein tief, und werde hübsch roth, wenn er dir einen demüthigen Buckel macht. Aber, das rathe ich dir, Hannchen, gieb ja wohl auf deine schelmischen Augen Acht. Dein schwarzer Ritter, so hitzig er ist, scheint mir kein solcher ehrfurchtsvoller Pinsel zu seyn, wie der gute selige Mann, dem ich wohl hätte ein längeres Leben wünschen wollen. Laß es gut seyn, wir wollen ihn schon dressiren, wenn wir ihn nur einmal da haben, wo wir ihn haben wollen. Stelle dich ja recht züchtig und fromm; wenn er dein Mann ist, kannst du schon wieder einbringen, was du itzt versäumst. Fromme Wittwen, böse Weiber! nicht wahr? Kann ich Urlaub erhalten, so komme ich auf den Sonntag früh selbst. Da mußt du recht erschrecken, wenn ich komme. »Je! Gnädiger Herr,« mußt du rufen, und dich tief, tief bücken. Thu nur, als wenn du mir die Hand küssen wolltest. Ich werde kein Narr seyn, und es zulassen. Bedaure, daß du nicht im Stande wärest . . daß du dir die hohe Gnade nicht versehen hättest . . daß du, da ich dir das erstemal die Gnade meines Zuspruchs gönnete, so wenig geschickt . . . daß du bey deinen betrübten Umständen . . . (geschwind

fahre nach dem Schnupftuche, und reibe dir die Augen) daß dein seliger Mann . . . (immer besser geweint) daß du als eine unglückliche verlassene Wittwe . . . Siehst du, so mußt du recht bestürzt reden, immer von vorne anfangen, und nichts ausreden. Ich will dir zu rechter Zeit in die Rede fallen. »Meine liebe Frau Ma»gistrinn, (will ich mit einem huldreichen Tone auf dich »herab reden) fassen Sie sich, es ist Gottes Wille, und »Sie sind eine zu gute Christinn, als daß Sie unter »Ihrem Kreuze murren sollten. Tragen Sie es, als »eine vernünftige Frau, in Geduld. Der Himmel, der »Sie auf eine so schmerzliche Art betrübt hat, wird Sie »vielleicht auf andere Art wieder erfreuen. Sie sind »diese fromme Gelassenheit Sich selbst, und Ihrem ar»men Kinde schuldig. Sind Sie bey Ihren glücklichen »Umständen andern, als eine vernünftige Frau, ein »Exempel gewesen, so seyn Sie es auch itzt bey Ihrem »Unglücke. Versichern Sie sich meiner Dienstbereit»willigkeit auf alle nur mögliche Art. Der Herr Can»didat scheint mir ein vernünftiger Mann zu seyn, der »gewiß keiner armen Wittwe Unrecht thun wird. Ich »werde Ihnen die Freundschaft, die ich gegen Ihren se»ligen rechtschaffenen Mann gehabt, (geschwind wieder »ein bischen geweint) gewiß niemals entziehen. Ihre »Tugend und Ihr Unglück verdienen meine ganze Vor»sorge.« Nun fahre mir hurtig nach der Hand, oder nach der Weste, was du am ersten kriegen kannst. Ich werde mich vornehm zurückziehen, und dir die Hand väterlich drücken. Siehst du, Hannchen, das ist ungefähr der Text zu unsrer Komödie. Spiele deine Rolle ja gut. Ich stehe dir für das Uebrige. Je klüger dein künftiger Mann ist, je lieber wollen wir ihn betrügen. Der vorige war, unter uns geredt, ein wenig gar zu

dumm.

dumm. Der Verwalter soll dir Fische und Wildpret geben, so viel du brauchst. Du weißt doch, daß auf dem Schlosse gebaut wird, und kein Zimmer für mich zurechte gemacht ist. Weißt du das nicht? Im Ernste nicht? Freylich wird gebaut. Ich werde den Abend in der Pfarre bleiben müssen. Der Herr Candidat mag oben im Stüdierstübchen schlafen. Ich will mein Plätzchen schon finden. Verstehst du mich? Nun, führe dich fein schlau auf. Es wird schon gehen. Lebe wohl. Es bleibt beym Alten.

N. S.

Zerreiß den Brief ja, der Teufel möchte sein Spiel damit haben.

Ein sehr wichtiger Beweis von der Größe und Stärke »unserer Religion ist gewiß dieser, daß sie auch »an denjenigen Orten gewaltig und fruchtbar ist, wo »die geistlichen Aemter zu ihrer Schande durch die Vor»sorge solcher Männer besetzt werden, welche kaum un»vernünftiger seyn könnten, als sie sind, wenn sie auch »gar keine Religion hätten.

»Ich habe schon sonst Gelegenheit gehabt, meine »Gedanken davon bekannt zu machen *). Damit das »Unsinnige desto besser in die Augen falle, welches die»jenigen begehen, die auf eine so unvorsichtige Art das »wichtige Recht mißbrauchen, welches die Obrigkeit ih»ren vernünftigern Vorfahren gegönnt hat; und damit »das Unanständige denen desto mehr in die Augen falle, »welche, ungeachtet ihrer ungesitteten Lebensart und ho»delhaften Unwissenheit, unverschämt genug sind, die »ewigen Wahrheiten eine Gemeine zu lehren, die ihnen »nicht einmal ihr Vieh zu hüten anvertrauen würde; so »habe ich die Züge in nachstehenden beiden Briefen ziem»lich

*) Im vierten Theile siehe: Antons Pansa von Mancha Abhandlung von dem Sprüchworte: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.

»lich stark und deutlich gemacht, und von einem jeden »dergleichen Charakter einen Strich entlehnt, um meine »Kopey recht verabscheuenswürdig zu machen. Sie »werden darum nicht unwahrscheinlich; ich glaube, daß »fast in einer jeden Diöces wenigstens ein Original seyn »wird.

»Ich habe diesen Eingang etwas ernsthaft abfassen »müssen, weil ich hier mit einer Art Leser zu thun be»komme, unter denen verschiedne sind, welche nebst vie»len andern Sachen, die sie nicht verstehen, auch die»ses nicht wissen, was die Eigenschaft der Satyre und »Ironie erfodere, und daher schon öfters auf den un»glücklichen Einfall gekommen sind, mich in ihrem klei»nen unwissenden Herzen, und wohl öffentlich, zu ver»ketzern, wenn ich von dem Thörichten ihres Standes, »und von den unbilligen Absichten ihrer Beförderer, in »der lachenden Sprache der Satyre geredet habe, um »diejenigen desto verehrungswürdiger zu machen, welche »eine wahre Zierde ihres Amts, und also ganz anders »sind, als sie.«

Lieber Herr Bruder,

Es ist mir recht lieb, daß dein Alter sich abgeführt hat. Das verdammte Schmälen hatte kein Ende. Ich weis nicht, ob die Leute sich einbilden, daß wir ihnen darum Amt und Brodt geben, daß sie uns alle Sonntage die bittersten Wahrheiten vorpredigen, und uns dem Teufel in den Rachen schieben sollen. Für die Bauern ist das gut genug, und wenn ich ein Bauer wäre, so lebte ich vielleicht auch fromm, weil ich sonst nichts zu thun hätte; aber für Männer von Stande, und für uns, die

wir

wir alte Landedelleute ſind, ſieht das andächtige Kopfhängen ſehr albern aus. Wäre es nach deinem alten Murrkopfe gegangen, ſo würdeſt du ein ehrbarer frommer chriſtlicher Bürger, und dem ganzen Adel lächerlich geworden ſeyn. Was meynſt du, Brüderchen, was iſt rühmlicher, über der Poſtille, oder beym Deckelglaſe einzuſchlafen? Laß die Pfaffen für uns beten, wir wollen für ſie ſaufen. Jeder nach ſeinem Berufe! »Aber »auf dieſe Art fahrt ihr dahin, wie das Vieh,« ſagte dein Alter. Gut! Wer weis denn auch, obs wahr iſt. Fahren wir, wie unſere Alten; ſo wollen wir auch leben, wie unſere Alten. Es waren doch beym Henker ganze Leute, die auf ihren alten Adel hielten. Ländlich, ſittlich! Ein rechtſchaffener Deutſcher müßte ſein Vaterland wenig lieben, wenn er deswegen nach Frankreich reiſen wollte, daß er Waſſer trinken lernte. Aber zum Hauptwerke zu kommen! Du brauchſt einen neuen Pfarrer. Ich will dir einen vorſchlagen, das iſt ein ganzer Kerl. Er iſt zehn Jahre als Feldprediger bey meinem Regimente mit herumgelaufen, und er iſt recht, wie ich mir ihn wünſche. Er hat an mich geſchrieben, und gebeten, dir ihn vorzuſchlagen. Da, lies den Brief ſelbſt. Ich verliere ihn ungern. Der iſt recht nach deinem Herzen. Und wenn du gar nicht in die Kirche kämſt, ſo wird er nicht mucken. Gieb ihm alle Wochen ein paarmal zu freſſen, ſo iſt er zahm, wie ein Lamm. Du wirſt deine Freude mit ihm haben. Er ſäuft dich und deine hochadlichen Gäſte alle unter den Tiſch, und wenn er die ſchwarze Kutte ausgezogen hat, ſo flucht er, wie ein Korporal. Nimm ihn, Brüderchen, ich rathe dirs, es wird dich nicht gereuen. Gelernt hat er nichts; aber er predigt dir, der Henker hole mich, ſeinen Stiefel weg, daß es eine Art hat; und der Heuchler ſteht ſo fromm

da,

da, als wenn er von der Kanzel gen Himmel fahren wollte. Meine Kathrine konnte ihn recht gut leiden. Ich glaube gar, der Ketzer gieng mir manchmal ins Gehege! Nun, Brüderchen, wie geſagt, nimm ihn. Seinethalben magſt du leben, wie du willſt. Und wenn du heute zum Teufel fährſt, ſo fährt er morgen nach. Es iſt ein braver Kerl. Grüße mir deine Menſcher. Lebe wohl.

Gnädiger Herr Obriſter,

Es iſt beym Herrn von ** eine austrägliche Pfarre offen, und ich möchte ſie gern haben. Kathrinchen ſagte, Sie wären ein guter Freund von ihm, und könnten mir leicht dazu helfen. Ich bin das wilde Leben überdrüßig, und möchte gern einmal meinen eignen Heerd, und meine eigne Frau haben. Haben Sie die Gnade, und ſorgen Sie für mich. Ich habe gehört, daß der alte Pfarrer mit ſeinem Patrone in großer Feindſchaft gelebt hat; aber die Schuld war ſeine. Ich getraue mir beſſer mit ihm auszukommen. Ich kenne die Herren ſchon. Wenn er mir giebt, was mir gehört; ſo mag er leben, wie er will. Mit Schmälen und Predigen, halten Sie mirs zur Gnade, macht man euch Herren nicht frömmer. Sie ſind zu vornehm, als daß Sie uns zu gefallen fromm und chriſtlich leben ſollten. Und unter uns geſprochen, aus dem beſtändigen Poltern kömmt auch nicht viel heraus. Mit den Jahren ändert ſichs ſo wohl. Es iſt ſchlimm genug, wenn die Herren einmal bey Hofe ſind, und ein Paar Wochen

ehr-

ehrbar thun müssen; sollen wir ihnen auch das Leben sauer machen, wenn sie sich beym Regimente oder auf ihren Gütern aufhalten? Ich kenne die Welt besser. Saufen und Huren ist bey Herren von Ihrer Art und Erziehung außer den Ahnen immer noch das einzige, womit sie sich von uns bürgerlichem Pöbel unterscheiden. Halten Sie mir diesen Scherz zur Gnade; ich rede, wie ichs meyne. Sie kennen mich schon. Mit einem Worte, gnädiger Herr Obrister, schaffen Sie mir die Pfarre, oder ich trinke, meine Seele! nicht ein Glas Wein mehr mit Ihnen. In dieser Hoffnung verharre ich mit aller Hochachtung,

Gnädiger Herr Obrister,

Dero

zum Gebete und unterthänigst zu dienen stets willigster

N. Feldprediger.

»Ich

Ich bin überzeugt, daß dem gemeinen Volke, und be»ſonders dem Landvolke, ein geſchickter und fleißi»ger Schulmeiſter faſt noch unentbehrlicher ſey, als ein »gelehrter und beredter Prediger. Und dennoch iſt man »an vielen Orten bey der Beſetzung dieſes Amtes bey»nahe noch leichtſinniger, und noch weniger beſorgt, als »bey den andern geiſtlichen Aemtern. Ich will mich »nicht dabey aufhalten. Ich will meinen Schulmeiſter »reden laſſen. Noch zur Zeit iſt er nicht befördert; ich »weis aber ein gewiſſes Rittergut, wo ich ihn in Vor»ſchlag bringen will, und ich hoffe gewiß, er wird ſein »Glück daſelbſt machen.«

Hochwürdiger, Hochgelahrter Herr,
Gnädiger Herr Lieutenant,

Unſer Schäfer hat mir erzählt, daß Ihr Schulmeiſter in voriger Woche geſtorben iſt, und daß Sie bemüht ſind, dieſe Stelle, ſo bald möglich, wieder zu beſetzen. Da ich in vorigem Jahre den Lerchenſtrich von Ew. Gnaden gepachtet, und zwey Gulden mehr gegeben habe, als mein Vorfahr; ſo nehme ich mir die Freyheit, Ew. Excellenz dienſtfreundlichſt zu bitten, Sie wollen die hohe

Gnade

Gnade haben, und mich zu Ihrem allerunterthänigsten Schulmeister machen. Meine Stimme ist gut, und ich getraue mir die gröſste Kirche zu füllen. Die Orgel schlage ich frisch, und in Fugen bin ich stark. Ich habe das Unglück gehabt, dreymal abgesetzt zu werden; aber meine Feinde sind Schuld daran, und vielleicht wäre es das letztemal auch nicht geschehen, wenn ich dem Superintendenten zu rechter Zeit einen gemästeten Truthahn geschickt hätte. Das erstemal kam es über des Schulzens Frau her. Der Korporal gab mich an; aber er mochte wohl seine Ursachen haben. Es giebt böse Leute, die alles zu Bolzen drehen, und ich war noch nicht verheurathet. Das zweytemal war mein eigner Pfarrer Schuld daran. Ich weigerte mich, ihm den Priesterrock aufs Filial nachzutragen; und deswegen machte er dem Kirchenpatrone weiß, ich sey alle Tage im Branntweine besoffen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß es alle Wochen nur ein Paarmal geschahe, und noch dazu war es im damaligen Winter grimmig kalt. Das drittemal war ich vollends gar unschuldig. Es fiel dem Superintendenten ein, daß ich in seiner Gegenwart catechisiren mußte. Freylich gieng es nicht recht, wie es seyn sollte, und meine Jungen wußten mehr, als ich sie fragen konnte; aber der Catechismus ist auch niemals mein Hauptstudium gewesen, weil ich mich von Jugend an aufs Vogelstellen gelegt habe. Soll man deswegen einen ehrlichen Mann absetzen, weil er das nicht versteht, was zu seinem Amte gehört? Wie viel Pfarrer und Superintendenten würden ohne Amt herumlaufen, wenn das eingeführt werden sollte! Wie gesagt, wenn ich in Zeiten geschmiert hätte, so wäre ich wohl besser gefahren. Aber meine Frau wollte nicht daran; sie hatte den Truthahn gar zu lieb. Sehen Sie, gnädigster Herr Leute-

nant,

nant, das ist nun alles, und davon macht man so ein Aufhebens. Ich denke, in Ihr Dorf werde ich mich ganz gut schicken. So viel Ihre Bauerjungen von Gottes Worte brauchen, will ich ihnen doch wohl vorsagen. Für armer Leute Kinder mag es halbweg seyn. Auf den Respekt halte ich; da gebe ich Ihnen mein Wort. Ich will die Jungen zusammenpeitschen, sie sollen Oel geben, wenn sie nicht gut thun wollen. Was mir am Christenthume und dem Catechismus abgeht, das ersetze ich auf eine andere Art. Sie haben keinen Barbier im Dorfe, den Sie doch so nothwendig brauchen, da Sie sich beständig daselbst aufhalten. Das verstehe ich perfect. Ich will Ew. Gnaden umsonst scheeren, nach dem Striche und wider den Strich, wie Sie es verlangen, und alles umsonst, darauf können sich Ew. Excellenz verlassen. Die gnädige Frau Gemahlinn ist eine Liebhaberinn vom Branntweine: das sage ich Ihnen, so schön muß ihn kein Mensch abziehen, als ich. Meine Frau hat ein besondres Geheimniß, Froschleichwasser zu machen, welches zu einer reinen Haut, und wider die Sommersprossen hilft. Das wird sehr gut für den ältesten Junker seyn, welcher sehr viel auf ein hübsches weißes Gesichtchen hält. Ich glaube, Ew. Magnificenz sollen so viel Einsicht haben, und finden, daß sich niemand besser zu Ihrem Schulmeister schickt, als ich. Rechnen und Schreiben ist auch meine Sache nicht; aber was thut das? Ich will mir einen großen Jungen aus der Gemeine halten, der es an meiner Statt thut. Ich denke ja wohl, das geschieht in den meisten Aemtern, daß einer den Titel und die Besoldung hat, und einen großen Jungen für sich arbeiten läßt. Was vornehmen Leuten recht ist, das wird doch bey einem armen Dorfschulmeister auch angehen. Mit einem Worte, ich verlasse

laſſe mich darauf, daß ich den Dienſt kriege. Gevatterbriefe und Hochzeitbriefe, das iſt mein Werk, die kann ich ſchreiben, trotz zehn andern! Ich ſchicke Ihnen von beyden eine Probe mit, die ſich gewaſchen hat. Wenn Sie mir den Dienſt geben, gnädigſter Herr Lieutenant, ſo ſchenke ich Ihnen den beſten Lockfinken, den ich habe. Der junge Herr ſoll meinen Staar kriegen, das iſt ein Staar! Er kann Ew. Gnaden in dreyerley Sprachen einen Hahnrey heißen, und hat mehr gelernt, als mancher Magiſter. Laſſen Sie mir durch Ihren Pachter antworten, gnädiger Herr. Er darf mir nur den Brief mit dem Dreſcher überſchicken. Ich halte mich mit meiner Frau itzt, weil ich keinen Dienſt habe, haußen in der Kneipſchenke am Anger auf. Und hiermit Gott befohlen. Der ich allſtets verharre,

Gnädiger Herr Lieutenant,

Ew. Excellenz

allerunterthänigſt, treugehorſamſt
pflichtſchuldigſter

***

N. S.

Meine Frau meynte, ob ich nicht, wenn ich das Schuldienſt kriegte, von Ew. Gnaden den Titul als Kantor bekommen könnte? Da bey allen Aemtern die Titulaturen ſteigen, ſo möchte ich auch nicht gern zurück bleiben. Es wird ſich wohl geben.

A.

Formular

zu einem Gevatterbriefe, à 8 gl.

T. T.

Nachdem es dem großen Gott gefallen hat, meine liebe Hausfrau in Gnaden zu entbinden, und uns beyderseits Aeltern mit einem jungen Töchterlein zu erfreuen, und aber uns, als christlichen Aeltern, obliegen will, dieses Kindlein dem Herrn vorzutragen, und hierzu christliche Taufzeugen zu erbitten, worzu wir Ew. ꝛc. vorlängst in unser Herz eingeschlossen haben:

Als ergeht an meinen Hochzuehrenden Herrn, und zukünftig werthgeschätzten Herrn Gevatter, mein dienstfreundliches Suchen und Bitten, Dieselben wollen Sich gefallen lassen, morgen des Nachmittags um drey Uhr, wird seyn der siebente May, sich allhier einzufinden, dieses christliche Werk zu verrichten, und sodann in unsere Behausung mit Speis und Trank, so viel Gott beschert hat, großgünstig vorlieb zu nehmen. Dafür werde ich seyn

T. T.

Meines Hochzuehrenden Herrns,
und zukünftigen werthgeschätzten
Herrn Gevatters,

dienstwilligster
ꝛc. ꝛc.

B.

Detto ein Formular,
noch etwas feiner; kostet einen Gulden Trankgeld für den Schulmeister.

Hochedler, Vest und Hochgelahrter,
Insonders Großgünstiger, Hochzuehrender
Herr Gevatter,
Vornehmer Freund,

Denenselben kann aus erfreutem Gemüthe nicht verhalten, welchergestalt der allgewaltige Gott meine Ehelieblste ihrer bisher getragenen weiblichen Bürde heute Morgens um acht Uhr in Gnaden entbunden, und uns beyderseits mit einem wohlgestalten jungen Söhnlein verehret.

Wenn denn solches unser Kindlein, gleich andern Menschen, in Sünden empfangen und gebohren, und dahero uns Aeltern obliegen will, solches zur heiligen Taufe befördern zu lassen, dazu aber christliche Mittelspersonen, und Taufzeugen erfodert werden, und zu unserm hochzuehrenden Herrn Gevatter das Vertrauen haben, daß Dieselben nebenst andern dieses christliche Werk auf sich nehmen werden;

Als ergehet an Dieselben mein und meiner Ehelieblsten dienst- und ehrenfreundliches Bitten, Sie wollen von Ihren vornehmen Geschäfften sich so viel abmüßigen, sonder Beschwerde morgendes Tages, gönnets Gott, gegen drey Uhr in der Kirche allhier zu erscheinen, obgedachtes unser Kindlein in der Taufe vortragen zu helfen,

dar-

darauf mit Ihrer Frau Eheliebste in meiner Behausung einzusprechen, und mit den Tractementen, so der liebe Gott an Speis und Trank bescheren wird, vorlieb und willen zu nehmen.

Solches, wie es Denenselben zu Ehren, mir und meiner Eheliebsten aber zu sonderbarem Gefallen, und unserm Kindlein zur zeitlichen und ewigen Wohlfahrt gereicht; also sind wir es andere Wege zu verdienen, und zu verschulden geflissen, unter göttlicher Obhut verbleibende,

Hochedler, Vest und Hochgelahrter
Herr,
Meines Hochzuehrenden Herrn Gevatters

dienstwilliger
N. N.

C.

Formular
zu einem Hochzeitbriefe.

Hochedler, Vest und Hochgelahrter,
Insonders großgünstig Hochgeehrter Herr,
Vornehmer Freund,

Denenselben gebe ich hiermit zu vernehmen, welchergestalt auf vorher abgeschicktes Gebet, und darauf erfolgte göttliche Fügung, auch mit Genehmhaltung und Einwilligung beyderseits Aeltern, ich mich unlängst mit

Jungfer N. N. Herrn N. N. allhier eheleiblichen jüngsten Tochter in ein beständiges Ehegelöbniß eingelassen, und solches uf den funfzehnten innstehenden Monats, vermittelst priesterlicher Copulation zu vollziehen entschlossen.

Wenn denn dabey meinen Hochgeehrten Herrn nebst deren Eheliebste auch gerne sehen und haben möchte; als ergeht an Dieselben mein dienst- und ehrenfreundlich Bitten, Sie wollen belieben, Sich so viel von Ihren obhabenden vornehmen Verrichtungen dießmal zu entbrechen, bemeldten Tages in meiner Behausung allhier einzufinden, der priesterlichen Trauung beyzuwohnen, und Gott um eine gedeyliche Ehe anzurufen, und sodann nach beschehenen solchem Actu das der Zeit und Gelegenheit nach angestellte Hochzeitmahl zu genießen, und vollenden zu helfen.

Wie nun solches zuvörderst dem Stifter des heiligen Ehestandes zu Ehren, mir und meiner Verlobten, und beyderseits Anverwandten, zu sonderbarem Gefallen und Freundschaft gereicht; also bin ich sothane hohe Ehrenerweisung in dergleichen, und andern Begebenheiten zu verdienen ohnvergeßlich, maaßen unter Gottes Schutz und Obhand verharre,

Hochedler, Vest und Hochgelahrter,
Meines großgünstig Hochgeehrten
Herrn

allezeit dienstwilliger
N. N.

Damit ich meine Briefe auch für diejenige Art der »Gelehrten brauchbar mache, welche ganz anders denken, und anders reden, als Vernünftige denken und reden, so will ich nachstehenden Brief einrücken. Man gebe mir nur nicht Schuld, daß die »Sache übertrieben sey. Findet man nicht allemal aphthonianische Chrien, und ist auch nicht allemal auf dem »Rande beygesetzt, wie der Gedanke im Griechischen oder »Lateinischen heißt, den man vorbringt; so findet man »doch das Wesentliche dieser Pedanterey sehr oft. Man »mache mit einem jeden Briefe, den ein Pedant mit »Fleiß, und, nach seiner Art mit Ueberlegung schreibt, »die Probe, und zergliedere ihn nach den Regeln der »Schulkunst, so wird man das Steife, und das Schematische auch alsdann finden, wenn sich schon der Verfasser die Gewalt angethan hat, weder Sentenzen seiner Alten, die er Weisheit nennt, noch todte Sprachen, die seine Gelehrsamkeit ausmachen, darunter zu »mischen. Ich bin von dieser Wahrheit so überzeugt, »daß ich mir gewiß zu behaupten getraue, mein Brief »würde bey dieser Art Schriftstellern großen Beyfall gefunden haben, wenn ich ihn nicht durch diesen Vorbe»richt verdächtig gemacht hätte.«

CHRIA APHTHONIANA.

Wird um eine Rectoratſtelle in einem kleinen Städtchen gebeten.

Hochedelgebohrne Frau,
Hochzuehrende Frau Bürgermeiſterinn,

Laus auctoris & dictum. Sokrates, die Zierde Griechenlands, der Phönix ſeiner Zeit, der Weiſe, welcher unter den andern Weiſen hervorleuchtete, gleichſam als der Mond unter den kleinen Feuern, tanquam inter ignes luna minores; Sokrates, ſage ich, den, Hochedelgebohrne Frau, Xantippe ſelbſt nicht von ſeiner philoſophiſchen Höhe herunter zanken konnte; dieſer hat ſehr wohl und gelehrt geſagt apud *Xenophontem.* Memor. Lib. IV. cap. 1.

Αἱ ἀρισται δοκουσαι φυσεις, μαλιστα παιδειας δεονται.

zu Deutſch alſo lautend:

Drum glaubet mir zu dieſer Friſt,
Daß die Natur, ſo ſchön ſie iſt,
Dennoch den Unterricht vermißt.

Paraphraſis. Er wollte damit gleichſam andeuten, daß die vortrefflichſten Gemüther der Jugend die meiſte Zucht nöthig hätten, oder, wie es nach dem eigentlichen Verſtande unſers Grundtertes lauten möchte, daß ſie mehr als andre der vernünftigen Anweiſung eines gelehrten Schulmannes bedürften, und zwar ſchlechterdings und unumgänglich bedürften, wie das Wörtlein δεονται ſolches klärer, als die Mittagsſonne, anzeigt.

Cauſa. Denn wie nothwendig iſt es nicht, Hochzuehrende Frau Bürgermeiſterinn, daß man der Natur zu Hülfe kom-

komme, welche nur den roher Stoff zu großen Geiſtern ſchafft, und das Uebrige der ſorgfältigen Ausbildung der Schulleute überläßt?

Unrecht, ja dreymal und viermal unrecht thun diejenigen, welche dieſe Vorſorge verabſäumen, und, da ſie der Himmel in ein Amt, quaſi in ſpeculam geſetzt hat, darauf zu ſehen, daß das Beſte einer Stadt, und des gemeinen Weſens überhaupt, befördert werde, dennoch die Sorge für die Schulen verabſäumen, und die Sache nicht für ſo wichtig halten, allen Stein zu bewegen, damit ſie fleißige und geſchickte Lehrer dahin ſetzen, und dieſen die Unterweiſung der Jugend anvertrauen möchten, die dieſe Unterweiſung deſto nöthiger hat, je hoffnungsvoller ſie iſt, και μαλιστα παιδιας δεονται, zu reden aus dem Sokrates, und deſſen obangeführten Worten. Contrarium.

Pferde von der beſten Art müſſen am meiſten durchgearbeitet werden. Sie machen es bey dem edlen Feuer ihren Herren oft am ſchwerſten; aber deſto nöthiger iſt es, ſie ſorgfältig zuzureiten. Ein träges unedles Pferd braucht dieſe Bemühung nicht; aber es iſt auch nur für den Pflug geboren. Parabola.

Wer war größer, als Dionyſius der Zweyte, da er noch Tyrann, und das Schrecken von Sicilien war? Das widrige Glück konnte ihm den Thron nehmen, aber niemals die Begierde, der Welt zu nutzen. So groß er geweſen war, ſo wenig ſchämte er ſich doch, die griechiſche Jugend zu lehren, und mit der Hand, womit er ganze Länder zerſtört hatte, mit eben der Hand ſuchte er die Kinder der Corinthier zur Weisheit zu führen. Exemplum.

Wie unglücklich diejenigen ſind, ſo die Zucht ihrer Kinder verabſäumen, das beweiſen die traurigen Folgen, welche zuerſt ihre eignen Familien empfunden, und welche Teſtimonium.

nach diesem das ganze gemeine Wesen treffen. Dieß unglücklichen Aeltern möchten sich wohl lassen vom Homer zurufen:

Αἰΐ δ' ἔφελον, ἀγαμός τ' ἔμεναι, ἀγονός τ' ἀπολέσθαι.

Epilogus. Sie sehen hieraus deutlich, Hochedelgebohrne Frau, wie nöthig es ist, daß E. E. Wohlw. Rath dieser Stadt das erledigte Schulrectorat ungesäumt besetze, und mit einem Manne besetze, dessen Standhaftigkeit, dessen Fleiß, dessen Treue, dessen Ansehen, dessen Gelehrsamkeit, dessen weise Einsicht in die grosen Wahrheiten, die uns Sokrates und Homer hinterlassen haben, dessen . . . jedoch, ich sage nichts weiter, Sie werden mich verstehen. Ich habe mich mit meinem Suchen an Sie gewandt, da ich weis, daß Ihr theurer Ehegemahl in diesem Jahre unter Ihren auspiciis an der Regierung ist. Erlange ich das Vergnügen, daß Sie mit Ihren vielgeltenden, und erleuchteten Füßen in meine Meynung herabsteigen; so bin ich glücklich, und ich weis gewiß, daß sodann der ganze Ehrenveste Rath hinter drein steigt, et manibus pedibusque in Tuam descendit sententiam.

Ich verharre in dieser grosen Hoffnung ad extremum vsque vitae halitum,

Hochedelgebohrne Frau,
Hochzuehrende Frau Bürgermeisterinn,

Ew. Hochedelgeb.

gehorsamst ergebenster, und
ehrendienstwilligster
N. N.

Es ist beynahe keine Handlung und Beschäfftigung »in der Welt, welche man nicht in gewisse Regeln »gebracht, mit Grundsätzen befestiget, und mit Exem»peln erläutert hat. Wir haben eine Kunst zu lieben, »eine Kunst zu trinken, eine Kunst zu regieren, eine »Kunst zu leben. Mit solchen Kleinigkeiten beschäfftigt »sich unser spielender Witz, wichtigere Sachen verabsäu»men wir. Sind wohl alle diese Künste dem Menschen »so nöthig, als ihm die Kunst zu bestechen ist? Ich »schäme mich, daß ich der erste seyn muß, der meinen »Landsleuten die Augen öffnet, meinen Landsleuten, die »so oft mit einem patriotischen Stolze die Glückseligkeit »ihrer aufgeklärten und erleuchteten Zeiten rühmen. Ich »will es thun, wenigstens will ich einen Versuch davon »liefern. Es ist mir vielmals ganz unbegreiflich gewe»sen, durch welches Schicksal ich zu dem Amte verstoßen »worden bin, das ich führe *); nunmehr glaube ich, es »einzusehen. Die Kunst zu bestechen habe ich meine »Landsleute lehren sollen; dazu war mir mein Amt nö»thig. Ich will diesem deutlichen Berufe folgen. Man »wird meiner Lehre glauben können, da ich mit Ueber»zeugung lehre. Der zärtliche Ovid lehrte die Kunst

»zu

*) Dieser Brief ward im Jahre 1750 geschrieben.

»zu lieben; der feurige Horaz die Kunst zu dichten; und »ich, berechtiget durch mein Amt, ich lehre die Kunst zu »bestechen.

»Es wird nicht leicht jemand zu finden seyn, der »in seinem Leben nicht wenigstens einmal, es sey nun »als Kläger, oder als Beklagter, in die traurige Noth»wendigkeit wäre gebracht worden, daß er einen Theil »seines Glücks, oder wohl gar sein ganzes Glück der zu»fälligen Einsicht des Richters, und den von dessen Will»kühr abhangenden Gesetzen Preis geben müssen *). »Und was ist hierbey wohl nöthiger, als die Kunst zu »bestechen? Will er sich auf seine gerechte Sache ver»lassen? das ist ein leerer Name, ein Wort ohne Be»stimmung. Wer soll entscheiden, ob seine Sache ge»recht ist; da man noch in den wenigsten Richterstuben »einig ist, was Gerechtigkeit sey? Soll man diese Ent»scheidung aus den Gesetzen nehmen? Aber müssen die »Gesetze nicht so wollen, wie der Richter will? Oder ist »der Richter etwan der Gesetze wegen da? Vielleicht; »aber selten.

»Ist es wohl sicher, sich auf die Erfahrung und »billige Einsicht des Richters zu verlassen? Wer leistet »uns die Gewähr, daß der Richter erfahren, und billig, »und einsehend sey? Es ist möglich, daß er es seyn »kann; aber Sachen, die möglich sind, machen noch kei»ne Wahrscheinlichkeit aus; und was dann und wann

»ge-

*) So oft ich in dieser Abhandlung eines Richters erwähne, so oft nehme ich dieses in dem allgemeinsten Verstande, und begreife darunter alle diejenigen, denen Amts- oder Commissionswegen, oder auf andere Art die Entscheidung, oder auch nur die Untersuchung einer Sache aufgetragen ist.

»geschieht, das kann keine allgemeine Regel werden. »Richterstuben werden besetzt, wie andere Aemter; wol»len wir von ihnen mehr verlangen, als von andern »Aemtern? Oftmals, und nur gar zu oft, nimmt der »Richter zwey Drittheile von der gerechten Sache für »sich; in das übrige Drittheil theilen sich seine Schrei»ber, die Advokaten, und die Parteyen. Was hilft mir »bey dieser Plünderung die augenscheinlichste Gerechtig»keit, die auf meiner Seite ist? Wie glücklich bin ich, »wie viel gewinne ich nicht, wenn ich die hohe Kunst »verstehe, einem eigennützigen und unwissenden Richter »auf eine anständige Art, und mit gutem Nachdrucke »begreiflich zu machen, daß meine Sache gerechter ist, »als die Sache meines Gegenparts, oder, im Kanzley»styl zu reden, wenn ich weis, meinen Richter zu be»stechen?

»Das ist alles Pedanterey, was der unnütze Fleiß »müßiger Rechtsgelehrten von der Erklärung der Gesetze »geschrieben hat. Für wen schreiben sie dieses? Für die »Richter? Viele von ihnen lesen nicht einmal die Ge»setze, wie sollen sie Geduld genug haben, die trocknen »Erklärungen zu lesen? Für die Advokaten? Den we»nigsten unter ihnen ist daran etwas gelegen, daß die »Gesetze deutlich sind. Für die Parteyen? Was hilft »es den Parteyen, Erklärungen zu wissen, die dem Rich»ter ekelhaft, und den Advokaten in ihrer Nahrung so »nachtheilig sind? Die sicherste, die beste, die vortheil»hafteste Art, den wahren und eigentlichen Sinn der Ge»setze seinem Richter deutlich zu machen, ist die Kunst, »ihn zu bestechen.

»Ein Richter wird noch immer, wenigstens um »die Formalien seines Amts zu beobachten, unparteyisch »und gewissenhaft thun. Ist er noch nicht gar zu lange

»Rich-

»Richter, oder ist er sonst von einer gemeinen und »schlechten Erziehung, so wird er von Zeit zu Zeit etwas »fühlen, das ihm sagt, es sey unbillig, parteyisch zu »seyn. Dieses Etwas nennt der Pöbel Gewissen, und »es ist vielmal für einen Theil der Parteyen von schlim»men Folgen. Durch die Kunst zu bestechen erleichtern »wir unserm Richter die Unbequemlichkeit des Gewis»sens.

»Ich verlange aber schlechterdings, daß man solches »als eine Kunst ansehe, und sehr vorsichtig dabey verfahre. »Man muß die Geschicklichkeit besitzen, die Gemüther der »Menschen, und, im gegenwärtigen Falle, die Leiden»schaften eines Richters zu erforschen. Kein Umstand »in seiner Verwandtschaft, in seinem Hause, ist zu klein, »den man nicht sorgfältig bemerken, und sich zu Nutze »machen müßte. Der Angriff muß von der Seite gesche»hen, wo der Richter uns die Blöße giebt, sonst wird er »sich vertheidigen, und der Gegner wird sich unsere Un»vorsichtigkeit zu Nutze machen.

»Wie die Arten der Bestechung sehr verschieden sind, »so ist die erste Regel diese: Man muß sich durchaus nicht »merken lassen, daß man bestechen will.

»Einmal ist der Satz richtig und ausgemacht: ein »jeder will für einen ehrlichen Mann gelten, der sich »außerdem sehr viele Mühe giebt, es nicht zu seyn. So »niederträchtig unser Richter ist, so hungrig er ist, sich »bestechen zu lassen; so sehr werden wir ihn beleidigen, »wenn wir ihm merken lassen, daß wir die Absicht ha»ben, ihn zu bestechen. Er muß sich schämen, nicht vor »sich, sondern vor uns; er wird den Namen eines un»parteyischen Richters behaupten, er wird seiner Natur »Gewalt anthun, gerecht zu seyn, um uns das nach»theilige Vorurtheil zu benehmen, daß er das sey, was

»er

er ist. Er muß befürchten, daß wir die Einsicht seines Fehlers mißbrauchen, und entweder den Werth der Gefälligkeit nicht erkennen, die er uns durch seine Nachsicht bezeigt, oder ihm gar seinen Fehler öffentlich vorrücken, wenn wir etwa eine andere Gelegenheit finden sollten, mit ihm unzufrieden zu seyn. Diese ungewöhnliche Gerechtigkeit wird ihm sodann desto leichter ankommen, je gewisser ein aufmerksamer Gegner sich unsere Dummheit zu Nutze macht, und den beleidigten Richter dadurch auf seine Seite bringt, daß er ihn, wegen seiner uns erzeigten strengen Gerechtigkeit, auf eine anständigere und bündigere Art schadlos hält.

»Ich habe bey einer andern Gelegenheit bezeugt, wie sehr ich wünschte, daß meine Landsleute sich gewöhnen möchten, so zu schreiben, wie sie denken. Gegenwärtigen Fall nehme ich aus. Wo die Frage entsteht, ob ich mein Vermögen verlieren, oder der Wahrheit Eintrag thun will? da ist die Wahl leicht. Bey einem Richter, welcher die Ehrliebe dergestalt in seiner Gewalt hat, daß er damit machen kann, was er will; bey diesem würde es sehr unvorsichtig seyn, durch die Wahrheit seine Ehrbegierde zu reizen. Dadurch, daß ich diesen Fall ausnehme, widerspreche ich meinem Satze gar nicht. Eine andere Sprache ist diejenige, die ich in Gesellschaften, und im gemeinen Leben rede, da kann ich, da soll ich die Wahrheit sagen; eine ganz andere Sprache aber ist der Stylus curiae, da muß ich dem Herkommen gemäß reden, oder, welches einerley ist, ich muß den Richter zu eben der Zeit, da ich ihm zeige, daß er ein Schelm ist, versichern, daß ich ihn für einen unparteyischen, für den billigsten Mann halte.

»Da-

»Damit ich dasjenige deutlicher mache, was ich hier »gesagt habe, so will ich ein Paar Briefe einrücken, wo »man dem Richter sagt, daß man ihn bestechen will. Ein »jeder setze sich an die Stelle des Richters, und prüfe sich, »was er in diesem Falle werde gethan haben.«

Mein Herr,

Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen: die Klage, die mein ehemaliger Mündel wider mich erhoben hat, ist leider gegründet genug. Ich habe einen ziemlichen Theil seines Vermögens theils verwahrloset, theils an mich gebracht. Vielleicht wäre ich wenigstens vorsichtiger gewesen, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, meine Tochter an ihn zu verheurathen. Dieses würde meine Sache, und meine Rechnungen, gerechtfertigt haben. Mein Fehler ist es nicht, daß sich diese Ehe zerschlagen hat. Inzwischen bin ich unglücklich, daß ich über eine Sache angegriffen werde, da ich mich nicht vertheidigen kann. Es würde mir dieser Zufall noch empfindlicher seyn, wenn ich mit einem Richter zu thun hätte, der zu gewissenhaft wäre, sich bestechen zu lassen. Ich freue mich unendlich, mein Herr, daß Sie es nicht sind. Sie haben den Ruhm in der ganzen Stadt vor sich, daß Sie zuerst auf Ihren Vortheil, und hernach auf Ihrer Clienten Sache sehen. Sie werden mir nicht ungütig nehmen, daß ich hier eine Sache gegen Sie erwähne, die Sie, meines Wissens, niemals heimlich gehalten haben. In der That ist es auch für Sie kein Fehler. Und wäre es ja ein Fehler, so würde die Schuld auf diejenigen fallen, welche Sie in dieses Amt gesetzt, da Sie ihnen nicht haben unbekannt seyn können. Mit einem Worte, es ist hier etwas zu verdienen. Mein Advokat, ein Mann, welcher

wohl

wohl verdiente, Ihr Nachfolger zu seyn, ist überzeugt, daß ich eine ungerechte Sache habe, und dennoch getraue er sich durch Deren gütige Vermittelung den Proceß wenigstens zwölf Jahre aufzuhalten, wenn ich tausend Thaler Gebühren dran wagen wollte. Dieser Vorschlag scheint mir, unter uns gesprochen, etwas eigennützig zu seyn. Ich habe es anders ausgerechnet. Von diesen tausend Thalern würden ungefähr dreyhundert Thaler an Sie, als Richter, kommen; Sie sollen aber fünfhundert davon haben. Zweyhundert sende ich Ihnen hiermit auf Abschlag, die übrigen dreyhundert bekommen Sie sofort, wenn ich den Proceß ohne Weitläuftigkeit gewonnen habe. Ich rede mit einem Manne von Erfahrung; es wird mir also nicht schwer, Ihnen die Billigkeit meines Suchens verständlich zu machen. Nehmen Sie es immer ohne Bedenken an. Sie, mein Herr, können an Ihrem ehrlichen Namen nichts weiter verlieren; ich aber kann einen Proceß dadurch gewinnen. Ich verlasse mich auf Ihre billige Einsicht, und bin,

Mein Herr,

Ihr Diener.

Hochgeehrter Herr Commissar,

Es ist weiter nichts, als eine Zunöthigung von meinen Unterthanen, welche sich durch den Eigennutz eines unwissenhaften Advokaten haben aufwiegeln lassen. Die Sache ist in der That durch die Länge der Zeit, und die

Bosheit meiner Gegner sehr verworren. Ich bin erschrocken, da ich gehört habe, daß die Commißion an Sie ausgebracht worden ist, weil ich weis, daß Sie sich vielleicht zu allem, nur zu keinem Commissar schicken. Man hat mir von Ihrer Ungeschicklichkeit und Unwissenheit so viel besondre Umstände erzählt, daß ich untröstbar seyn würde, wenn man mich nicht zugleich versichert hätte, daß man Sie mit einer Bouteille Wein, und einer Hand voll Dukaten zu allem vermögen könnte, was man verlangt. Ich bediene mich dieses Mittels desto lieber, da ich es nicht mißbrauche, sondern Ihnen nur die Billigkeit meiner Sache deutlich zu machen suche, welche Sie außerdem so wenig verstehen. Ich erwarte Sie auf den Sonntag bey mir; meine Pferde sollen Sie abholen. Wir wollen uns mit einander satt trinken, und die Sache dabey überlegen. Damit Sie sehen, wie erkenntlich ich seyn will; so mache ich hier einen Anfang mit einem Duzend Dukaten. Es soll nicht das letzte seyn, so Sie von mir bekommen, und für Ihre Küche will ich sorgen, so lange die Jagd währt. Sie, mein Herr, denke ich doch wohl noch satt zu machen. Ich erwarte Sie also gewiß, und hoffe sodann gegen die Gebühr einen beyfälligen Bericht von Ihnen zu erhandeln, bin im übrigen,

Mein Herr,

Ihr Diener.

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Ich habe gehört, daß Ihnen mein Kläger heute früh ein Fäßchen Austern geschickt hat. Der dumme Teufel! Er

Er weis noch nicht recht zu leben, wenigſtens verſtehe ich die Praxin beſſer, als er. Auſtern ohne Wein ſind ein ungeſundes Eſſen. Ich habe die Ehre, Ihnen mit einem Fenillet Burgunder aufzuwarten, welchen der Ueberbringer dieſes bey Ihnen abzuladen Befehl hat. Ich hoffe, Sie werden nunmehr nicht einen Augenblick mehr zweifeln, daß meine Sache die gerechteſte ſey; und ich glaube, daß es heute nur Ihr Scherz geweſen, da Sie bey der Ankunft der Auſtern gegen meinen Advokaten gedachten, daß Kläger wirklich viel vor ſich habe. Sollten Sie wider Vermuthen bey der Sache noch einigen Zweifel finden; ſo ſteht beym Austrage derſelben noch ein Korb Champagner zu Dienſten. Ich thue alles, was möglich iſt, Ihnen die Augen zu öffnen. Fällt es Ihnen etwas ſchwer, den Abſchied zu machen, ſo trinken Sie nur ein Paar Boutrillen von meinem Weine. Ich ſtehe Ihnen dafür, rationes decidendi werden ſich ſodann von ſich ſelbſt geben. Unter Erwartung, daß der Burgunder ſeine gute Wirkung thun werde, verharre ich mit aller Hochachtung,

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Dero

ergebenſter Diener.

Gnädige Frau Amtmannin,

Der Teufel iſt wieder einmal mit Euerm Herrn gar los. Das bisgen Dahlen wird doch den Hals nicht koſten ſollen! Das Menſch ſieht gut aus, es iſt wahr, und ich

traf ſie auf der Panſe allein an; und da habe ich nun ſo etwan mit ihr geſchäkert. Gewiß, Frau Amtmanninn, weiter habe ich nichts gethan, oder doch nicht viel mehr. Darüber hätte meine Frau nicht ſollen ein ſolches Lärmen machen. Ich kann ja nichts dafür, daß ſie häßlicher ausſieht. Eine runde derbe Magd iſt mir freylich lieber. Wir Bauern, wir haben Fleiſch und Blut eben ſo gut, wie vornehme Leute. Und wenn man über ſo ein bischen Ehebrechen den Kopf verlieren ſoll, ſo möchte ich wiſſen, wie unſer gnädiger Herr Amtmann ſeinen Kopf ſo lange durchgebracht hat. Mit einem Worte, Frau Amtmanninn, ich ſehe die Karte wohl. Mein Gütchen ſticht Euerm Herrn in die Augen. Wißt Ihr was? ganz kriegt ers ſo nicht; ich will was Uebriges thun, es ſoll mir nicht darauf ankommen. Scheine muß man ſchmieren. Die Wieſe hinter Euerm Vorwerke hat der Herr Amtmann ſchon lange gern von mir haben wollen. Ich will ſie ihm geben; ſie iſt unter Brüdern zweyhundert Thaler werth. Ich will thun, als wenn ich ſie ihm verkaufte. Da bleibt alles hübſch in ſeiner Ordnung. Aber darnach muß er mir auch das arme Menſch aus dem Gefängniſſe laſſen davon ſpringen. Ich will ſie ſchon wegbringen, daß ſie nimmermehr wieder ins Amt kommen ſoll. Ueberlegt es immer, gnädige Frau Amtmanninn, ich dächte nun ſo, es wäre ein Vorſchlag zur Güte. Auf dieſe Art kriegt Ihr die Wieſe, und die Unkoſten; und wenn ich zum Schwur käme, ſagte mein Advokat, ſo kriegtet Ihr nichts. Leſt Euch aus, was Ihr wollt. Ich nähme die Wieſe, wenn ich an Eurer Stelle wäre. Geſtern habe ich geſchlachtet, da ſchicke ich Euch ein halbes Rind, das mag ein gutes Wort für mich einlegen. Kurz und gut, gnädige

Frau

Frau Amtmanninn, befehlt Eurem Herrn, daß er mich ungeschoren läße. Er mag immer einmal durch die Finger sehen; er hat es ja beym Schulzen auch gethan. Lebt wohl, Frau Amtmanninn. An die Pause will ich gedenken. Seht immer, wie Ihr mir dasmal raushelft. Brauche Eure Tochter etwan einen Stein Flachs? Wie gesagt, lebt wohl. Ich bin,

Gnädige Frau Amtmanninn,

Euer Hanns.

»Ich will meine Leser nicht fragen, was sie in dem »Falle thun würden, wenn sie an des Richters Stelle »wären, und dergleichen Briefe erhielten, wie diejenigen »sind, die ich hier angeführt habe. Ich wenigstens »würde mich sehr leicht entschließen, und wenn ich einen »noch so starken Trieb empfände, mich bestechen zu lassen, »so würde ich mir bey einem dergleichen unvorsichtigen »Antrage doch Gewalt anthun, und Wiese, und Wein »und Geld, mit einer gerechtigkeitliebenden und unpar»teyischen Miene verachten, um meinen guten Namen »zu retten, und bey einer bessern Gelegenheit noch ein»mal so viel zu verdienen. Ein vernünftiger Client, er »habe nun eine gerechte oder ungerechte Sache, wird »weit behutsamer gehen, und seinen Zweck auch weit eher »erlangen. Die Leidenschaften der Richter sind wie die »Leidenschaften andrer Menschen. Den Beyfall eines »dummen Mäcenaten werde ich mir nicht leichter erwer»ben, als wenn ich von der Bewunderung rede, zu der »sein Verstand alle Welt zwingt. Keine Verführungen

»sind dem Frauenzimmer gefährlicher, als wenn man »ihnen von dem Werthe ihrer Tugenden, von ihrer ed»len Grausamkeit, und von unsern unsträflichen und »ehrliebenden Absichten vorprediget. Ein eigennütziger »und parteyischer Richter nimmt unser Lob mit offnem »Munde an, wenn wir ihm mit der Hochachtung schmei»cheln, die seine vorgegebene Billigkeit und Unparteylich»keit verdienen. Er fühlt es zwar, daß wir nicht wahr »reden; unsre Unwahrheit aber thut ihm so wohl, daß »er sich Mühe giebt, zu glauben, es sey unser Ernst, daß »er sich nach und nach selbst zu bereden sucht, er sey wirk»lich der billige und unparteyische Mann, von dem wir »reden. Er sinnt bey sich auf eine Entschuldigung, wie »er das Verfahren rechtfertigen könne, wenn er unser »Geschenk annehmen wollte. Er sieht, daß es weniger »verdächtig seyn würde, wenn unsre Sache gerecht wäre; »er giebt sich also Mühe, unsre Sache gerecht zu finden. »Er wendet sie so lange von einer Seite zur andern, »bis er eine gute Seite findet; an diese hält er sich. Er »entschuldiget die verdächtige Seite, er bearbeitet sich »endlich, zu glauben, daß unsre ganze Sache gerecht sey, »und erfreut sich über diese Entdeckung. Nunmehr »macht er sich ein Gewissen daraus, unsre gerechte Sache »unvertheidigt zu lassen. Seine theure Amtspflicht ist »nun die vornehmste Triebfeder, die ihn nöthigt, sich »unsrer anzunehmen; die Geschenke aber sind ein ganz »kleiner Nebenumstand, den er aus lauter Begierde zur »Gerechtigkeit schon anfängt zu vergessen. Wenigstens »sieht er es nur als eine kleine Erkenntlichkeit an, die »wir seiner Unparteylichkeit schuldig sind, und die er ohne »Bedenken annehmen kann, weil unsre Sache allein die »gerechte Sache ist. Wie viel haben wir gewonnen, »wenn wir unsern Richter so weit bringen können, daß

»er

»er sich Mühe giebt, sich selbst zu betrügen; daß er ver»gißt, er sey bestochen! Wie nachdrücklich wird er uns »unterstützen, wenn er uns mit einer innerlichen Ueber»zeugung unterstützt! Würden wir diesen großen End»zweck wohl erlangt haben, wenn wir ihn nicht kunst»mäßig bestochen hätten?

»Damit es meinen Lesern bey dieser so unentbehr»lichen Wissenschaft nicht an Exempeln fehle, so will ich »deren ein Paar hier einrücken. Es wird sie ein jedwe»der nach seinen Umständen einzurichten, und zu verän»dern wissen.«

Mein Herr,

Ich empfinde das Unglück, welches alle redliche Vormünder empfinden, wenn sie undankbare Mündel herangezogen haben. Ich habe mir wegen meines jungen Vetters weder eine Unachtsamkeit, noch einige Untreue vorzuwerfen; ich habe sein Vermögen redlich, wenigstens so gut, als das meinige, besorgt. Desto mehr muß es mich kränken, da ich erfahre, daß dieser junge unbesonnene Mensch bey Ihren Gerichten Klage wider mich erhoben hat. Durch einen Zufall, den ich nicht habe vermeiden können, sind ein großer Theil meiner Privatrechnungen verloren gegangen, durch welche ich meine Unschuld darthun, und den muthwilligen Zumuthigungen meines Mündels vorbeugen könnte. Es würde mich dieses unruhig machen, wenn ich mit einem andern Richter zu thun hätte, als mit Ihnen, mein Herr. Wie glücklich bin ich, da ich weis, daß mein guter Name, meine zeitliche Ruhe, von der weisen Einsicht eines Mannes abhängt, welcher sich seit vielen Jahren den Ruhm

verdient hat, daß er der gerechteste Mann sey! Sie w
sen es, mein Herr, und Sie haben die traurigste Erfa
rung selbst gehabt, wie empfindlich es einem rechtscha
nen Vormunde sey, dergleichen undankbare Vorwü
von der ausschweifenden Jugend anzuhören. Erinne
Sie sich einmal dieser Erfahrung, und haben Sie M
leid mit mir. Eine nachdrückliche Zuredung von Ihn
wird diesen jungen Menschen, der von Natur nicht bö
haft, sondern nur verführt ist, gar leicht wieder in Or
nung bringen. Sein Advokat wird sich seines Unw
nehmens schämen müssen, wenn er aus Ihren Vorst
lungen sieht, daß Sie, mein Herr, sein Beginnen v
abscheuen. Sie werden mich hierdurch mit einemmc
aus einer Unruhe reißen, welche mich viele Jahre hi
durch beängstigen, und mir viele Unkosten verursach
könnte. Viele hundert Thaler würden kaum zureiche
seyn, mich eines Anspruchs zu entschütten, welcher m
durch den Verlust meiner Rechnungen sehr gefährli
wird. Es ist nichts billiger, als daß ich Ihnen eine klei
Versicherung meiner Erkenntlichkeit gebe. Da ich dur
Ihre gütige und vielvermögende Vermittelung so v
hundert Thaler ersparen kann; so sind beyliegende zwe
Hundert Thaler nur ein geringer Anfang derjenig
Schuld, die ich abzutragen mir vorgenommen habe. I
beschwöre Sie bey Ihrer Amtspflicht, bey Ihrer B
gierde, unrechtleidenden Personen beyzuspringen, b
dem Ruhme, den Sie sich bey aller Welt erworben h
ben, daß Sie ein Feind aller ungerechten Bedrängung
und kostbaren Rechtshändel sind, bey der Hochachtun
die ich und die ganze Stadt für Sie hege, beschwöre i
Sie, betrüben Sie mich dadurch nicht, daß Sie die
meiner guten Absicht eine unrechte Deutung geben. S
hen Sie diese Kleinigkeiten nicht als etwas an, das m
gehör

gehört; ſehen Sie es vielmehr als einen Theil desjenigen an, was Sie durch Ihre Bemühung den Klauen meines ungerechten Gegners entreißen. Dieſer unbillige Menſch würde mir es mit Gewalt abgepreßt haben. Muß ich mich alſo nicht freuen, wenn ich es in den Händen eines rechtſchaffenen Mannes wiſſen kann, welcher es nur anwendet, das Armuth zu unterſtützen, und unrechtleidenden Perſonen beyzuſpringen? Nehmen Sie es zu dieſem großen Endzwecke an; glauben Sie, daß niemand ſo begierig iſt, erkenntlich zu ſeyn, als ich es bin; retten Sie mich aus den Händen eines eigennützigen Gegners, und erſparen Sie einem jungen unbeſonnenen Menſchen die Schande der Undankbarkeit. Hemmen Sie dieſen Rechtshandel, oder zum mindeſten helfen Sie mir ohne Weitläuftigkeit zu dem Rechte, das ich habe, und doch ſchwer beweiſen kann. Von einem ſo erfahrnen, gelehrten, und rechtſchaffenen Manne, als Sie ſind, mein Herr, iſt dieſes noch das wenigſte, was ich erwarten kann. Von mir erwarten Sie Hochachtung und Dankbarkeit, ſo lange ich lebe. Ich bin,

Mein Herr ꝛc.

der Ihrige.

Hochgeehrteſter Herr Commiſſar,

Meine unruhigen Bauern haben wenig gewonnen, daß ſie die Unterſuchung an Sie ausgebracht haben. Meine Sache hätte in keine glücklichern Hände, als in die Ihrigen, fallen können, da Sie ein Mann ſind, der

Einsicht, Erfahrung und Billigkeit hat. Verzeihen Sie mir ein Lob, das ich Ihnen nicht unter die Augen sagen sollte, da ich Ihre Bescheidenheit kenne. Es ist das erstemal, daß ich die Ehre habe, an Sie zu schreiben, und es liegt mir daran, daß Sie wissen, wie genau ich Sie dem ungeachtet kenne. In der That sage ich nichts weiter, als was mich Ihre Obern von Ihnen weit umständlicher, und noch weit rühmlicher versichert haben. Darf ich es wohl gestehen, daß ich hohen Orts selbst Anlaß gegeben habe, Sie zum Commissar in dieser Sache zu erbitten? Vielleicht ist Ihnen die Arbeit sehr beschwerlich; aber entschuldigen Sie immer meine Freyheit. Rechtschaffne und geschickte Männer, wie Sie sind, sucht man auch wider ihren Willen. Die Sache ist durch die Länge der Zeit, und die Bosheit der Gegner, in der That sehr verworren; aber desto nöthiger ist mir der Beystand eines so unparteyischen Richters. Ich verursache Ihnen Mühe, für die ich gewiß erkenntlich seyn werde. Sollten Sie etwan baaren Verlag, oder sonst Aufwand nöthig haben; so übersende ich hier ein Dutzend Dukaten. Dem ungeachtet erwarte ich Ihre Liquidation vollständig. Bey einer so außerordentlichen Arbeit, als diese ist, müssen Sie durch Ihren Fleiß und Unparteylichkeit den geringsten Schaden nicht leiden. Ich würde sehr gern sehen, wenn ich noch vor dem Termine aus der Sache mündlich mit Ihnen sprechen könnte. Meine Pferde sollen Sie abholen. Ich höre, Sie sind ein Liebhaber von der Jagd; halten Sie sich ein Paar Tage bey mir auf, wir wollen uns wohl vergnügen. Ich sende Ihnen einen kleinen Frischling. Sehen Sie einmal, ob es sich nicht der Mühe verlohnt, sie zu schießen. Ich erwarte Sie gewiß. Einen freundlichen Wirth, und ein

gutes

gutes Glas Wein sollen Sie finden. Ich bin mit der aufrichtigsten Zuneigung,

Mein Herr,

Ihr Diener.

»Diese beiden Briefe sagen in der That eben das»jenige, was die sagen, welche ich oben eingerückt habe. »Sie drücken es nur auf eine feinere Art aus; und ein »Richter muß in der That sehr unempfindlich, oder ganz »altväterisch seyn, wenn er sich nicht auf diese Art ge»winnen läßt.

»Es giebt noch eine feinere Art, den Richter zu be»stechen. Dieses geschieht im Spielen. Ein Client hat »viel gewonnen, wenn er es dahin bringen kann, daß »er mit seinem Richter ein hohes Spiel spielt. Ein Rich»ter, der sich so weit verläugnen kann, daß er Geschenke »nimmt, wird gemeiniglich auch bey dem Spiele eigen»nützig genug seyn. Alsdann erfodert es die Klugheit, »daß wir so viel verspielen, als nur möglich seyn will. »Wir wagen nichts, wenn er unsre Absichten auch merkt. »Es ist desto besser für uns. Er kann keinen anständi»gern Vorwand haben, unser Geld an sich zu bringen, »als durch den Gewinnst; er sucht aber auch weiter »nichts, als einen anständigen Vorwand, und ist wegen »der Absichten unbekümmert, in denen wir es verspielen. »Wir werden wohlthun, wenn wir ihm das Geld, das »er gewonnen hat, nicht gleich bezahlen. Man schickt »es den nächsten Morgen darauf, und thut, als ob »man ungewiß wäre, wie viel man eigentlich verspielt »habe. Bey dieser Ungewißheit bekömmt man Gele»gen-

»genheit, ihm noch einmal so viel zu schicken, als er bekommen sollte. Ich würde ungefähr diesen Brief dazu »schreiben.«

Mein Herr,

Sie werden sich nun nicht mehr wundern, wenn ich Ihnen die Ursache sage, warum ich gestern Abends in einer beständigen Zerstreuung gespielt habe. Der Advokat meines Gegners ist bey mir gewesen, und hat mich so lange aufgehalten, bis ich zu Ihnen gieng. Der ungewissenhafte Mann! Seine Bosheit hat neue Waffen erdacht, mich niederzuwerfen. Bey der gerechtesten Sache, die ich habe, kann ich doch der unglücklichste Mann werden. Er macht gar kein Geheimniß daraus, daß er nicht eher ruhen will, bis er mich ganz mürbe gemacht. Seine Wut geht so weit, daß er selbst Sie, mein Herr, nicht schonet, und in allen Gesellschaften ungescheut vorgiebt, Sie wären der einzige, der sich einkommen ließe, ihn an seinem Rechte zu hindern. Ein solcher Vorwurf muß einen gerechten und unparteyischen Mann, wie Sie sind, mehr vergnügen, als kränken. Sie also, mein Herr, sind nach dem Bekenntnisse Ihrer und meiner Feinde noch der einzige, der meine gute Sache unterstützt. Wie glücklich bin ich, wenn Sie die Gütigkeit haben, und sich derselben ferner annehmen! Es muß Ihnen natürlich seyn, dieses zu thun, da Sie ein so billiger Mann sind. Wenigstens würden es meine Feinde für eine Frucht ihrer Drohungen halten, wenn Sie anfiengen, derselben mit wenigerm Eifer sich anzunehmen. Nein, das läßt sich von Ihnen gar nicht denken. Meine gerechte Sache, und mein gerechter Richter lassen mich da-

bey

bey ganz ruhig seyn. Ich bin mit unveränderter Hochachtung,

Mein Herr ꝛc.

N. S.

Hier übersende meine gestrige Spielschuld. Meine Zerstreuung ist so groß gewesen, daß ich vergessen habe, wie viel sie eigentlich betragen. War es mehr, so bitte, mir es zu melden; ich werde es mit Danke zahlen.

»Wäre der Richter wider Vermuthen so großmüthig, und wollte das Uebrige zurückschicken, so traue ich »einem jeden zu, daß er so viel Erfindung haben wird, »wahrscheinlich zu behaupten, es sey wirklich so viel gewesen. Leute, die begierig sind, Geld zu nehmen, machen es uns nicht sauer, wenn wir sie überführen wollen, daß sie schuldig sind, es anzunehmen.

»Ich will hier eines Fehlers gedenken, den viele »Clienten begehen, wenn sie dem Richter ihre Sache »empfehlen. Sie haben in der That die Absicht, erkenntlich zu seyn, wie man es nennt, oder legal zu reden, »den Richter zu bestechen. Sie versichern ihn dessen so »wohl mündlich, als schriftlich; sie geben ihm aber weder mündlich noch schriftlich etwas. Dieß ist ein großer »Fehler! Et formula eadunt, sagt der Jurist! So »behutsam man seyn muß, einem Richter zu sagen, was »man denkt; so ungeschickt ist es doch, ihn nur mit Versprechungen aufzumuntern. Männer, die die Gerechtigkeit verauctioniren, müssen baares Geld sehen, oder »sie sehen gar nichts. Wie wollen wir ihnen zumuthen,

»daß

»daß ſie, was wir wünſchen, thun, und ſich nur auf unſere »Großmuth verlaſſen ſollen? Trauen wir ihnen vielleicht »nicht, und glauben wir, daß unſer Geſchenk etwan ver»gebens angebracht ſeyn möchte? Es iſt möglich; aber »dergleichen Mißtrauen müſſen wir nicht an uns mer»ken laſſen, oder der Schade iſt unerſetzlich, den wir uns »zuziehen. Wir müſſen bey dem Richter etwas wagen, »da wir etwas bitten; der Richter hat nicht Urſache, bey »uns etwas zu wagen. Was ſoll der Richter für einen »Vorwand haben, uns an unſer Verſprechen zu erin»nern, wenn er gethan hat, was wir wünſchten, und »wir das nicht erfüllen, was wir ihm verſprochen? Ich »will ein Formular von einem dergleichen leeren Briefe »hier einrücken, um meine Leſer wohlmeynend davor zu »warnen.«

Hochzuehrender Herr Rath und Amtmann,

Ich hoffe, meine gerechte Sache wird bey dem letztern rechtlichen Verfahren ſo deutlich geworden ſeyn, daß ich mir nichts gewiſſers verſprechen kann, als einen guten Ausgang des Proceſſes. Inzwiſchen weis ich, wie viel auf Sie ankömmt, um die Cabale meines Gegners zu zernichten, welcher ſo boshaft iſt, zu wünſchen, daß die Sache wenigſtens ſehr ſpät verloren werde, wenn er ſie ja einmal verlieren müſſe. Ich verlaſſe mich auf Ihre gute Vermittelung, und auf den Ruhm, den Sie als ein gerechter Mann haben. Die auſſerordentlichen Bemühungen, die ich Ihnen dadurch verurſache, verdienen meine ganze Erkenntlichkeit. Ich wage es noch nicht, itzt einen Anfang damit zu machen, da ich wohl weis,

wie

wie empfindlich ein Mann von Ihrem Charakter seyn muß, wenn ihm etwas angeboten wird, das ihn verdächtig machen könne, weil andre die guten und billigen Absichten nicht wissen. Helfen Sie mir aus diesem beschwerlichen Handel. Da ich Ihnen auf diese Art so viel Mühe mache, und Ihnen eine Last aufbürde, die ich nicht von Ihrem Amte, sondern nur von Ihrer Freundschaft verlangen kann, so ist es weiter nichts, als nur ein geringer Anfang meiner Erkenntlichkeit, wenn ich Ihnen Versicherung gebe, daß ich nach völliger Beendigung der Sache Ihnen wenigstens mit funfzig Dukaten aufwarten, und über dieses mich für einen beständigen Schuldner von Ihnen erkennen werde. Ich überlasse mich Ihnen mit dem größten Vertrauen, und bin

Hochzuehrender Herr Rath
und Amtmann,

Ihr

ergebenster Diener.

»Ein dergleichen lediger Brief ohne Saft und »Kraft, und ohne den geringsten bündigen Beweis, verdient eine Antwort, wie etwan die folgende ist.«

Mein Herr,

Ich werde mich freuen, wenn Ihre Sache so beschaffen ist, daß sie zu Ihrem Vortheile ausschlagen muß. Ich werde nichts thun, als was die Gerechtigkeit erfodert, um

das

das Vertrauen zu verdienen, so Sie gegen mich äußern. Kläger hat allerdings viel vor sich, das werden Sie selbst nicht läugnen können. Indessen will ich keinen Fleiß sparen, Ihre Hoffnung, so gut es möglich seyn will, zu erfüllen, und mich bey Ihnen von einem empfindlichen Verdachte zu rechtfertigen, als wäre ich auf die Gerechtigkeit der Sache nur alsdann erst aufmerksam, wenn man mir eine Belohnung von ferne weist. Wodurch habe ich bey Ihnen ein so bittres Kompliment verdient? Sie hätten es nicht thun sollen, mein Herr; und ich muß gestehen, daß mich Kläger in diesem Stücke besser kennt. Aber es sey drum; dem ungeachtet will ich Ihnen zeigen, daß diese kleine Beleidigung mich nicht hindert, mit aller Ergebenheit zu seyn,

Mein Herr,

Ihr Diener
***

»Wir ersparen dem Richter die Mühe, roth zu »werden, und uns viel beschwerliche Komplimente und »Krümmungen, wenn wir ihn bestechen, ohne ein Wort »im Briefe davon zu sagen. Es ist auch dieses Mittel »das bescheidenste, und für den Richter das sicherste, da »er kein Bedenken haben kann, unsern Brief allen zu »zeigen, die ihn sehen wollen, weil sie doch nur den Brief, »und nicht dasjenige sehen, was im Briefe gelegen hat. »Seine Antwort an uns ist ihm desto weniger gefährlich, »weil nur wir sie verstehen, und sie für den dritten »Mann ein Räthsel bleibt. Wenn ich also meine gerechte Sache durch ein Paar Dutzend Dukaten begreiflich

»lich machen wollte; so würde ich sie ungefähr mit die»sem Briefe übersenden.

Herr Commissar,

Mein Agent hat mir gemeldet, daß Sie sich entschlossen haben, in meiner Sache den nähesten Bericht zu erstatten. Ich empfehle Ihnen nochmals alles aufs beste. Ich verlange weiter gar nichts, als was die Gerechtigkeit haben will. Es würde ganz vergebens seyn, mehr von Ihnen zu fodern; aber ich kann ruhig seyn, daß ich Sie bey dieser Gelegenheit habe als einen Mann kennen lernen, der billig und einsehend ist. Alles, was ich bitte, ist dieses, daß Sie die ungegründeten Zunöthigungen meiner Unterthanen in Ihrem Berichte so deutlich aus einander setzen, und so gründlich widerlegen, daß alle, die ihn lesen, eben so davon überzeugt werden, als Sie es sind; und daß dem Gegentheile nichts übrig bleibt, die Sache länger zu verzögern. Mein Agent hat Ordre, den Bericht sofort abzulösen, und wenn Sie es verlangen, Vorschuß zu thun. Da Sie mir alle Gelegenheit benommen haben, mich dankbar gegen Sie zu erzeigen; so kann ich doch wenigstens dieses nicht geschehen lassen, daß Sie meinetwegen sich in kostbaren Vorschuß setzen sollen. Ich bin unverändert,

Mein Herr,

der Ihrige ꝛc.

»Wenn man ein Paar Dutzend Dukaten in dieſen »ſtummen Brief gelegt worden, ſo kann ihn der Herr »Commiſſar ganz ſicher alſo beantworten:«

Gnädiger Herr,

Sie beſitzen die Geſchicklichkeit, Ihre gerechte Sache ſo deutlich und überzeugend vorzutragen, daß man nicht einen Augenblick anſtehen kann, Ihrer Meynung beyzupflichten. Ich habe, ſo bald ich Ihren Brief erhielt, die Acten noch einmal ſorgfältig durchgeſehen, und finde in der That, daß die Zweifel, die ich mir machte, ſo erheblich nicht ſind, als ich vorher meynte. Der Bericht wird morgen abgehen. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß er Ihnen nicht nachtheilig iſt. Ihr Agent hat ihn abgelöſt, und mich genöthigt, zwanzig Thaler Vorſchuß anzunehmen. Gewiß, gnädiger Herr, Sie ſind gar zu ſorgfältig, und Ihr Agent faſt zu eigenſinnig, daß er über dieſen Vorſchuß nicht einmal Quittung von mir annehmen wollen. Ich werde Gelegenheit ſuchen, die Sache ſo einzurichten, daß Sie Ihre Aufmerkſamkeit und Achtung gegen mich nicht einen Augenblick gereut. Sie haben böſe verſtockte Unterthanen, ein hartnäckiges Volk! Noch bis auf dieſe Stunde habe ich nicht einen Dreyer Commißionsgebühren von ihnen bekommen können. Sie ſind eine blinde Heerde, die ſich von ihrem ungewiſſenhaften Advokaten irre führen läßt; fiat juſtitia, pereat ruſticus! Die Leute wollen es nicht beſſer haben. Ich habe meine ſchwere Pflicht auf mir; allen kann ich es unmöglich recht machen. Ich habe Ihrem Agenten im Vertrauen geſagt, wo er ſich wegen des Berichts melden ſoll. Ein guter Bericht braucht dennoch einen guten Vortrag. Ich weis, gnädiger Herr, Ihnen

nen darf man eine dergleichen Sache nur halb sagen, so verstehen Sie solche ganz. Ich bin mit der größten Ehrfurcht,

Gnädiger Herr,

Deren

unterthäniger Diener

***

»Das wären also einige Proben, wie man einen »gewinnsüchtigen Richter mit Gelde zahm machen soll. »Allemal aber geht das nicht an. Es giebt unter ihnen »leute, welche von ihrer Pflicht so enge Begriffe haben, »daß man ihnen, ungeachtet aller nur möglichen Be»hutsamkeit, dennoch kein baares Geld anbieten darf, »ohne sie zu beleidigen, und uns ihrer bittersten Em»pfindlichkeit auszusetzen. Um deswillen ist es sehr nö»thig, daß man die Denkungsart eines jeden Richters »wohl prüfet, ehe man hier einen Schritt wagt. Nimmt »der Richter kein baares Geld, so bleiben doch noch hun»dert Wege übrig, seine theure Pflicht zu überraschen. »Ich kenne einen Mann, welcher sich gewiß sehr unhän»dig anstellen würde, wenn man ihm ansinnen wollte, »funfzig Thaler zu nehmen; und eben diesen gewissen»haften Mann will ich mit einem halben Eymer Wein »weiter bringen, als einen weniger gewissenhaften Rich»ter mit funfzig Thalern. Nur das baare Geld hat ein »so verhaßtes Ansehen, und viele sind ihrer Mutterspra»che so wenig mächtig, daß sie glauben, das Wort, sich be»stechen lassen, werde nur in dem Falle gebraucht, wo

»ein Richter baares Geld annimmt. Man mache sich »die Unwissenheit zu Nutze. Es ist aber nöthig, daß »solches mit eben der Vorsicht geschehe, die ich in dem »Vorhergehenden mit vieler Sorgfalt angerathen habe. »Ein geschickter Client muß so erfindsam seyn, daß er für »ein jedes Geschenk einen anständigen Vorwand hat. »Damit meine Abhandlung auch in diesem Falle praktisch »werde, so will ich einige Exempel mittheilen. Ich habe »oben einen Brief eingerückt, wo der Beklagte die Au»stern seines Klägers mit einem Feuillet Burgunderwein »überboten hat. Ich will dieses Thema noch einmal »annehmen.«

Hochgeehrter Herr Kammerrath,

Mein Freund in Straßburg hat etliche Piecen Burgunderwein an mich spedirt, und gebeten, ihm einen Kaufmann dazu zu verschaffen. Ich schicke Ihnen hier zur Probe ein Feuillet, weil ich weis, daß Sie ein Kenner sind; Sie werden finden, daß er sehr gut ist. Haben Sie die Gütigkeit, und trinken ihn auf meine Gesundheit. Können Sie jemanden erfahren, der eine Partie davon kaufen will, so werden Sie meinen Freund und mich Ihnen ungemein verbinden. Ich habe von einem sichern Freunde aus Hamburg ein Paar Fäßchen Austern bekommen; sie sind aber bey itziger warmen Witterung so schlecht, daß ich mich schämen muß, Ihnen mit so elendem Zeuge aufzuwarten. Es ist mir nicht allein, sondern allen Kaufleuten so gegangen, die mit der letzten Post Austern erhalten haben. Ich erwarte künf-

künftige Neujahrsmeſſe etliche Körbe Champagner, etwas extra feines. Ich bin,

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Dero

ergebenſter Diener,

***

N. S.

Wie ſteht es denn mit dem Proceſſe? Mein Advokat iſt gar zu ſaumſelig. Nehmen Sie ſich meiner an, ſo viel billig iſt.

»Etliche Klaftern Holz vor die Thüre des Richters »geführt, ſie, ohne lange zu fragen, abgeladen, wieder »fortgefahren, und ſodann erſt den Brief übergeben, thut »bey einer geringen Sache ſeine gute Wirkung. Was »will ein gewiſſenhafter Richter in der Angſt anfangen, »wenn das Holz einmal da liegt, und niemand mehr da »iſt, der es wieder wegfahren will? Inzwiſchen muß man »doch dieſem Geſchenke, ſo gering es iſt, einen gewiſſen »Anſtrich geben, damit es einen Werth erhält, und nicht »beleidiget. Vielleicht geht es auf dieſe Art an.«

Mein Herr,

Es iſt ein Mißverſtändniß von meinem Verwalter geweſen, daß er Ihnen im vorigen Herbſte nicht mehr, als eine Klafter Holz, ausgezeichnet hat. Hier ſende ich deren noch viere. Ueber den Preiß wollen wir uns auf die Oſtermeſſe vereinigen. Ich bin ohnedem noch Ihr

groſser Schuldner; aber ich werde auf Mittel denken, es nicht länger zu bleiben. Wird denn meine Sache bald zum Berichte reif seyn? Ich wünsche sehr, daß ich endlich aus dem böſen Handel kommen möge. Mein einziger Trost ist noch dieſer, daß ich mit einem ehrlichen Manne zu thun habe, der ein unparteyischer Richter, und mein Freund ist . . .

A propos! Ich lasse sechs Mitteleichen fällen. Ich habe ſie der Frau Liebſte zu Ihrem neuen Gartenhause verſprochen. Aber dafür behalte ich mir die Erlaubniß vor, auf Johanne einen frischen Hering darinne zu eſſen, wenn es fertig seyn wird. Sie ſehen, daß ich nichts umſonſt thue. Den Braten bringe ich ſelbſt mit, und für Wein mag meine Frau ſorgen. Ich bin mit der alten deutſchen Redlichkeit,

Mein Herr,

Ihr

guter Freund und Diener,

***

»Ich habe einen guten Freund, der ſeinen Proceß »mit nachſtehendem Briefe gewonnen hat. So wenig »gehört vielmals dazu, glücklich zu ſeyn, wenn man die »ſchwache Seite des Richters entdeckt hat, und ſeinem »Geſchenke, wenn es auch das wichtigſte nicht iſt, ein »gutes Anſehen zu geben weis.«

Hochedelgebohrner Herr,
Hochgeheteſter Herr Doctor,

Man hat mir geſagt, daß Ihnen in Ihrem ſchönen Münzkabinette noch drey Glockenthaler fehlen. Ich habe die

die Doubletten davon, und warte Ihnen damit auf. Sie werden mir nicht anmuthen, etwas dafür zu nehmen. Vielleicht haben Sie künftig einmal einige Stücken doppelt, und erlauben mir etwas davon. Weil Sie ein Kenner ſind, ſo bitte ich mir Ihre Gedanken über beyliegende Gemmam aus. Sie ſoll vom Kaiſer Galba ſeyn. Das Geſicht giebt es, wenn ich anders den Sueton recht verſtanden habe. Wäre dieſe Gemma, was ich glaube, ſo verdiente ſie wohl einen Platz in Ihrer Sammlung. Bey mir wird ſie nicht geſucht, weil ich weder auf alte Münzen, noch alte Gemmas viel halte. Ich habe meinem Gerichtsverwalter befohlen, Ihnen dieſe Stücken ſelbſt einzuhändigen, wenn er ſich die Ehre geben wird, Ihnen meine Leuterungsſache beſtens zu empfehlen. Die Bauern mißbrauchen die Nachſicht der Geſetze. Ich bin unverändert:

Ew. Hochedelgeb.

dienſtergebenſter Diener,

***

»Ich könnte noch viel andere Exempel anführen, »wie man ſeine Geſchenke an den Richter bringen müſſe, »ohne dem Wohlſtand zu beleidigen. Aber dieſes mag »inzwiſchen genug ſeyn, weil ich itzt nicht Willens habe, »eine weitläuftige Abhandlung, ſondern nur einen Ver»ſuch von der Kunſt zu beſtechen zu ſchreiben.

»Ich wollte wünſchen, daß ich gewiſſe Regeln ge»ben könnte, wie eigentlich das Verhältniß zwiſchen der »Sache, um derentwillen man den Richter beſticht, und

»zwischen dem Geschenke seyn müsse. Es ist aber sehr »schwer, etwas zuverläßiges davon anzugeben, weil die »Person des Richters und des Clienten oft ein andres »Verhältniß ausmachen, und weil noch öfter darauf ge»sehen werden muß, wie verzweifelt unsre Sache schon »ist, die wir retten wollen.

»Die Hauptregel ist wohl diese, daß man lieber zu »viel als zu wenig thue. Bey einem Richter, der nicht »gar zu niederträchtig ist, muß wenigstens fünf Procent »von dem Werthe der Sache gerechnet werden, die wir »verlangen oder retten wollen. Bey einem hungrigen »Richter kann man auch wohl weniger thun. Kleinig»keiten sind von Zeit zu Zeit nöthig, um uns bey dem »Richter in gutem Andenken zu erhalten; aber man muß »sie oft wiederholen, und sich nicht zu sehr darauf ver»lassen. Wie auf dem Lande alles wohlfeiler ist, als in »großen Städten, so ist es auch mit der Gerechtigkeit. »Man hat mir einen Gerichtsverwalter genannt, wel»cher sich mit einer Kanne Butter blind machen läßt; »bey uns ist kaum ein Faß hinreichend.

»Weil ich einmal auf die Bestechung von Viktua»lien komme, so will ich eine ungefähre Taxordnung ma»chen, wie man sich dabey zu verhalten hat.

»Wir wollen voraussetzen, der Besitzer eines mit»telmäßigen Landgutes von zwölftausend Thalern wird »in Anspruch genommen, daß er solches durch ein falsches »Testament an sich gebracht habe. Damit man nun »eine Mittelstraße nehmen darf, so soll der Proceß in ei»ner kleinen Stadt anhängig seyn. Ich setze auch vor»aus, daß des Beklagten Sache ziemlich unrecht sey. »Auf diese bestimmten Fälle würde ich die Taxordnung »etwa so einrichten:

»2) Bey Insinuation der Klage, dem Amtsboten »einen halben Gulden, und ein Glas Branntwein. Es »ist bekannt, wie viel Einfluß vielmals der kleinste Die»ner der Gerechtigkeit in einer Sache hat.

»2) Bey der Litiscontestation, der Frau Amtmann»nimm einen Scheffel Weizen, einen Truthahn, und einen »Schinken.

»3) Binnen der Zeit, als rechtlich verfahren wird, »verhält man den Richter durch verschiedene kleine Gefäl»ligkeiten in der Aufmerksamkeit. Man richtet sich »nach der Jahrszeit; der mittlere Preiß ist eines Gul»den werth.

»Nota bene! Den Gerichtsactuar nicht zu ver»gessen!

»4) Bey Versendung der Acten zum Verspruche »Rechtens würde ich höchstens ein Paar Scheffel Haber, »und mehr nicht geben. Es kömmt dabey auf den Unter»richter so gar viel nicht an, und dennoch muß man ihn »im Odem erhalten.

»5) Bis zum Gegenbeweise, wie Num. 3.

»6) Aber nun geht das Opfern an! Den Gegen»beweis lege man einem fettgemästeten Ochsen zwischen »die Hörner. Man müßte mit einem Heiden zu thun »haben, wenn ihm bey diesem Anblicke das Herz nicht »brechen sollte.

»7) Der gröste Vortheil besteht im Zeugenverhö»ren. Außer dem, daß ein Beklagter seine Zeugen noch »vor dem Termine gehörig zuzurichten wissen muß, so »ist nöthig, daß man demjenigen, der die Zeugen ver»nehmen soll, die Zunge wohl löse. Niemand, als wer »eine gute Kenntniß der praktischen Rechte hat, kann »wissen, wie viel bey einer vortheilhaften Zeugenaussage »auf eine vortheilhafte Frage ankommt. Pecuniam in

»tempore negligere; maxima saepe parsimonia est, »oder, wie es im Deutschen lautet, hier bekömmt der »Amtmann so viel Getreide, daß er noch einen Ochsen »mästen kann, und Butter in Menge. Derjenige, wel»cher zunächst unter ihm arbeitet, erhält ein Bällchen »feine Leinwand; der dritte in der Reihe, dergleichen, »etwas schlechter; und alle Schreiber, wie sie folgen, be»kommen ihren Antheil von der Beute.

»8) Bey dem Verfahren, wie bey der dritten Num»mer; aber doppelte Dosin. Inzwischen wird zum Ur»theil beschlossen. Erlangt man nun durch dieses Recept »ein gutes Urtheil, so wollte ich wohl rathen, daß man »wegen der künftigen Zeiten die ganze Richterstube auf »das ererbte, und durch Urtheil und Recht bestätigte »Landgut bitten, und bey dem Leichenessen der Gerechtig»keit nichts sparen möchte, das Wohlwollen des Richters »gegen uns zu befestigen.

»Aus diesem kurzen Plane wird man sehen, wie »man bey dem Fortgange der Sache, oder in andern »Fällen, verfahren müsse. Es bezieht sich dieser Plan »nur auf die Taxordnung der Viktualien; es versteht sich »aber von sich selbst, daß man in solchen wichtigen Pro»cessen zu eben der Zeit, wo man bey des Richters Frau »in der Küche seine Nothdurft vorstellig macht, auch in »des Richters Stube durch baares Geld der Sache den »Ausschlag gibt.

»Es sind außer dem baaren Gelde und den Viktua»lien noch andre Arten, einen Richter zu bestechen. Eine »Vorbitte aus dem Munde einer schönen Frau macht »oft einen überzeugendern Eindruck, als zwanzig alte »Rechtsgelehrte. Ich unterstehe mich in diesem Falle »nicht, jemanden etwas zu rathen. Ein jeder muß wis»sen, wie empfindlich er dabey ist; wie viel ihm daran

»liegt,

»liegt, seinen Proceß zu gewinnen; und wie der Richter »gesinnt sey. So viel bleibt ausgemacht, daß das Re»cept probat ist. Ich kenne einen Gerichtsschösser auf »dem Lande, der seinem Edelmanne die Gerechtigkeit ab»gepachtet, und den seltenen Ruhm bis diese Stunde be»hauptet hat, daß er gegen alle Bauern unparteyisch »ist, nur diejenigen ausgenommen, welche schöne Weiber »haben.

»Ich glaube, es ist bey dieser Sache noch ein Mit»tel zu treffen. Ein Frauenzimmer kann oft durch un»schuldige Freyheiten den Eigensinn des ernsthaftesten »Richters brechen. Sollte man nicht am besten thun, »wenn man sich der Willkühr seiner Frau überließe? »Liebt sie uns, so wird sie das Spiel höher nicht, als »auf eine erlaubte Coquetterie treiben, und dem Richter »höchstens unschuldige Freyheiten verstatten; liebt sie »uns aber nicht, . . . ja, meine Herren, da kann ich »Ihnen selbst nicht rathen; liebt sie uns nicht, so wird »sie immer Gelegenheit finden, zu thun, was sie will, »ohne allemal darauf zu sehen, ob sie uns einen Proceß »damit gewinnt.

»Ohne jemanden bey dieser bedenklichen Sache et»was zu rathen, will ich hier ein Paar Briefe liefern. »Der Richter soll von vornehmen, der Beklagte von ge»ringem Stande seyn. Desto wahrscheinlicher wird die »Sache.«

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Ich unterstehe mich noch einmal, Ew. Excellenz die Sache meines Mannes unterthänig zu empfehlen. Die hohen Versicherungen, die Sie mir vor einigen Wochen mündlich

mündlich gaben, sind durch die Bosheit unsers Gegners fruchtlos gemacht worden. Es muß mir dieses desto empfindlicher seyn, da ich weis, daß Ew. Excellenz von der ungerechten Zunöthigung des Klägers überzeugt sind. Man unterfängt sich nunmehr, meinen Mann auch um deswillen doppelt zu verfolgen, da Ew. Excellenz die hohe Gnade gehabt haben, Ihres Schutzes ihn zu versichern. Behaupten Sie, gnädiger Herr, Ihr Ansehen, und zugleich die Gerechtigkeit unsrer Sache. Ich werfe mich Ihnen zu Füßen; lassen Sie sich die unschuldigen Zähren einer Unglücklichen rühren, welche schon in den ersten Wochen ihres Ehestandes alle die Bitterkeit empfindet, von welcher oft eine Ehe von vielen Jahren ganz befreyet ist. Das Unglück, so meinem Manne droht, zwingt mich, durch mein ungestümes Bitten die Gnade Ew. Excellenz zu mißbrauchen. Nur dasmal retten Sie uns noch! Wie leicht muß es Ihnen fallen, da Sie so großmüthig und gerecht sind! Ich bin dafür mit der tiefsten Ehrfurcht

Ew. Excellenz

demüthigste Dienerinn.

»Das versteht sich schon von sich selbst, daß die Verfasserinn des Briefes jung und schön seyn muß. Ausserdem wäre es ein sehr leerer und trockner Brief. Aber meine schöne, Unglückliche, die sich thränend zu unsern Füßen wirft, die in den ersten Wochen ihres Ehestandes so viel Verfolgung unschuldiger Weise ausstehen muß, diese, deucht mich, verdient noch wohl, daß man ihr also antworte.«

Ma-

Madame,

Ihr Unglück rührt mich. Ich habe mir laſſen die Acten vorlegen; ich finde aber verſchiedne bedenkliche Umſtände, die, wie es ſcheinen will, Ihrem Manne ſehr nachtheilig ſind. Ich werde mich erfreuen, wenn Sie mich überzeugen können, daß meine Beſorgniß ungegründet ſey. Eine mündliche Unterredung iſt dazu wohl am geſchickteſten. Ich bin den ganzen Tag beſchäfftigt, früh um ſechs Uhr aber werde ich noch ungeſtört ſeyn. Ich erwarte Sie in meinem Kabinette. Mein Kammerdiener hat Ordre, Sie durch die Gallerie zu mir zu führen. Faſſen Sie einen Muth. Ich wenigſtens will thun, was in meinem Vermögen iſt. Leben Sie wohl!

»Es ſetze ſich ein jeder in die Umſtände des Beklagten. Die Sache iſt auf dem Wege, gewonnen zu werden. So viel iſt gewiß: wird der Vorſchlag angenommen, ſo kann er verſichert ſeyn, daß er in einer Stunde mehr gewinnt, als er in zehn Jahren durch die koſtbarſte Chicane nicht erlangt. Soll er ſeine Frau in das Kabinett ſchicken? Was ſoll ich ihm rathen? Gewiß, das weis ich nicht; ſo viel weis ich, daß ich lieber Richter, als Beklagter, ſeyn möchte.

»Wenn man das Wort beſtechen im weitläuftigern Verſtande, und zwar dafür annimmt, daß es eine Kunſt ſey, durch welche der Kläger oder der Beklagte ſich der herrſchenden Leidenſchaften des Richters unmittelbar, oder durch andre Perſonen dergeſtalt zu bemächtigen weis, daß er ihn auf ſeine Seite ziehen, und den

»Pro-

»Proceß nach seinen Absichten herum leiten, und zu Ende »bringen kann, wenn es, sage ich, in diesem Verstande »genommen wird, so kann man gar wohl behaupten, »daß ein Richter auch durch die Furcht bestochen werden »könne. Es giebt deren verschiedne, welche die Welt so »wohl kennen, daß sie sich mehr vor ihren Obern, als »vor ihrem Gewissen, fürchten. Viele müssen stumm »seyn, um bittre Vorwürfe zu vermeiden; noch andre »sind in ihrer Wirthschaft gewissen Zufällen ausgesetzt, »welche sie sehr zahm machen. Von einer jeden dieser »Arten will ich eine Probe geben: ein billiger Client »wird sie nicht mißbrauchen, und kann er es ganz ver»meiden, sie gar nicht gebrauchen.«

Mein Herr,

Ich habe gestern Mittags bey Seiner Excellenz, dem Herrn von ***, gespeist. Die Gnade, welche Dieselben seit vielen Jahren auf eine vorzügliche Art mir erzeigt, gab mir Gelegenheit, ihnen von der Verdrüßlichkeit Eröffnung zu thun, die mir durch den bewußten Hutungsproceß zugezogen wird. Ich war so glücklich, Seine Excellenz von der Billigkeit meiner Befugnisse durch ein kurzes Promemoria zu überzeugen. Sie wunderten sich, wie bey diesen klaren Umständen die Sache so lange Zeit bey der Commißion unerörtert bleiben können. Als ein aufrichtiger Freund von Ihnen, mein Herr, nahm ich Gelegenheit, Ihr Verfahren zu entschuldigen; ich war auch endlich so glücklich, Seiner Excellenz die widrige Meynung zu benehmen, zu welcher Sie, wie Dieselben sich gegen mich ausdrückten, schon seit einigen Jahren, und bey verschiednen Gelegenheiten gegründete Ursachen bekommen hätten. Haben Sie die Gewogenheit, und

beschlen-

beschleunigen den Hauptbericht. Sie sind zu billig, und zu einsehend, als daß Sie ihn zu meinem Nachtheile abfassen sollten. Ich weis, darauf kann ich mich verlassen. Ich habe Seiner Excellenz Hoffnung gemacht, daß er längstens binnen drey Wochen von Ihnen eingesendet werden würde. Lassen Sie mich in meinem Versprechen nicht fallen; ich werde gewiß in drey Wochen Seiner Excellenz wieder aufwarten, und sodann das Vergnügen haben, Ihnen zu melden, wie der Bericht aufgenommen worden ist. Bin ich im Stande, Ihnen höhern Orts zu dienen, so versehen Sie sich zu meiner Freundschaft aller möglichsten Bereitwilligkeit. Ich verharre u. s. w.

Hochgeehrtester Herr Amtmann,

Ich habe gewisse Nachricht, daß meine Feinde sich Mühe geben, einen Befehl zur Revision meiner Kasse an Sie auszuwirken. Nun bin ich zwar alle Stunden im Stande, Rede und Antwort zu geben. Weil aber dieses Rechnungswesen so weitläuftig ist, weil mir noch verschiedene Belege fehlen, und weil ich aus einer, vielleicht gar zu gefälligen, Nachsicht gegen das Armuth der Contribuenten mich in eine ziemlich verwirrte Restrechnung eingelassen habe, so erwarte ich von Ihrer Freundschaft, daß Sie mir, so bald der Befehl einlangt, unter der Hand Nachricht geben, und mich nicht übereilen. Ich zweifle an dieser Gefälligkeit nicht einen Augenblick, da ich im Stande bin, auf andre Art erkenntlich zu seyn. Sie sind der billigste und gewissenhafteste Beamte; das gesteht Ihnen jedermann zu. Aber würden Sie wohl

ganz gleichgültig seyn, wenn ich unvermuthet zu Ihnen käme, und auf Befehl die Vorlegung der Depositengelder verlangte? Urtheilen Sie hieraus, wie empfindlich auch dem ehrlichsten Rechnungsführer eine dergleichen Ueberfallung seyn müsse. Sie verstehen mich doch wohl, Herr Amtmann? Mit einem Worte: Halber Dienst, und ganze Freunde! Eine Hand wäscht die andre, und ich bin, u. s. w.

Hochgeehrter Herr Stadtrichter,

Ich will Ihnen die ganze Sache aufrichtig gestehen. Die Bekanntschaft, die ich seit vielen Jahren mit dem Manne gehabt, hat eine gewisse Art der Vertraulichkeit zwischen mir und seiner Frau veranlaßt, welche denjenigen allerdings etwas zweydeutig seyn muß, die mehr neugierig, als billig sind. Es war eine Unvorsichtigkeit von mir; aber weiter war es auch nichts, daß ich bey der Abwesenheit des Mannes länger in ihrem Hause blieb, als es vor den Augen der gemeinen Leute der Wohlstand zu erlauben schien. Ich schwöre es Ihnen zu, es ist nicht mehr, als drey, höchstens viermal geschehen, und jederzeit im Beyseyn ihrer Verwandtinn, welche ihre Jahre und ihre Frömmigkeit glaubwürdig machen. Wäre der Mann bey seiner unerwarteten Rückkunft nicht trunken gewesen, so würde er sich vernünftiger aufgeführt haben. Ich war genöthigt, ihm den Degen aus der Hand zu reißen; denn so weit, glaube ich, geht die Freundschaft nicht, daß man sich soll erstechen lassen. Dieses aber wird wohl nicht wider die peinliche Halsgerichtsordnung

seyn,

seyn, daß ich in seinem Hause meinen Besuch im Schlafpelze und in Pantoffeln abgelegt habe. Meine Pflicht erfoderte, daß ich eine unschuldige Frau den Händen ihres rasenden Mannes entriß, und sie so lange in mein Haus nahm, bis ich sie mit anbrechendem Tage dem Schutze ihrer Aeltern überlassen konnte. Ihre alte fromme und rechtschaffene Verwandte kann alles, was ich sage, bezeugen. Sie liegt noch bis itzt auf ihren Knien, und flieht den Himmel an, daß er dem armen Manne seinen verlornen Verstand wiederschenken wolle.

Sehen Sie, Hochgeehrter Herr Stadtrichter, das ist der eigentliche und wahre Verlauf der Sache. Muß der Mann nicht unsinnig seyn, daß er über diese Kleinigkeiten solche Bewegung macht, die Obrigkeit wider mich aufzubringen sucht, und so vieles Geld dran setzen will, ein gerichtlicher Hahnrey zu werden? Ich bin allemal im Stande, mich zu rechtfertigen; allein die Freundschaft gegen diesen Unsinnigen, die Hochachtung für seine unschuldig gekränkte Frau, und das Verlangen, ruhig zu seyn, ist Ursache, daß ich wünsche, ohne Weitläuftigkeit aus der Sache zu kommen. Ich weis, mein Herr, wie viel Sie über ihn vermögen. Reden Sie ihm, als Freund und als Richter, zu, daß er ansteht, seine eingebildete Beleidigung weiter zu ahnden. Erwerben Sie sich das Verdienst, eine unglückliche Frau mit einem Manne auszusöhnen, welcher sich übereilt hat, und eine Freundschaft wieder herzustellen, die zwischen mir und ihm so lange Zeit, und bis auf den traurigen Augenblick unverbrüchlich gepflogen worden ist. Sie machen sich durch diese gütige Vermittelung zwo Familien auf einmal verbindlich, und ich insbesondre werde Gelegenheit suchen, Ih-

nen in der That zu zeigen, daß ich mit der größten Erkenntlichkeit sey,

Hochgeehrter Herr Stadtrichter,

Ihr

ergebenster Diener,
***

N. S.

Ich habe vorige Woche von den Gebrüdern N. N. einen Wechsel auf fünfhundert Thaler an Zahlungsstatt annehmen müssen, welchen Sie ausgestellt haben, und der auf künftige Messe gefällig ist. Es ist mir bekannt, daß Ihre Umstände Sie gegenwärtig schlechterdings hindern, Zahlung zu leisten. Ich verlange auf keinerley Art, Ihnen beschwerlich zu fallen. Melden Sie mir Ihre Gedanken in ein Paar Zeilen, oder noch besser, erzeigen Sie mir diesen Abend die Ehre, und speisen Sie mit mir in meinem Garten. Wir sind ganz allein. Mündlich von allem ein mehrers.

»Da, wie ich oben erinnert habe, die Kunst zu bestechen eine Kunst ist, sich der herrschenden Leidenschaften eines Richters zu seinem Vortheile zu bemächtigen; »so wird es oft eine sehr vergebne Arbeit seyn, daß man »ihn durch Mitleiden und Erbarmung zu bewegen suche. »Diese Empfindungen sind allzu menschlich für einen »Mann, den gemeiniglich sein Amt zu ernsthaft macht, »als daß er bey den Thränen einer Wittwe weinen sollte. »Er gewöhnt sich hart, um desto unparteyischer und vor

»die-

»dieser Seite unempfindlich zu seyn; denn wenn er ja »empfindlich seyn soll, so müssen die Ursachen dazu gewiß »einträglich seyn. Das aber sind die Thränen des Ar»muths nicht. Man wird mir nicht zumuthen, das»jenige zu wiederholen, was ich so oft gesagt habe. Ich »weis freylich, daß es Richter giebt, die zum großen »Schaden ihrer häuslichen Nahrung ganz anders gesinnt »sind, ich weis auch, daß diese eine ziemliche Anzahl aus»machen; aber das weis ich auch, daß der größte Hause »von ihnen ganz anders und gründlicher denkt. Und »nur von diesem größten Haufen rede ich. Die andern »sind Phänomena, die zur Ausnahme gehören. Wie»der zur Hauptsache zu kommen! Man hüte sich also »wohl, dem Richter durch Thränen und Klagen, und Er»zählung unsers Elends einen Ekel gegen unsre Sache »beyzubringen. Er wird die Augen wegwenden, um »unsern Jammer nicht zu sehen. Hätten wir nicht so »gar ängstlich und kläglich gethan, so würde er sich viel»leicht noch einen guten Begriff von unsrer Sache ge»macht haben; da wir ihn aber mit den dürftigen Kla»gen betäuben, so ist er nur unser Richter, und hört auf, »unser Freund zu seyn. Eine Sache, welche die Erfah»rung bestätiget, hätte eben nicht nöthig, mit Beyspie»len erläutert zu werden; zum Ueberflusse aber will ich »es doch thun.«

Mein Herr,

Es wird nun fast ein Jahr seyn, daß ich wegen der tausend Thaler klagen müssen, die Herr N. meinem verstorbnen Manne schuldig verblieben ist. Die Billigkeit meiner Forderung ist klar, und mein Advokat hat mich versichert, mein Beweis wäre so überzeugend, daß mir

die Obrigkeit ohne Weitläuftigkeit zu meinem Rechte verhelfen werde. Ich habe, dieſes Jahr über, mir und meinen Kindern den nothdürftigſten Unterhalt entzogen, um ſo viel Geld aufzubringen, als nöthig geweſen iſt, Ihnen, mein Herr, an Gerichtsunkoſten zu entrichten. Nun iſt es mir weiter nicht möglich, einen Groſchen daran zu ſetzen. Ich lebe in der größten Dürftigkeit. Stellen Sie ſich, mein Herr, vier unerzogene Kinder vor, die mir am Halſe hängen, und um Nahrung flehen, welche ich ihnen nicht geben kann. Ich küſſe die kleinen Unglücklichen, um ſie zu beruhigen, und ſage ihnen, daß wir unſer Glück von den Händen eines gerechten und großmüthigen Richters erwarten. Die armen Kinder verſtehen mich nicht, ſie weinen, weil ſie mich weinen ſehen, und küſſen meine mütterlichen Zähren. Gewiß, mein Herr, Sie haben das Leben von fünf Unſchuldigen in Ihren Händen. Schaffen Sie mir Recht! Ich beſchwöre Sie bey der Zärtlichkeit, die Sie als Vater gegen Ihre Kinder haben. Erbarmen Sie ſich meiner! Verhelfen Sie mir zu dem, was mir gehört, und laſſen Sie nicht zu, daß meine Feinde ſich meines Armuths mißbrauchen. Retten Sie mich, mein Herr, damit die Thränen meiner Kinder nicht etwa künftig einmal Ihren Kindern zu ſchwer werden. Ach, mein Herr, verzeihen Sie mir die Heftigkeit meiner Empfindungen! Ich bin ganz ohne Hülfe, wenn Sie mich verlaſſen. Verlaſſen Sie mich nicht, damit es Ihnen und den Ihrigen beſtändig wohlgehe! Ich erbitte dieſes auf meinen Knien von Gott, und bin,

Mein Herr,

Dero

demüthige Dienerinn.

Ma-

Madame,

Wenn Ihr Advokat die Sache beſſer verſteht, als ich; ſo wollte ich, daß er an meiner Stelle Richter ſeyn müßte. Haben Sie gerechte Sache, ſo wird es ſich zuletzt ſchon ausweiſen; man muß der Gerechtigkeit ihren Lauf laſſen, wie es ſich nach Vorſchrift der Geſetze gehört. Das verſtehe ich, und Sie verſtehen es nicht, Madame. Mit Thränen und Klagen löſt man weder einen Bericht, noch ein Urtheil ab. Haben Sie kein Geld, ſo müſſen Sie keinen Proceß führen. Hat Ihnen das Ihr Advokat nicht geſagt? Warum haben Sie ſo viel Kinder, wenn Sie ſolche nicht ernähren können? Meinen Kindern giebt niemand etwas, als was ich verdiene; und was mir gehört, das laſſe ich mir nicht nehmen. Mit einem Worte! Sie ſind noch fünf Thaler Gerichtsgebühren und baaren Verlag ſchuldig; und bezahlen Sie dieſe binnen acht Tagen nicht, ſo laſſe ich Sie auspfänden, oder ich will kein ehrlicher Mann ſeyn. Ich ſchwöre nicht vergebens, das wiſſen Sie. Leben Sie wohl!

»Ich habe bisher größtentheils nur von der unmittelbaren Beſtechung geredet. Es iſt nöthig, daß ich »noch ein Wort von der mittelbaren ſage, welche einen »ſo großen und wichtigen Theil von der Hiſtorie unſrer »Proceſſe ausmacht.

»Es gründet ſich dieſes auf den alten und wahren »Satz: daß eine große Anzahl unſrer Richter unmündig »iſt. Sie ſtehen ſehr oft unter der Vormundſchaft ihrer »Weiber, oder ihrer Kinder, oder ihrer Subalternen.

»Das erste, was ein vernünftiger Client thun kann, ist »dieses, daß er sich nach dergleichen Umständen wohl er»kundiget. Gemeiniglich sind die Weiber der Richter die »erste Instanz für die Parteyen. Man hüte sich ja, sie »zu übergehen. Ich wenigstens bin allemal der Mey»nung gewesen, daß es besser sey, den Richter und die »Gesetze, als des Richters Frau, wider sich zu haben. »Nach dem ordentlichen Laufe der Natur hat der Rich»ter nur in der Richterstube, seine Frau aber im ganzen »Hause zu befehlen. Der Richter lenkt die Gesetze nach »seinem Gutbefinden, die Frau den Mann nach ihrem »Winke. Ein Richter, er sey auch wie er wolle, hat doch »immer einen gewissen Zwang von seiner Pflicht und sei»nem Gewissen: die Frau des Richters ist durch keine ge»bunden; und wenn sie sich einmal vornimmt, Recht zu »behalten, so überschreyt sie die Gesetze und alle Rechts»gelehrten.

»Was ich hier sage, braucht keinen Beweis, die Er»fahrung lehrt es, und ich will einem jeden, dem seine »gerechte Sache lieb ist, wohlmeynend rathen, sich nach »dieser Erfahrung zu richten.

»Besondre Regeln braucht man dabey nicht. Es »gelten hier eben diejenigen, die ich oben wegen der Rich»ter festgesetzt habe. Man gebe sich Mühe, die herr»schenden Leidenschaften der Frau zu erfahren. So viel »herrschende Leidenschaften eine Frau hat, und man sagt, »deren wären eine ziemliche Anzahl; so viel Wege hat »man, zu seinem Zwecke zu gelangen. So viel ist ge»wiß, mit alten Münzen und Gemmis werde ich die »Frau eines Richters nicht verführen; aber das weis »ich sehr wohl, daß eine Garnitur Meißner Porcellan, »zu seiner Zeit angebracht, Wunder thut. Ein guter »Freund von mir war durch die Unachtsamkeit seines

»Ab-

»Advokaten ſo unglücklich, daß er ſeinen Proceß verlor. »Keine Leuterung, keine Appellation half ihm mehr; er »war ganz abgewieſen. Endlich fand er ganz unvermu»thet einen Weg, ſich durch einen reichen Stoff am rech»ten Orte zu empfehlen; und da hieß es: Nunmehro »aus den Acten ſo viel zu befinden ꝛc.

»Wer die Kunſt recht verſteht, den Beyfall der Frau »ſeines Richters zu gewinnen, der hat viel Vortheile, »die man nicht hat, wenn man ſich nur an den Mann »hält. Es macht bey der Richterinn einen viel ſtärkern »Eindruck, wenn ich nachtheilig von andern Frauenzim»mern, und beſonders von der Frau meines Gegners »rede. Ich kann es ſicher wagen, ihr damit zu ſchmei»cheln, daß ſie ihr weibliches Anſehen über ihren Mann »und ſein Amt behaupte. Iſt eine ſolche Frau noch über »dieſes zärtlich; wie viel haben wir gewonnen! Das »muß man nicht allemal verlangen, daß ſie ſchön aus»ſieht. Sieht ſie ſchön aus, deſto beſſer, unſer Vortheil »iſt doppelt. Sieht ſie häßlich aus, wer kann ſich helfen; »man drücke die Augen feſt zu, und verläugne ſeine Em»pfindungen. Wie viel leidet ein Menſch nicht, ſein Glück »zu machen!

»Weil ich angefangen habe, alle meine Sätze durch »Briefe zu erläutern; ſo will ich es auch hier thun. Man »wird aus einem jeden dieſer Briefe ſehen, in welchem »Falle er zu gebrauchen iſt; ich habe nicht nöthig, es »darüber zu ſchreiben.«

Madame,

Sie haben völlig Recht, die Eitelkeit dieſer Frau iſt ganz unerträglich. Sollte man wohl glauben, daß dieſe Prinzeſſinn die Frau eines Mannes ſey, der mich um

sechshundert Thaler ungerechter Weise verklagt, und der so ängstlich thun kann, als wenn er mit Weib und Kind verhungern müßte, wenn ihm nicht schleuniges Recht wider mich verschafft würde? Ich habe mich gestern erkundigt, wie viel die Elle von den Spitzen koste, mit denen sie sich am Sonntage in Ihrer Gesellschaft so brüstete. Wie viel meynen Sie wohl, Madame? Sie werden es kaum glauben. Ich bin so glücklich gewesen, noch acht Ellen von dieser Sorte aufzutreiben. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen damit aufwarten darf. Mich dünkt, Madame, sie schicken sich für Ihren Stand besser, als für diese Närrinn. Aergert es Sie, daß diese Frau sich anmaßt, eben so kostbare Spitzen zu tragen, als Sie tragen, Madame; so vermitteln Sie nur, daß ich meinen Proceß gewinne. Ist das wahr, was mein Kläger bey den Acten sagt; so wird ihn sodann die Noth zwingen, die prächtigen Spitzen seiner Frau zu verkaufen, um etwas zu haben, wovon er lebt. Ist das aber nicht wahr, was er dem Richter so kläglich vorseufzt; so verdient der Heuchler und seine strotzende Frau Ihre Rache doppelt. Mit einem Worte, Madame, Sie haben itzt diese Familie in ihren Händen. Sie kennen ihren Bettelstolz; züchtigen Sie ihren Hochmuth, und schaffen Sie dadurch Ihnen und mir Recht. Von Ihren Händen allein erwarte ich mein Recht, und bin,

Madame,

u. s. w.

Hoch-

hzuehrende Frau Amtmanninn,

ie es nun bald gereuen, daß Sie geſtern die
n meinem Gegner ſo eifrig nahmen? Aber
iſſen Sie das noch nicht, was ſchon die ganze
is. Im Ernſte, wiſſen Sie es noch nicht?
es Ihnen ſagen. Der Mann, welcher nicht
viel Vermögen hat, mir die dreyhundert Tha-
ahlen, die ich von ihm aus dem Teſtamente ſo-
durch den Mangel ſo weit gebracht iſt, daß er
ſchämt, mir die Richtigkeit der Foderung zu
der Mann, der geſtern das Glück hatte, von
dauert zu werden; dieſer Mann hat heute einen
bracht, daß er den Rang über den Herrn Amt-
ben ſolle. Sehen Sie, Madame, ſo bald Sie
er mit ſeiner Frau in Geſellſchaft kommen; ſo
Sie Ihren Platz zu nehmen wiſſen, der Ihnen
Befehle gehört. Die guten Zeiten ſind vor-
die Frau Amtmannin oben an ſaß, und alsdann
ame. Gewiß, bedauern Sie mich immer ein
ch verliere am meiſten dabey. Wird nun der
tmann wohl noch das Herz haben, mir wider
nn Recht zu verſchaffen, den die Vorſicht ſo hoch
und ſeine Frau erhoben hat? Ich beklage Sie
zem Herzen. Mehr kann ich nicht thun. Bey
en Unglücksfällen, die Sie treffen, bin ich der-
der größten Ehrfurcht,

ochzuehrende Frau Amtmanninn,

Ihr

gehorſamſter Diener.

Gnädige Frau Amtshauptmanninn,

Eine Abbitte und eine Ehrenerklärung ist das wenigste, was ich von Ihnen fodern kann. Können Sie mir im Ernste einen so schlechten Geschmack zutrauen, daß ich das Gesicht der Commerzräthinn für reizend halten sollte? Die Schmeicheleyen, die ich ihr gestern sagte, giengen wenigstens ihr Gesicht nicht an. Könnte ich mir auch so viel Gewalt anthun, sie zu lieben; so müßte es gewiß nur darum geschehen, daß ich mich an ihrem Manne rächte, der mich in einen so verdrießlichen Rechtshandel verwickelt hat. Es ist wahr, die ehrliche Frau verläßt sich auf ihre Reizungen so sehr, als ihr guter Mann auf die Gerechtigkeit seiner Sache, die er wider mich auszuführen gedenkt; doch ich will hoffen, sie sollen beide verlieren. Dem ungeachtet muß ich gestehen, die Commerzienräthinn ist eine billige Frau. Sie hat mir gestern ins Ohr gesagt, daß Sie, gnädige Frau, noch ganz erträglich aussähen, und gesteht, daß Ihre Hände schön sind. Ich kam zugleich auf meinen Proceß zu reden, und that ein wenig stolz auf die Billigkeit meiner Sache. »Es kann seyn,« sagte sie mit ihrer hohen Miene; »aber »vielleicht wird sie der Herr Amtshauptmann so gar ge»recht nicht finden, wenn ich nur einmal Gelegenheit »habe, mündlich mit ihm davon zu sprechen.« Verstehen Sie diese triumphirende Sprache, gnädige Frau Amtshauptmanninn? Ich will wünschen, daß sie Ihr Gemahl nicht versteht. Unterbrechen Sie diese Kabale. Gewiß, eine solche Schönheit, von der vorigen Regierung, ist gefährlich. Ich bitte mir die Erlaubniß aus, daß ich Ihnen diesen Abend aufwarten, und diejenigen Hände küssen darf, welche das Glück haben, selbst von ihren Feinden bewundert zu werden. Ich werde in der

gebeug-

gebeugten Stellung eines demüthigen Clienten gekrochen kommen, wegen meines Rechtshandels Ihren Vorspruch bey Ihrem Gemahle mir auszubitten. Werden Sie wohl, gnädige Frau, das Herz haben, es mit den hinreißenden Blicken der Frau Commerzienräthinn anzunehmen, die für den Herrn Amtshauptmann desto gefährlicher seyn müssen, da sie schon seit dreyßig Jahren gewohnt sind, zu siegen? Ich habe die Ehre zu seyn,

Gnädige Frau Amtshauptmanninn,

Ihr

unterthäniger Diener,

***

Madame,

Ich habe Willens, meinen Nachbar zu verklagen. Von der Billigkeit meiner Klage, und von der Bündigkeit meines Beweises bin ich überzeugt; ich wage es aber doch nicht, ehe und bevor ich weis, ob es mit Ihrer Zufriedenheit geschieht. Wir wissen es alle, Madame, daß Ihr Mann das Amt hat, Sie aber den Verstand haben, der zu seinem Amte gehört. Er ist so billig, daß er sich Ihrer Leitung überläßt, und, wie es auch einem gehorsamen Ehemanne gebührt, nichts thut und ausspricht, als was Sie zu thun und zu sprechen ihm anbefehlen. Stehen Sie meiner Sache bey. Versichern Sie sich meiner Dankbarkeit, von der das beyliegende Päckchen nichts, als nur eine kleine Probe ist. Geben Sie nur einen Wink, so weis ich, daß die ganze Rich-

Richterstube zittert, und Ihr Mann ein beyfälliges Urtheil für mich abfaßt, noch ehe er meine Klage zu sehen bekömmt. Wie glücklich ist unsre Stadt, Madame, da Sie regierender Stadtrichter sind! Wir bekommen unser Glück von Ihnen durch den Mund Ihres Mannes. Der Himmel erhalte diesen noch lange Jahre, damit wir Sie nicht verlieren. Das ist, Madame, der aufrichtigste Wunsch

Ihres

gehorsamen Dieners.

»Dieses wären also einige Formulare, die man »brauchen kann, wenn ein Richter die Maschine der Ge»rechtigkeit ist, durch welche seine Frau die Processe der »Parteyen nach ihrem Gutbefinden lenkt.

»In den Fällen, wo ein Richter dieses Directo»rium seinen Kindern aufgetragen hat, verfährt man »auf eben diese Weise. Ist die Tochter an der Regie»rung; desto besser! Ich bin in einem Hause bekannt, »wo die Tochter die Amtsstube, und der Vater die Küche »besorgt; wo der Vater von den gangbaren Rechtshän»deln, und den bey dem Amte vorfallenden Sachen »nicht die mindeste Kenntniß, und die Tochter eben so »wenig Erfahrung von der Küche hat; wo der Vater »über der Mahlzeit entweder gar nichts spricht, oder es »doch nur zu entschuldigen sucht, daß das Essen versal»zen ist, die Tochter aber den Gästen erzählt, was sie »seit fünf Jahren in ihrem Amte für casus in terminis »erlebt hat. Mit einem Worte, die gütige Natur hat »der Tochter den Verstand in ziemlich reichem Maaße

»ge-

gehen, den sie, vielleicht aus weisen Ursachen, dem ater entzogen. Alles dieses desto besser zu erläutern, ill ich ein Paar Briefe einrücken, die ich vor eini- r Zeit an den Vater und an die Tochter geschrieben be.»

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Amtmann,

uf Dero geehrtestes vom sechzehnten dieses habe die re, Ihnen zu melden, daß wir heuer bey uns eben so echte Eichelmast haben, und was das schlimmste ist, agt man, daß an vielen Orten die Bräune unter die uen gekommen sey. Die Butter will noch nicht wohl werden; sieben Groschen ist der genaueste Preiß. ichs die Menge! der Stein aufs höchste zween Tha-

Mit dem Unschlitt lassen Sie es immer noch an- en. Es ist itzt in keinem Werthe. Ich kann es .Hochedelgeb. wohl glauben, daß Sie vielen Verdruß t den Mägden haben. Es ist leider bey uns nicht viel ser; das machen die wohlfeilen Zeiten! Spindeln habe Ihnen aus dem Gebirge verschrieben, und ich hoffe, e itzt besser zu verwahren, als das letztemal. Eine te Freundinn von mir möchte auf Weihnachten gern e gesunde und gute Amme haben; wollten Ew. Hoch- lgeb. nicht so gütig seyn, und uns eine vorschlagen? ie Frau Obristlieutenantinn ist mit der, die Sie ihr chickt haben, ganz ungemein wohl zufrieden. Sie chen Ihnen mich dadurch sehr verbindlich, und können viß glauben, daß ich mit der größten Hochachtung sey,

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Amtmann,

ꝛc. ꝛc.

N. S.

N. S.

Inliegenden Brief bitte unverzüglich an die Mademoiselle Tochter zu übergeben; er betrifft Fatalia!

Mademoiselle,

Nur dieses einzige mal haben Sie noch die Gütigkeit, und nehmen meine Appellation an. Ich kann mir itzt nicht anders helfen, und Sie haben die geringste Verantwortung nicht dabey, da die letzte rejection sine clausula geschehen. Wie es mit dem Urtheil in Sachen N. contra N. zugegangen sey, kann ich gar nicht begreifen. Saluo honore sententionantium ist sehr elend gesprochen. Es zeugt von Ihrer Unparteylichkeit und guten Erfahrung, daß Sie die Leuterung ohne Schwierigkeit zugelassen haben. Zween von der hiesigen Bande haben die Tortur glücklich ausgestanden, der dritte hat bekannt. Sollten Sie sich es wohl so närrisch träumen lassen, daß kein Notarius bey der peinlichen Frage adhibirt worden ist? Hier sende ich Ihnen die drey Constitutiones ineditas, welche Sie verlangt. Der zweyte Theil vom Bauerrechte ist schon lange aus der Presse; wissen Sie das noch nicht? Aus dem Oberhofgerichte werden Sie wieder eine Inhibition kriegen. Lassen Sie es immer einmal darauf ankommen. Ueber beykommende Sportuln bitte mir bey Gelegenheit Quittung aus. Wir haben noch keinen Ordinarium. Befehlen Sie, daß ich weiter aufs juristische Orakel pränumeriren soll? Die Sache wegen des Abzugsgeldes ist wohl gar ins Vergessen gekommen. Lassen Sie doch

noch

noch einmal in Ihrem Archive nachsuchen, ob sich vor den bewußten Lehnbriefen gar nichts findet. Ich habe die Ehre zu seyn,

Mademoiselle,

der Ihrige.

N. S.

Haben Sie die Gütigkeit, und befehlen dem Papa, daß er den gebirgischen Mann wegen der Butter befriedigt. Ich habe den Verdruß und den Anlauf von den Leuten, und weis bald nicht mehr, wie ich sie bey der Geduld erhalten soll.

»In denjenigen Gerichtsstuben, wo die Demokra»tie eingeführt ist, und wo ein jeder, von dem Thürste»her an bis zu dem Richter, sein Votum hat; da ist für »die Parteyen allerdings eine sehr kostbare Gerechtigkeit. »Es gehört Geduld und Geld dazu, wer hier zu seinem »Endzwecke kommen will. Ein jeder will an den Par»teyen saugen. Bey solchen Gelegenheiten muß man »es machen, wie Taubmann, dem der fürstliche Hof »verboten war, und zwar unter der Bedrohung, daß »man ihn mit Hunden hinaus hetzen würde. Er wagte »es doch. Er ließ für jeden Hund, der ihn anfiel, einen »Hasen laufen, und kam endlich durch diese List zum Für»sten, wo er die Sache erlangte, die er wünschte. Es »ist also hier nichts zu thun, als daß man sich in die Zeit »und in den Ort schickt. Besondere Regeln, wie man »sich in diesem Falle zu verhalten habe, lassen sich nicht »geben. Die Hauptregeln sind schon im Vorhergehenden

»von

»von mir angeführt worden, und diese beobachtet man »auch in dem gegenwärtigen Falle.

»Dieses wären also die wichtigsten Vorschriften von »der Kunst zu bestechen. Ich mag nicht weitläuftiger »seyn, da ich weiter nichts habe thun wollen, als einen »Versuch liefern. Ueberhaupt ist das Werk so wichtig, »und von einem so weiten Umfange, daß ich nicht im »Stande bin, es allein zu übersehen. Es würde mir »lieb, und dem gemeinen Wesen sehr vortheilhaft seyn, »wenn man in allen Gerichtsstuben diese wenigen Bogen »wollte durchschießen, und von Zeit zu Zeit die besondern »Arten nachtragen lassen, deren sich vorsichtige Parteyen »bedienen, ihre Richter und Commissarien zu gewinnen. »Die Fälle, welche etwa künftig bey meinem Amte noch »vorkommen sollten, will ich sehr sorgfältig aufzeichnen. »Wir wollen mit vereinten Kräften uns bemühen, den »streitenden Parteyen einen sicherern Weg zu weisen, als »ihnen die ungewissen Gesetze zeigen. Bringen wir »auf diese Art eine vollständige Sammlung zu Stande; »so wird sie, wie mich deucht, mehr als andere prakti»sche Bücher, den Namen eines Hodegetae forensis »verdienen.

»An dieses Werk soll sodann noch ein Anhang kom»men, von der Kunst, sich bestechen zu lassen. Der »Plan ist ungefähr dieser:

»Das erste Kapitel handelt von der Nothwendig»keit, zu bestechen. Hier wird dasjenige kurz wieder»holt, was ich auf den vorhergehenden Blättern gesagt »habe.

»Das zweyte Kapitel handelt von der Billigkeit, »sich bestechen zu lassen. Ich zeige dieselbe aus dem »Rechte der Natur, und fange den Beweis von dem »Suum cuique an.

»Das

»Das dritte Kapitel erläutert dieſes aus den geiſt-
»lichen und weltlichen Rechten noch mehr.

»Im vierten Kapitel führe ich die beſondern Ver-
»faſſungen jedes Landes, und

»Im fünften die geheimen Statuta jedes Amts und
»jeder Expedition an. Dieſes Kapitel iſt das ſtärkſte;
»aber auch das nützlichſte.

»Das ſechste Kapitel handelt eine Controvers über
»das Gewiſſen ab. Dieſes Kapitel iſt eines der gelehr-
»teſten, weil ich alle nur mögliche Antiquitäten vom Ge-
»wiſſen zuſammengetragen habe.

»Das ſiebente Kapitel liefert Recepte wider das Ge-
»wiſſen.

»Nota! Dieſes Kapitel iſt für alle Stände.

»Ich werde mir Mühe geben, im achten Kapitel zu
»zeigen, daß ein Richter ſchuldig ſey, den Parteyen es
»leicht zu machen, wenn ſie ungewiß ſind, wie ſie es mit
»Anſtand unternehmen ſollen, ihn zu beſtechen. Dieſes
»iſt ein Conſectarium aus dem zweyten Kapitel.

»Die letzten ſechs Kapitel handeln von den Caute-
»len, welche die Richter zu beobachten haben, wenn ſie
»ſich auf eine vortheilhafte Art wollen beſtechen laſſen.
»Eine der vornehmſten Cautelen iſt dieſe: der Richter
»muß ſpröde thun. Ich habe dieſen Ausdruck von der
»Coquetterie entlehnt. Ein Mädchen von einem zwey-
»deutigen Charakter wird ihren Beruf weit glücklicher
»treiben können, wenn ſie ſich das Anſehen eines tu-
»gendhaften und eingezogenen Frauenzimmers erhalten
»kann. Dergleichen Ausſchweifungen, wenn ſie mit
»Vorſicht geſchehen, ſind allemal einträglicher, und das
»Publikum bleibt in einer Art der Ungewißheit, die dem
»guten Namen des Mädchens ſehr vortheilhaft iſt. Sie
»wird, ohne mein Erinnern, ihre Ernſthaftigkeit ſo zu

»mäßigen wissen, daß sie von dem Wilden und Rauhen »unterschieden bleibt, wodurch die Jugend und ihre Freun»de zu sehr abgeschreckt werden konnten.

»Auf eben diese Art muß sich ein Richter geberden. »Er muß es einem aufmerksamen Klienten errathen las»sen, daß er gegen Geschenke nicht unempfindlich sey; »und dennoch muß er den Klienten in einer gewissen Art »der Ehrfurcht zu erhalten wissen, daß dieser glaubt, er »sey der einzige, dem es geglückt habe, ihn zu bestechen. »Man glaubt nicht, wie sehr dieses den Preiß der Ge»schenke erhöht. Die Parteyen opfern noch einmal so »viel, um durch den ansehnlichen Werth des Geschenks »die Verwägenheit einigermaßen zu entschuldigen, die sie »unternehmen, einen so unparteyischen und gerechten »Mann zu blenden. Ein Richter, welcher sich seine Lei»denschaften zu sehr merken läßt, welcher die Gerechtig»keit dem ersten dem besten, der darauf bietet, für ein »geringes Geld zuschlägt; ein solcher Richter ist selbst Ur»sache, wenn der Werth seiner Waare fällt. Ordentli»cher Weise bekömmt man für ein Dutzend Dukaten so »gar viel Gerechtigkeit eben nicht; wie kann es nun ein »solcher Mann bey seinen Kollegen und bey den Nach»kommen verantworten, wenn ihm schon von einem ein»zigen Dukaten Hören und Sehen vergeht?

»Mit dieser Regel ist noch eine andere sehr genau »verwandt, welche befiehlt, daß man von den Armen »nichts, von den Reichen desto mehr nehmen soll. Sie »folgt aus eben dem Grundsatze, aus welchem ich die »vorhergehende hergeleitet habe, und hat außerdem noch »einen doppelten Nutzen. Dadurch, daß ich dem Ar»men die nichtswürdigen Kleinigkeiten, so er mir anbie»tet, mit einer freundlichen und mitleidigen Miene wie»der zurück gebe, erheuchle ich mir den Ruhm eines

»from-

»frommen Richters. Den elenden Gulden, den ich dem »armen und nothdürftigen Klienten zurück gebe, trägt »er mit Thränen und Freuden nach Hauſe; er wird nicht »ruhen, bis die ganze Nachbarſchaft unſre Großmuth »erfährt, und gewinnt er auch nunmehr ſeinen Proceß »nicht, wie er ihn natürlicher Weiſe nicht gewinnen kann, »da er ein Armer iſt; ſo wird er dennoch die Schuld ſei»nem Richter nicht beymeſſen, dieſem frommen und un»parteyiſchen Manne, welcher aus großer Liebe zur Ge»rechtigkeit nicht einmal einen Gulden hat annehmen »wollen!

»Außer dieſem Geruche der Heiligkeit, den ich mir »bey tauſend andern Fällen wohl zu Nutze machen kann, »habe ich auch dieſen Vortheil, daß der Reiche, wenn er »von den Armen meine Großmuth erfährt, ſeine Ge»ſchenke deſto wichtiger einrichten muß, wenn er nicht »Gefahr laufen will, auch abgewieſen zu werden. Nach »den Regeln der Proportion fällt es dem armen Bauer »weit ſchwerer, eine alte dürre Henne zu ſchenken, als »es ſeinem Edelmanne fällt, den ich durch meine ge»rühmte Unparteylichkeit nöthige, mir den beſten gemä»ſteten Truthahn aufzuopfern. Da der Arme ſo viel »verliert, wenn er auch wenig ſchenkt; ſo iſt es ihm zu »gute zu halten, wenn er ſeinem kleinen Geſchenke einen »großen Werth beylegt, und viel Gerechtigkeit dafür »verlangt. Erlangt er dieſe nicht, ſo glaubt er, berech»tigt zu ſeyn, es dem ganzen Dorfe zu klagen, wie him»melſchreyend ſein Richter verfährt, den er, nach ſeiner »Sprache zu reden, nicht ſatt und gerecht machen kön»nen, ob er ihm ſchon das Brodt in den Rachen geſteckt, »welches er ſeinen armen Kindern vom Tiſche genom»men. Ein Reicher hingegen, wenn er auch durch ſeine »Geſchenke den Endzweck nicht erhält, wird dennoch

»entweder so billig, oder so vorsichtig seyn, und die Mit»tel verschweigen, die er angewendet hat, sein Recht zu »behaupten. Diesen Satz habe ich in der Abhandlung »selbst sehr weitläuftig ausgeführt, da wider ihn in den »meisten Küchen der Richter so gröblich verstoßen wird.

»Ein Richter hat sich wohl vorzusehen, daß er von »denjenigen keine Geschenke nimmt, welche mit seinen »Obern und Vorgesetzten in einiger Verbindlichkeit oder »Verwandtschaft stehen. Thut er es dennoch, und ist »er dabey nicht vorsichtig genug, so ist er auf einmal, »ohne Rettung, verloren; hütet er sich aber, und zeigt »er demjenigen, der ihn bestechen will, einen gerechten »Abscheu vor einer solchen Handlung; so gewinnt er da»durch doppelt so viel, als er dem äußerlichen Ansehen »nach durch die Abweisung dergleichen Geschenke verliert. »Diese Cautel hat mir Gelegenheit gegeben, dem Rich»ter sehr weitläuftige Regeln wegen der Sorgfalt vorzu»schreiben, mit welcher er sich gleich beym Anfange des »Processes erkundigen müsse, ob eine der Parteyen auf »diese oder jene Art mit einem von seinen Obern, oder »mit denen, die er sonst zu fürchten hat, in einiger Ver»bindlichkeit stehe. Ich habe gewiesen, daß ein Richter »schuldig sey, dieses zu thun, ehe er noch die Klagen liest. »Denn in diesen Fällen wird die Gerechtigkeit der Sache »nicht durch die Beweise der Parteyen entschieden, son»dern durch die Akten, die der eine oder andre von ih»nen bey unsern Obern hat. Damit ich nicht das ge»ringste verabsäume, wodurch dem gemeinen Wesen ge»holfen werden könne; so zeige ich in meiner Abhand»lung, wie man diese Verbindung der Parteyen durch »die gewöhnlichen Stammbäume ausfindig machen kann. »Ich zeige auch, wie man die Grade zählen muß, wel»ches

»ches von der gewöhnlichen Art ganz abgeht, weil durch »dieſe Art der Stammbäume nicht ſo wohl die Ver»wandtſchaften, als die politiſchen Verbindungen der »Parteyen mit den Obern ausfindig gemacht werden »ſollen. Es ſind in dieſem Kapitel viele Aufgaben, wel»che den Verſtand eines jungen Richters üben können, »wenn er ſich die Mühe geben will, die Stammbäume »daraus zu verfertigen. Die Fälle, von denen ich da»ſelbſt rede, habe ich aus ſolchen Acten genommen, wel»che vor den anſehnlichſten Richterſtuben und Commiſ»ſionen ergangen ſind. Damit ich den Leſern einen ho»hen Begriff von der Wichtigkeit meines Vorſchlags bey»bringe; ſo will ich ihnen nur eine von ſo vielen Auf»gaben erzählen, die ich angeführt habe. Sie iſt fol»gende: Cajus klagt wider den Sempronius aus einem »Teſtamente, wegen eines Vermächtniſſes von fünfhun»dert Thalern. Das Teſtament hat ſeine Richtigkeit. »Sempronius räumt es ſelbſt ein; es iſt ihm durch wie»derholte Urthel auferlegt worden, die fünfhundert Tha»ler zu bezahlen, alle Appellationen, die er eingewendet »hat, ſind rejiciet, und er iſt ſo weit getrieben, daß be»reits der Termin zur Hälfe anberaumt worden. Was »ſoll Sempronius thun? Soll er bezahlen? Die Ge»ſetze, die Urthel, die Billigkeit wollen es haben. Klei»nigkeiten! Er hat einen Advokaten, der Geſetze, und »Urthel, und Billigkeit überſieht. Er bezahlt nicht, und »findet einen Weg, daß zu nochmaliger Unterſuchung »dieſer Sache eine beſondere Commiſſion niedergeſetzt »wird. Der neue Commiſſar, ein Mann von Erfah»rung, wirft die Acten bey Seite, und unterſucht, in »was für einer Verbindung Sempronius mit demjeni»gen ſteht, der ſein Oberer und Mäcenat iſt. Er fin»det die Verbindung alſo: Sempronius hat einen Bru»

»der, Titius; die Frau des Titius, Calpurnia, hat »eine Schwester, deren Mann, Cajus, seinen jüngsten »Sohn, Lälius, zum Schreiben und Rechnen ange»halten und so weit gebracht, daß er in einer gewissen »Herrschaft Kornschreiber geworden, und vor drey Wo»chen die Tiburtia, ein Mädchen geheurathet hat, das »Seine Excellenz, der Obere und Mäcenat des neuer»wählten Kommissars, fünf Jahre lang, als ein schö»nes und artiges Mädchen gefunden hat, und noch al»so findet. Aus diesem allen fertigt der Kommissar sei»nen Stammbaum; und weil er das nur vor kurzem »verheurathete Mädchen als ein documentum noui»ter repertum billig ansieht; so wird das bisherige »Verfahren aufgehoben, und Kläger, Cajus, genöthigt, »sich mit dem Sempronius zu vergleichen, so gut er »kann. Ich bitte diejenigen von meinen jungen Lesern, »welche sich künftig als Priester der Gerechtigkeit wol»len einweihen lassen, daß sie die Mühe sich nicht dauern »lassen, die Verbindungen dieser Aufgabe in einen »Stammbaum zu bringen. In Sachen von Wichtig»keit, wie diese ist, kann man nicht zeitig genug anfan»gen, sich zu üben.

»Bey der Anweisung von der Kunst, sich beste»chen zu lassen, habe ich endlich auch diese Regel wieder»holt: Ein Richter darf es nicht gar zu sehr auf die »Großmuth seiner Parteyen ankommen lassen, und »nicht verstatten, daß ihm die Geschenke nur von ferne »gewiesen werden. Accipe, dum dolet! Die Er»kenntlichkeit, die die Parteyen alsdann erst leisten wol»len, wenn der Proceß zu Ende ist, gehöret zu den lee»ren und unnützen Komplimenten. Sie bedeuten »nichts mehr, als das bekannte: Mein Herr, wie

»wol-

»wollen sehen! welches uns die Großen in ihren Vor»zimmern machen, wenn wir von ihnen etwas bitten, »das sie uns nicht gewähren wollen. Ein Klient, der »in Angst ist, seinen Proceß zu verlieren, thut in dieser »Noth eben so große und eben so vergebne Gelübde, als »derjenige that, der währenden Sturms dem großen »Christoph die Wachskerze versprach. Ich zeige hier, »wie alsdann ein Richter den zaudernden Parteyen es »so nahe legen könne, daß sie nicht einen Augenblick an»stehen, ihn zu versöhnen. Es giebt mir dieser Umstand »Gelegenheit, die ganze Abhandlung von der Kunst, »sich bestechen zu lassen, mit den bekannten Versen zu »schließen:

Dum processus ventilatur,
Dum aegrotus aegrotatur,
Studeas accipere.
Nam processu ventilato,
Et aegroto releuato,
Nemo curat soluere.

Ich habe in den Schriften des Plato eine Stelle gefunden, die mich sehr aufmerksam gemacht hat. In der Abhandlung von der Einrichtung seiner neuen Republik ist er sehr weitläuftig, wenn er auf die Fehler des Magistrats zu reden kömmt. Bey dieser Gelegenheit führt er ein attisches Sprüchwort an, welches ungefähr so viel sagt, daß einige Rathsherren in Athen zum Nutzen, andere aber nur zur Zierde des Vaterlandes zu dieser Ehrenstelle erhoben worden *). Ich habe diesen Gedanken ganz neu gefunden; und ich wundre mich, daß seit so viel Jahrhunderten niemand darauf gefallen ist, durch den Ausspruch eines so weisen Mannes den verjährten Eigensinn zu besiegen, der sich noch in allen Städten durchgängig behauptet, und der verhindert, daß niemand in den Rath kommen kann, als wer die Geschicklichkeit und den Willen hat, dem Vaterlande zu nützen. Wie viele wohlgebildete Kinder der Stadt, denen es am Verstande fehlt, würden Brodt haben, wenn man wenigstens eine gewisse Anzahl aufnähme, welche nur zur Zierde des Vaterlandes ernährt würden. Man könnte diesen Gedanken noch weiter ausführen, und zum

*) Τους μεν φασι εργων ωφελουντας, τους δε δια το σεμνυνεσθαι κοσμον παρεχοντας. Plato Rep. l. 2. p. m. 413.

„zum Beſten einer jeden Republik allgemeiner machen, „wenn man einige zum Nutzen, einige zur Zierde, ei„nige ſo wohl zum Nutzen als zur Zierde, und endlich „noch andre in dergleichen Aemter aufnähme, welche „weder zum Nutzen noch zur Zierde des Vaterlandes ge„reichten. So widerſinnig dieſes letztere klingt; ſo groß „würde doch der Nutzen ſeyn, den man davon zu erwar„ten hätte. Dergleichen Männer ſind in Aemtern ſo „unentbehrlich, als der Schatten im Gemälde. Ein „Mann, der zum Nutzen des Vaterlandes dienet, wür„de weniger in die Augen fallen, wenn nicht ein Col„lege neben ihm ſäße, der nicht zum Nutzen, ſondern „bloß zur Zierde des Vaterlandes geſchaffen wäre. Und „dieſer würde ſehr unbemerkt da ſitzen, wenn es nicht „noch andere gäbe, die weder zum Nutzen, noch zur „Zierde des Vaterlandes gereichten. Dadurch, daß man „bisher niemanden das Anſehen eines Vaters der Stadt „hat zugeſtehen wollen, als nur demjenigen, der ſo wohl „zum Nutzen als zur Zierde des Vaterlandes geſchickt iſt, „durch dieſes Vorurtheil iſt es gekommen, daß man ſo „viel Mühe hat, die erledigten Stellen zu beſetzen. Oft „ſind ſie zum unerſetzlichen Schaden des gemeinen We„ſens wegen Mangel geſchickter Candidaten lange Zeit „und wohl ganz und gar unbeſetzt geblieben; oft hat „man ſeine Zuflucht zu einer einzigen erleuchteten Fami„lie nehmen, und durch Vater und Sohn, und Enkel, „und Schwiegerſohn, die Gerechtigkeit müſſen verwalten „laſſen, welche gar leicht zu einer Familiengerechtigkeit „hätte werden können, wenn wir nicht in den glücklichen „Zeiten lebten, wo die Geſetze mehr gelten, als eigen„nützige Abſichten.

„Ich wollte, daß ich Gelegenheit geben könnte, die„ſen Unbequemlichkeiten abzuhelfen. Die Nahrung

»würde allgemeiner seyn; die Aemter würden viel »leichter besetzt, und viel lustiger verwaltet werden. »Ein jeder würde in den Stand kommen, dem Va»terlande zu dienen, wo nicht mit dem Verstande, »doch mit einem wohlgewachsnen Körper, und wo auch »mit diesem nicht, doch wenigstens mit seinem Da»seyn.

Ich sollte hoffen, daß meine patriotischen Vor»stellungen einigen Eindruck machen würden; aber ich »weis auch leider, wie schwer es hält, eingewurzelte »Vorurtheile auszurotten. Vielleicht giebt man sich »nach und nach; vielleicht erleben unsere Kinder das»jenige, was uns itzt unmöglich scheint.

»Es versteht sich von selbst, daß ich für die Nach»welt schreibe. Dieses hat mich bewogen, ein Formu»lar zu entwerfen, wie etwan in künftigen, vielleicht »sehr späten Zeiten, ein junger Mensch es anfangen »soll, wenn er einen innerlichen Beruf empfindet, zur »Zierde des Vaterlandes ein Rathsherr zu werden. »Diejenigen, welche an einer so problematischen Sache, »und an den Sitten der Nachwelt keinen Antheil neh»men, können dieses Formular sicher überschlagen, ohne »etwas dabey zu verlieren. Die folgenden zween »Briefe sind schon etwas wichtiger, und mehr prak»tisch.«

Madame,

Ich habe das Glück, Ihre Pathe zu seyn. Dieses giebt mir ein Recht, auf alle diejenigen Aemter Anspruch zu machen, welche durch die Hand Ihres Mannes vergeben werden. Die nur unlängst eröffnete Rathsstelle erinnert mich an dieses Vorrecht. Sie wis-

sen,

sen, Madame, wie vorsichtig und zärtlich meine Aeltern mich jederzeit erzogen haben. Ihre Sorge, mich durch eine pöbelmäßige Strenge und einen unzeitigen Fleiß zu früh niederzudrücken, und zu dem Amte, das ich itzt suche, ungeschickt zu machen, diese liebreiche Vorsorge meiner Aeltern hat mich in den Stand gesetzt, daß ich itzt bey einem gesunden, wohlgebauten und gut genährten Körper das Vermögen, welches ich geerbt, ruhig genießen, und die kleinen Spöttereyen der Pedanten über den Mangel der Gelehrsamkeit und des Verstandes gelassen übersehen kann. Ich weis, Madame, und Sie wissen es noch besser, als ich, daß der Mangel dieser beyden Kleinigkeiten mich nicht unfähig macht, dem Amte, das ich suche, würdig vorzustehen. Zween unter uns können allezeit Verstand und Gelehrsamkeit sicher entbehren, wenn nur der dritte zugleich in unserm Namen verständig, gelehrt und fleißig ist. Man hat mich versichert, daß dieses Verhältniß fast in allen Aemtern gemein sey. Ich hoffe, man wird in unsrer Stadt von den Sitten unsrer Vorfahren, und den allgemeinen Gewohnheiten nicht abgehen. Glauben Sie, Madame, es ist für die Stadt allemal verträglicher, wenn ihre Väter weniger gelehrt, und besser gebaut sind. Das Ansehn eines starken Körpers bringt beym Volke eine Hochachtung zuwege, die derjenige, welcher zwar verständig und gelehrt, aber so wohl nicht gewachsen ist, nur selten erlangt. Durch Ansehen und Hochachtung aber wird das Volk regiert, und die Gerechtigkeit gehandhabt. Es giebt gewiße Fälle, wo der Rath paradiren muß, und wo man durch eine Garnitur wohlgewachsner Rathsherren mehr Beyfall und Vortheil erlangt, als durch den pedantischen Troß derjenigen, die incognito, und zugleich für uns

ver-

verständig und fleißig seyn müssen. Dieses sind die Fälle, Madame, wo ich hoffe, meinem Vaterlande dienen zu können, und wo ich vor Eifer brenne, es zu thun. Ich will meinen Stuhl wohl füllen, und meinem Amte Zierde machen. Verlassen Sie sich darauf. Machen Sie mich, und zugleich mein Vaterland glücklich. Verschaffen Sie mir ein Amt, für das ich geboren und erzogen bin. Es kostet Sie nur ein Wort, so erlange ich meinen Wunsch. Dieses Eine Wort werden Sie mir doch nicht versagen, Madame? Sie thun es nicht, ich weis es gewiß, und meine einzige Sorge ist diese, wie ich Ihnen sodann für Ihre Bemühung meine Ergebenheit lebhaft genug bezeigen will. Ich bin mit der tiefsten Hochachtung ꝛc.

»Weil ich einmal auf dem Wege bin, meine Be»lesenheit in den Schriften der alten Griechen blicken »zu lassen; so will ich nachstehende zween Briefe des »Alciphrons einrücken *).

»Um sie unsern Zeiten ähnlicher zu machen, so »habe ich sie nach Art der neuern Franzosen so frey über»setzt, daß sie dem Originale fast gar nicht mehr ähn»lich sind. Die Gewaltthätigkeit, die man auf diese »Art an den Schriften andrer ausübt, würde ohne das »entscheidende Beyspiel der witzigen Franzosen etwas »unverantwortliches seyn. Ich behalte mir vor, den »Nutzen davon bey einer andern Gelegenheit zu zeigen; »itzt muß ich nur so viel erinnern, daß ich mich bey »dieser Freyheit ungemein wohl und bequem befunden »habe.

De-

*) Alciphr. lib. 1. Ep. 11. 12. p. m. 23.

»Da ich diese Erklärung vorgesetzt habe, so will »mich hoffen, daß ich gegen die voreilige Weisheit eines »eigensinnigen Kunstrichters gesichert seyn werde. Ich »werde mir die Mühe nicht geben, es zu beantworten, »wenn man mir vorwirft, daß es unter den Griechen »Männer gegeben hätte, welche mit der ganzen Welt »zufrieden gewesen wären, wenn sie Knaster und Bier »gehabt hätten. Ich würde es sehr leicht von Wort zu »Wort haben übersetzen können; es würde aber unsern »Zeiten unverständlich geworden seyn *). Wenn mir »nicht Matanasius zuvor gekommen ist; so bin ich »vielleicht der erste, der entdeckt hat, daß schon bey den »Grechen die kleinen possierlichen Figuren gebräuchlich »gewesen, die man auf den Kamin setzt, und Pagoden »nennt **). Ein Beweis, daß dieser Geschmack so go»thisch nicht ist, als man wohl glauben sollte. Aristae»nät braucht eben dieses Wort in einem Briefe an den »Libanius, wenn er von einem stummen Rathsherrn »in Konstantinopel redet, der sich bey seiner Bequem»lichkeit alles gefallen ließ, was man in Vorschlag »brachte, und den das gemeine Volk um deswillen nur den »Jahrrn nennte ***). Die Anmerkung wird überflüßig »seyn, daß es bereits bey den Griechen Weiber gegeben »habe, die ihren Männern das Leben sauer gemacht.

»Un-

*) Ὅτι καθαμεν ἐχει και ζυθον, προσγελων ἀπαντι, την παρ ἑαυτω φθονιαν τω τροπω δηλων. Alciphr. I. all.

**) Ὡσπερ τα προσωπα τα κοιλα, ἁ ἐνι ταις λαμπαις ἰσχαινα δρωμεν, πλοσφορως ἐπινευοντας. Alciphr. I. all.

***) Προσμειδων τα και ἐπινευτικον. Aristenaet l. c. ep. 7. p. m. 74.

»Unser Text sagt es mit klaren Worten; aber es
»es noch mehr Texte. Ob ich das Wort: fa
»Schlingel, recht übersetzt habe, will ich von
»mern entscheiden lassen *). Bey dem zweyten V
»werden die Kunstrichter sehr stutzen, wenn sie h
»daß es in Athen zwölfe geschlagen hat. Der
»kräht schon, würden sie gesagt haben; aber sie
»den nicht verstanden worden seyn.

»Wie leicht ist es doch, gelehrt zu schreiben!
»war Willens, nur ein Wort zu meiner Vertheidi
»zu sagen, und habe eine ganze Seite voll krit
»Weisheit hingeschrieben. Der Himmel weis,
»viel Gewalt ich mir anthun muß, nicht so geleh
»seyn, um meinen Lesern nicht unerträglich zu we
»Was ich gesagt habe, ist gnug, meine Uebers
»zu retten.«

Herr Bürgermeister,

Endlich habe ich einen Mann gefunden, der recht
Ihres Herzens Wunsche ist. Sie können die
digte Rathsherrnstelle nicht besser besetzen, als mit
Er kömmt den ganzen Sommer nicht von sei
Weinberge, und den Winter hindurch nicht vom
mine. Ein Mann, der, wenn er Knaster und
hat, mit der ganzen Welt zufrieden ist! Aus di
Manne können Sie machen, was Sie wollen. Er
Ihnen da sitzen, wenn Sie es verlangen, und
können ihm so heftig begegnen, als Sie wollen,
beleidigen ihn gewiß nicht. Ich bin Bürge für

*) Ταγης αγγος. cont. Liban. Ep. 493. p. m.

daß er Ihnen niemals widersprechen soll. Zu mehrer Sicherheit giebt er Ihnen einen Revers darüber. Muthen Sie ihm nur nicht zu, daß er viel reden darf; widersprechen wird er wenigstens nicht. Auf sein Votum können Sie sichern Staat machen. Er ist wie die Pagoden von Thon, die man auf den Kamin setzt, und die länger als eine Viertelstunde mit dem Kopfe nicken, wenn man nur ein wenig mit dem Finger dran rührt. Ich empfehle ihn bestens, und bitte mir bald Antwort aus. Er verdient Ihr Wohlwollen. Lesen Sie nur seinen Brief, den er an mich geschrieben hat. Können Sie sich einen bessern Kollegen wünschen? Vor seiner Frau fürchten Sie sich nicht. Sie hat einen närrischen Kopf, aber nur für den Mann; außerdem ist sie zahm und sehr gefällig. Ich kenne sie. Es ist ihr nur um den Rang zu thun. Hat sie den erlangt, so wird sie gewiß keine Unruhe in der Stadt anrichten, oder sich einiger Herrschaft anmaßen. Das können Sie der Frau Bürgermeisterinn sagen, damit sie nicht ohne Noth argwöhnisch und eifersüchtig wird. Folgen Sie mir, mein Herr. Machen Sie diese Maschine zum Rathsherrn. Es wird Sie nicht gereuen, u. s. w.

Vielgeliebtester Herr Schwager,

Rathsherr möchte ich nun freylich gern werden. Ich habe mir immer so ein Aemtchen gewünscht, bey dem man den Körper schonen kann. Sie wissen es, Herr Schwager, ich bin ein wenig langsam und bedächtig, gut, wie ein Kind; alle heftige Bewegungen leidet mein feister Körper nicht. Aber das wäre recht, wie ich mirs wünschte. Meynen Sie nicht, daß ich

es

es werden könnte? Reden Sie einmal mit dem Herrn Bürgermeister. Er soll einen recht frommen und lieben Collegen an mir haben; mit Willen wenigstens will ich ihn niemals erzürnen, den ehrlichen Mann! Reden Sie einmal mit ihm. Aber sollte er es wohl nicht gern sehen? Je nun, wissen Sie was, Herr Schwager, wenn es auch nicht ist, so mag es dasmal bleiben. Ich möchte ihn nicht böse machen. Reden Sie nur mit ihm. Meine Frau, sie hat auch ihr Köpfgen vor sich, wie eine andere Frau, meine Frau spricht immer zu mir: Mann! wird denn nimmermehr nichts aus dir? Willst du denn ein ewiger fauler Schlingel bleiben? Laß es gut seyn, mein Engelchen, spreche ich zu ihr, es wird sich schon geben! Sehen Sie, Herr Schwager, das wäre nun so eine Ursache, warum ich mich in den Rath wünschte. Der liebe Hausfriede! . . Sie verstehn mich schon. Das Weibchen ist gut; nur die fliegende Hitze! die, die, die . . . wie gesagt, Sie verstehn mich schon. Stellen Sie es dem Herrn Bürgermeister vor. An gutem Willen und an Geschicklichkeit soll es mir wohl nicht fehlen. Ich habe eine sehr vernünftige Frau; bin ich nur einmal Rathsherr, so kann sie mir mit Rath und That beystehen. Nun es bleibt dabey! Hören Sie einmal, was der Bürgermeister dazu sagt. Uebereilen Sie sich nicht; kömmt Zeit, kömmt Rath. Ich muß abbrechen; ich habe schon lange geschrieben, und meine Frau läßt mir sagen, ich soll zu Bette gehn. Gute Nacht! Lieber Himmel; es schlägt schon zwölf Uhr . . . Die Nacht habe ich mir gewiß mit dem vielen Schreiben verderbt. Thun Sie Ihr Bestes, Herr Schwager. Ich gähne mich noch todt. Gute Nacht!

Seit

»Seit der Zeit, daß ich mir vorgenommen habe, sa»tyrische Briefe zu schreiben, bin ich von die»sem Gedanken so voll gewesen, daß fast eine jede »merkwürdige Stelle, die ich in einem Buche lese, mich »auf den Einfall bringt, einen Brief darüber auszuar»beiten. Eben so gieng es mir mit der Stelle in der »Odyssee, wo ich durch die grausame Freundschaft des »Polyphems auf eine empfindliche Art gerührt ward. »Ich wünschte mir, diesen Gedanken in einem Briefe »anzubringen; ich wandte meinen Polyphem auf alle »Seiten herum, um eine Aehnlichkeit mit einem Man»ne zu finden, dessen Charakter etwas Lächerliches und »Tadelnswürdiges an sich hätte. Endlich schuf ich mir »eine gewisse Art eines ungerechten Richters. Ich be»waffnete ihn mit einiger Gewalt, Schaden zu thun; »ich bauete ihm eine Höhle, aus welcher er das umlie»gende Land schrecken sollte; ich schaltete hin und wie»der kleine Episoden ein, und endlich ward der Brief »fertig, der nachsteht.

»Es ist für einen Verfaßer nicht vortheilhaft, »wenn der Leser gar zu genau weis, was die Gelegen»heit zu einer Schrift gegeben, und wie sich ein Ge»danke aus dem andern entwickelt hat. Sagt man »ihm dasjenige zu zeitig, was er selbst entdecken sollte, »so fällt das Unerwartete, und eben dadurch der gröste »Theil der Annehmlichkeit weg.

»Ich verliere bey dieser Erklärung allerdings, das »sehe ich gar wohl voraus: aber ich habe diesen Scha»den lieber verschmerzen, als in einen Verdacht fallen »wollen, der mir noch weit empfindlicher seyn würde.

»Nunmehr sind meine Leser überzeugt, wenigstens hoff
»ich es, daß mein ungerechter Richter nur des Poly
»phems wegen erdacht worden. Hätten sie das nich
»gewußt, wie viel vergebne Mühe würden sie sich
»gemacht haben, das Original zu errathen. Hätte
»sie auch kein Original dazu gefunden, wie es denn
»nicht möglich ist, da dergleichen ungerechte Richter
»wenigstens in unsern Landen, nicht sind, so würde
»sie doch mich nicht aus dem Verdachte gelassen haben
»daß meine Satyre eine persönliche Satyre sey. Nu
»kann ich ihr Urtheil gelassen erwarten. Derjenig
»Leser muß sehr verstockt seyn, der dem ungeachtet glau
»ben will, daß ein solcher Polyphem unter un
»wohne.«

Gnädiger Herr,

Ist es möglich, daß Sie diesen Mann erst jetzt habe
kennen lernen? und Sie wohnen schon sechs Jahre i
der Gegend, welche unter seiner Ungerechtigkeit seufz
Aber vielleicht kennen Sie ihn noch itzt nicht einmu
recht genau. Ich will ihn malen, nach dem Lebe
will ich ihn zeichnen. Machen Sie sich diese Entd
ckung zu Nutze, und hüten Sie sich vor ihm.

Er giebt sich Mühe zu vergessen, was er gewese
ist, ungeachtet seine Aeltern sich dieses Sohnes mehr
schämen haben, als er sich seines Vaters zu schäme
hat, welcher in Armuth lebt und ehrlich ist. Er h
für gut angesehn, eine mittelmäßige Stadt zu seine
Aufenthalte zu wählen, um seine Verdienste desto mer
licher zu machen. Das ist die Höhle, in welcher
die Beute verzehrt, die er in der umliegenden Gegen
von etlichen Meilen zusammen raubt. Er hat so ein

tuig

trügliche Begriffe von der Amtspflicht, daß er gerecht ist, nur seinen Vortheil zu machen, und eben dieses Vortheils wegen zu andrer Zeit die größten Ungerechtigkeiten begeht. Der Hochmuth ist seine stärkste Leidenschaft, eine Leidenschaft, die immer diejenigen am meisten martert, welche die wenigsten Verdienste haben. Er erinnert sich noch, und sagt es allen denen, die es nöthig zu wissen haben, daß er vor zwanzig Jahren neben dem Minister auf dem Kanapee gesessen hat. Er wiederholt diesen Umstand so oft, als er merkt, daß man an seiner unumschränkten Gewalt, zu schaden, zweifelt. Ungeachtet dieses Hochmuths ist er noch immer niederträchtig genug, Geschenke zu fodern, wenn man ihm solche nicht so geschwind, als er wünscht, entgegen bringt. Er bestimmt selbst den Werth derselben, wenn er findet, daß sie für seine Parteylichkeit zu geringer Lohn sind. Es ist gefährlich, von dem Preise abzugehen, den er setzt. So vorsichtig ein andrer Richter ist, um zu verbergen, daß er sich habe bestechen lassen; so mühsam ist dieser, es allen zu sagen, von denen er itzt oder künftig Geschenke vermuthen kann. Von alle dem, was sein Amt erfodert, versteht er weiter nichts, als die Kunst, das nicht zu thun, was er thun soll. In seiner Jugend war es in verschiedenen Häusern noch Mode, daß vornehme Leute mit der Religion leichtsinnig scherzten, daß sie in ihrem Amte sich aus Bequemlichkeit auf den Fleiß ihrer Untergebnen verließen, von schönen Wissenschaften verächtlich sprachen, und in den artigsten Gesellschaften auf eine unflätige Art witzig waren. Er ist beynahe der einzige, der diese pöbelmäßige Mode noch beybehalten hat. Mit der Religion scherzt er leichtsinnig, weil er sich Mühe giebt, den traurigen Gedanken von der

»würde allgemeiner seyn; die Aemter würde
»leichter besetzt, und viel lustiger verwaltet w
»Ein jeder würde in den Stand kommen, dem
»terlande zu dienen, wo nicht mit dem Verst
»doch mit einem wohlgewachsnen Körper, und w
»mit diesem nicht, doch wenigstens mit seinem
»seyn.

Ich sollte hoffen, daß meine patriotischen
»stellungen einigen Eindruck machen würden; ab
»weis auch leider, wie schwer es hält, eingewu
»Vorurtheile auszurotten. Vielleicht giebt man
»nach und nach; vielleicht erleben unsere Kinder
»jenige, was uns itzt unmöglich scheint.

»Es versteht sich von selbst, daß ich für die
»welt schreibe. Dieses hat mich bewogen, ein Fo
»lat zu entwerfen, wie etwan in künftigen, viel
»sehr späten Zeiten, ein junger Mensch es anfa
»soll, wenn er einen innerlichen Beruf empfindet,
»Zierde des Vaterlandes ein Rathsherr zu we
»Diejenigen, welche an einer so problematischen E
»und an den Sitten der Nachwelt keinen Antheil
»men, können dieses Formular sicher überschlagen,
»etwas dabey zu verlieren. Die folgenden z
»Briefe sind schon etwas wichtiger, und mehr
»tisch.«

Madame,

Ich habe das Glück, Ihre Pathe zu seyn. D
giebt mir ein Recht, auf alle diejenigen Aemter
spruch zu machen, welche durch die Hand Ihres M
nes vergeben werden. Die nur unlängst erö
Rathsstelle erinnert mich an dieses Vorrecht. Sie

sen, Madame, wie vorsichtig und zärtlich meine Aeltern mich jederzeit erzogen haben. Ihre Sorge, mich durch eine pöbelmäßige Strenge und einen unzeitigen Fleiß zu früh niederzudrücken, und zu dem Amte, das ich itzt suche, ungeschickt zu machen, diese liebreiche Vorsorge meiner Aeltern hat mich in den Stand gesetzt, daß ich itzt bey einem gesunden, wohlgebauten und gut genährten Körper das Vermögen, welches ich geerbt, ruhig genießen, und die kleinen Spöttereyen der Pedanten über den Mangel der Gelehrsamkeit und des Verstandes gelassen übersehen kann. Ich weis, Madame, und Sie wissen es noch besser, als ich, daß der Mangel dieser beyden Kleinigkeiten mich nicht unfähig macht, dem Amte, das ich suche, würdig vorzustehen. Zween unter uns können allezeit Verstand und Gelehrsamkeit sicher entbehren, wenn nur der dritte zugleich in unserm Namen verständig, gelehrt und fleißig ist. Man hat mich versichert, daß dieses Verhältniß fast in allen Aemtern gemein sey. Ich hoffe, man wird in unsrer Stadt von den Sitten unsrer Vorfahren, und den allgemeinen Gewohnheiten nicht abgehen. Glauben Sie, Madame, es ist für die Stadt allemal verträglicher, wenn ihre Väter weniger gelehrt, und besser gebaut sind. Das Ansehn eines starken Körpers bringt beym Volke eine Hochachtung zuwege, die derjenige, welcher zwar verständig und gelehrt, aber so wohl nicht gewachsen ist, nur selten erlangt. Durch Ansehen und Hochachtung aber wird das Volk regiert, und die Gerechtigkeit gehandhabt. Es giebt gewiße Fälle, wo der Rath paradiren muß, und wo man durch eine Garnitur wohlgewachsner Rathsherren mehr Beyfall und Vortheil erlangt, als durch den pedantischen Troß derjenigen, die incognito, und zugleich für uns ver-

verständig und fleißig seyn müssen. Dieses sind die Fälle, Madame, wo ich hoffe, meinem Vaterlande dienen zu können, und wo ich vor Eifer brenne, es zu thun. Ich will meinen Stuhl wohl füllen, und meinem Amte Zierde machen. Verlassen Sie sich darauf. Machen Sie mich, und zugleich mein Vaterland glücklich. Verschaffen Sie mir ein Amt, für das ich geboren und erzogen bin. Es kostet Sie nur ein Wort, so erlange ich meinen Wunsch. Dieses Eine Wort werden Sie mir doch nicht versagen, Madame? Sie thun es nicht, ich weis es gewiß, und meine einzige Sorge ist diese, wie ich Ihnen sodann für Ihre Bemühung meine Ergebenheit lebhaft genug bezeigen will. Ich bin mit der tiefsten Hochachtung ꝛc.

»Weil ich einmal auf dem Wege bin, meine Be»lesenheit in den Schriften der alten Griechen blicken »zu lassen; so will ich nachstehende zween Briefe des »Alciphrons einrücken *).

»Um sie unsern Zeiten ähnlicher zu machen, so »habe ich sie nach Art der neuern Franzosen so frey über»setzt, daß sie dem Originale fast gar nicht mehr ähn»lich sind. Die Gewaltthätigkeit, die man auf diese »Art an den Schriften andrer ausübt, würde ohne das »entscheidende Beyspiel der witzigen Franzosen etwas »unverantwortliches seyn. Ich behalte mir vor, den »Nutzen davon bey einer andern Gelegenheit zu zeigen; »itzt muß ich nur so viel erinnern, daß ich mich bey »dieser Freyheit ungemein wohl und bequem befunden »habe.

Der

*) Alciphr. lib. 1. Ep. 11. 12. p. m. 23.

»Da ich dieſe Erklärung vorgeſetzt habe, ſo will »mich hoffen, daß ich gegen die voreilige Weisheit eines »eigenſinnigen Kunſtrichters geſichert ſeyn werde. Ich »werde mir die Mühe nicht geben, es zu beantworten, »wenn man mir vorwirft, daß es unter den Griechen »Männer gegeben hätte, welche mit der ganzen Welt »zufrieden geweſen wären, wenn ſie Knaſter und Bier »gehabt hätten. Ich würde es ſehr leicht von Wort zu »Wort haben überſetzen können; es würde aber unſern »Zeiten unverſtändlich geworden ſeyn *). Wenn mir »nicht Matanaſius zuvor gekommen iſt; ſo bin ich »vielleicht der erſte, der entdeckt hat, daß ſchon bey den »Griechen die kleinen poſſierlichen Figuren gebräuchlich »geweſen, die man auf den Kamin ſetzt, und Pagoden »nennt **). Ein Beweis, daß dieſer Geſchmack ſo go»thiſch nicht iſt, als man wohl glauben ſollte. Ariſte»nät braucht eben dieſes Wort in einem Briefe an den »Libanius, wenn er von einem ſtummen Rathsherrn »in Konſtantinopel redet, der ſich bey ſeiner Bequem»lichkeit alles gefallen ließ, was man in Vorſchlag »brachte, und den das gemeine Volk um deswillen nur den »Jahrn nennte ***). Die Anmerkung wird überflüßig »ſeyn, daß es bereits bey den Griechen Weiber gegeben »habe, die ihren Männern das Leben ſauer gemacht.

»Un-

*) Ὅτε παιδαμον ἐχει και ζυδον, προσγελων ἀκουει, την παρ ἑαυτω ἀφονιαν τῳ τροπῳ δηλων. Alciphr. I. all.

**) Ὡσπερ τα προσωπα τα κυφα, ἁ ἐνι ταις λαμινοις ἱσταμενα ὁρωμεν, πλοσφορως ἐπινευοντες. Alciphr. I. all.

***) Προσμειδων τε και ἐπινευτικον. Ariſtenaet. l. 2. ep. 7. p. m. 74.

»Unser Text sagt es mit klaren Worten; aber es sagen »es noch mehr Texte. Ob ich das Wort: faules »Schlingel, recht übersetzt habe, will ich von Ken»nern entscheiden lassen *). Bey dem zweyten Briefe »werden die Kunstrichter sehr stutzen, wenn sie hören, »daß es in Athen zwölfe geschlagen hat. Der Hahn »kräht schon, würden sie gesagt haben; aber sie wür»den nicht verstanden worden seyn.

»Wie leicht ist es doch, gelehrt zu schreiben! Ich »war Willens, nur ein Wort zu meiner Vertheidigung »zu sagen, und habe eine ganze Seite voll kritischer »Weisheit hingeschrieben. Der Himmel weis, wie »viel Gewalt ich mir anthun muß, nicht so gelehrt zu »seyn, um meinen Lesern nicht unerträglich zu werden. »Was ich gesagt habe, ist gnug, meine Uebersetzung »zu retten.«

Herr Bürgermeister,

Endlich habe ich einen Mann gefunden, der recht nach Ihres Herzens Wunsche ist. Sie können die erledigte Rathsherrnstelle nicht besser besetzen, als mit ihm. Er kömmt den ganzen Sommer nicht von seinem Weinberge, und den Winter hindurch nicht vom Kamine. Ein Mann, der, wenn er Knaster und Bier hat, mit der ganzen Welt zufrieden ist! Aus diesem Manne können Sie machen, was Sie wollen. Er hilft Ihnen da sitzen, wenn Sie es verlangen, und Sie können ihm so heftig begegnen, als Sie wollen, Sie beleidigen ihn gewiß nicht. Ich bin Bürge für ihn, daß

*) Γασης αργος. cont. Liban. Ep. 493. p. m. 248.

daß er Ihnen niemals widerſprechen ſoll. Zu mehrer Sicherheit giebt er Ihnen einen Revers darüber. Muthen Sie ihm nur nicht zu, daß er viel reden darf; widerſprechen wird er wenigſtens nicht. Auf ſein Votum können Sie ſichern Staat machen. Er iſt wie die Pagoden von Thon, die man auf den Kamin ſetzt, und die länger als eine Viertelſtunde mit dem Kopfe nicken, wenn man nur ein wenig mit dem Finger dran rührt. Ich empfehle ihn beſtens, und bitte mir bald Antwort aus. Er verdient Ihr Wohlwollen. Leſen Sie nur ſeinen Brief, den er an mich geſchrieben hat. Können Sie ſich einen beſſern Kollegen wünſchen? Vor ſeiner Frau fürchten Sie ſich nicht. Sie hat einen närriſchen Kopf, aber nur für den Mann; außerdem iſt ſie zahm und ſehr gefällig. Ich kenne ſie. Es iſt ihr nur um den Rang zu thun. Hat ſie den erlangt, ſo wird ſie gewiß keine Unruhe in der Stadt anrichten, oder ſich einiger Herrſchaft anmaßen. Das können Sie der Frau Bürgermeiſterinn ſagen, damit ſie nicht ohne Noth argwöhniſch und eiferſüchtig wird. Folgen Sie mir, mein Herr. Machen Sie dieſe Maſchine zum Rathsherrn. Es wird Sie nicht gereuen, u. ſ. w.

Vielgeliebteſter Herr Schwager,

Rathsherr möchte ich nun freylich gern werden. Ich habe mir immer ſo ein Aemtchen gewünſcht, bey dem man den Körper ſchonen kann. Sie wiſſen es, Herr Schwager, ich bin ein wenig langſam und bedächtig, gut, wie ein Kind; alle heftige Bewegungen leidet mein feiſter Körper nicht. Aber das wäre recht, die ich mirs wünſchte. Meynen Sie nicht, daß ich

es

es werden könnte? Reden Sie einmal mit dem Herrn Bürgermeister. Er soll einen recht frommen und lieben Collegen an mir haben; mit Willen wenigstens will ich ihn niemals erzürnen, den ehrlichen Mann! Reden Sie einmal mit ihm. Aber sollte er es wohl nicht gern sehen? Je nun, wissen Sie was, Herr Schwager, wenn es auch nicht ist, so mag es dasmal bleiben. Ich möchte ihn nicht böse machen. Reden Sie nur mit ihm. Meine Frau, sie hat auch ihr Köpfgen vor sich, wie eine andere Frau, meine Frau spricht immer zu mir: Mann! wird denn nimmermehr nichts aus dir? Willst du denn ein ewiger fauler Schlingel bleiben? Laß es gut seyn, mein Engelchen, spreche ich zu ihr, es wird sich schon geben! Sehen Sie, Herr Schwager, das wäre nun so eine Ursache, warum ich mich in den Rath wünschte. Der liebe Hausfriede! .. Sie verstehn mich schon. Das Weibchen ist gut; nur die fliegende Hitze! die, die, die ... wie gesagt, Sie verstehn mich schon. Stellen Sie es dem Herrn Bürgermeister vor. An gutem Willen und an Geschicklichkeit soll es mir wohl nicht fehlen. Ich habe eine sehr vernünftige Frau; bin ich nur einmal Rathsherr, so kann sie mir mit Rath und That beystehen. Nun es bleibt dabey! Hören Sie einmal, was der Bürgermeister dazu sagt. Uebereilen Sie sich nicht; kömmt Zeit, kömmt Rath. Ich muß abbrechen; ich habe schon lange geschrieben, und meine Frau läßt mir sagen, ich soll zu Bette gehn. Gute Nacht! Lieber Himmel; es schlägt schon zwölf Uhr .. Die Nacht habe ich mir gewiß mit dem vielen Schreiben verderbt. Thun Sie Ihr Bestes, Herr Schwager. Ich gähne mich noch todt. Gute Nacht!

Seit

Seit der Zeit, daß ich mir vorgenommen habe, sa»tyrische Briefe zu schreiben, bin ich von die»sem Gedanken so voll gewesen, daß fast eine jede »merkwürdige Stelle, die ich in einem Buche lese, mich »auf den Einfall bringt, einen Brief darüber auszuar»beiten. Eben so gieng es mir mit der Stelle in der »Odyssee, wo ich durch die grausame Freundschaft des »Polyphems auf eine empfindliche Art gerührt ward. »Ich wünschte mir, diesen Gedanken in einem Briefe »anzubringen; ich wandte meinen Polyphem auf alle »Seiten herum, um eine Aehnlichkeit mit einem Man»ne zu finden, dessen Charakter etwas Lächerliches und »Tadelnswürdiges an sich hätte. Endlich schuf ich mir »eine gewisse Art eines ungerechten Richters. Ich be»waffnete ihn mit einiger Gewalt, Schaden zu thun; »ich bauete ihm eine Höhle, aus welcher er das umlie»gende Land schrecken sollte; ich schaltete hin und wie»der kleine Episoden ein, und endlich ward der Brief »fertig, der nachsteht.

»Es ist für einen Verfaßer nicht vortheilhaft, »wenn der Leser gar zu genau weis, was die Gelegen»heit zu einer Schrift gegeben, und wie sich ein Ge»danke aus dem andern entwickelt hat. Sagt man »ihm dasjenige zu zeitig, was er selbst entdecken sollte, »so fällt das Unerwartete, und eben dadurch der gröste »Theil der Annehmlichkeit weg.

»Ich verliere bey dieser Erklärung allerdings, das »sehe ich gar wohl voraus: aber ich habe diesen Scha»den lieber verschmerzen, als in einen Verdacht fallen »wollen, der mir noch weit empfindlicher seyn würde.

»Nunmehr sind meine Leser überzeugt, wenigstens
»ich es, daß mein ungerechter Richter nur des T
»phems wegen erdacht worden. Hätten sie das
»gewußt, wie viel vergebne Mühe würden sie
»gemacht haben, das Original zu errathen. Sie
»sie auch kein Original dazu gefunden, wie es
»nicht möglich ist, da dergleichen ungerechte Rich
»wenigstens in unsern Landen, nicht sind, so wü
»sie doch mich nicht aus dem Verdachte gelassen ha
»daß meine Satyre eine persönliche Satyre sey.
»kann ich ihr Urtheil gelassen erwarten. Derje
»Leser muß sehr verstockt seyn, der dem ungerechtet
»ben will, daß ein solcher Polyphem unter
»wohne.«

Gnädiger Herr,

Ist es möglich, daß Sie diesen Mann erst jetzt h
kennen lernen? und Sie wohnen schon sechs Jahr
der Gegend, welche unter seiner Ungerechtigkeit se
Aber vielleicht kennen Sie ihn noch itzt nicht ei
recht genau. Ich will ihn malen, nach dem L
will ich ihn zeichnen. Machen Sie sich diese E
kung zu Nutze, und hüten Sie sich vor ihm.

Er giebt sich Mühe zu vergessen, was er gew
ist, ungeachtet seine Aeltern sich dieses Sohnes mel
schämen haben, als er sich seines Vaters zu schä
hat, welcher in Armuth lebt und ehrlich ist. Er
für gut angesehn, eine mittelmäßige Stadt zu se
Aufenthalte zu wählen, um seine Verdienste desto n
licher zu machen. Das ist die Höhle, in welche
die Beute verzehrt, die er in der umliegenden Ge
von etlichen Meilen zusammen raubt. Er hat so

trügliche Begriffe von der Amtspflicht, daß er gerecht ist, nur seinen Vortheil zu machen, und eben dieses Vortheils wegen zu andrer Zeit die größten Ungerechtigkeiten begeht. Der Hochmuth ist seine stärkste Leidenschaft, eine Leidenschaft, die immer diejenigen am meisten martert, welche die wenigsten Verdienste haben. Er erinnert sich noch, und sagt es allen denen, die es nöthig zu wissen haben, daß er vor zwanzig Jahren neben dem Minister auf dem Kanapee gesessen hat. Er wiederholt diesen Umstand so oft, als er merkt, daß man an seiner unumschränkten Gewalt, zu schaden, zweifelt. Ungeachtet dieses Hochmuths ist er noch immer niederträchtig genug, Geschenke zu fodern, wenn man ihm solche nicht so geschwind, als er wünscht, entgegen bringt. Er bestimmt selbst den Werth derselben, wenn er findet, daß sie für seine Parteylichkeit zu geringer Lohn sind. Es ist gefährlich, von dem Preise abzugehen, den er setzt. So vorsichtig ein andrer Richter ist, um zu verbergen, daß er sich habe bestechen lassen; so mühsam ist dieser, es allen zu sagen, von denen er itzt oder künftig Geschenke vermuthen kann. Von alle dem, was sein Amt erfodert, versteht er weiter nichts, als die Kunst, das nicht zu thun, was er thun soll. In seiner Jugend war es in verschiednen Häusern noch Mode, daß vornehme Leute mit der Religion leichtsinnig scherzten, daß sie in ihrem Umgange sich aus Bequemlichkeit auf den Fleiß ihrer Unterthanen verließen, von schönen Wissenschaften verächtlich sprachen, und in den artigsten Gesellschaften auf eine unflätige Art witzig waren. Er ist beynahe der einzige, der diese pöbelmäßige Mode noch beybehalten hat. Mit der Religion scherzt er leichtsinnig, weil er sich Mühe giebt, den traurigen Gedanken von der

ernsthaften Folge einer Religion zu seiner inn
Beruhigung zu überwältigen. Seine Untergebn
den die ganze Last des Amts bey einem gering
terhalte auf sich, weil er zu ungeschickt ist, es se
verwalten. Ich kenne niemanden, dem es natü
läßt, von den schönen Wissenschaften verächt
sprechen, als ihm, weil niemand natürlicher dum
als er. Die unflätige Sprache ist seine Mutter
Er ist stark darinnen, noch stärker, als sein C
Von diesem Witze ist er ein wahrer Kenner, de
er zu schätzen. Die Thränen eines nothleidend
terthanen rühren ihn bey weitem so nicht, als ei
erwartete Zote; mit dieser kann man ihn gen
Er hat einen Advokaten in seiner Pflege, welch
einem jeden neuen Processe auf neue Unflätereyen
und so glücklich ist, durch diesen Witz einen bey
Richter zu behalten. So grausam er gegen die
thanen seines Fürsten ist, so ein harter Vater
auch. Er hat sich zum drittenmale verheurathet
welches bey ihm fast unglaublich ist, er hat zum
tenmale eine vernünftige Frau bekommen. Wie
lich wäre diese Elende, wenn er zum drittenmal
Wittwer würde! Sie hat es einmal gewagt, die
nen einer gedruckten Gemeine sich bewegen zu
und für sie zu bitten; dieses Mitleiden findet
widernatürlich, daß er es sie noch itzt empfinde
Seine Kinder sind so tugendhaft und vernünftig
sie wohl verdienten, seine Kinder nicht zu seyn.
ren sie ihm ähnlicher, so würde er sie mehr lieb
Glauben Sie wohl, gnädiger Herr, daß
dieses häßlichen Charakters ungeachtet, dennoch
eine Stunde lang mit Vergnügen in seiner Gesel
seyn kann? Wirklich kann man es so lange

der man muß ſich ſeiner Schwäche zu bedienen wiſſen. Ich habe es verſucht. Ich ließ mich bey ihm melden, als ein Mann, der die Ehre zu haben wünſchte, ihn kennen zu lernen, und ihm ſeine unterthänige Aufwartung zu machen. Er nahm mich an, nachdem mich ſein alter Bedienter, welcher Kutſcher, und Gärtner, und Koch und Schreiber zugleich war, an der Treppe empfieng, und im Pompe durch drey große Säle, eine Küche und zwo Vorrathskammern in das Kabinet zur Audienz führte, wo ich dieſes Geſchöpf, das theure Schrecken ſeiner Bauern, und die Geißel ſeiner Gerechtigkeit, in prächtigem Schlafpelze am Pulte ſitzend fand. So dick er iſt, denn ſeine ſchweren Berufsarbeiten haben ihm immer noch Zeit gelaſſen, fett zu werden: ſo geſchwinde ſprang er auf, bedauerte, daß man ihn in ſeinem Nachtkleide überraſcht ward, warf zween große Stöße Akten über den Haufen, die er ſeit vielen Jahren zur Parade neben ſich ſtehen, und ſeit vielen Jahren über den Haufen geworfen hat, gieng mir mit einer großen geſchäftigen Miene entgegen, und empfieng mich mit Huld und Gnade. Sie können wohl denken, daß bey einem ſolchen Auftritte kein Kompliment natürlicher iſt, als dieſes, daß man die Freyheit entſchuldigt, die man ſich genommen hat, einen Mann in ſolchen Geſchäften zu ſtören. Er nahm es mit der gelindeſten Miene an, mit der eine alte Jungfer widerſteht, wenn man ihr die Schmeicheley macht, daß ſie ſchön ſey. Sein linker Arm hieng nachläßig über ſein Schreibepult, und die Finger waren geſchäftig, in verſchiedenen Schreiben und Suppliken zu wühlen. Er ſeufzte über ſein Amt, über den Anlauf der Leute, über die vielen herrſchaftlichen Arbeiten ex officio. Ich war in allem ſeiner Meynung, und ſeufzte ergebenſt

benſt mit. Dieſes machte, daß er ſein Herz zu herab neigte, und mir nach verſchiedenen wichtigen terredungen endlich von großen Veränderungen Staate ganz im Vertrauen einen Wink gab. Brief von Seiner Excellenz mehr durfte er n ſagen. Ein Hofmann, wie er, ſagt alles nur h und denkt gar nichts dabey! In der That wies er von ferne einen Brief, und ließ mich ſehr vorſi weiter nichts leſen, als Hochedelgebohrner, Ho gelahrter. Mit einem male verſchloß er ihn ins P brach ab, und ſah mir ſteif in die Augen. antwortete ihm mit einem beredten Achſelzucken, ſch die Augen in die Höhe, und lächelte. Wir verſtun beyde einander: er, daß ich ſeine Einſicht in das künftige des Staats bewunderte, und ich, daß er Narr war. Nach einer landesverrätheriſchen P von zwo Minuten, nahm er mich bey der Hand, ſagte: Seria in craſtinum! und ſagte mir, viell damit ſein ganzes Latein. Womit kann ich Ih dienen? mit Ungariſchem Weine? mit Champagn mit Burgunder? Mit Burgunder doch wohl am ſten. Burgunder, Johann, vom beſten, geſchwi rief er ſeinem Bedienten, zu, der von ferne an der T ſtund, und ſich die Haare auskämmte. Er Burgunder? Nein, gnädiger Herr, ein rother L wein. Ich trank ihn als ein wahrer Patriot, ſchlürfte ihn ſo prüfend durch meine Zähne, als Schmarutzer kaum thut, welcher gegen Sie, gnäd Herr, niemals mehr Ehrfurcht bezeugt, als wenn Burgunder und Auſtern haben. Bey dem erſten G nöthigte er mir eine Schmeicheley ab, die mir ſchwer ward, weil ich mich darauf gefaßt gemacht te; bey dem zweyten erzählte er mir den ganzen

sang von seinem Amte, und seufzte noch einmal darüber, daß er ein schweres Amt hätte. Ein sehr vergebner Seufzer! denn, wenn es ihm schwer wird, so geschieht es gewiß nur alsdann, wenn er Jemanden glücklich machen soll. Und in diese Umstände setzt er sich sehr selten, oder er muß wenigstens die Hälfte von dem Glücke zu genießen haben. Bey dem dritten Glase rühmte er die Gnade, die das Ministerium für ihn habe. Das Kanapee ward nicht vergessen. Bey dem vierten Glase versicherte er mich seiner Freundschaft. Verlohnte diese Versicherung wohl die Mühe, drey Gläser sauern Landwein zu trinken? Ich verbat mir seinen Wein, und schützte den Gehorsam vor, den ich meinem Arzte schuldig wäre, einen Gehorsam, von dem mein Arzt nichts weiß. Er beschäftigte sich noch fast eine halbe Stunde mit seiner Größe, und beschloß den letzten Aufzug mit ein paar artigen Unflätereyen. Ich stund von meinem Stuhle auf, und entfloh seinem Witze und seinem Weine.

Hätten Sie mir wohl so viel Geduld zugetraut, gnädiger Herr? In der That habe ich sie gehabt, und habe sie eine Stunde lang mit Vergnügen gehabt; dennoch will ich Ihnen nicht rathen, mir es nachzuthun. Da ich nicht in der geringsten Verbindung mit ihm und mit seinem Amte stehe, so war er mir erträglich. Ihnen hingegen wird er es nicht seyn, und Sie wird er eine gewisse Hoheit empfinden lassen, die seine Dummheit ehrwürdig machen soll. Am wenigsten wagen Sie es itzt, da Sie in den unglücklichen Proceß gerathen sind. Bisher hat er sie geschont, oder schonen müssen; nun sieht er Sie als ein Opfer an, das von seiner Hand sterben soll, das für ihn geschlach-

schlachtet wird. Ich bin gar nicht mit dem Einfalle zufrieden, den Sie gehabt haben, ihn mit dem Eymer Wein zu besänftigen. Dadurch machen Sie ihn nicht menschlich, nicht billig; wenn es hoch kömmt, erlangen Sie von seiner Ungerechtigkeit nur eine kurze Frist. Polyphem war im Begriffe, den Ulysses mit seinen noch übrigen Gefährten zu fressen. Ulysses gab ihm von seinem göttlichen Weine. Der ungerechte Cyclop trank davon, er lobte den göttlichen Wein; dreymal trank er davon, und sagte zum Ulysses: Dein Wein ist vortreflich, mein Freund, dich will ich zu letzt fressen! Hätten Sie wohl geglaubt, gnädiger Herr, daß sich mein Brief so pedantisch schliessen sollte? Ich bin mit beständiger Hochachtung u. s. w.

Da ich noch auf hohen Schulen war, und die »Welt nicht kannte, ließ ich mir das Vorurtheil »beybringen, es gehöre mit unter die unbemerkten ver»zehrenden Krankheiten eines Staats, wenn Privat»personen, als Besitzer von Dörfern und Landgütern, »zu viel Freyheit hätten, das Recht über ihre Bauern »unter dem Namen der Erbgerichte zu verwalten. Die»ser Wahrheit ein fürchterliches Ansehen zu geben, stellte »man die Möglichkeit vor, daß ein Gerichtsherr unge»recht seyn könnte; daß der Unterthan durch diese Un»gerechtigkeit, welche noch immer den Schein einer Le»galität hätte, nach und nach entkräftet und außer »den Stand gesetzt würde, dasjenige zu leisten, was »er seinem Fürsten schuldig wäre; daß ihm oft nicht »Zeit gelassen, oder daß es ihm doch sehr schwer ge»macht würde, wenn er wider dergleichen Unterdrü»ckungen den Schutz der obern Richter anflehen wollte. »Man wollte angemerkt haben, daß dergleichen öftere »Zunöthigungen und Unterdrückungen den Unterthan »trotzig und verstockt machten; daß ihm alles ver»dächtig sey, was man von ihm fodere; daß er sich »endlich auch in denjenigen Sachen widersetzlich bezeig»te, die er und seine Vorfahren zu thun schuldig gewe»sen. Der Schade von dergleichen Gewaltthätigkeiten »falle mit der Zeit dem Besitzer des Rittergutes selbst »unglücklicher Weise zur Last. Er empfinde das Ar»muth seiner ausgesaugten Unterthanen zuerst, wenn »diese unvermögend gemacht wären, ihm Zinsen und »Dienste ferner zu leisten. Es sey ganz falsch, wenn

»man glaube, daß ein bemittelter Unterthan nicht zu »bändigen, und ein Bauer alsdann erst zahm würde, »wenn er ganz verarmt sey. So bald er gar nichts »mehr zu verlieren habe, so bald mache ihn die Ver»zweiflung muthig. Aus Rachsucht bemühe er sich »nunmehr seinen Gerichtsherrn durch ungerechte Pro»cesse auch zu entkräften, und, so viel möglich, mit arm »zu machen. Es sey schwer, einen aufgebrachten und »rebellischen Bauer von seinem Gute und aus dem »Dorfe zu verjagen, noch schwerer aber eine ganze Ge»meine. Gemeiniglich treffe das Unglück den Gerichts»herrn zuerst, daß er, durch die Last der Proceße er»müdet, sein Gut verstoßen müsse. Dieses wären die »gewöhnlichsten Folgen von einer übelverstandnen »Herrschaft, und von dem unglücklichen Mißbrauche »der ihnen erlaubten Erbgerichte: Folgen, die dem »Gerichtsherrn und den Unterthanen schrecklich, nur »dem Gerichtsverwalter und den Advokaten vortheil»haft seyn könnten!

»Das waren ungefähr die akademischen Grillen »meiner Lehrer. So schimpft ein Armer auf den »Reichthum, eine alte Betschwester auf die Wollust »der Jugend, und ein Professor, der keine Bauern »hat, auf die Gewaltthätigkeit der Gerichtsstube. »Vielleicht wäre er der erste, der sie drückte, wenn »ihm der Himmel ein Dorf voll Unterthanen in die »Hände gäbe.

»Mir sind die Augen aufgegangen, da mich mein »Beruf in die Umstände setzte, die Natur der Bauern »genauer zu anatomiren, und einzusehn, wie vortref»lich die Ausbeute sey, welche die Gerechtigkeit giebt. »Es wäre zu wünschen, daß unsre Erbgerichte despoti»scher gelassen und weniger eingeschränkt worden wä»ren.

»ren. Es hebt den Werth der Rittergüter. In den »Anschlägen finde ich kein Kapitel billiger, als das, von »Gerichtsnutzungen. Vielleicht wäre es besser und »ausdrücklicher, wenn man es rechtliche Contribu»tion, oder Gerichtsbeute nennte: aber es ist schon »genug, daß man weis, was man darunter versteht. »So viel ist freylich wahr, wenn der Unterthan in »Armuth gebracht wird, so leidet der Gerichtsherr zu»gleich; aber der leidet doch nicht, der seine Gerichte »verwaltet. Im Handel und Wandel muß allemal »einer verlieren, wenn der andre gewinnen soll. Wer»den die Unterthanen arm, wird es der Gerichtsherr »mit; gut genug, daß das Geld im Lande bleibt. Der »Gerichtsverwalter, die Advokaten, die obern Richter, »alle, die in der Fabrik der Gerechtigkeit arbeiten, bis »auf den untersten Kopisten gewinnen dabey. Es muß »gleichwohl eine große Beruhigung für den Gerichts»herrn seyn, wenn er sieht, daß seine widerspenstigen »Unterthanen durch Hunger gedemüthiget sind, gesetzt »auch, daß er dieses Vergnügen nicht eher erlebt, als »wenn er selbst halb verhungert ist. Das Verlangen, »sich zu rächen, geht über alles.

»Man hat es in unsern Lande für gut angesehn, »die Gewalt der Erbgerichte sehr vorsichtig einzuschrän»ken. Ich, als ein Unterthan, darf dawider nichts »sagen. In der That würde ich auch nichts Neues »sagen, da meine Landsleute schon vor langen Zeiten »die vortheilhafte Einsicht erlangt haben, wie sie diese »Einschränkung sich erträglich machen können. Die »größte Kunst besteht darinne, daß sie die Verwaltung »ihrer Gerichte einem Manne anvertrauen, der an »ihren Absichten gemeiniglich arbeitet. Sie haben die »Wahl, und in dieser Wahl müssen sie behutsam seyn.

»Noch

»Noch ein Vortheil ist dieser, daß sie von den Spor»teln der Gerichtsstuben ihren Antheil behalten. Es »hat einen doppelten Nutzen, welcher so deutlich in die »Augen fällt, daß ich ihn nicht erst erklären darf.

»Alles, was ich noch thun kann, ist dieses, daß »ich durch nachstehende vier Briefe meinen Satz erläu»tere. Der erste und zweyte Brief zeigt, wie ein Ge»richtsverwalter seyn muß; der dritte Brief ist der Ge»gensatz von diesen, und zeigt, wie er nicht seyn »soll. Dieses desto lebhafter zu machen, habe ich den »vierten Brief hinzugesetzt. Ich wünsche, daß meine »Leser die guten Absichten erkennen mögen, die ich da»bey gehabt habe. Folgen sie meinem Rathe, und be»dienen sie sich der Vortheile, die ich ihnen zeige, mit »Ernste: so gebe ich ihnen mein Wort, es soll in zehn »Jahren kein Bauer mehr im ganzen Lande seyn. Und, o! »wie ruhig kann ein Edelmann auf seinem Gute leben, »wenn er es so weit gebracht hat!«

Gnädiger Herr,

Ich sage es Ihnen aufrichtig, zu ihrem Gerichtsverwalter schickt sich niemand besser, als ich. Sie haben so gesunde Begriffe von der Gewalt über Hals und Hand, und die Beutel Ihrer Unterthanen, daß ich mich freue, unter Ihrer Anführung diesen elenden Geschöpfen den Nachdruck unserer Gerechtigkeit fühlen zu lassen. Wenn ich die Sache recht ansehe, so finde ich, daß die Bauern nicht für sich, sondern für ihren Edelmann geschaffen sind. Ich weis, daß man es bey uns nicht öffentlich sagen darf, und daß auf dem Katheder noch hin und wieder der Satz behauptet wird, daß die Bauern und der Gerichtsherr, beide Unterthanen

nen eines Fürsten sind. Ich weis diese theoretische Wahrheiten gar wohl. Wir können es geschehen lassen, daß sich die Gelehrten auf hohen Schulen und ein paar mitzsüchtige Schriftsteller damit beschäftigen. Genug, daß wir für uns die Erfahrung haben, welche allen diesen Pedantereyen widerspricht. Was wir noch thun können, um vor den Augen des gemeinen Volks den äußerlichen Wohlstand zu behaupten, das ist dieses, daß wir die Bauern niemals anders, als mit der strengsten Legalität, plündern. Darf ich es wohl wagen, gnädiger Herr, Ihnen zu sagen, daß ich eben darinn meine Stärke habe? So bald ich Ihnen diejenigen Lehren nenne, die mich auf hohen Schulen zur Gerechtigkeit einzeweiht haben; so bald werden sie weniger an meinem Vorgeben zweifeln. Wollen Sie noch mehr Beweis haben? Davor habe ich mich sehr gehütet, was man gründliche Rechtsgelehrsamkeit nennet. Kautelen sind mein Hauptstudium gewesen, und ich war im Stande, Gesetze zu verdrehen, ehe ich noch wußte, was Novellen hießen. Die erste Probe meiner Geschicklichkeit waren einige Hurenproceße, die ich glücklich ausgeführt habe. Ich war noch kein Jahr ein Advokat, als mir schon zweymal die Praxis untersagt wurde. Meine Unerschrockenheit, mit welcher ich die Obern und die Richter, zum Besten meiner Klienten, beleidigte, brachte mich vier Wochen ins Gefängniß. Sie können wohl glauben, gnädiger Herr, daß mich diese Vorfälle sehr berühmt gemacht haben, und es ist beynahe keine ungerechte Sache, die ich nicht vertheidigen muß, und gewiß rühmlich vertheidige. Fragen Sie einmal in meiner Gegend nach, mit welchem Eifer ich meine Gerichtsbestallungen nutze. Es giebt gewisse Handgriffe, durch welche man das Vermögen

der

den Unternehmungen an sich ziehen, und dennoch der gerechteste Mann seyn kann. Es sind Geheimnisse, die ich nicht sagen kann, die ich aber zu Ihrem guten Vergnügen ins Werk setzen werde, wenn Sie mir die Stelle überlassen sollten, um die ich bitte. Fragen Sie den Herrn von . . . dessen Gerichte ich verwalte. Er wird Ihnen sagen, wie weit ich es in einem Jahre gebracht habe. Seine Bauern sind alle zu Grunde gerichtet; itzt arbeite ich noch an den Schulzen, und ich hoffe, ihn nach der Aernte auch an den Bettelstab zu bringen. Es ist wahr, der Herr von . . . hat zugleich sein ganzes Vermögen verstritten, und er ist durch die Proceße in Ansehung seines Standes weit ärmer geworden, als seine Bauern; aber was thut das? Er hat Recht behalten, seine trotzigen Bauern sind gedemüthiget, und ich habe dabey ein ziemliches Vermögen verdient. Verhungert der Herr von . . . so ist das mein Fehler nicht; es ist ein Fehler der theuren Gerechtigkeit, für die er zum Märtyrer geworden ist. Ich habe weiter nichts gethan, als was er verlangt, und was mein Amt erfordert hat.

Sie sollen es erfahren, gnädiger Herr, daß es nicht ruhmredige Versprechungen sind, die ich thue. Ich erwarte Ihren Entschluß, und bin u. s. w.

Gnädiger Herr,

Es ist freylich eine schlimme Sache, daß die Landes-Obrigkeit dem Gerichtsherrn die Bauern nicht ganz Preis gegeben, sondern den kleinen Dorftyrannchen ge-

gewiße Gränzen gesetzt und verordnet hat, daß die Gerechtigkeit durch besondere Personen unpartheyisch verwaltet werden soll. Es läuft allerdings wider den Stand der natürlichen Freyheit, und wider die weisen Absichten der Natur, welche das Wild und die Bauern zum Nutzen und zum Vergnügen des Junkers geschaffen hat. Aber was ist zu thun? Einer höhern Gewalt muß man nachgeben. Genug, daß noch Mittel übrig sind, dieser höhern Gewalt auszuweichen. Sie haben, gnädiger Herr, beständig dieses zu Ihrer Regel gehabt, daß derjenige, dem Sie, nach den Landsgesetzen, die Verwaltung der Justitz anvertrauen müssen, so unwissend, als möglich, sey, um ihre willkührlichen Aussprüche desto besser zu behaupten. Da ich nicht glaube, daß Sie itzt erst von dieser guten Regul abgehen werden; so mache ich mir Hoffnung, die erledigte Stelle als Gerichtsverwalter bey Ihnen zu erlangen. Ich bin so dumm und unwissend, als Sie es wünschen können. Da ich die Rechtsgelehrsamkeit niemals anders, als handwerksmäßig gelernt habe; so kann es mir nicht schwer fallen, so zu denken, wie Sie befehlen. Sie, Gnädiger Herr, sollen mein erstes Gesetz seyn. In der That sind mir die übrigen Gesetze desto gleichgültiger, je weniger ich mit ihnen bekannt bin. Nur das einzige bitte ich, daß Sie mich auf Ihre Kosten wider höhere Obrigkeiten vertreten, wenn mein Verfahren als ungültig angefochten werden sollte. Sie erlangen durch mich noch einen Vortheil, den Sie nicht überall finden. Man hat ein Sprüchwort, ich weiß aber nicht, in welcher Sprache, daß diejenigen Advokaten die größten sind, die am wenigsten verstehen. Glauben Sie, gnädiger Herr, ich bin für zween Advokaten unwissend, und für dreye grob. Es wage es

nie-

niemand, Sie und Ihre Gerechtsame anzugreifen; ich will ihm so unbescheiden begegnen, daß er wenig Ehre davon haben soll. Muß ich Strafe geben, so verlasse ich mich auf Ihr baares Geld. Sollte es gar bis zum Gefängniße kommen, so werden Sie mich auf eine billige Art schadlos halten; aber Abbitte und Ehrenerklärungen will ich ex officio thun, ohne etwas dafür zu verlangen. Scheinen Ihnen diese Bewegungsgründe nicht wichtig genug, mir Ihre Gerichte anzuvertrauen? Ich will Ihnen noch einen Vorschlag thun. Ich will die Beute mit Ihnen theilen. Die Gerichtssporteln sollen zur Hälfte Ihre seyn, wenn Sie mir nur erlauben, noch einmal so viel von Ihren Bauern zu erpressen. Ueberhaupt finde ich diese Art in Kompagnie zu sporteln sehr billig. Den Gerichtsverwalter munter es auf, hungriger zu seyn, als er sonst seyn würde; den Gerichtsherrn aber nöthiger es, nachsehender zu seyn, weil er außerdem allemal die Hälfte verlieren würde, wenn er gerechter wäre. Noch ein Vortheil fällt mir ein, den Sie, gnädiger Herr, durch mich erlangen. Kavaliere von Ihrer Art und Erziehung sind niemals witziger, als bey Tische, und in Gesellschaft des benachbarten Landadels. Wie nöthig ist es alsdann für Ihren Witz, daß Jemand mit an der Tafel sitzt, den Sie ohne Verantwortung mißhandeln können? Ich verstehe Spaß, gnädiger Herr. Für jede gnädige Grobheit, die Sie mir sagen, werde ich mich mit einer Bouteille Wein bezahlt machen, das soll meine ganze Rache seyn. Da ich auf ihren Befehl mein Gewissen und meinen ehrlichen Namen daran wage, warum sollte ich mich nicht für eine Bouteille Wein, Ihnen zu gefallen, zum Narren machen lassen?

Wol-

Wollen Sie mir die Gnade erzeigen, und meiner Bitte Statt geben; ſo werden Sie ſehen, wie unermüdet ich mich befleiſſen werde, meine theure Pflicht zu erfüllen, und zu ſeyn ꝛc.

Gnädiger Herr,

Es hat mich Herr *** gebeten, ihn bey Ew. Gnaden zu empfehlen, da er gehört hat, daß Sie die erledigte Schöſſerſtelle auf Ihren Gütern wieder zu beſetzen im Begriffe ſind. Sie ſehen es ſelbſt ein, gnädiger Herr, daß dieſes Amt einen gelehrten, einen ehrlichen, und einen arbeitſamen Mann haben will. Es iſt ſchwer, alle drey Tugenden beyſammen anzutreffen; und wer ſie beyſammen beſitzt, der wird gemeiniglich ſo ſehr geſchätzt, und ſo ſorgfältig geſucht, daß er ſich kaum entſchließen dürfte, ein Amt, wie das Ihrige, anzunehmen, welches ihn vom Hofe und von aller Gelegenheit, ſein Glück weiter zu treiben, entfernt. Ew. Gnaden kennen mich zu gut, als daß Sie glauben ſollten, ich ſtellte Ihnen die Sache um deswillen ſo ſchwer vor, damit ich die Verdienſte meines Candidaten deſto geltender machen könnte. Er beſitzt wirklich alle die Eigenſchaften, die ich oben gefodert habe; er weis es aber ſelbſt ſo wenig, daß er immer zweifelt, ob er auch geſchickt genug ſey, dem Amte ſo vorzuſtehen, wie er ihm vorzuſtehen wünſchet. Dieſe Furchtſamkeit, vielleicht aber auch ein vernünftiges Verlangen, glücklich und ruhig zu bleiben, entfernen ihn vom Hofe. Er wünſcht, als ein ehrlicher Mann und unbekannt auf Ihrer Herrſchaft zu ſterben.

Wollen Sie eine genauere Nachricht von seinen Verdiensten haben? Er hat seine Jurisprudenz als ein Gelehrter erlernt. Er weis den Grund der Gesetze, und versteht bey den dazu erfoderlichen Sprachen die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange. Dieses unterscheidet ihn von einem praktischen Schmierer und Rabulisten. Er hat sich Mühe gegeben, die Anwendung der Gesetze und die besondre Verfassung des Landes sich bekannt zu machen: Durch eine fleißige Uebung hat er diese Geschicklichkeit erlangt, und vielen vor dem Richter beygestanden, die ihn um seine Hülfe gebeten. Dieses unterscheidet ihn von den theoretischen Pedanten. Er ist so ehrlich, daß er keine Sache annimmt, ohne von ihrer Billigkeit überzeugt zu seyn; daß er einem nothleidenden Armen lieber dient, als einem Reichen, der Gewalt thut; daß er es sehr selten zu einem weitläuftigen Processe kommen läßt, und daß er es sogleich im Anfange zu einem billigen Vergleiche zu bringen sucht, wenn ihn nicht die Härte des Gegners, oder der Eigennutz des Richters daran hindert; mit einem Worte, er ist so ehrlich, gnädiger Herr, daß er in fünf Jahren gewiß verhungern muß, wenn er so fortfährt, als Advokat seinen Unterhalt zu suchen. Ich erinnere mich verschiedner Gelegenheiten, wo der Richter so wohl, als sein Gegner, sich einen sehr schlechten Begriff von seiner Geschicklichkeit gemacht, und gar gezweifelt haben, ob er wirklich ad praxin admittirt sey, weil er weder in der Richterstube, noch in seinen Schreiben heftig geworden, sondern sein Recht mit der größten Gelassenheit und einem gesitteten Anstande vertheidigt, ohne den Gegner zu schimpfen, oder dem Richter bittere Vorwürfe zu machen. Es wird nun zehn Jahre seyn, daß er die Gerichtsbestallung zu *** übernahm. Es war an diesem

sem Orte seit funfzig Jahren zur Gewohnheit geworden, daß die Herrschaft und die Unterthanen einander durch ewige und kostbare Processe entkräfteten. In der That befanden sich die Unterthanen in den kümmerlichsten und verzweifeltsten Umständen; und seit diesen funfzig Jahren waren zwo Herrschaften genöthigt worden, das Rittergut zu verkaufen, um sich aus diesen Processen, und von ihrem völligen Untergange zu retten. Als mein Kandidat zur Gerichtsverwaltung kam; so beneideten ihn wegen dieses Glücks viele, welche glaubten, er werde dieses Amt so nutzen, wie es seine Vorfahren genutzt hatten: allein auch dazu war er zu ehrlich. Seine erste Sorgfalt gieng dahin, wie er sich beym Gerichtsherrn ein gewisses Ansehen erwerben möchte, welches sich diejenigen gar leicht erwerben, die geschickt und redlich sind. Auf der andern Seite gab er sich Mühe, das Zutrauen der Unterthanen zu gewinnen, und ihnen zu zeigen, daß er ein unparteyischer Richter sey. Er erlangte beides. Wie leicht muß es einem Manne, den die Gerichtsherrschaft für redlich, den die Unterthanen für unparteyisch halten, wie leicht, sage ich, muß es einem rechtschaffnen Manne fallen, alle die Verbitterungen und Processe zu heben, welche die Herrschaft und die Unterthanen zugleich unglücklich machen? Kaum waren zwey Jahre verflossen, als er alle Streitigkeiten von Grunde aus verglichen hatte. Seine Vorsicht hat bis itzt neuen Irrungen vorzubeugen gewußt. Durch seine vernünftigen Vorstellungen hat er seinem Edelmanne begreiflich gemacht, daß die Bauern Menschen, und in unserm Lande keine Sklaven sind. Er hat den wunderbaren Satz behauptet, daß ein verarmter Unterhan viel unruhiger und gefährlicher sey, als ein bemittelter. Die Bauern hingegen hat er durch sein Ansehen, und, wo es nöthig gewesen, mit

Nachdruck zu ihrer Schuldigkeit angehalten. Nunmehro sehen sie es ein, wie glücklich sie bey dieser Ruhe und Eintracht sind. Sie arbeiten an der Erhaltung derselben mit ihm gemeinschaftlich, und werden reich. In vorigen Zeiten war dieses Dorf das Gehege verschiedner hungriger Advokaten, welche den Stolz der Gerichtsherrschaft und den Trotz der Unterthanen mißbrauchten. Seit acht Jahren sind sie verscheucht; sie vermeiden so gar diesen Ort, in welchem sie nunmehr verhaßt sind, und eilen mißvergnügt von ferne vorbey, wie ein Wolf vor einer Heerde, welche unter der Wachsamkeit ihres Hirten und der Treue seiner Hunde ruhig ist.

Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr, daß aus meinem Empfehlungsschreiben eine Predigt von der Gerechtigkeit wird. Ich habe mich vergessen; es gereut mich aber nicht; denn ich weis, daß Sie eben das Vergnügen empfinden, den Charakter eines ehrlichen Advokaten zu lesen, das ich empfinde, da ich ihn schildere. Ich freue mich, daß ich die Gelegenheit in den Händen habe, Ihnen das Original zu verschaffen. Sie werden es als eine Probe meiner Achtung für Ihre Person, und meiner Aufmerksamkeit für Ihr Bestes ansehen, und zugleich Ihnen mich verpflichten, wenn Sie diesem ehrlichen Manne, den ich Ihnen empfehle, durch die gegebene Beförderung, Muth machen, ferner ehrlich zu seyn. Ich verharre mit unterthäniger Hochachtung, u. s. w.

Antwort.

Hochzuehrender Herr Doctor,

Wir kennen einander zu gut, als daß ich Ihnen meine Gedan-

Gedanken nicht aufrichtig sagen sollte. Ist das alles Ihr wahrer Ernst, was Sie mir schreiben? oder haben Sie Ihren Brief um deswillen so erbaulich eingerichtet, daß ihn die studirende Jugend ins Latein übersetzen, und die schönen Blühmchen und Sentenzen mit rother Dinte unterstreichen soll, um sie desto bequemer auswendig zu lernen? Für einen Mann, der die Welt kennt, wie Sie, schreiben Sie wirklich zu pedantisch. Ihr Candidat mag ein ehrlicher Mann seyn; ich glaube es: vielleicht würde er auch in Deutschland ein großer und angesehener Mann gewesen seyn, wenn er zu Hermanns Zeiten gelebt hätte; aber was soll man itzt aus ihm machen? Wie satyrisch sind Sie, wenn Sie sagen, daß ein gelehrter, ein ehrlicher und ein arbeitsamer Mann so sehr geschätzt, und so sorgfältig gesucht werde. Gestehen Sie es nur, Sie sind ein wenig boshaft, und Ihre Lebhaftigkeit verleitet Sie zuweilen so weit, daß Sie sich vergessen, und Sachen sagen, die Ihnen bey Ihren Collegen nicht viel Ehre machen würden, wenn sie sollten gedruckt werden. So ein frommer und billiger Schösser würde mir meine Unterthanen in kurzer Zeit zu muthig werden lassen. Der Bauer fühlt sich, er schwillt, so bald er mehr als einen Kittel hat. Rustica gens, optima flens, et pessima ridens! Sehen Sie, Herr Doctor, daß ein alter Kammerjunker auch noch Latein versteht, so gut, wie ein Professor. Mit einem Worte, ich habe für Ihren Candidaten alle die Hochachtung, die man für eine altväterische Tugend hat; aber brauchen kann ich ihn zu nichts. Kann ich ihm außerdem dienen, so soll es mit Vergnügen geschehen. Zween Tage vorher, ehe ich Ihren Brief erhielt, hatte ich mich schon mit einem neuen Schösser versehen. Er ist noch sehr jung, er versteht gar nichts; aber er wagt es, mir tausend

Thaler vorzuschießen, von denen er nimmermehr einen Heller wieder sehen soll. Inzwischen will ich doch als ein ehrlicher Mann mit ihm handeln, und ihm zulassen, daß er sich, so gut er kann, von meinen Unterthanen bezahlt mache. Ich habe fette Hämmel darunter, die mag er nutzen, bis er satt und bezahlt ist. So viel gewinnt er allemal dabey, daß ich ihm nicht auf die Finger sehen werde. Die Gerichtsstube will ich mit einem geschickten Actuar besetzen. Wenn der Verstand hat, so braucht der Schösser keinen. Sehen Sie, mein Herr, das ist mein Plan. Sie müssen ihn billigen, wenn Sie unparteyisch seyn wollen. Ich wollte wünschen, daß ich Ihrem ehrlichen Candidaten sonst helfen könnte. Was meynen Sie, wenn ihn das Land auf gemeinschaftliche Kosten ernährte, und den Fremden als eine Rarität fürs Geld sehen ließe? Aber das müßte er sich gefallen lassen, daß er nach seinem Tode ausgestopft, und zum Wahrzeichen auf die Universitätsbibliothek gesetzt würde, daß sich andre an ihm spiegeln könnten. Halten Sie mir diesen Scherz zu gute, Sie wissen es wohl, ich spaße gern; und wenn ich an einen guten Freund schreibe, wie Sie sind, so nehme ich mir kein Blatt vors Maul. Leben Sie wohl! Schicken Sie doch auf die Messe Ihren Candidaten zu mir. Ich möchte doch zum wenigsten gern sehen, wie er aussähe. Es ist mir dergleichen Geschöpf noch niemals vorgekommen. Bis dahin leben Sie wohl! Ich bin Ihr alter guter Freund, u. s. w.

Von dem Briefe, der itzt folget, weis ich nichts zu »erinnern. Er erkläret ſich ohne eine Vorrede. »Hätte ich ihn vor zehn Jahren geſchrieben, ſo würde »ich vielleicht wegen einiger Stellen in den Verdacht ge»fallen ſeyn, als machte ich auf mich ſelbſt eine Satyre. »Nunmehr bin ich über dieſe Beſorgniß weg. Das wird »wohl nicht nöthig ſeyn zu erinnern, daß die Satyre in »dieſem Briefe nicht allgemein iſt, und nur diejenigen »trifft, welche dergleichen Vorwürfe verdienen. Eine »Erinnerung, die ich müde bin zu wiederholen, und die »ich vielleicht für einen unachtſamen oder argwöhniſchen »Leſer nicht oft genug wiederholen kann.«

Gnädiger Herr,

Ich bin in der That ganz andrer Meynung, als Sie ſind. Sie glauben, viel gewonnen zu haben, daß Sie, bey dem Proceſſe mit Ihren Unterthanen, die Commiſſion an einen jungen Mann auszubringen, Gelegenheit gefunden, der zum erſtenmale in dergleichen Geſchäfften gebraucht wird. Sie irren ſich gewiß, gnädiger Herr, wenn Sie ſich Hoffnung machen, ihn als einen ungeübten und noch unerfahrnen Mann, nach Ihrem Willen zu lenken. Mich hat es die Erfahrung gelehrt, daß gemeiniglich niemand gefährlicher ſey, als ein junger Commiſſar. Seine Begriffe von der Pflicht ſind noch zu

wenig ausgearbeitet. Da er noch niemals dergleichen Auftrag gehabt; so glaubt er, er arbeite itzt vor den Augen des Hofs und des ganzen Landes. Ein amtsmäßiger Hochmuth, und das Verlangen, sein künftiges Glück zu empfehlen, macht ihn strenge. Er versteht nur das Finstre und Schwere der Pflicht, und vergißt die Billigkeit darüber. Er ist hart gegen den Unterthan, um ein treuer Diener seines Fürsten zu scheinen. Die Gesetze sind ihm noch zu neu, als daß er sie genau kennen sollte. Er weis es noch nicht, daß dergleichen Gesetze eben so wohl zum Besten des Landes, als dazu gegeben sind, die Rechte des Fürsten zu schützen. Ueberzeugen Sie ihn, daß er gefehlt, daß er die Gesetze nicht recht verstanden hat; so wird ihm sein junger Stolz nicht verstatten, es einzusehen. Auf Ihre Unkosten wird er seine Meynung behaupten. Ein Commissar muß sehr Unrecht haben, wenn er davon überführt werden soll. Sie werden ihn beleidigen, wenn Sie ihn durch Geschenke auf Ihre Seite bringen wollen. Vielleicht nimmt er sie künftig an: itzt darf er es noch nicht thun, ohne seinem künftigen Glücke und dem Ansehen zu schaden, in das er sich durch seine Gerechtigkeit setzen will. Aber er weis es, daß Sie selbst Gelegenheit gegeben haben, daß er zum Richter in Ihrer Streitigkeit gewählt worden ist. Eben das ist die Ursache, gnädiger Herr, warum ich so viel böse Folgen für Sie befürchte. Ist Ihre Sache ungerecht, so wird er sich freuen, es Sie nachdrücklich empfinden zu lassen, daß er einer ungerechten Sache feind sey. Haben Sie Recht, so ist es für Sie noch weit gefährlicher. Er wird alle Kräfte daran setzen, Ihnen Ihr Recht streitig zu machen, um bey Ihrem Gegner und andern den Vorwurf zu vermeiden, daß er parteyisch, und um deswillen auf Ihrer Seite sey, weil

Sie

Sie selbst ihn zum Richter vorgeschlagen haben. Keine Parteylichkeit ist gefährlicher, als diejenige, welche die Richter begehen, um unparteyisch zu scheinen. Was ich hier sage, das schreibe ich aus einer Ueberzeugung, die mich die Erfahrung gelehrt hat.

Ein alter Richter, ein Mann, dem schon oft die Untersuchung der Streitigkeiten aufgetragen worden, ist bey seiner Erfahrung vorsichtig, gelassen, gegen beide Theile gefällig, und nachsehend. Sein Ehrgeiz ist beruhigt. Hat er geirrt, so giebt er nach, weil er so oft Gelegenheit gehabt hat, zu sehen, wie leicht es einem Richter möglich sey, sich zu irren. Er wird zur Ungebühr nicht strenge seyn, weil er weis, daß das Glück seines Fürsten allein auf dem Wohlstande seiner Unterthanen beruht. Niemals wird er behutsamer seyn, als wenn er einen Vorschlag thun, oder ein Gutachten geben soll, von welchem oft das Wohl einer ganzen Gemeine abhängt. Er weis es, daß noch die Urenkel die unglücklichen Folgen eines übereilten und zu hitzigen Urtheils empfinden. Die Seufzer der Nachwelt bewegen ihn schon itzt; er ist aufmerksam und unparteyisch, damit nicht sein Andenken noch in späten Jahren verflucht werde.

Wird es Sie nunmehr bald gereuen, gnädiger Herr, daß Sie auf den Einfall gekommen sind, sich die Unwissenheit eines jungen Richters zu Nutze zu machen? Ueberlegen Sie, was ich Ihnen so aufrichtig geschrieben habe, und ändern Sie es noch, wenn es möglich ist.

Niemand ist strenger, als ein junger Rathsherr, der als Richter die galanten Sünden bestrafen soll, die

er gestern selbst begieng, da er noch nicht Rathsherr war; niemand ist grimmiger, als ein junger Officier, der in Friedenszeit zum erstenmale vor den Augen seiner gnädigen Mama und Fräulein Schwester kommandirt; niemand ist parteyischer, als ein junger Commissar, der zum erstenmale Gelegenheit sucht, zu zeigen, daß er gerecht sey. Drey Geschöpfe, gnädiger Herr, vor denen ich auch meine Feinde warne! Ich werde mich freuen, wenn ich erfahre, daß Sie meine Freymüthigkeit nicht beleidigt hat. Ich hoffe dieses von Ihrer Freundschaft, und bin,

u. s. w.

Ich habe die billige Abſicht, den Nutzen von meinen »Briefen allgemein zu machen. Bisher habe ich »gröſtentheils nur für diejenigen geſorgt, welche in der »kleinen bürgerlichen Welt ihr Glück ſuchen. Hier will »ich noch zween Briefe für diejenigen einrücken, welche »ſich an den Hof wagen wollen. Sie ſind ſo deutlich, »daß ich nicht nöthig zu ſagen habe, wovon ſie han»deln. Meine Leſer werden es bey dem erſten Anblicke »finden.«

Mein Herr,

Geben Sie noch nicht alle Hoffnung auf. Nun bin ich endlich auf dem Wege, mein Glück zu machen, und ein Mann von Wichtigkeit zu werden. Seit acht Tagen habe ich Ihrem Rathe gefolgt, und was Sie mir gerathen haben, iſt die Stimme der Natur geweſen, denn ich finde mich ungemein leicht darein.

Am Montage habe ich mit dem Kammerdiener Brüderſchaft getrunken. Die ganze Antichambre iſt ſchon auf meiner Seite, und der kleine Läufer, welcher die Gnade hat, Seiner Excellenz Narr zu ſeyn, fängt an, eiferſüchtig auf meine witzigen Einfälle zu werden, und glaubt, Seine Excellenz würden ſich halb todt lachen, wenn ſie meine Schwänke hören ſollten. Arbeit genug für einen Tag, aber auch Ruhm genug!

Dien-

Dienstags legte ich den Grundstein zu meinem Glücke. Kennen Sie das Mädchen, welches anfängt, dem gnädigen Herrn gleichgültig zu werden, da sie es seit fünf Jahren nicht gewesen ist? Ich brauchte nicht mehr, als zwo Stunden, sie auf meine Schmeicheleyen aufmerksam zu machen. Sie hat über das Herz ihres Herrn immer noch Gewalt genug, um mein Glück zu unterstützen, und Seine Excellenz sind so erkenntlich, daß sie wünschen, das Glück dieses Mädchens auf eine dauerhafte Art zu befestigen.

An der Mittewoche habe ich ein Amt angetreten, welches zwar in der Welt kein Aufsehen macht, aber auf meiner Stube wichtig genug ist. Diesen und den folgenden Tag brachte ich zu, verschiedene Clienten zu versichern, daß ich mir ein ungemeines Vergnügen daraus machen würde, ihnen bey aller Gelegenheit zu dienen. Ich weis nicht mehr, wer sie waren.

Am Freytage hat mich mein Schneider ausgebildet, und ich hätte wahrhaftig in mir das nicht gesucht, was ich nunmehr wirklich in mir finde.

Gestern habe ich einige von meinen alten Gläubigern abgewiesen, und funfzehnhundert Thaler aufs neue geborgt. Ich borgte sie mit einer sehr guten Art, und ich glaube, der Kaufmann soll mich verstehen. So klug ist er wenigstens, daß er sie von mir nicht wieder fodern wird. Funfzehnhundert Thaler ist eine Kleinigkeit; aber bedenken Sie, mein Herr, daß ich länger nicht, als seit sechs Tagen, bey Hofe bin.

Heute früh bin ich in der Kirche gewesen. Meine Weste that ihre gute Wirkung. Der Prediger gefiel mir nicht so, wie vor acht Tagen, da ich noch kein Hofmann

mann war. Wenn ich nicht irre, so predigt der Mann zu pedantisch. Für den Pöbel mag er ganz erbaulich seyn. Seine christlichen Tugenden treten so bürgerlich einher. Bewundern Sie immer diesen Einfall; er hat mir heute viel Ehre in der Kapelle gemacht. Morgen ist der zweyte Feyertag, um deswillen werde ich zur Ader lassen.

Leben Sie wohl! Es ist meinem neuen Stande gemäß, daß ich meine alten Freunde nach und nach vergesse. Gewiß vergesse ich Sie zuletzt; ich will aber doch thun, was mir möglich ist. Versuchen Sie es über acht Tage. Begegnen Sie mir... Ich werde Sie ansehen, ein Paar große Augen machen. »Ich soll Sie kennen, »mein Herr,« werde ich sprechen. Sie werden mir Ihren Namen sagen; ich werde, als vom Traume erwachend, zurück springen, Sie umarmen, und ohne Ihre Antwort zu erwarten, mich aus Ihren Armen losreißen, weil mich höchstdringende Geschäffte nöthigen, nach Hofe zu eilen; mein Bedienter wird Ihnen meine Wohnung sagen. Grüßen Sie meine Freunde; aber ich bitte Sie, ja incognito. Ich halte sie hoch; aber die Zeiten ändern sich. Der Hof giebt auf alle meine Bewegungen Acht. Wie gesagt, grüßen Sie die ehrlichen Leute; wenn ichs recht überlege, habe ich eben nicht Ursache, mich ihrer zu schämen. Leben Sie wohl! Ich habe die Ehre zu seyn,

Mein Herr,

Deren

dienstwilliger Freund,

***

N. S.

N. S.

Vornehme Leute pflegen des Wohlstandes wegen gemeiniglich an einem oder mehrern Theilen der Religion zu zweifeln. Geben Sie mir einen guten Rath, an welchem zweifle ich? Ich dächte, weil ich erst anfange, mich in der Welt zu zeigen, ich zweifelte noch zur Zeit an der Hölle. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Was meynen Sie?

Gnädiger Herr,

Da Ew. Gnaden die Miene einer Excellenz machen, und um deswillen nöthig finden, bey der übrigen Equipage auch einen Sekretär mit zu halten; so wünschte ich mir wohl, diese Stelle zu erlangen. Ich weis, daß ich dabey weiter nichts zu thun habe, als der gnädigen Frau ihre Wäschzeddel abzuschreiben, den Verwalter einen Esel zu heißen, und den Schuldleuten auf ihre Mahnbriefe in den gnädigsten und freundlichsten Ausdrückungen zu sagen, daß sie nicht bezahlt werden sollen. Ich glaube daher, Geschicklichkeit genug zu haben, diesem Amte vorzustehen, und ich will, mit Hülfe einer rechten Weste, in dem Vorzimmer so wichtig thun, daß man glauben soll, Ew. Gnaden arbeiteten in Ihrem Kabinette am allgemeinen Frieden. Da ich weis, gnädiger Herr, daß Sie zuweilen ein wenig hitzig sind; so will ich versprechen, es mit aller Geduld auszuhalten, wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich zu meiner Schadloshaltung, so oft Sie in Ihrem Zimmer gegen mich hitzig sind, im Vorzimmer gegen diejenigen grob seyn darf, die weniger sind,

sind, als ich, oder die bey Ew. Gnaden etwas zu suchen haben. Sie werden kein Bedenken finden, mir dieses zu erlauben, da es in den meisten Vorzimmern der kleinen Potentaten, wie Ew. Gnaden sind, Mode ist. Um den Gehalt werden wir uns vergleichen. Ich sehe hauptsächlich auf die Ehre, und verlange daher zum Anfange mehr nicht, als zweyhundert Thaler, bey freyer Beköstigung und Wohnung. Dieses aber bitte ich mir zugleich unterthänig aus, daß alle diejenigen Gelder, welche Ew. Gnaden aufborgen, durch meine Hände gehen. Ich werde Ihnen dadurch Ihre Mühe sehr erleichtern. Denn da Sie die hohe Absicht haben, längstens in zehn Jahren einen Ihrem Stande gemäßen Bankerott zu machen; so getraue ich mir, es in fünf Jahren so weit zu bringen, daß ich einige tausend Thaler erworben habe; daß Ihre Gläubiger betrogen, und Ew. Gnaden ein Bettler sind. Ich bin mit unterthäniger Hochachtung ꝛc.

Ich will meinen Lesern hier einige Briefe mittheilen, »die mir von einer unbekannten Hand zugesendet »worden sind. Die Erfindung, seinen Lesern auf dergleichen Art ein Geheimniß im Vertrauen zu sagen, »ist so neu nicht, daß ich ohne Sorge seyn sollte, ob »man es nicht auch für eine solche Erfindung halten werde. Ich muß mir alles gefallen lassen. Weil aber »in diesen Briefen so viel Wahrscheinlichkeit enthalten »ist; weil die traurige Geschichte, die man darinnen findet, sich so oft, obwohl mit verschiednen Umständen, »zuträgt; und weil ich selbst bey dem Schlusse eine ziemlich ernsthafte Lehre und Vermahnung bekomme: so »wird man die Gefälligkeit haben, und glauben, daß »diese Briefe nicht erdichtet sind. Ich könnte einem jeden die Originale vorlegen; es soll aber niemand ein »Recht haben, sie von mir zu fodern, als solche Frauenzimmer, welche sie zu ihrer Besserung brauchen.«

An den

Verfasser der satyrischen Briefe.

Mein Herr,

Wenn es wahr ist, was man mich versichert, daß Sie künftige Messe den dritten Theil Ihrer satyrischen Schriften herausgeben, und darinne eine Sammlung verschiedner

ner Briefe der Welt mittheilen wollen; so nehme ich mir die Freyheit, für diejenigen um eine Stelle zu bitten, die ich Ihnen hier zu übersenden die Ehre habe. Es ist dieses die einzige Gelegenheit, mein Gewissen zu beruhigen, da ich durch mein übereiltes Exempel viele meiner Mitschwestern auf die Eitelkeit gebracht habe, eben so kostbar und lächerlich zu thun, als ich gethan habe, und da ich zugleich hoffe, daß viele, die es noch nicht gethan haben, sich desto eher künftig vor diesen Fehlern hüten werden.

Damit Sie alles desto besser verstehen, so muß ich Ihnen melden, daß mein Vater ein fürstlicher Beamter gewesen ist, welcher die Kunst verstanden, reich zu thun, da er es nicht war, und welcher sich das gewöhnliche Vergnügen machte, in Gesellschaft der benachbarten Adelichen, das Geld, das er von den Bauern erpreßt hatte, zu verthun, um sich bey seinen Gästen ein gewisses Ansehen zu erwerben, welches nicht länger dauerte, als der Rausch, den sich seine hochadelichen Gäste bey ihm tranken. Da es einem jungen von Adel so wenig kostet, einem Bürgermädchen, das noch so ziemlich gebildet ist, Schmeicheleyen vorzusagen; so können Sie wohl glauben, wie sehr dieses meiner natürlichen Eitelkeit gefiel, und ich ward so thöricht, ein jedes Kompliment für einen zärtlichen Seufzer zu halten. In Gedanken war ich schon gnädige Frau, und um meiner neuen Würde keine Schande zu machen, gewöhnte ich mich, alle diejenigen verächtlich anzusehen, welche, nach meiner Meynung, der Himmel in seinem Zorne ohne Ahnen erschaffen hatte.

Dieses ist die wahre Quelle aller meiner Thorheiten. Wie sehr bin ich für meinen Stolz gedemüthigt worden! Alle Gelegenheiten, welche mir gegeben wur-

den, mich zu verheurathen, stieß ich auf eine übern
thige Art von mir, da es nur bürgerliche Hände war
die man mir anbot. Hier sind die Briefe, und mei
Antwort darauf, nach ihrer chronologischen Ordnur
Wie unvernünftig habe ich gehandelt!

Schreiben des Herrn Hofraths R** an die Mademoiselle F**

Der Tod meiner Frau, welche vor einem Jahre gest
»ben ist, hat mich in die Nothwendigkeit gesetzt, für ei
»ziemlich weitläuftige Wirthschaft und für die Erziehur
»zweyer Kinder zu sorgen, wovon das älteste acht Jah
»ist. Mein Amt, das ich verwalte, ist mit so viel
»Unruhe verknüpft, daß ich mich nicht im Stande seh
»meinen häuslichen Angelegenheiten länger, wie bishe
»vorzustehen, ob ich schon aus Liebe zu meinen Kinder
»wohl wünschte, den ganzen Tag auf ihre Zucht un
»Unterweisung wenden zu können, da ich, wenn ich mi
»als Vater nicht etwa zu viel schmeichle, so viel Gute
»in ihren jungen Gemüthern zu finden glaube, welche
»die Hoffnung sorgfältiger Aeltern mit der Zeit reichlic
»belohnen wird. Es ist um deswillen eine meiner wich
»tigsten Sorgen, wie ich diesen jungen Kindern de
»Verlust ersetzen möge, den sie durch den Tod einer ver
»nünftigen und liebreichen Mutter so früh erlitten ha
»ben. Die Gelegenheit, die ich gehabt, Ihren Herrn
»Vater seit langen Jahren zu kennen, ist Ursache, daß
»ich mir von Ihnen, Mademoiselle, nichts anders, als
»den Charakter eines vollkommen tugendhaften und ar
»tigen Frauenzimmers habe vorstellen können; und ich
»habe in der letzten Ostermesse in Ihrer Gesellschaft ge
»fun

»funden, daß Ihre Vollkommenheiten meine Vorstel»lungen weit übertreffen. Erlauben Sie also, Made»moiselle, daß ich aus Verlangen, mich selbst glücklich »zu machen, und das Glück meiner Kinder zu befestigen, »Ihnen sage, daß ich Sie aufrichtig und mit Hochach»tung liebe, und nichts auf der Welt so sehr wünsche, als »einige Hoffnung Ihrer Gegenliebe zu erlangen. Sie »allein, Mademoiselle, sind vermögend, mir das Anden»ken eines Verlustes vergessend zu machen, welcher mir »in der That bis itzt noch empfindlich ist.

»Da meine Wahl so vorsichtig ist; so können Sie »glauben, daß meine Liebe vernünftig und dauerhaft »bleiben wird. Mein Amt und meine übrigen Umstän»de sind einträglich genug, Ihnen alles dasjenige zu ver»schaffen, was Ihr Stand erfodert. Es wird im Ue»brigen auf Sie ankommen, unter welchen Bedingungen »Sie mir Ihre Hand überlassen wollen; denn ich ver»lange, daß Sie auch nach meinem Tode noch glücklich »seyn sollen. Haben Sie die Gütigkeit, und melden »Sie mir, ob ich hoffen darf; denn so werde ich nicht »einen Augenblick anstehen, Ihrem Herrn Vater von »meiner Absicht Nachricht zu geben. Unter Erwartung »meiner gewünschten Antwort bin ich mit der größten »Hochachtung,

Mademoiselle,

Dero

den 22sten May,
1736.

ergebenster Diener,
N**

Wie meynen Sie, mein Herr, daß ich diesen Brief aufnahm? Itzt, da ich Zeit habe, ihn gelaßner zu über-

denken, finde ich in der That alles darinnen, was man von einem vernünftigen Liebhaber fodern kann. Damals aber dachte ich ganz anders. Er kam mir frostig und altväterisch vor, und ich glaubte nichts, als die letzten Flammen eines verliebten Wittwers wahrzunehmen, welcher aus Liebe zu seinen armen Waisen zu guter letzt noch einmal zärtlich thut, um für sie eine gute Wärterinn zu erfreyen. Unendlich reizender und schätzbater waren mir die Schmeicheleyen eines Jungen von Adel aus der Nachbarschaft, der mich seit fünf Jahren versicherte, daß ich schön und seine Göttinn sey. Sagte der Herr Hofrath wohl so etwas, und hat er wohl mit einem Worte an meine Schönheit gedacht, auf die ich doch meinen ganzen Werth setzte? Dieser von Adel war Lieutenant, und ich bildete mir ein, daß er mir bey einigen unschuldigen Freyheiten, die ich ihm dann und wann erlaubte, nicht undeutlich zu verstehen gäbe, er wolle mich heurathen, sobald er eine Kompagnie haben würde. Ein Soldat, ein Hauptmann, ein zärtlicher Hauptmann ohne Kinder, war der nicht einem bejahrten Hofrathe und ernsthaften Wittwer mit zwey Kindern vorzuziehen? Ich sollte es wohl glauben, wenigstens glaubte ich es damals. In der That hatte ich unter den süßen Träumen eines adelichen Glücks schon mein vier und zwanzigstes Jahr herangebracht; aber ich war auch keine Stunde mehr sicher, daß mein zärtlicher Herr Lieutenant nicht Kapitain würde. Sollte ich mich selbst an diesem Glücke hindern? Ich that also, was eine Närrinn, wie ich, thun konnte, und schrieb an den Hofrath folgenden Brief:

Mein Herr,

Es ist in der That eine große Schmeicheley für meinen »Vater, daß Sie ihm den Besitz einer frommen und »christ-

»christlich erzognen Tochter zugestehen. Es würde Ih»rer gesetzten und ernsthaften Liebe nachtheilig seyn, »wenn Sie weniger auf die Tugend, als auf die äußer»lichen Vorzüge eines Frauenzimmers sähen; und ich »habe die Ehre, Sie zu versichern, daß ich noch nieman»den gesehen, der so erbaulich und exemplarisch liebt, als »Sie, mein Herr. Ihre Person und Ihr Amt verdie»nen meine ganze Hochachtung; ich glaube aber, daß »ich noch zu jung und flatterhaft bin, um mich nach dem »ehrwürdigen Muster Ihrer seligen und noch im Grabe »herzlich geliebten Frau zu bilden. Ich bin gewiß über»zeugt, daß uns bey einer genauern Verbindung nie»mals Materie zu Gesprächen fehlen würde, da Sie so »unerschöpflich sind, wenn Sie auf die Verdienste Ihrer »seligen Frau zu reden kommen, von denen der größte »Theil Ihres Briefs angefüllt ist. Ihre hoffnungs»vollen Waisen verdienen allerdings Ihre Zärtlichkeit. »Es wäre unbillig, wenn ich dieselben um einen Theil »bringen wollte. In der That finde ich bey meinen itzi»gen Umständen noch keinen Beruf, Kinderfrau zu wer»den, zu welchem wichtigen Amte Sie mich, vor so vie»len andern, ausersehen haben. Die Offenherzigkeit ist »noch eine Tugend von mir, die Sie in der letzten Oster»messe nicht wahrgenommen haben. Sie können glau»ben, daß es mein ganzer Ernst sey, wenn ich mir die »Ehre gebe, Ihnen zu sagen, daß ich sey,

Mein Herr,

* * * *

am 13ten Brachmonats,
1736.

Ihre Dienerinn,
F**

Sie können sich vorstellen, daß der Herr Hofrath die Lust verlor, noch einmal um so ein närrisches Ding, als ich war, anzuhalten. Er verheurathete sich anderwärts, und ich war mit meinem und seinem Entschlusse wohl zufrieden. Es vergieng mehr als ein Jahr, ohne daß sich jemand um meine Liebe ernstlich bewarb. Denn die kleinen zärtlichen Kläffer rechne ich nicht, welche um mich herumsprangen und seufzten. Ich sah ihre Seufzer als eine Art Sporteln an, welche mir eben so wohl gehörten, als meinem Vater die Sporteln, die ihm seine gedemüthigten Bauern brachten. Ich würde unzufrieden gewesen seyn, wenn mich nicht diese kleinen süßen Würmer angebetet hätten. Ich wußte sie aber mit der Majestät einer Göttinn so zahm und so sehr in ihrer Tiefe zu erhalten, daß sich keiner unterstand, zu vertraut zu reden; und es kostete mich nur ein Machtwort, nur einen gebieterischen Blick, so waren sie in ihr erstes Nichts verwandelt. Ich brauchte sie, die Zärtlichkeit meines Lieutenants in der Bewegung und lebhaft zu erhalten, von dem es mir schien, daß er zuweilen desto kaltsinniger ward, je vertrauter ich gegen ihn that. Es hatte seine gute Wirkung, und folgender Brief brachte ihn auf einmal ganz wieder zu mir:

Mademoiselle,

Die langwierige Krankheit Ihres Herrn Vaters hat »mir ein Glück verschafft, das ich nicht zu schätzen weis. »Bey den öftern Besuchen, die ich als sein Medikus ab»legte, hatte die Sorge für seine Gesundheit, wenn ich »es aufrichtig gestehen darf, nicht so viel Antheil, als »das Verlangen, Sie, Mademoiselle, zu sehen. Sie

»haben

»haben mir es oft angemerkt, daß ich zerstreut war. »Sie dachten, es geschähe aus Sorge für die bedenk»lichen Umstände Ihres Herrn Vaters; Sie dachten »falsch. Vielmals bin ich mehr mit Ihnen beschäfftigt »gewesen, als mit dem Pulse des Kranken, den ich in »Ihrer Gegenwart zu halben Stunden mit einer hor»chenden Miene hielt, um das stille Vergnügen zu ha»ben, Sie unbewegt anzusehen, wenn Sie, ohne ein »Auge von mir zu verwenden, mit einer kindlichen Zärt»lichkeit den schrecklichen Ausspruch ängstlich erwarteten, »den ich über das Leben oder die Gesundheit Ihres »Herrn Vaters thun würde. Entschuldigen Sie, Ma»demoiselle, eine Verwägenheit, die sich in der That »mit nichts, als Ihrer Schönheit und meiner aufrich»tigen Hochachtung gegen Sie, entschuldigen läßt. Da »ich so offenherzig bin, alles dasjenige zu gestehen, was »mir als ein Fehler ausgelegt werden könnte, wenn »Sie weniger billig und gütig wären, als Sie sind; »so wage ichs, ein Bekenntniß abzulegen, welches »für mich das wichtigste ist, das ich jemals thun »kann. Ich bin ein solcher Verehrer Ihrer Schön»heit und Tugenden, daß ich nichts weiter als Ihre »Erlaubniß erwarte, Sie von der Hand Ihres Herrn »Vaters zu meiner beständigen Freundinn mir zu »erbitten. Soll meine Liebe glücklich seyn? Ich »erwarte Ihren Ausspruch. Sehen Sie nicht so »wohl auf mein Vermögen und meine Einnahme, »die zureichend sind, Ihnen und mir alle Bequem»lichkeit zu verschaffen; sehen Sie auf meine red»liche und heftige Neigung, und machen Sie den»jenigen nicht unglücklich, welcher nichts so sehr »wünscht, als die Erlaubniß zu haben, Ihnen Zeit-

»liebens zu sagen, daß er mit der zärtlichsten Hochach»tung sey,

Mademoiselle,

am 3ten Februar,
1738.

der Ihrige,
D. Z**

Was meynen Sie, mein Herr? Das war doch ein andrer Brief, als der von dem trocknen Hofrathe. Glauben Sie, daß mir ein Liebhaber gleichgültig seyn konnte, dessen Person ganz erträglich, dessen Amt und Einkünfte gar ansehnlich waren; der eine so zärtliche Liebeserklärung, wie Sie in seinem Briefe finden, nach allen Regeln der Rhetorik heraus wurgte; und der, nach seinem eignen Geständnisse, von meiner Schönheit geblendet, das Maul offen behielt, wenn er mich bey meines Vaters Krankenbette sah? In der That würde ich kein Bedenken gehabt haben, meinen zärtlichen Arzt aus seiner Entzückung zu reißen; aber, der Herr Lieutenant, Seine Gnaden, der zukünftige Herr Kapitain, und vielleicht künftig gar einmal Seine Excellenz, der Herr General! Sollte ich dieses Glück so muthwillig verscherzen? dieses Glück, das mir so möglich und nah zu seyn schien! Es ist wahr, beynahe ward mir die Zeit lang. Itzt hätte ich in meinem sechs und zwanzigsten Jahre Frau Doctorinn werden können, und wer leistete mir die Gewähr, daß ich in meinem dreyßigsten Frau Hauptmanninn seyn würde? Aber hatte ich nicht eben um deswillen einen Hofrath vergebens seufzen lassen? Sollte ich mich nun einem Doctor in die Arme werfen? Ich faßte einen Entschluß, der fein war, und glücklich ausschlug. Ich

schrieb

schrieb an meinen Lieutenant, und meldete ihm den Antrag meines Liebhabers. Ich ließ ihn unter der Hand errathen, daß ich nicht ungeneigt sey, einen Antrag anzunehmen, der für meine Umstände so vortheilhaft zu seyn schien. Da ich auf den Punkt unsrer alten Liebe und Bekanntschaft kam: so schrieb ich so unschlüßig und verwirrt, daß er wohl merken konnte, was ich fühlte und meynte; ich gestund ihm aber, daß ich allerdings thöricht gewesen wäre, mir mit einem Glücke zu schmeicheln, das für mich zu groß sey. Es sey mein Unglück und immer mein Fehler gewesen, die Aufrichtigkeit andrer nach meinem redlichen Herzen zu beurtheilen. Er sollte mir darüber keinen Vorwurf machen, ich fände selbst, wie unüberlegt ich gehandelt hätte. Wäre es sein Ernst gewesen, unsre Freundschaft zu einer nähern Verbindung zu bringen; so würde er schon lange Gelegenheit gehabt haben, es zu thun. Ich wollte dem ungeachtet niemals aufhören, seine Freundinn zu seyn; er möchte dafür mein Freund bleiben, und mir itzt als mein aufrichtiger Freund rathen, was ich dem Doctor für eine Entschließung melden sollte. Ich erhielt den folgenden Tag von dem Lieutenant diesen Brief:

Mein englisches, mein allerschönstes Lottchen!

Der Donner soll dem verfluchten Quacksalber die Knochen entzwey schmeißen, wenn er sich noch einmal untersteht, über Ihre Schwelle zu schreiten, oder eine Zeile an Sie zu schreiben! Ein allerliebstes Kind, wie Sie, mein Lottchen, ist für keinen solchen griechischen Mist-

»finken gemacht. Rund vorbey, Herr Doctor, der »Bissen ist für ihn zu fett! Bedenken Sie, Lottchen, »was Sie thun? Hat Ihnen die Natur darum so »schöne Hände gegeben, daß Sie Pillen damit drehen »sollen? Wollen Sie Ihren göttlichen Mund von »einem elenden Kerl küssen lassen, der den ganzen Tag »das Uringlas vor der Nase hat? Pfuy, Lottchen, Sie »riechen schon nach todten Körpern; gewiß, Sie rie»chen schon darnach! Was wird künftig werden, wenn »Sie selbst mit helfen müssen Hunde würgen, oder ar»me Sünder anatomiren? Wie ist es möglich gewesen, »daß Sie nur einen Augenblick haben zweifeln können, »Ihren krummbeinichten Liebhaber mit einer langen »Nase heimzuschicken? Schicken Sie ihn den Augen»blick fort, folgen Sie mir! Sie verdienen ein besse»res Glück! verstehn Sie mich, schönstes Lottchen, ein »besseres Glück! Morgen Nachmittage werde ich bey »Ihnen seyn. O wie viel habe ich Ihnen da zu sa»gen, recht viel zu sagen! Leben Sie wohl. Ich küsse »Sie tausendmal in Gedanken; Stirne, Augen, Ba»cken, Mund, Brust, Hand, alles küsse ich Ihnen, und »Ihrem Wurmkrämer breche ich noch seinen griechi»schen Hals. Leben Sie wohl.«

Dieser Brief setzte mich ganz außer mir. Bey der närrischen Eigenliebe, die ich für mich, meine Schönheit und Verdienste hatte, hielt ich ihn für eine völlige Liebeserklärung, für einen Ehekontrakt, und ich weis selbst nicht wofür. Steht wohl von allem diesen ein Wort darinnen? Nicht ein Wort. Wie blind sind wir Mädchen, wenn wir uns einmal von den albernen Schmeicheleyen der verführerischen Mannspersonen fangen und uns von einer Liebe einnehmen lassen, von der uns unser Stand und die Vernunft abhalten sollte!

Mein

Mein Lieutenant kam, wie er versprochen hatte. Er sagte mir tausend läppische Sachen vor, die mir damals sehr wichtig vorkamen. Ich mußte mich in seiner Gegenwart hinsetzen, und an meinen Liebhaber folgenden Brief schreiben:

Hochzuehrender Herr Doctor,

Wenn Sie sich auf den Puls nicht besser verstehn, »als auf die Herzen der Mädchen; so sind Sie ein »ziemlicher Pfuscher. Die Sorge für die Gesundheit »meines Vaters hat mir Ihre Gegenwart etliche Mo»nate über erträglich gemacht. Nun ist er wieder ge»sund, Sie sind für Ihre Mühe bezahlt; Haben Sie »weiter einen Anspruch an ihn, oder soll er seine »Gesundheit mit seiner Tochter erkaufen? Nein, »Hocherfahrner Herr Doctor, dieser Kauf wäre zu »theuer. Der Himmel erhalte meinen Vater beständig gesund! Blos darum wünsche ich es, damit er »Ihnen nicht vom neuen eine Wohlthat zu danken »habe, für die Sie sich sowohl bezahlt zu machen su»chen. Ich werde ihm Ihre große Aufmerksamkeit »auf einen kranken Vater und seine gesunde Tochter »zu rühmen wissen, damit er erfährt, warum er etli»che Wochen länger das Bette hat hüten müssen. »So gelehrt Sie seyn mögen, so wenig bin ich im »Stande, Sie zu leiden. Ein Liebhaber, der nach »Mosch und Ambra riecht, ist mir lächerlich: Aber »Seufzer, die nach Rhabarbar und Essenzen riechen, »sind mir gar unerträglich. Sind Sie böse, im Ernst »böse? Geschwind nehmen Sie Cremor Tartari, oder »sonst so was Niederschlagendes ein; Sie werden am »besten wissen, was wider den Zorn hilft. Ich weis,

was

»was wider die aufwallende Liebe gut ist. Nichts »besser, als ein Brief, wie dieser. Recipe, mein »Herr; frisch hinunter geschluckt, und ein Glas Was»ser darauf! Wohl bekomme es dem Herrn! Ich bin

* * *

am 8ten Februar
1738. Ihre Dienerinn,
F * * *

Hätten Sie wohl geglaubt, mein Herr, daß ein Frauenzimmer, welches sich schmeichelt, Erziehung zu haben, im Stande gewesen wäre, einen so unhöflichen und rasenden Brief zu schreiben? Aber was thut nicht eine Närrinn, wie ich war? Ich schrieb ihn in Gegenwart meines Hochwohlgebohrnen Lieutenants. Er hatte seinen Arm um meinen Nacken geschlagen, da ich ihn schrieb, und er küßte mich für jeden allerliebsten artigen Gedanken, wie er meine groben Einfälle nennte. Ich war damals so wohl zufrieden mit mir und meinem Ritter, daß ich nicht weis, wozu mich seine Zärtlichkeit gebracht hätte, wenn er noch ein wenig mehr verwägen, und ich nicht besorgt gewesen wäre, durch eine so vertraute Gefälligkeit die Hochachtung zu verlieren, in der ich ihn gegen mich erhalten mußte, wenn meine Absichten auf ihn ernsthaft bleiben sollten. Er liebte mich einige Monate feuriger, als jemals, und als ihn eine heftige Krankheit überfiel, merkte ich erst, wie stark meine Liebe zu ihm war, die ich ihm nunmehr weder selbst sagen, noch andern entdecken durfte. In dieser ängstlichen Ungewißheit blieb ich länger, als ein Jahr, und ich war bey dieser Unruhe so unbesorgt

auf

auf mich selbst, daß ich nicht wußte, was um mich herum vorgieng, ob ich damals Anbeter hatte, oder nicht. Ich weis es in der That nicht. So viel weis ich, daß mir um diese Zeit Niemand mit einem schriftlichen Antrage beschwerlich fiel. Er würde schlimm angekommen seyn. Endlich ward mein Lieutenant wieder gesund. Seine Krankheit hatte ihn sehr mürrisch und verdrüßlich gemacht. Wenigstens gab ich es seiner Krankheit Schuld, daß er bey unsrer ersten Zusammenkunft ziemlich gleichgültig gegen mich that. Er erholte sich nach und nach; gegen mich aber blieb er immer gleichgültig. Wie unruhig ward ich Thörinn! Ganz unvermuthet erhielt ich die Nachricht, er sey nach Dresden gereist, um die Sachen wegen seiner Kompagnie in Ordnung zu bringen. Nach Dresden zu reisen, ohne mir ein Wort davon zu sagen, ohne Abschied zu nehmen, ohne mir zu sagen, daß er sich dem glücklichen Augenblick nunmehr nahe, wo er meine Liebe und Beständigkeit krönen könne? Konnte ein Gedanke für mich grausamer seyn, als der, welcher natürlicher Weise aus diesen Vorstellungen fließen mußte? Und doch war ich immer noch so leichtgläubig, daß ich mir einbildete, nur aus Liebe zu mir, nur um mich nicht zu kränken, sey er ohne Abschied und in der Stille fortgereist; um mir eine ganz unerwartete Freude zu machen, habe er mich nicht wollen wissen lassen, wie nahe er seinem Glücke sey. Mit ausgesperrten Armen sah ich im Geiste meinen treuen Liebhaber zu mir zurück fliegen, um sein neues Glück als Hauptmann mit mir zu theilen. Aber warum schrieb er mir nicht? Schreiben hätte er zum wenigsten gekonnt. Das hieß ich die Zärtlichkeit aufs höchste treiben. Nun ward ich argwöhnisch und unruhig.

Mis-

Mitten in diesen kritischen Umständen verblendete der Himmel einen Professor, der um mich warb. Mein Vater sagte, er wäre ein gelehrter Mann. Es kann seyn. Aber ein Professor, der gelehrt ist, und ein Kapitain, den man liebt, sind zwo ganz unterschiedene Kreaturen. Er hatte ein gutes Auskommen, und ich wußte, ungeachtet aller Mühe, die ich mir gab, an ihm weiter nichts auszusetzen, als daß er zwey und vierzig Jahre alt war. Ein Mädchen von acht und zwanzig Jahren hätte sich daran nicht stossen sollen! So! Wer hat Ihnen denn gesagt, mein Herr, daß ich damals acht und zwanzig Jahre alt war? Um diese Zeit sind die Frauenzimmer in ihren stehenden Jahren, und ich war seit fünf Jahren beständig drey und zwanzig Jahre alt gewesen. Ihr Einwurf taugte also nichts. Lassen Sie mich meinen Roman weiter erzählen. Die alten Römer mögen sich vermuthlich an die Väter gewendet haben, wenn sie sich in die Töchter verliebt hatten; wenigstens machte es mein Herr Professor so. Er arbeitete an meinen Herrn Vater folgende gelehrte Schrift aus:

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Kommissionsrath,
Vornehmer Gönner,

Ew. Hochedelgeb. mit gegenwärtigen Zeilen gehorsamst »aufzuwarten, verbindet mich die unterthänige Hochach»tung, die ich gegen Dero vornehmes Haus noch bis »itzt unverändert hege. Es wird nunmehr ungefähr »funfzehn Jahre seyn, daß ich das Glück hatte, von »Ihnen als Informator Ihrer lieben Jugend so-viele »Wohlthaten zu genießen, die mir beständig unvergeß-

lich

»lich seyn werden. Wie geschwind sind diese Jahre »verstrichen, und wie vielen Veränderungen sind wir »mit denselben unterworfen! Ich kann ohne innige Re»gung noch itzt nicht an den schmerzlichen Verlust ge»denken, den Sie vor zehn Jahren durch den unvermu»theten Hintritt Ihrer im Leben so zärtlich geliebten »und nunmehr in Gott sanft ruhenden Frau Ehelieb»ste erlitten haben. Gewiß, wenn Gottesfurcht und »Tugend den Menschen unsterblich machten; so würde »diese wohlselige Frau vor andern verdient haben, nie»mals zu sterben. Aber Ihre unveränderte Liebe zu »Ew. Hochedelgeb. ihre vernünftige Bemühung, die »ihr anvertrauten Liebespfänder dem Schöpfer zur Ehre, »sich zur Freude und der Welt zum Besten zu erziehen; »ihre Sorgfalt, die Pflichten einer Christinn zu erfül»len; ihre Liebe gegen den armen und nothleidenden »Nächsten, diese und noch unzählich andre Tugenden, »machen sie unsterblich, wenn auch das Irrdische von »ihr längst verwest ist. Ew. Hochedelgeb. verzeihen, »daß ich diese schmerzhafte Wunde wieder aufreiße, »welche eine Zeit von zehn Jahren nicht völlig zuhei»len können. Meine Thränen sollen den Schmerz »lindern, Thränen der Dankbarkeit und Freundschaft, »redliche Thränen! Sie sind Zeugen der Hochachtung. »Wie glücklich sind Sie noch, Hochzuehrender Herr »Kommißionsrath, da Sie der mütterlichen Sorgfalt »dieser rechtschaffenen Frau die Erziehung einer tugend»haften Tochter zu danken haben, die Ihnen durch die »Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge zwar beständig das »Andenken ihres Verlusts verneuern muß; deren got»tesfürchtiger und frommer Wandel aber, nebst andern »löblichen Eigenschaften, Ihnen auf der andern Seite »diesen Verlust wieder zum größten Theile ersetzt.

»Er-

»Erinnern Sie sich, Hochedelgebohrner Herr, wie »vergnügt Sie bey dem glücklichen Besitze Ihrer seli»gen Frau Eheliebste waren, und stellen Sie sich da»bey einmal vor, wie glücklich Sie denjenigen machen, »welchen Sie würdigen, mit einer so liebenswürdigen »Tochter zu vereinigen. Ein Glück, auf welches nie»mand Anspruch machen darf, als der es zu schätzen »weis, und den die Begierde, dessen würdig zu werden, »mit der größten Hochachtung und Dankbarkeit gegen »Ew. Hochedelgeb. verbindet. Fehlen mir, Hochedel»gebohrner Herr, andre Vorzüge, so sind es doch Hoch»achtung und Dankbarkeit nicht, die ich mir streitig »machen lasse. Verdiene ich itzt die Ehre noch nicht, »Ihr Schwiegersohn zu seyn; so wird mein Bestreben »unermüdet seyn, mich so aufzuführen, daß Sie diese »Wahl künftig nicht gereuen kann. Ein Wink von »Ihnen wird mich so dreiste machen, Ihrer Hochzu»ehrenden Jungfer Tochter diese meine tugendhafte »Neigung und christliche Absicht zu eröffnen. Kommen »Sie durch Ihren Vorspruch meiner Blodigkeit zu »Hülfe, und empfehlen Sie mich einer Person, die ich »über alles in der Welt schätze. Sie haben bey meiner »Beförderung den ersten Grund zu meinem Glücke »gelegt, machen Sie es vollkommen. Sie verbinden »mich auf diese Art Ihnen doppelt. Ich werde dafür »mit unwandelbarer Devotion seyn,

Hochedelgebohrner Herr,

Hochzuehrender Herr Kommißionsrath,

Meines Hochzuehrenden Herrn und vornehmen Gönners

* * 5ten May 1740.

gehorsamst ergebenster Diener,

N.

Die

Dieser Brief brach meinem Vater das Herz. Der Herr Professor hatte ihn auf der schwachen Seite angegriffen; denn er war wider die Gewohnheit der meisten Männer so schwach, daß er niemals ohne zärtliche Empfindung an den Tod seiner Frau denken konnte. Die Person des Herrn Professors, seine Gelehrsamkeit, seine guten Einkünfte waren ihm bekannt. Vielleicht kam auch dieses dazu, daß er sich die Last, eine erwachsene Tochter zu hüten, vom Halse schaffen wollte. Er redete mir sehr ernstlich zu, ich sollte den Vorschlag annehmen. Sein hohes Alter, seine übrigen Umstände mußten ihm dazu dienen, mich zu bereden. Ich wußte auf alles eine Antwort; und wenn ich nicht weiter konnte, so gab ich ihm zu verstehen, daß ich mich entschlossen hätte, gar nicht zu heurathen. Ein närrischer Entschluß, meynte mein Vater; er war aber auch nicht so ernstlich gemeynt. Vierzehn Tage brachte er zu, mich zu bekehren; immer war seine redliche Mühe vergebens. Endlich bat ich mir vier Wochen Bedenkzeit aus. Ich erhielt sie, und wendete diese Zeit an, ohne Vorwissen meines Vaters dem Herrn Professor folgende Antwort zu überschicken:

Mein Herr,

Auf Befehl meines Vaters habe ich die Ehre, Ihnen »für die wohlgemeynte Kondolenz wegen des Ablebens »seiner vor zehn Jahren verstorbenen Frau ergebenst zu »danken. Mein Vater ist mit mir einig, daß Sie ihr »die beste Leichenpredigt gehalten haben; und ich insbe»sondere bin überzeugt, daß Sie mehr geschickt sind, ver»storbenen Frauenzimmern Lobreden zu halten, als den »itztlebenden Schmeicheleyen vorzusagen. Hätten Sie »um meinen Vater selbst anhalten wollen; so würde

„dieſes freylich der beſte Entſchluß geweſen ſeyn, ſich an „ihn ſelbſt zu wenden. Da Sie aber mir die Ehre zu„gedacht hatten; ſo hätte ich wohl den Antrag von Ih„nen unmittelbar erwartet. Mit Ihrer Erlaubniß, ich „glaube, Sie, mein Herr, ſind ein Beweis, daß man „fromm, ehrbar und gelehrt ſeyn kann, und doch nicht „zu leben weis. Ich danke Ihnen für Ihre chriſtliche „Abſicht unendlich. Ich finde Bedenken, meinen alten „Vater zu verlaſſen, deſſen Jahre Wartung und Vor„ſorge brauchen. Kann ich in meinem Leben das Glück „nicht haben, die Verſicherung Ihrer Liebe anzuneh„men; ſo wünſche ich mir doch nichts mehr, als die „Ehre, daß Sie mir nach meinem Tode die Abdankung „halten. Sie ſind der erbaulichſte Leichenredner, den „ich kenne, und ich bin dafür mit unwandelbarer Devo„tion,

Mein Herr,

* * * *

am 20ſten des Brachmonats,
1740.

Ihre Dienerinn,
F**

N. S.

„Sie werden nicht nöthig haben, mir oder meinem „Vater zu antworten. Er denkt itzt an nichts, „als an den Tod ſeiner ſeligen Frau.“

Und was meynen Sie wohl, mein Herr, in welcher Abſicht ich dieſen Brief ſchrieb? Ich wollte meinem alten Liebhaber ein freywilliges Opfer bringen. Aus dieſem Entſchluſſe, den ich wider den Rath und Willen meines Vaters faßte, ſollte er urtheilen, wie beſtändig meine

Liebe

Liebe, und wie billig es von ihm ſey, dieſe nunmehr zu belohnen, da er in den Stand gekommen, es nach ſeinem und meinem Wunſche zu thun. Mit der nächſten Poſt ſchrieb ich ihm dieſen Brief:

Mein Herr,

Können Sie wohl von mir itzt was anders erwarten, »als die bitterſten Vorwürfe? Gewiß, Sie haben ſie »verdient, hundertmal verdient, und dieſes itzt mehr, »als jemals. Erſt ſind Sie grauſam und werden krank, »um mich ein ganzes Jahr zu ängſtigen. Endlich wer»den Sie wieder geſund, aber nicht zu meiner Beruhi»gung; nein, um mich auf eine neue Art zu quälen. »Sie verreiſen, ohne mich es wiſſen zu laſſen, ohne mir »zu erlauben, daß ich Ihnen bey dem Abſchiede die zärt»lichſte Verſicherung meiner Freundſchaft, meiner be»ſtändigen Liebe, gäbe. Wie viel wichtige Sachen hatte »ich Ihnen zu ſagen! Tauſend wichtige Sachen, auf »die meine ganze Ruhe ankömmt. Iſt für mich etwas »Wichtigers, als wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie »liebe? Und kann ich ruhig ſeyn, wenn ich nur den min»deſten Verdacht habe, an Ihrer Liebe zu zweifeln? »Sie fliehen, Grauſamer? Fliehen Sie, einen traurі»gen Abſchied zu vermeiden? Wie wenig kennen Sie »die Liebe, die Sie mich doch ſelbſt gelehrt haben! Es »würde mich Thränen gekoſtet haben; aber ich hätte ſie »in Ihren Armen geweint. Ich würde Sie beſchwo»ren haben, Ihre Rückkunft zu beſchleunigen. Wie viel »Zärtliches hätten Sie mir dabey ſagen können, das ich »ſonſt gewohnt bin, von Ihnen zu hören! Glauben Sie »wohl, daß ich Ihnen würde eine Reiſe widerrathen ha»ben, welche Sie thun, um Ihr Glück auf diejenige

»dauerhafte Art zu befestigen, die Sie so oft, und so oft »meinetwegen, gewünscht haben? Kommen Sie, eilen »Sie zurück, ich erwarte Sie mit der zärtlichsten Un»geduld. / Das hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich »Sie so heftig liebte? Kommen Sie, damit ich Ih»nen von neuem sagen kann, daß ich Sie ewig lieben »werde.

»Wissen Sie denn auch, mein irrender Ritter, in »welcher Gefahr Sie Ihre trostlose Prinzeßinn verlassen »haben? Drachen und Riesen schwärmen um mein »Schloß herum, mich zu entführen. Tapfrer Roland! »Eilen Sie, diese Ungeheuer zu verjagen. Glauben Sie »nur nicht, daß ich scherze! Lesen Sie den eingeschloß»nen Brief. Er ist von einem schwarzen Ritter aus »dem Königreiche Latium, welcher auf Abentheuer aus»gieng, und den ich mit meinem Schwerte kecklich er»würgt habe. Ja, mein Herr, könnten Sie von Ihrer »zärtlichen und ewig treuen Charlotte einen andern Ent»schluß erwarten, als den, welchen Sie aus dem andern »Briefe sehen werden? Für diesesmal bin ich der ge»dachten Gefahr glücklich entkommen. Werde ich im»mer Muth und Kräfte genug dazu haben, wenn Sie »mich länger verlassen? Eilen Sie! Bey Ihrer Liebe »beschwöre ich Sie, eilen Sie, und sagen Sie mir, daß »meine Sorge vergebens gewesen ist. Was ich Ihnen »dafür sagen werde? Daß Sie mein bester Freund »sind! Daß ich Sie unendlich liebe! Daß ich ganz die »Ihrige bin! Soll ich Ihnen noch mehr sagen? Gut, »ich will Sie küssen, tausendmal will ich Sie küssen. »Wie unruhig ist man, wenn man liebt! Leben Sie »wohl!«

Wie gefällt Ihnen dieser Brief, mein Herr? Könnte ein Mädchen, ohne den Wohlstand ganz zu beleidigen, deutlicher, als ich, sagen, was sie wünschte, und was sie hoffte? Nun erwartete ich meinen Liebhaber auf den Flügeln der Liebe. Ich wußte, daß er die Kompagnie bekommen hatte. Ich war dem gewünschten Augenblicke nahe, dem ich zehn Jahre entgegen gesehen hatte. Jede Minute, die ich vergebens auf ihn wartete, schien mir ganze Tage zu seyn. Er kam nicht, es verstrichen vier Wochen, ohne daß ich von meinem Ungetreuen eine Zeile Antwort bekam. Endlich erhielt ich einen Brief von ihm. Urtheilen Sie von meinem Schrecken, als ich folgendes las:

Mademoiselle,

Ich erinnere mich der angenehmen Augenblicke sehr »wohl, da ich das Vergnügen hatte, in Ihrer Gesell»schaft zu seyn. Glauben Sie, Mademoiselle, daß wir »Officiere denen schönen Kindern unendlichen Dank »schuldig sind, welche bey unsern müßigen Stunden, de»ren wir sehr viele haben, sich gefallen lassen, unsre »Schmeicheleyen anzuhören, und sie zu beantworten. »Außer diesem Zeitvertreibe würde es für uns auf dem »Lande und in kleinen Städten nicht auszustehen seyn, »wo man so wenig Gesellschaft findet, die unserm Stan»de gemäß ist. Ich glaube, Sie, als eine alte gute »Freundinn und Bekannte von mir, werden mir es gön»nen, wenn ich Ihnen melde, daß ich eine Kompagnie »unter dem Regimente des Herrn Obristen von *** be»kommen habe, und gestern so glücklich gewesen bin, mich »mit seiner Fräulein Tochter zu vermählen. Sie ist, »wie Sie wissen, aus einem guten Hause, von altem

»Adel, nur siebzehn Jahre alt, bildschön, und nicht ohne »Mittel. Ich empfehle meine Frau zu Ihrer Freund»schaft, wenn ich wieder in Ihre Gegend kommen sollte, »welches so bald noch nicht geschehen dürfte. Ich habe »ihr so viel Gutes von Ihnen gesagt, daß sie sehr ver»langt, Sie kennen zu lernen. Versichern Sie Ihren »Herrn Vater meiner Hochachtung. Was macht der »rechtschaffne Mann? Es ist mir wohl bey ihm gegan»gen. Der Lieutenant von *** ist an meine Stelle ge»kommen. Er hat mich gebeten, ihm Bekanntschaften »zu machen. Werden Sie wohl die Gefälligkeit für »mich haben, Mademoiselle, und ihm diejenige Freund»schaft gönnen, mit der Sie mich so lange Zeit glücklich »gemacht haben? Er brennt vor Verlangen, mit Ih»nen bekannt zu werden; so viel Gutes habe ich ihm »von Ihnen erzählt. Er wird Ihnen gefallen, er ist »ein sehr artiger und lebhafter Mensch. Ich muß ab»brechen, weil ich den Augenblick auf meines Schwieger»vaters Gut reise. Ich kann also weiter nichts sagen, »als daß ich mit aller Ergebenheit bin,

Mademoiselle,

Dresden,
am 8ten Aug. 1740.

der Ihrige.

N. S.

»Die an mich übersendeten Briefe folgen hier mit er»gebenstem Danke zurück. Meine Frau hat sich »über den Ausdruck bald todt gelacht, wo Sie »den armen Professor einen schwarzen Ritter aus »dem Königreiche Latium nennen. Leben Sie »wohl!«

Das

Das war also, mein Herr, der letzte Auftritt von der kläglichen Komödie, in der ich eine so närrische Rolle gespielt hatte. Ich bin nicht im Stande, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die ich beym Durchlesen dieses Briefs fühlte. Zorn, Wut, Scham, Rache, alles empörte sich in mir. Ich fiel auf die verzweifeltsten Anschläge, mir Recht zu verschaffen, oder mich selbst auf ewig vollends unglücklich zu machen. Ich fluchte dem Himmel, meinem ungetreuen Verräther; ich fluchte mir selbst. Dieses alles geschah in einer Raserey von zwo Stunden. Endlich brachen die Thränen aus, und ich kam einigermaßen wieder zu mir. Ich Verlassene! ich unglückselig Verlassene! dachte ich bey mir selbst. Ist das die Belohnung einer zehnjährigen Treue? Ist das die Erfüllung der Eidschwüre, und der theuersten Versicherung? Und der meyneidige Böswicht triumphiret noch in den Armen meiner Feindinn, seiner Frau, über meine leichtgläubige Einfalt? Straft der Himmel dieses Verbrechen nicht, so muß er ungerecht seyn. So ungefähr schwärmte ich. Ich zankte mit dem Himmel, und hätte doch mir allein den Vorwurf machen sollen, daß ich so närrisch gewesen, den Schmeicheleyen eines Menschen zu glauben, dessen Stand über den meinigen war, der bey seinen Jahren und seiner Lebensart durch die Gewohnheit gerechtfertiget, und von der Welt gebilligt ward, wenn er ein hochmüthiges Bürgermädchen, eine Närrinn, wie ich, betrog, sie zum Zeitvertreib um ihren guten Namen brachte, oder zum Spaße auf beständig unglücklich machte. Wie vielmal hatte ich ehedem über die Thorheit derer gelacht, welche sich auf eine solche Art verführen lassen! Hätte ich nicht besser auf meiner Hut seyn sollen? War ich etwan vornehmer, schöner, reicher, als andre, die sich in dergleichen Unglück gestürzt

hatten? Keines von allen. Der Hochmuth machte, daß ich für möglich hielte, beständig geliebt, und immer angebetet zu werden. Es ist schändlich, wenn Männer, die es für ihr erstes Gesetz halten, ihre Ehre zu vertheidigen, auf eine so unehrliche Art ein unschuldiges Mädchen unglücklich machen, und oft eine ganze Familie in Schande bringen. Ein Mädchen aber, das sich von ihnen bestricken läßt, verdient weniger Mitleid, da sie hätte an dem Exempel andrer lernen können, daß man ihr nur darum schmeichelte, um einiges Vergnügen zu haben, und sie auf eine lustige Art elend zu machen.

Nun fielen mir alle diejenigen vernünftigen Liebhaber ein, deren redliche Absichten ich auf eine so hochmüthige und spröde Art von mir gewiesen hatte. Wie grausam war ich an ihnen gerächt! Konnte ich mir wohl itzt dergleichen Gelegenheiten wieder versprechen, da meine Jahre zunahmen, da der jugendliche Reiz meiner Schönheit anfieng zu verschwinden, da mein Vater auf der Grube gieng, und sein Tod mir die dürftigsten Umstände drohte? Konnte ich mich nunmehr wohl entschliessen, geringern Personen meine Hand zu geben, als die waren, denen ich sie verweigert hatte? Ich faßte nun im ganzen Ernste den grausamen Entschluß, nimmermehr zu heurathen. Ich ward ziemlich beruhigt, da ich das Herz gehabt hatte, so ein verzweifeltes Gelübde zu thun, und es vergieng eine ziemliche Zeit, ehe ich merkte, daß ich mich selbst hintergangen hätte. Dieser unerwartete Streich von meinem Ungetreuen hatte mich so hart getroffen, daß ich in eine langwierige Krankheit fiel. Ich brauchte fast zwey Jahre, ehe ich mich völlig wieder erholte, und es geschah endlich nicht anders, als mit dem gänzlichen Verluste meiner noch übrigen Schönheit. O! hätte ich sie zehn Jahre eher verloren, vielleicht wäre ich

ver-

vernünftiger gewesen, vielleicht wäre ich itzt nicht so unglücklich!

Ich weis nicht, wie es kam, daß sich nach einiger Zeit ein junger Rechtsgelehrter zu mir verirrte, und sich einbildete, daß er mich noch lieben könnte. Vielleicht hatte die Hoffnung, meinem Vater mit der Zeit in seinem Amte zu folgen, oder sonst eine stärkere Kundschaft in seiner Praxis durch mich zu erlangen, mehr Antheil an seiner Zärtlichkeit, als meine Person. Er schrieb an mich:

Mademoiselle,

»Denenselben vermelde in höchster Eil, daß ich nach reifer der Sachen Ueberlegung und eingeholtem Rath von »meinen Freunden ernstlich gemeynet bin, mich zu verändern, und nach nunmehro erfolgtem Absterben meiner seligen Frau Mutter meine Wirthschaft selbst anzufangen. Die Kürze der Zeit, und meine dringenden »Verrichtungen hindern mich, Ihnen umständlichere »Anzeige zu thun, wie viel ansehnliche Gelegenheiten »mir in hiesiger Gegend, mich zu verheurathen, angeboten worden. Wann aber ich das Vergnügen gehabt, »bey dem unlängst vor Ihres Herrn Vaters Amtsgerichten abgewarteten Termine, in Sachen George Frühaufen, contra Casper Baldigen in puncto den Gemeinebrömmer betreffend, Dieselben kennen zu lernen, und »mich eine besondre Zuneigung gegen Sie bey mir vermerkt; Als habe mir die Freyheit nehmen wollen, Dieselben von meinen billigen, und in göttlichen und weltlichen Rechten gegründeten Absichten zu benachrichtigen, mit angehängtem Suchen, Sie wollen meine »Bitte nicht rejciren, und mir erlauben, daß ich das

»Glück habe, mit aller legalen Ergebenheit zeitlebens »Dero gehorsamster Diener zu seyn. Da Sie, Made»moiselle, bey meiner Liebe allerdings die erste Instanz »sind; so habe Bedenken getragen, bey Dero Hochzuehren»den Herrn Vater eher in Schriften dieserhalb einzu»kommen, bis ich weis, ob Sie meinem ergebensten »petito hochgeneigt deferiren, als warum ich nochmalen instanter, instantius, instantissime bitte. Dies»sen Augenblick kommt ein Oberhofgerichtsbothe, mit »einer Inhibition; ich werde daher genöthiget, abzubre»chen, und habe nicht Zeit, etwas weiters hier zu sagen, »als daß ich mit der gröſten Hochachtung unabläßlich »sey,

Mademoiselle,

Dero

* * * *

am 9ten Jan. 1743.

ganz ergebenster Diener,
K. L. M.
Adv. immatr. et Not. Publ. Caesar. a Sen. Lipsi. creat. & coram Regim. Elect. confirm.
m. p.

Raptim.

Ipse concepi!

Hätte ich diesen ungeschickten und pedantischen Brief etliche Jahre eher bekommen; so würde ich ihn gewiß, ohne mich lange zu besinnen, unter den Tisch geschmissen haben. Itzt war ich gedemüthigt genug, daß ich ihn zweymal durchlas, und unschlüßig blieb, was ich thun wollte. Die Gelübde, mich niemals zu verheurathen, fieng nach und nach an, mich zu gereuen. Mein Vater lag mir alle Tage in den Ohren, und er hätte, glaube ich, lieber gesehen, ich wäre selbst auf die Heurath ausgegan-

gegangen. Ich wies ihm den Brief. Er gestund, der Herr Advocatus immatriculatus sey ein Narr: er meynte aber auch, daß ich nicht die erste und nicht die letzte Frau seyn würde, die einen Narren heurathe. Es kostete mich viel Ueberwindung, und doch war ich im Begriffe, auf Befehl meines Vators diesem geschäfftigen Liebhaber Hoffnung zu geben, als ich, vielleicht zu meinem Glücke, noch bey Zeiten erfuhr, daß eine Magd, mit der er auf Universitäten zu vertraut gelebt haben mochte, ihn auf die Ehe verklagen wollte. Ich war bey allem meinen Unglücke noch immer boshaft genug, mich darüber zu freuen, und ich ergriff diesen Vorwand mit beiden Händen, mich von ihm loszureißen, und mit meiner gewöhnlichen Bitterkeit ihm also zu antworten:

Mein Herr,

»Was Dieselben in höchster Eil mir wegen der legalen »und in allen Rechten gegründeten Gesinnung gegen »meine Wenigkeit unterm 9ten Januar a. c. in Schriften vorzutragen, gelieben wollen, solches habe daraus »allenthalben mit mehrern ersehen. Nun würde mir »zwar eine besondere Ehre seyn, Ihrem petito gezie»mend zu deferiren; Wenn aber ich in glaubwürdige »Erfahrung gebracht, daß allem Ansehen nach zu Dero »wertheſten Person und Liebe ein Concurs des schlerst»künftigsten ausbrechen möchte, und mein Vater in Sor»gen steht, daß ich wegen meiner jüngern und nicht »dinglichen Rechte und Ansprüche an Sie gar leicht leer »ausgehen, oder doch in die letzte Klasse locirt werden »dürfte: als habe Kraft dieses, allen meinen An- und »Zusprüchen, wie sie Namen haben möchten, hiermit »zu Vermeidung unnöthigen, und auf geldsplitternde »Weit-

»Weitläuftigkeit abzielenden Processes aufs feyerlichste »renunciren sollen, wollen und mögen, mit der Ver»sicherung, daß ich nicht gesonnen bin, einer Magd die»jenigen Rechte streitig zu machen, welche sie noch von »den Universitätsjahren her zu behaupten vermag. Die »ich für die Person Denenselben zu billigen Freundschafts»leistungen stets geflissen bin: Als

Meines Hochgeehrtesten Herrn

am 30. Jan. 1743.

dienstbereitwillige
F***

Das war also wieder ein Liebhaber weniger. Ich glaube, es mochte nach und nach bekannt worden seyn, wie gefährlich es sey, mir eine Liebeserklärung zu thun; denn es meldete sich in zwey Jahren kein Mensch, ob ich schon anfieng, meiner Natur mit Farben und anderm Putze zu Hülfe zu kommen. So leichtsinnig ich in jungen Jahren war, so wenig hatte ich mich doch jemals überwinden können, eine freye und verbuhlte Aufführung anzunehmen. Nunmehr aber hielt ich es für nöthig, zu koquettiren, da ich wahrnahm, daß ich anfieng, auf der Gasse und in Gesellschaften unbemerkt zu bleiben. Ich zwang mich, lebhaft zu seyn; ich ward gegen Vornehme und Niedrige gefällig; mit einem Worte, ich ward zahm, und doch konnte ich niemanden rühren, der mir vorseufzte. Ich glaube, ich würde es ihm nicht sauer gemacht haben. So hochmüthig aber war ich doch noch, daß ich mich nicht gar zu weit unter meinen Stand verheurathen wollte. Sie können es daraus sehen, mein Herr. Es kam einem Landkrämer ein, mich zu lieben.

Wür-

Würden Sie mir wohl dazu gerathen haben? Lesen Sie seinen Brief.

R** den 7. May, 1745.

Ehren und viel Tugendsames Frauenzimmer! Salut.

Hiernebenst sende ich Denenselben im Namen und Geleite Gottes per Fuhrmann Hanns Görgen und Gespann von Reichenbach ein Päcktel mit allerhand Wärz- und andern Waaren, gemerkt als in margine, zur Fracht 14 Pfund wiegend, und ist alles content bezahlt. Sie werden günstig erlauben, daß ich Ihnen damit ehrenfreundlich aufwarten thue. Anlangend meine Hochachtung und Liebe gegen Sie, deren ich Sie auf letzterm Jahrmarkt avertirt; so bin ich noch immer derselben Meynung, und thue ich mir gar höchlich gratuliren, wenn Sie mich Deren Gegenliebe würdigen, und mir aviso geben wollen, ob ich es wagen darf, bey dem Herrn Papa mich Ihrentwegen zu melden. Es soll dieses sogleich geschehen. Den Ranzen, und emballage, worinnen beyfolgende Waaren eingeschlagen sind, wird der Fuhrmann bey seiner Rückreise wieder abfordern. Bitte solche costy mit ein paar Zeilen zu übergeben. Gott verhelfe Ihnen salvo. Denen empfohlen, verbleibe, und bin,

Ehrn und viel Tugendsames Frauenzimmer,

Deren

dienstwilliger Freund,
N. N.

Die-

Dieſer Brief zu komme
Der ehrn und viel tugendſamen Jungfer
N. N.
großgünſtig
Nebſt einem Päcktel in

gezeichnet,
zu eignen Händen zu N.
übergeben.
franco par tout.

Sehen Sie, mein Herr, das war doch noch ein reeller Liebhaber, und der erſte, der ſeinen förmlichen Liebesantrag mit einem Geſchenke begleitete. Aber das war mir erſchrecklich, daß ich in einem Marktflecken vor dem Laden ſtehen, und Schwefelfaden verkaufen ſollte, da ich zu ſtolz geweſen war, einen Hofrath zu heurathen. Sie wiſſen wohl, was ſich in kleinen Städten die Tochter eines fürſtlichen Dieners für ein Anſehen zu geben weis; ſollte ich nun meinen Rang und Stand ſo ſehr verläugnen, und in R*** eine elende Würzkrämerinn werden? Mein Vater fühlte es ſelbſt, wie ungleich dieſe Heurath ſey, und befahl mir, eine abſchlägige Antwort zu ertheilen. Ich that es auf folgende Art:

Ehrenveſter, Fürnehmer,
Inſonders großgünſtig Hochgeehrter Herr,
Salut.

Deſſen geehrtes vom 7ten paſſato iſt mir, nebſt dem »Päntzlein, wohl worden, welches ich danknehmend zu»rück-

»rückſchicke, und meinem großgünſtigen Herrn dafür ver»bunden bin. Beliebe der Herr à conto zu ſtellen. Mag »annebenſt demſelben nicht verhalten, daß ich mich über »meines Hochgeehrten Herrns Anſinnen gar höchlichen »erfreuen thue. Weil aber mein Vater Bedenken trägt, »mich von ſich zu laſſen; ſo kann ich demſelben in deſſen »freundlichen Bitten ſo fort nicht fügen. Meine Freun»de glauben überdieß, daß ich mit meinem Reifenrocke »in Ihrem Würzladen nicht Raum haben werde. Sie »hoffen, es werde Ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, »eine Frau zu bekommen, wenn es auch gleich keine Toch»ter eines Kommiſſionsraths ſey. Unter Gottes Schutz »verbleibende,

Ehrenveſter, Fürnehmer,
Inſonders großgünſtig Hochgeehrter Herr,
Deſſen
gute Freundinn und Dienerinn.

Dieſes war die letzte Kraft meines jungfräulichen Stolzes, und nunmehr kam die Reihe an mich, gedemüthigt zu werden.

Hier fängt ſich der zweyte Theil meines Romans an. Wie traurig iſt die Veränderung für mich!

Mein Vater ſtarb. Was ich befürchtet hatte, geſchah, und noch weit mehr. Er verließ kein Vermögen, es meldeten ſich ſogar verſchiedene Gläubiger, und man fand in ſeinen Rechnungen viele Unrichtigkeiten, welche machten, daß auch die Kaution zurückbehalten ward. Ueberlegen Sie es einmal, mein Herr! Ein Mädchen von drey und dreyßig Jahren, ohne Aeltern, ohne Vermögen, dasjenige zu beſtreiten, was zum nothdürftig-

ſten

sten Unterhalte erfodert wird; ein Mädchen, welches sich durch ihren Hochmuth alle zu Feinden gemacht hatte, welches so bequem und vornehm erzogen, und itzt von allen verlassen und nicht geachtet war; mit einem Worte, eine alte Jungfer ohne Geld, ohne Schönheit, ohne Freunde, und deutsch zu reden, ohne Verstand, ist so ein Mädchen nicht eine erbarmenswürdige Kreatur? Was sollte ich anfangen? Zwey Jahre hatte ich mich unter meinen Verwandten aufgehalten, und für die kleinen Gefälligkeiten, die sie mir als ein Almosen erwiesen, viel Demüthigung erfahren müssen. Sie wurden mich überdrüßig, und sie sagten mir es deutlich, daß sie wünschten, ich möchte mich entschließen, sie zu verlassen. Wo sollte ich hin? War ich nicht bey diesen kümmerlichen Umständen zu entschuldigen, daß ich einen Schritt wagte, der eine Folge meiner großen Verzweiflung war, der mich bey allen, die meine Noth nicht wußten, verächtlich und lächerlich machte, und dessen ich mich gewiß noch itzt schämen würde, wenn mich nicht mein Unglück so abgehärtet hätte, daß ich weiter nicht im Stande bin, mich über eine Niederträchtigkeit zu schämen?

Mein Vater hatte ein armes Kind zu sich zur Aufwartung, als Jungen, genommen, und ihn endlich zum Schreiben herangezogen. Er mochte bey dem Absterben meines Vaters ungefähr dreyßig Jahre alt seyn. Seine Person war sehr unansehnlich, seine Sitten verriethen seine schlechte Abkunft und die Livrey, die er lange Zeit getragen hatte. Dieser Mensch, welcher wenigstens funfzehn Jahre meines Vaters demüthiger Johann gewesen war, sollte itzt das unerwartete Glück haben, die stolze Tochter seines ehmaligen Herrn zur Frau zu bekommen, damit sie nicht vor Hunger sterben möchte. Glauben Sie nun, mein Herr, daß mich dieser bittere Entschluß

viel

viel Selbstverläugnung gekostet hat. Dieser Mensch hatte sich bey dem Leben meines Vaters so wohl vorzusehen gewußt, daß er einige hundert Thaler sammlen, und sich die Gnade eines vornehmen Mannes erwerben können, der ihm, als mein Vater gestorben war, den Geleitseinnehmerdienst in einem kleinen Orte an der Gränze verschafft; einen Dienst, der etwan zweyhundert Thaler eintragen mochte. Ich hörte, daß er noch unverheurathet sey, und ich schrieb nachstehenden Brief an ihn, welcher mich viel Thränen kostete, ehe ich ihn zu Ende brachte. Wie krümmte sich mein Hochmuth!

Mein Herr,

Es ist eine von meinen angenehmsten Beschäfftigungen, »wenn ich itzt an diejenige Treue und Ergebenheit zurück »denke, welche Sie, mein Herr, gegen meinen seligen »Vater funfzehn Jahre lang auf die unverbrüchlichste »Art bezeigt. Dieser rechtschaffne Vater, welcher so vor»sichtig als dienstfertig war, hat sich niemals in seiner »Wahl betrogen. Der erste Blick, den er auf Sie that, »entdeckte ihm alles das Gute, und die lobenswürdigen »Eigenschaften, welche den Werth Ihrer Seele ausmach»ten. Er eilte, Sie aus dem Mangel zu reißen, wel»cher Sie in dem Hause Ihrer armen Aeltern nieder»drückte; er nahm Sie zu sich, und liebte Sie bis an »sein Ende, als sein eignes Kind. Da er mich beständig mit Ihrem frommen christlichen Wandel, mit Ihrer »Treue, mit Ihrem Fleiße und mit der Hoffnung un»terhielt, die Sie zu Ihrem künftigen Glücke von sich »blicken ließen; so würde ich vielleicht vielmal Gelegen»heit gehabt haben, über die Liebe meines Vaters gegen »Sie eifersüchtig zu werden, wenn ichs nicht für einen

»Theil meiner Schuldigkeit angesehen hätte, Ihren »Verdiensten Recht wiederfahren zu lassen. Der un»vermuthete Tod meines Vaters hinderte ihn, dasjenige »zu Stande zu bringen, was er sich zu Ihrem Besten »vorgenommen hatte. Alles, was er thun konnte, war »dieses, daß er wenig Stunden vor seinem Ende mir »sagte, wie nahe ihm dieses gienge, wie sehr er Sie lieb»te, und wie aufrichtig er wünschte, daß ich mich ent»schließen möchte, Ihnen, mein Herr, diejenige Freund»schaft zu erzeigen, die er Ihnen für Ihre redlichen »Dienste schuldig zu seyn glaubte. Er sagte dieses, und »noch viel mehr, als er starb. Der redliche Vater! Seit »diesem betrübten Absterben sind mir seine letzten Worte »niemals aus den Gedanken gekommen, ob ich schon »keine Gelegenheit gehabt habe, Ihnen, mein Herr, »etwas davon zu eröffnen. Die glückliche Veränderung »Ihrer Umstände sehe ich als eine Wirkung des letzten »Segens meines Vaters, und als eine Belohnung Ih»rer Verdienste an, die Ihnen den Weg zu demjenigen »weitern Glücke bahnet, dessen Sie so würdig sind. Ich »bezeuge Ihnen meine aufrichtige Freude darüber, welche »Ihnen vielleicht nicht ganz gleichgültig seyn kann, da »Sie, wie ich hoffe, noch itzt nicht aufgehört haben, ein »Freund von meines Vaters Hause zu seyn, und da ich »bereit bin, dem Wunsche meines sterbenden Vaters, »und wenn ich so sagen darf, seinem letzten Willen aufs »sorgfältigste nachzuleben, und es Ihnen zu überlassen, »wie genau diejenige Freundschaft unter uns seyn soll, »welche mir mein Vater noch auf dem Todbette so nach»drücklich empfohlen hat. Ich glaube, diejenige Ach»tung und Gefälligkeit verstanden zu haben, welche Sie »mir, mein Herr, in meines Vaters Hause die letztern »Jahre über bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt. Ich

»liebte

»lebte damals unter der Gewalt eines Vaters, und es »stund bey mir nicht, Ihnen zu eröffnen, wie geneigt »sich sey, diese Achtung zu vergelten. Sie selbst, mein »Herr, waren nach der Art aller tugendhaften Gemü»ther in diesem Falle zu blöde, und glaubten, obwohl »ganz ohne Ursache, meinen Vater zu beleidigen, der »Sie als sein Kind liebte, und damals schon Ihr Vater »war. Sein Tod hat auf beiden Seiten den Zwang »aufgehoben. Sie haben keine Ursachen mehr, blöde zu »seyn, und ich stehe unter keiner Gewalt mehr, welche »mich abhalten konnte, Ihnen zu sagen, wie hoch ich »Sie schätze. Es wird auf Ihrem Ausspruche beruhen, »wie weit ich in meiner Hochachtung gegen Sie gehen »darf. Ich wenigstens wünsche mir nichts mehr, als »die beständige Freundschaft eines Mannes, welcher we»gen seiner Tugend und Verdienste der einzige ist, der »einzige unter allen, den ich lieben kann, und dessen Ge»genliebe mir dennoch unschätzbar seyn würde, wenn mich »auch der Befehl meines Vaters nicht verbände, Sie »darum zu ersuchen. Ich werde aus Ihrer baldigen »Antwort sehen, ob ich in meinem Zutrauen auf Ihre »redliche Freundschaft zu voreilig, und meinem seligen »Vater gar zu gehorsam gewesen bin. Ich habe die »Ehre, mit aller Hochachtung zu seyn,

Mein Herr,

* * *

am 6. August, 1747.

Ihre Dienerinn,
F**

Das war also meines Vaters Johann, der dick»köpfige dumme Junge, wie ich ihn sonst beständig nennte,

der war es, den ich itzt unter der Versicherung meiner Hochachtung bitten, und bey der Asche meines Vaters beschwören mußte, er möchte doch das Werk der Barmherzigkeit und der christlichen Liebe an mir armen verlassenen Waise ausüben, und mich, so bald als möglich, zu seiner gehorsamst ergebensten Frau machen, und eine Hand annehmen, von der er in vorigen Jahren so viel Nasenstüber und Ohrfeigen bekommen hatte. So elend meine Umstände waren, so viel Stolz hatte ich doch noch übrig, zu glauben, daß mein angebeteter Johann dumm genug seyn würde, mit beiden Händen zuzugreifen, und das Glück, so ich ihm an den Hals warf, festzuhalten. Aber wie ändert sich doch alles mit der Zeit! Der dumme Johann war klüger, als ich wünschte. Lesen Sie seinen Brief, und urtheilen Sie von meiner Beschämung. Hier ist er von Wort zu Wort:

Mademoiselle,

»Es hätte mir keine Erinnerung empfindlicher seyn können, als diejenige ist, auf welche Sie mich in Ihrem »Briefe zurückführen. Der Tod Ihres seligen Herrn »Vaters, eines Mannes, den ich noch im Grabe als »meinen Gönner und Versorger verehre, dieser Tod hat »mich so viele Thränen gekostet, und meine Wehmuth »wird verdoppelt, da Sie, Mademoiselle, mir sein Wohl»wollen gegen mich auf eine so lebhafte Art abschildern. »Wie elend würde ich itzt seyn, wenn er mich nicht aus »dem Staube gerissen, mir so viele Jahre meinen Un»terhalt gegeben, und mich zu demjenigen Amte geschickt »gemacht hätte, das ich itzt verwalte! Ich wäre der un»dankbarste und nichtswürdigste Mensch von der Welt, »wenn ich diese Wohlthat jemals vergessen wollte. Meine

»Hoch-

»Hochachtung gegen Sie, die bis in den Tod dauern »wird, ist das einzige, was ich als eine Art einer geringen Wiedervergeltung anbieten kann. Meine Armuth »und mein geringer Stand hindern mich, mehr zu thun. »Die Freundschaft, deren Sie mich versichern, ist das »wichtigste auf der Welt, das ich mir wünschen kann. »Hätte ich mir wohl jemals einbilden können, daß Ihr »seliger Herr Vater so viel unverdiente Liebe gegen mich »hegen würde, daß er noch auf dem Todbette Ihrer »Freundschaft mich empfehlen sollte? Und Sie, Made»moiselle, sind so geneigt, mich dieser Freundschaft zu »würdigen? eine Ehre, deren ich mich am wenigsten ver»sehen hätte! Sie haben, so lange ich in Ihres Herrn »Vaters Hause gewesen bin, mir nicht die geringste Ge»legenheit gegeben, auf einen so stolzen Gedanken zu fal»len, und ich bin immer ganz trostlos gewesen, wenn ich »aus Ihrem Bezeigen gegen mich zu sehen glaubte, daß »Sie mich des Wohlwollens, das Ihr Herr Vater ge»gen mich äußerte, ganz für unwürdig hielten. Ich »glaubte, in diesen letzten zwey Jahren nach seinem Tode »von Ihnen ganz vergessen zu seyn. Wie edel und groß»müthig ist Ihr Herz, welches so viel Antheil an meinem »kleinen Glücke nimmt, und mir erst itzt den letzten »Willen des seligen Herrn Vaters auf eine so verbindliche »Art eröffnet!

»Sie bieten mir Ihre Freundschaft an. Ich würde »deren unwürdig seyn, wenn ich solche für etwas anders, »als eine Versicherung Ihres schätzbaren Wohlwollens »annehmen wollte. Ich habe Sie jederzeit als die Toch»ter meines Gönners verehrt, und es würde mir leid »seyn, wenn Ihr Vorwurf gegründet wäre, und ich die »letztern Jahre über wirklich Gelegenheit gegeben hätte, »Ihnen meine Hochachtung verdächtig zu machen. Gön-

»nen Sie mir, Mademoiselle, ferner Ihren Beifall und »Wohlwollen. Es wird dieses der größte Ruhm für »mich seyn, da Sie bey Ihren Jahren, und bey Ihrem »reifen Verstande, die Welt so wohl haben kennen ler»nen. Ich wage es, noch eine kurze Bitte zu thun. »Es findet sich eine Gelegenheit, mich mit der Tochter »eines benachbarten Verwalters zu verbinden. Es ist »dieses tugendhafte Mädchen das einzige unter allen, »das ich lieben kann. Ich bin aber ihren Aeltern und »in der hiesigen Gegend so unbekannt, daß sie noch an»gestanden haben, einen fremden Menschen glücklich zu »machen. Ich habe mir die Freyheit genommen, mich »auf Ihr Zeugniß, Mademoiselle, zu berufen. Der »Vater wird auf künftige Messe Gelegenheit suchen, Ih»nen aufzuwarten. Sagen Sie ihm, daß Sie mich »Ihres Wohlwollens würdig halten. Das ist der größte »Lobspruch für mich, und mehr brauche ich nicht, glück»lich zu werden. Wie leicht muß es Ihnen ankommen, »mein Glück zu befestigen, da Sie selbst so edel denken, »und so geneigt sind, dem Befehle eines sterbenden Va»ters nachzukommen! Ich werde dafür mit aller De»muth und Ehrfurcht, die ich Ihnen und der Asche »Ihres Herrn Vaters schuldig bin, unverändert seyn,

Mademoiselle,

Ihr

gehorsamster Knecht,

***

Wie meynen Sie, mein Herr, war das nicht ein niedlicher Korb? Sollten Sie dieses wohl für die Schreibart eines dummköpfigen Johanns halten? Wäre er nur in seiner Antwort grob und unbedachtsam gewesen, so

hätte

hätte ich doch zum wenigsten das Vergnügen gehabt, ihn einen Esel zu heißen. Aber was sollte ich itzt thun, da er auf allen vieren gekrochen kam, und mir mit Demuth, Ehrfurcht und Hochachtung sagte, daß ich eine Närrinn wäre? Ich nahm mir vor, meinen Verdruß zu verbergen, und seinem Schwiegervater, wenn er das Zeugniß abholen würde, die größten Lobeserhebungen von ihm vorzusagen. Aber es kam niemand, der mein Gutachten wissen wollte, und ich muß glauben, daß auch dieses nur eine boshafte Erfindung war, mich abzufertigen. Ich unglückliches Mädchen! Was sollte ich nun thun? Meine Freunde wurden immer treuherziger. Je länger ich ihr Brodt aß, je deutlicher sagten sie mir, daß sie wünschten, ich möchte nun bald vor eine andre Thüre gehen. Aber vor welche? Das wußten sie nicht, und ich noch weniger.

Ich hatte Gelegenheit gehabt, die Schwester meines ersten Liebhabers, des Herrn Hofraths N** kennen zu lernen. Die Bekanntschaft half mir weiter nichts, als daß ich erfuhr, seine zwote Frau wäre ihm vor einem halben Jahre auch wieder gestorben. Es gehörte eine Unverschämtheit dazu, diese Nachricht sich zu Nutze zu machen; aber für ein Frauenzimmer, das demüthig genug gewesen, dem Schreiber ihres Vaters ihr Herz anzubieten, und welches nicht vor Scham gestorben war, daß sie eine abschlägige Antwort von ihm erhalten hatte; für ein solches Frauenzimmer war die Entschließung nicht zu schwer, einen verschmähten Liebhaber um Gegenliebe anzuflehen. Ich schrieb an den Hofrath:

Mein Herr,

Ihre Frau Schwester, welche mir die Ehre Ihrer »Freundschaft gönnt, hätte mir keine betrübtere Nach-

»nicht sagen können, als die den dem Tode Ihrer seligen
»Frau. Es ist nun zu spät, Ihnen mein aufrichtiges
»Beyleid zu versichern. Es würde eine Grausamkeit
»von mir seyn, Ihre Betrübniß über einen Verlust zu
»erneuern, der einem Manne, welcher so edel denkt, und
»so vernünftig liebt, als Sie, mein Herr, nicht anders,
»als höchst empfindlich fallen muß. Sie haben völlig
»den Charakter eines ehrlichen Mannes. Die Welt und
»ich haben hiervon unzählige Proben: mir aber wird
»besonders diejenige unvergeßlich seyn, da Sie selbst vor
»einigen Jahren schriftliche Gelegenheit gegeben haben,
»mich davon zu überzeugen. Wie glücklich wäre ich,
»wenn es damals bey mir gestanden hätte, mir solche
»zu Nutze zu machen! Ich liebe meinen verstorbenen
»Vater noch itzt im Grabe zu sehr, als daß ich mich
»überwinden kann, Ihnen die Ursachen zu sagen, die
»mich daran hinderten. Ich will es eine Uebereilung,
»eine persönliche Verbitterung, oder sonst eine Härte nen-
»nen, die ihn bewog, mich zu zwingen, Ihnen wider
»die Empfindung meines Herzens zu antworten. Mein
»Unglück würde doppelt seyn, wenn Sie bisher in den
»Gedanken gestanden, als wäre ich ohne den strengen
»Befehl meines Vaters vermögend gewesen, einen so
»thörichten Entschluß zu fassen. Lassen Sie mir Gerech-
»tigkeit wiederfahren, glauben Sie, daß ich von Ihren
»Verdiensten und von meinem Glücke besser geurtheilt
»habe. Itzt bin ich frey. Ich habe keinen Vater mehr,
»der mich hindern kann, glücklich zu werden. Zweifeln
»Sie noch an der Hochachtung, die ich gegen Sie ge-
»habt, an den Thränen, die es mich gekostet, durch den
»Zwang undankbar zu seyn, an dem Verlangen, Ihre
»Freundschaft und Achtung zu verdienen; zweifeln Sie
»noch an einem von diesen allen, so will ich wider die

»Ehe-

»Gesetze meines Geschlechts einen Schritt thun, der Sie »überzeugen soll, wie unbillig Sie zweifeln. Ich will »Ihnen sagen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie itzt noch eben »so sehr liebe, als damals; daß ich mir kein Glück mit ei»ner so zärtlichen Unruhe wünsche, als dieses, die Ihrige »zu seyn. Redete ich mit einem Manne, der weniger ver»nünftig und einsehend wäre, als Sie, mein Herr, sind, so »würde ich mich schämen, meine Neigung und Liebe so of»fenherzig zu bekennen, und beide Ihnen anzubieten. »Sie sind zu gerecht, als daß Sie dieses zu meinem »Nachtheile auslegen sollten. Gönnen Sie mir die »Ehre, mir schriftlich zu sagen, ob meine Hoffnung und »mein Zutrauen zu Ihnen ungegründet gewesen ist. »Mein Herz sagt mir, daß es nicht seyn werde; und mein »Herz hat mich noch niemals betrogen. Ich bin mit »aller erſinnlichen Hochachtung,

Mein Herr,

. . . .

am 18ten des Heumonats,
1748.

Ihre Dienerinn.

Aber damals log mein Herz doch, und noch mehr, als ich gelogen hatte. Der Herr Hofrath war zu meinem Unglück vernünftig. Ich bekam mit dem nächsten Posttage folgende Antwort:

Mademoiſelle,

»Sie verbinden mich Ihnen durch das aufrichtige Bey»leid über den Tod meiner seligen Frau. Ich habe viel »verloren, und ich glaube, daß ich diesen Verlust niemals »wieder ersetzen kann. Es ist sonst mein Fehler gewesen,

»andern mit Erzählungen von den Vorzügen und Verdiensten meiner verstorbenen Frauen beschwerlich zu fallen; ich habe mich aber seit zwölf Jahren von dieser »Schwachheit so sehr erholt, daß ich Ihnen, Mademoiselle, weiter nicht ein Wort davon sagen will. Die »Versicherung von Ihrer Freundschaft und Ihrem Wohlwollen würde mir zu einer andern Zeit noch unschätzbarer gewesen seyn, als sie mir itzt ist, da ich über den »Tod meiner rechtschaffenen Frau in meinem Gemüthe »noch nicht so ruhig bin, daß ich im Stande wäre, ein »Vergnügen ganz zu schmecken. Der Unwille Ihres »seligen Herrn Vaters ist mir in der That eine unerwartete Nachricht; er hat diesen, so lange er gelebt, »wenigstens sehr sorgfältig zu verbergen gewußt, und ich »habe Proben seiner Freundschaft, die mir niemals Gelegenheit gegeben haben, daran zu zweifeln. Dem sey, »wie ihm wolle, so thun Sie doch alles, was man von »einer vernünftigen und wohlgezognen Tochter verlangen »kann. Bey seinem Leben sind Sie, wider die Empfindungen Ihres Herzens, gehorsam gewesen, und auch »nach seinem Tode reden Sie von der unbilligen Härte »seines Vaters mit einer Mäßigung, die Ihnen zur Ehre »gereichen muß. Ich habe von den Pflichten der Kinder gegen die Aeltern so strenge Begriffe, daß ich glaube, »Kinder sind schuldig, auch nach deren Tode ihre Befehle, so wundersam sie auch scheinen mögen, aufs genaueste zu befolgen. Hat Ihr Herr Vater geglaubt, »es werde Ihr Glück nicht seyn, wenn Sie die Meinige »würden, so muß er, als ein vernünftiger Mann, so »wichtige Ursachen gehabt haben, daß ich mich auch itzt »nicht entschließen kann, Sie zu einem Ungehorsame zu »verleiten. Die Verheurathung meiner beiden Töchter, »die vor zwölf Jahren noch unerzogene Kinder waren,

»wür-

»würde mich in den Stand ſetzen, Ihnen, Mademoi»ſelle, meine Hand anzubieten, ohne den Vorwurf zu »beſorgen, daß ich es in der Abſicht thäte, eine Kinder»frau für ſie zu ſuchen. Ich fühle aber meine Jahre, »die mich oft ſo mürriſch machen, daß ich niemanden »zumuthen kann, mit mir ſo viel Geduld zu haben, als »meine Kinder gegen mich bezeigen, die bey mir im Hauſe »ſind, und mich aufrichtig lieben. Hier erwarte ich mei»nen Tod gelaſſen, und was ich noch wünſche, iſt dieſes, »daß es Ihnen wohlgehen möge. Ich bin mit beſon»derer Hochachtung,

Mademoiſelle,

Ihr

ergebenſter Diener.

Sehen Sie, mein Herr, das war alſo wieder nichts. Ich glaube, der Hofrath mußte meinen unbeſonnenen Brief, den ich vor zwölf Jahren an ihn geſchrieben, noch aufgehoben haben. Wenigſtens hatte er ihn Punkt für Punkt beantwortet, und ich geſtehe es, daß ich noch mehr Vorwürfe verdiente. Was half es mir alſo, daß ich meinen Vater unſchuldiger Weiſe mit ins Spiel miſchte? Wieder eine Thorheit mehr!

Nun war ich ganz von meinen Freunden verlaſſen: Sie hatten mich von ſich geſtoßen. Ich kann es wohl ſo nennen; denn ſie waren endlich, da ich gutwillig nicht weichen wollte, hart gegen mich geweſen. Ich zog in ein kleines Städtchen, wo ich von dem Ueberreſte meines geringen Vermögens ſo kümmerlich leben mußte, als man es nur denken kann. Zu meinem Unglücke traf ich den Doctor in dieſem Städtchen an, welcher mich ehedem auch geliebt hatte. Er befand ſich in ſo elendlichen Umſtän-

fänden, daß ich wünschte, es möchte ihm wieder einfallen, daß ich ehedem schön ausgesehen hätte. Er floh meine Gesellschaft auf alle Art; gleichwohl war er, wie ich erfuhr, immer noch so bescheiden, daß er nichts Böses von mir redete. Ich hielt dieses für ein gutes Anzeigen, und bildete mir ein, er glaube vielleicht, ich sey noch eben so wild, als sonst. Hätte er es nur versucht! Er that es nicht. Es war mir auch nicht möglich, ihn zu sprechen, denn er vermied alle Gesellschaften, wo er glaubte, daß er mich finden würde. Endlich kam ich auf den Einfall, mich krank zu stellen. Ich ließ ihn unter diesem Vorwande bitten, mich zu besuchen; allein er entschuldigte sich, ich weis nicht mehr, womit, und schickte mir seinen Kollegen. Aus Verdruß ward ich nun im Ernste krank, und weil ich ihn gar nicht zu mir bringen konnte, so schrieb ich an ihn:

Mein Herr,

Es ist etwas hartes, daß Sie eine Kranke verlassen, »die ihr Vertrauen auf Sie ganz allein gesetzt hat. Wäre »ich Ihnen auch ganz unbekannt, so würde Sie doch »Ihr Amt verbinden, gefälliger gegen mich zu seyn. »Ich habe einmal die Erhaltung meines Vaters Ihrer »Geschicklichkeit und Sorgfalt zu danken gehabt. Bin »ich Ihnen seitdem so gleichgültig geworden, daß Sie sich »die Mühe nicht geben wollen, von mir, wegen meiner »eignen Person, eine gleiche Verbindlichkeit zu verdienen? »Sie waren in vorigen Zeiten aufmerksam auf mich; »und wenn Sie mir nicht zu viel geschmeichelt haben, »so hatte ich das Glück, Ihnen zu gefallen. Ich ver»wahre Ihre schriftliche Versicherung davon noch sehr »sorgfältig; und so oft ich sie durchlese, empfinde ich ei»nen

»ten gewissen Stolz in mir, welcher sich durch das bil»lige Urtheil der Welt rechtfertiget, die von Ihrem Ver»stande und Ihrer Einsicht überzeugt ist. Eine Person, »die Sie für Ihre Freundinn, und ich für vernünftig »hielt, die aber uns beide betrogen hat, war Ursache, »daß ich mich verleiten ließ, Ihr freundschaftliches Stil»schen zu mißbrauchen, und Ihnen eine Antwort zu »schreiben, deren ich mich noch mehr schämen würde, »wenn ich nicht wüßte, daß sie in den Händen eines ver»nünftigen Mannes wäre. Ich verlange meinen Feh»ler nicht zu entschuldigen, den ich sonst der Bosheit und »list einer gefährlichen Freundinn ganz zur Last legen könnte. »Ich will es gestehen, ich habe mich übereilt, und ich »kann es Ihnen gar nicht verdenken, wenn Sie seit der »Zeit geglaubt haben, ich sey Ihrer Freundschaft und »Liebe unwürdig. Verlangen Sie noch mehr Reue über »mein Vergehen, das ich alle Stunden bereue, wenn ich »daran gedenke? Kommen Sie zu mir, Sie sollen die »Versicherung aus meinem eignen Munde hören. Ich »will Ihnen sagen, wie hoch ich Sie halte; ja, wenn es »meine Krankheit erlaubt, so will ich Ihnen aufs ver»bindlichste sagen, daß ich Sie liebe. Ich biete Ihnen »meine Hand an, zum Zeichen meiner aufrichtigen Ver»söhnung. Besuchen Sie mich. Wollen Sie mich nicht »als Ihre Freundinn besuchen, so besuchen Sie mich als »meine Kranke, der Sie Ihren Zuspruch nicht abschlagen »können, ohne doppelt ungerecht zu seyn. Ich erwarte »Sie diesen Nachmittag. Ich bin sehr krank. Leben »Sie wohl!«

Die Hoffnung, meinen zärtlichen und geliebten Arzt zu sprechen, machte, daß ich meine Krankheit weniger fühlte, als sonst, und daß ich mit einer verliebten Ungeduld auf die Stunde wartete, in der ich mich mit ihm

ihm auszuführen hoffte. Wie sehr betrog ich mich! Er kam nicht, und schickte mir an seiner Statt diese grobe und beleidigende Antwort:

Hochzuehrende Jungfer Lieutenantinn,

»Daß Sie eine Närrinn sind, das habe ich lange gewußt; aber das hätte ich mir niemals träumen lassen, daß Sie auch eine so dreiste und unverschämte Närrinn wären, als ich es nun erfahren muß. Wie können Sie es wagen, mich an Ihre Grobheit zu erinnern, die ich zu vergessen, mir, aus Hochachtung gegen Ihren seligen Herrn Vater, alle Mühe bisher gegeben habe? Damit ja kein Laster übrig bleibe, dessen Sie sich nicht schuldig machen, so erdenken Sie auch eine recht derbe und ungeschickte Lügen. Wer war denn die gefährliche Freundinn, die Sie und mich betrog? Ihr herzallerliebster Lieutenant war es. Ihres Vaters Johann müßte blind, oder mehr verschwiegen gewesen seyn, wenn ich nicht hätte erfahren sollen, daß Sie den unbescheidnen Brief in seinen Armen an mich geschrieben. Nein, Mademoiselle, was für den Lieutenant zu schlecht ist, das ist auch für mich nicht gut genug. Ihr herrliches Recept wider die Liebe hat seine unvergleichliche Wirkung gethan. Es ist seit der Zeit, als ich es so frisch hinunter geschluckt, mir nicht einen Augenblick eingefallen, Sie hochzuachten, geschweige zu lieben. Was bin ich doch mit allen meinen Arzeneyen für ein Pfuscher gegen Sie! Ich verwahre Ihren Brief noch sehr sorgfältig, als ein sichres Gegengift wider alle Liebe, dafern mir es ja wider Vermuthen einmal einfallen sollte, mich zu erinnern, daß Sie vor eilf Jahren, eine schrecklich lange Zeit! schön und reizend

»gend gewesen sind. Sie können leben oder sterben, wie »es Ihnen gefällt. Aber bleiben Sie immer leben. Ich »gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie niemals sprechen »werde. Ich rieche immer noch nach Rhabarbar und »Essenzen. Erinnern Sie sich wohl, wie sehr Ihnen »sonst davor ekelte? Der Himmel erwecke Ihnen doch »bald wieder einen Officier, der sich überwinden kann, »den traurigen Rest Ihrer Schönheit zu bewundern. »Ein guter dauerhafter Lieutenant wird das beste Recept »wider Ihre Krankheit seyn. Kömmt dieser nicht, so »rathe ich Ihnen, nehmen Sie den ersten den besten »Musketier. Es hilft gewiß, oder ich muß mein Hand»werk gar nicht verstehen. Nicht wahr, das ist die beste »Kur? Leben Sie wohl, und helfen Sie sich so gut, als »Sie können. Alles, was ich thun kann, ist dieses, daß »ich sage, ich sey,

Mademoiselle,

vom Hauß,
am 8ten Januar,
1749.

Ihr Diener.

Gewiß, mein Herr, das war zu arg! Es stund ihm frey, mich nicht zu lieben; aber dazu hatte er kein Recht, mich auf eine so plumpe Art zu beleidigen, und mir Vorwürfe zu machen, die man der geringsten Weibsperson zu sagen sich schämen muß. Allein, was wollte ich anfangen? Es war noch eine sehr große Barmherzigkeit von ihm, daß er meine Schande nicht in der Stadt ausbreitete, sondern mir seine Grobheiten nur ins Ohr sagte. Dieser unerwartete Zufall war mir so schrecklich, daß meine Krankheit anfieng, gefährlich zu werden, und

ich

ich war genöthiget, einige Monate das Bette zu hüten. Weil man aber wenig Exempel hat, daß Leute vor Scham und Liebe geſtorben ſind, ſo erholt ich mich auch, und ward nach und nach wieder geſund. Ich fieng an einſam zu leben, ich vermied alle Geſellſchaft, und es ward mir leicht, dieſes zu thun, weil niemand kam, der mir ſolches auszureden Luſt hatte.

Mitten in dieſer Kloſterzucht, da mich mein Unglück zwang, der Welt und der Liebe großmüthig zu entſagen, verſicherte man mich, daß der Profeſſor in Halle, der bey meinem Vater um mich geworben hatte, noch unverheurathet ſey. Es geht den alten Spröden, wie den Goldmachern. Je länger ſie betrogen werden, ſo größer wird ihre Hoffnung, daß ſie doch endlich zu ihrem Zwecke gelangen werden. Ich ſtellte mir es als etwas ſehr Mögliches vor, daß der Profeſſor aus Verzweiflung, mich nicht bekommen zu haben, gar nicht geheurathet hätte, daß er vielleicht noch itzt über meine Härte untröſtbar ſey, und daß er gewiß vor Freuden taumeln werde, wenn er erfahren ſollte, daß ich mich mitleidig entſchloſſen hätte, ihn aus ſeinem traurigen Junggeſellenſtande zu reiſſen. Aber was ſollte ich meiner ehemaligen Thorheit für einen Anſtrich geben, um mir einen Theil der Scham zu erſparen, die von meinem itzigen Unternehmen auf mich zurückfallen mußte? Die Erfindung war nicht mehr neu, die Härte meines Vaters ins Spiel zu miſchen. Ich hatte gefunden, daß es gefährlich ſey, die Schuld auf eine boshafte Freundinn zu ſchieben. Ich entſchloß mich zu einem Mittel, welches gewiß noch unverſchämter, als die erſten beiden Einfälle, war. Leſen Sie nur dieſen Brief:

Mein Herr,

Haben Sie etwan Ursachen gehabt, auf meinen Vater »unwillig zu seyn, so lassen Sie diesen Unwillen wenigs»tens mich nicht empfinden. Er ist vor einiger Zeit ge»storben, und er starb beynahe untröstbar, da er kein »Mittel hatte, Ihnen einen Irrthum zu benehmen, der »seiner Freundschaft so empfindlich war. Ich will mir »Mühe geben, diesen rechtschaffenen Vater wenigstens »im Grabe noch bey Ihnen zu rechtfertigen. Es wird »Ihnen nahe gehen, wenn Sie erfahren, wie unrecht »Sie gethan haben, einen Mann zu hassen, der Sie als »seinen vertrautesten Freund liebte.

»Erinnern Sie sich wohl, mein Herr, eines Brie»fes, da Sie mir die Ehre anthaten, bey meinem Va»ter um mich anzusuchen? So sauer meinem Vater der »Entschluß ward, mich von sich zu lassen, so wenig war »er doch Willens, mich an einem Glücke zu hindern, »das er für das größte hielt, welches ich mir in dieser »Art wünschen könnte. Er stellte mir Ihr Ansuchen »vor. Er gab mir zu erkennen, wie vortheilhaft es für »mich sey, von einem so frommen, christlichen und »rechtschaffenen Manne, von seinem Freunde, geliebt zu »werden. Er las mir mit Thränen die Stellen aus »Ihrem Briefe vor, wo Sie seiner seligen Frau auf eine »so edle Art gedenken. Er bat mich, Ihnen meine Hand »zu geben. Er befahl mir es endlich ernsthaft und mit »ziemlicher Heftigkeit, da ich wegen meiner natürlichen »Blödigkeit, und wegen der Unentschlüßigkeit, die uns »Mädchen eigen ist, ihm so geschwind nicht antworten »wollte, als er es verlangte. Endlich sagte ich ihm, daß »ich nun keinen Zweifel mehr fände, welcher mich hin»derte, Sie, mein Herr, meiner Hochachtung und Ge»gen-

»genliebe zu versichern. Er umarmte mich thränend, »der redliche Vater! Ich mußte mich sofort zu ihm setzen, »und Ihnen, mein Herr, diese Versicherung schriftlich »thun. Ich that sie, und ich muß Sie, mein Herr, »noch itzt um Verzeihung bitten, wenn diese Erklärung »nicht in der feinen und geputzten Art abgefaßt war, die »mir, als einem stillen und in der Welt ganz unbekann»ten Mädchen, allerdings fremd seyn mußte. Ich ließ »mein Herz reden. Mein Herz empfand Hochachtung »und Liebe gegen Sie. Ich sagte dieses in meinem »Briefe. Vielleicht sagte ich es gar zu treuherzig und »deutlich Vielleicht habe ich mir dadurch Ihre Ver»achtung zugezogen. Ich bin unglücklich, wenn dieses »ist; aber nur mein redliches, mein offnes Herz machte »mich unglücklich. Mein Vater schloß diesen Brief in »den seinigen ein. Ich erinnere mich dessen noch wohl. »Er war voll von Versicherungen der Freundschaft. Er »schwur Ihnen eine ewige Zärtlichkeit. Wie sorgsam »und liebreich empfahl er mich Ihrem Wohlwollen! So »freundschaftliche, so liebreiche Briefe, mein Herr, hät»ten ja wohl eine Antwort verdient. Und doch erhiel»ten wir keine, obschon mein Vater noch einmal darum »bat, der es öfter nicht thun konnte, weil er fühlte, daß »er beschämt war, und ein großer Theil des Schimpfs »auf mich fallen mußte. Wie konnten Sie, mein Herr, »einen so redlichen Freund sterben lassen, ohne ihm zu »sagen, womit er Sie beleidigt hatte? Er starb endlich, »und hatte das Glück nicht, als Ihr Freund zu sterben. »Wie unruhig hat ihn dieses noch in seinen letzten Tagen »gemacht!

»Ich kann mich unmöglich überwinden, länger zu »schweigen. Gewiß, mein Herr, ich wäre eines so recht»schaffenen Vaters ganz unwürdig, wenn ich mir nicht

»Mühe

»Mühe geben wollte, ihn noch im Sarge bey einem »Freunde zu rechtfertigen, den er für ſeinen beſten, für »ſeinen einzigen Freund hielt. Nur dieſes bitte ich von »Ihnen, mein Herr, ſagen Sie mir, ſagen Sie mir es »aufrichtig, womit hat Sie mein Vater beleidigt? Was »waren die Urſachen einer ſo unerwarteten Kaltſinnig»keit? Womit verdiente ich eine ſolche Verachtung, die »mich vor den Augen der ganzen Stadt lächerlich mach»te? Ich will meinen Vater nicht entſchuldigen, wenn »er nicht zu entſchuldigen iſt; aber vielleicht war es nur »ein Mißverſtändniß. Vielleicht war es ein Streich »von mißgünſtigen Freunden, die Ihre Leichtgläubigkeit »mißbrauchten. Vielleicht haben Sie Unrecht, mein »Herr! Treiben Sie Ihre Empfindlichkeit und Rache »nicht zu weit. Würdigen Sie mich einer Antwort. »Ich habe noch eben die Hochachtung gegen Sie, wie »vormals, und, darf ich es wohl ſagen, noch eben die »Liebe, welche Sie ſo ſchlecht belohnten. Ja, mein Herr, »Ihnen zu zeigen, wie rechtſchaffen Sie mein Vater ge»liebt, wie hoch ich Ihre Freundſchaft ſchätze, wie un»ſchuldig meine Zärtlichkeit von Ihnen beleidigt worden; »Ihnen dieſes alles zu zeigen, biete ich Ihnen itzt von »neuem ſelbſt die Hand an, die Sie durch meinen Vater »verlangten. Wollen Sie mich noch einmal beſchämen? »Die Freundſchaft meines Vaters, meine eigne Liebe zu »Ihnen, beide verdienen eine Antwort. Ich erwarte »ſie mit der erſten Poſt, und bin,

Mein Herr,

am 10ten des Chriſtmonats,
1749.

Ihre Dienerinn.

Wie gefalle ich Ihnen, mein Herr? Steigt nicht meine Unverschämtheit mit jedem Briefe? Nun nahm ich mir vor, den Brief gar zu läugnen, den ich ehedem, wider meines Vaters Wissen, an den Professor geschrieben hatte. Er war fromm, und fast ein wenig gar zu fromm. Dieser Schwäche wollte ich mich bedienen. Konnte es nicht möglich seyn, daß mein Brief untergeschoben, und meine Hand von bösen Leuten nachgemalt war? Ich wollte den Professor zweifelhaft machen. Hätte ich ihn einmal so weit gehabt, daß er angefangen zu glauben, es habe sich die Bosheit neidischer Leute mit ins Spiel gemischt; so hoffte ich gewonnen zu haben, und ihn so weit zu bringen, daß er an mich schreiben, oder gar zu mir kommen sollte. Alsdann hätte es mich ein paar kleine Thränen gekostet, die zu ihrer Zeit beredter sind, als alle goldne Sprüche der griechischen und römischen Weisen. Das war mein Plan. Im Geiste war ich schon Frau Professorinn. Ich ward es nicht. Mit dem nächsten Posttage kam ein Brief; aber was für einer? Lesen Sie einmal. Wie widrig ist mein Schicksal!

Mademoiselle,

Mein Mann, welcher unbaß ist, hat mir aufgetragen, »Ihnen den richtigen Empfang Ihres Briefs vom zehnten dieses zu melden. Er läßt Ihnen durch mich aufs »heiligste zuschwören, daß er noch itzt niemals ohne die »größte Hochachtung an Ihren seligen Herrn Vater gedenken könne. Aber das ist ihm alles unbegreiflich, »was Sie von einem Mißverständnisse, von verloren »gegangnen Briefen, von der Unruhe des Herrn Vaters »auf seinem Todbette, und ich weis nicht, von was für

»gefähr-

»gefährlichen Kabalen mehr, schreiben. Er hat das »Vergnügen gehabt, Ihren Herrn Vater noch ein Jahr »vor seinem Ende auf der Messe zu sprechen, und ihn »in seiner Freundschaft unverändert zu finden. Dieser »Umstand muß Ihnen, Mademoiselle, vermuthlich bey »der Anlage Ihres Briefs unbekannt gewesen seyn. »Mein Mann verlangt nicht, dieses weiter zu untersu»chen, und er hat mir befohlen, davon abzubrechen, weil »er glaubt, eine nähere Entdeckung werde Ihnen eben »nicht vortheilhaft seyn. So viel läßt er Sie versichern, »daß er noch immer bereit sey, Ihnen nach Ihrem Tode »die Abdankung zu halten. Ich weis nicht, was er »damit meynen muß; aber vielleicht ist es Ihnen ver»ständlich. Er vermuthet, daß es nicht nöthig sey, Ih»nen den Schluß Ihres Briefs zu beantworten, da ich, »als seine Frau, noch so gesund und munter bin, daß »ich die Ehre habe, in seinem Namen an Sie zu schrei»ben. Mir, für meine Person, ist es ungemein vor»theilhaft, daß ich einen Mann habe, der von so einem »artigen und erfahrnen Frauenzimmer aufgesucht wird. »Ich liebe ihn nun doppelt, ob ich gleich eifersüchtig ge»nug bin, um zu wünschen, daß dergleichen verliebte »Anfälle nicht zu oft auf ihn gethan werden mögen. Ich »möchte ihn verlieren, oder doch nicht allemal die Er»laubniß von ihm bekommen, auf die Liebesbriefe zu ant»worten, die so herzbrechend sind, als der Ihrige. Für »diesesmal bin ich mit aller Hochachtung,

Mademoiselle,

Ihre Dienerinn.

N. S.

»Mein Mann bittet sich ein Paar Zeilen über den rich»tigen Empfang dieses Briefs aus, weil er in

»großen Sorgen steht, die Post möchte noch eben »so unrichtig gehen, wie im Brachmonate des tau»send siebenhundert und vierzigsten Jahres.«

Also war der Professor verheurathet! Konnte er mich wohl tiefer demüthigen, als daß er mir durch seine Frau antworten ließ? Keine Vorwürfe sind uns Frauenzimmern bittrer, als die uns von Frauenzimmern gemacht werden. Ich empfand diese Wahrheit itzt doppelt, und doch mußte ich alles verschmerzen, so sehr ich auch in der vorigen Hoffnung betrogen, und von neuem beschämt war.

Alle diese unglücklichen Versuche schreckten mich doch nicht ab, mein Glück mit gewaffneter Faust zu verfolgen. Was ich von meinem Vater geerbt hatte, das bestand in einigen kostbaren Processen, und einer ziemlichen Summe außenstehender Sporteln, die ich mit der größten Strenge einzutreiben suchte, um zu zeigen, daß ich meines Vaters Tochter sey. Es konnte dieses ohne Widerspruch nicht geschehen, und fast in allen Sachen diente der Advokat wider mich, der mich seiner Liebe ehedem in dem zärtlichsten Kanzleystyl so eilfertig versichert hatte. Gemeiniglich ist es bey andern Advokaten der Eigennutz, welcher sie erhitzt, für die Sache zu kämpfen, zu welcher sie gedungen sind; bey diesem aber kam noch ein Bewegungsgrund dazu, die Rache. Er verfuhr unbarmherzig mit mir. Ich sann auf ein Mittel, ihn zahm zu machen, und damit er recht zahm werden sollte, so setzte ich mir vor, seine Frau zu werden. Ich fiel ihn mit den Waffen des Eigennutzes und der Liebe an, und hielt meinen Sieg für gewiß. Ich schrieb ihm:

Mein

Mein Herr,

Ich übersende Ihnen mit diesem Boten die Unkosten, »deren Bezahlung mir in dem letzten Urtheil zuerkannt »worden ist. Sie können glauben, mein Herr, daß der »Verlust einer so ansehnlichen Rechtssache mir nicht so »empfindlich ist, als der Eifer, mit welchem Sie Klä»gern wider mich gedient haben. So gewiß ich auch »von der Billigkeit meiner Sache überzeugt war, so we»nig konnte ich mir doch vom Anfange an ein gutes Ende »versprechen, da ich an Ihnen einen Mann wider mich »hatte, dessen Geschicklichkeit, Erfahrenheit in Rechten, »und unermüdete Begierde, seinen Klienten redlich zu »dienen, mir und aller Welt bekannt war. Ich habe »Sie um deswillen jederzeit hochgeschätzt; und diese »Hochachtung hat sich duch itzt vermehrt, ungeachtet ich »mit meinem Schaden erfahren habe, wie glücklich der»jenige ist, dessen Sache Sie vertheidigen. Wäre ich »mehr eigennützig, als billig, so würde ich Ihnen einen »Eifer nicht vergeben können, den Sie wider mich, eine »bekannte und aufrichtige Freundinn von Ihnen, wider »mich, die Tochter eines Mannes, der auch Ihr alter »und rechtschaffner Freund war, so hitzig äußern. Er»innern Sie sich derjenigen Zeit gar nicht mehr, da ich »das Glück hatte, von Ihnen geliebt zu werden? Ein »Glück, das mir schon damals unendlich kostbar war, »so wenig es auch Ihre Umstände litten, sich mit mir »auf diejenige Art zu verbinden, welche unsre Freund»schaft hätte dauerhaft machen, und Ihre Liebe belohnen »können! Mir wenigstens sind diese vergnügte Zeiten »noch immer unvergessen, und ob Sie mir schon die Ge»legenheit benommen haben, Sie auf eine genauere und »vertraute Art zu lieben, so ist doch meine Hochachtung

»gegen Sie noch immer so stark, daß ich glaube, auch »unter Ihrem Amtseifer gegen mich den Freund noch zu »erkennen, dessen Wohlwollen mir so schätzbar gewesen »ist. Ich nehme um deswillen meine Zuflucht zu Ih»nen; Sie können mir eine Hülfe nicht abschlagen, zu »der Sie Ihr Amt verbindet. Sie werden aus den »Beylagen diejenigen gegründeten und ansehnlichen An»sprüche sehen, welche ich in der Verlassenschaft meines »Vaters bekommen habe. Erzeigen Sie mir die Ge»fälligkeit, und führen Sie meine Sache aus. Die Kau»tion von dreytausend fünfhundert Thalern, die mein »Vater stellen müssen, ist mir noch nicht zurückgezahlt. »Es hat mir nur an einem so erfahrnen und geschickten »Manne gefehlt, als Sie sind, so würde ich sie schon »längst wieder bekommen haben. Geben Sie sich die »Mühe, mehrere Umstände bey mir mündlich zu erfah»ren, so werden Sie sehen, wie leicht es Ihnen sey, mir »Recht zu verschaffen. Ich trage alle Kosten willig, und »werde Ihnen funfzig Thaler zu Bestreitung des baaren »Verlags zustellen, so bald ich die Ehre habe, Sie bey »mir zu sehen. Durch Ihre Bemühung hoffe ich, ein »Vermögen zu bekommen, welches gar ansehnlich ist. »Ich werde dieses Glück Ihnen allein zu danken haben, »und ich glaube verbunden zu seyn, es mit Ihnen zu thei»len, wenn Sie sich entschließen könnten, mich zu versi»chern, daß Ihre Liebe und Freundschaft gegen mich un»verändert sey. Ein Mann, dem ich mein ganzes Glück »in seine Hände übergebe, hat ein billiges Recht, auch auf »mein Herz Anspruch zu machen. Ich erwarte Ihre Ant»wort, und bin mit aller Hochachtung,

Mein Herr,

» » am 13ten May,
1750.

Ihre Dienerinn,
F**

Die

Diese erwartete Antwort kam sehr geschwind. Sie lautete also:

Mademoiselle,

»Wegen der übersendeten Unkosten folgt inliegende Quit»tung. Ihr Communicatum sende angeschlossen zurück. »Ich habe nicht Willens, mich mit Ihren Sachen zu ver»mengen. Ich mag Ihr Geld nicht, und noch weniger »Ihr Herz. Besinnen Sie sich noch auf den Konkurs? »Leben Sie wohl! Ich muß ins Amt. Es ist beynahe »zwölf Uhr. Ich bin

Ihr Diener,
K. L. M.

N. S.

»Verschonen Sie mich mit Ihren Briefen, oder schrei»ben Sie nicht so weitläuftig. Die Zeit ist edel; »ich habe mehr zu thun. Sie werden dem Boten »lohnen. A Dieu.

Nun war von meinen alten Liebhabern niemand mehr übrig, als der ehrendienstwillige Würzkrämer in R**. Sollte ich noch einen Angriff wagen, da ich so oft schimpflicher Weise abgewiesen war? Aber war ich nicht schon bey aller Schande abgehärtet? Was konnte ich weiter verlieren, wenn ich mich auch von meiner Höhe bis in den Kramladen meines ehemaligen Freyers herabließ? So weit hatte ich mich schon gefaßt, daß ich den Reifenrock vor der Thüre ausziehen wollte, damit ich Platz darinnen hätte. Was für Ueberwindung kostet es einem Frauenzimmer, ehe sie sich, dieses zu thun, entschließt! Aber, wie sollte ich es anfangen? Sollte ich von meines Liebhabers Verstande, von seinen großen Ver-

dienſten, von meiner Liebe zu ihm, ſollte ich von Pflicht und Gewiſſen reden? Was meynen Sie, mein Herr? Das ſind wohl ordentlicher Weiſe die Sachen nicht, die einen Kaufmann weichherzig machen. Vom Gelde konnte ich nicht viel ſagen; das wäre ſonſt wohl der bündigſte Schluß geweſen. Ich wagte eine ganz neue Art, zärtlich zu ſeyn. Ich ſetzte ihm den Degen an die Bruſt, und bat ihn demüthig um ſein Herz. Hier haben Sie meinen Fehdebrief.

Mein Herr,

Gewiß, Sie mißbrauchen meine Geduld. Da ich mir »ſeit fünf Jahren Mühe gegeben, Sie zu Ihrer Schul»digkeit zurückzubringen, da alle dieſe Mühe, alle meine »freundſchaftlichen Briefe vergebens geweſen; ſo ſehe ich »mich genöthigt, ein Wort im Ernſte mit Ihnen zu re»den. Erinnern Sie ſich wohl Ihres Briefes vom 7ten »May 1745, in welchem Sie mich baten, ich möchte »mich entſchließen, die Ihrige zu werden? So ſchwer »es meinem Vater und meinen Freunden ankam, ihre »Einwilligung zu geben, ſo geneigt war doch ich dazu. »Ich meldete Ihnen die Zweifel meiner Verwandten, »zugleich gab ich Ihnen deutlich genug zu verſtehen, wie »angenehm mir ein Antrag ſey, der von einem Manne »herkam, an deſſen Redlichkeit und billigen Abſichten zu »zweifeln, ich nicht Urſache hatte. Ich überwand end»lich die Zweifel meines Vaters und meiner übrigen »Freunde. Sie gaben ihre Einwilligung dazu, die ich »Ihnen ohne Verzug meldete, und Ihr Anerbieten aufs »feyerlichſte annahm. Hätten Sie diejenigen Pflichten, »die ein ehrlicher Mann für unverbrüchlich hält, nicht »genöthigt, mir zu antworten, ſo hätten es wenigſtens

»die

»die Pflichten des Wohlſtandes thun ſollen. Beide wa»ren bey Ihnen nicht ſtark genug, eine Antwort zu er»preſſen. Ich ſchrieb in einigen Wochen darauf noch »einmal an Sie. Ich wiederholte dieſes zum dritten»mal, da ſich eine Gelegenheit für mich fand, die ich, »ſo vortheilhaft ſie auch war, doch ausſchlug, um Ihren »Wunſch zu erfüllen, und mich mit Ihnen zu verbinden. »Noch erhielt ich keine Zeile Antwort. Ich überwand »mich noch einmal, den letzten Entſchluß von Ihnen zu »erfahren; aber auch dasmal umſonſt. Ich kann Ih»nen durch eine Beſcheinigung aus dem Poſtamte bewei»ſen, daß alle dieſe Briefe richtig abgegangen ſind. Wie »bin ich im Stande, Ihnen das Mißvergnügen deutlich »genug zu beſchreiben, das ich empfand, da ich erfahren »mußte, daß Sie der billige und aufrichtige Mann nicht »wären, für den ich Sie gehalten hatte! Ich wagte »noch den letzten Verſuch, und ſchickte am verwichnen »Markte eine Freundinn an Sie, welche mündlich das»jenige wiederholen ſollte, was ich Ihnen ſo oft ſchrift»lich, und vergebens, verſichert hatte. Aber auch dieſe »Freundinn ließen Sie nicht vor ſich, und ſie kam un»verrichteter Sache zurück. Wahrhaftig, mein Herr, »das hieß meine Geduld aufs höchſte treiben. Ich ver»lange von Ihnen eine anſtändige Genugthuung. Mel»den Sie mir, weſſen ich mich zu Ihnen zu verſehen »habe. Iſt Ihr gegebenes Wort, meine Freundſchaft, »meine Liebe zu Ihnen, iſt Ehre und Gewiſſen nicht ver»mögend, Ihnen Ihre Pflicht und Schuldigkeit begreif»lich zu machen; ſo muß es der Richter thun. Es ge»ſchieht ſehr ungern, mein Herr, daß ich dieſen Entſchluß »faſſe; aber meine Ehre verlangt ihn. Ich habe Ihre »Verbindung in meinen Händen. Die weltliche Obrig»keit ſoll mir Recht ſchaffen, da Ihr Herz zu meyneidig

»iſt,

»ist, es zu thun. Verlangen Sie eine Frau, die Sie »redlich, die Sie zärtlich liebt, die bloß durch Ihre auf»richtige Gegenliebe glücklich zu werden verlangt, die ihr »ganzes Wohl von Ihren Händen erwartet, die Geld »und Vermögen genug hat, Ihre Aufmerksamkeit zu ver»dienen: verlangen Sie dieselbe; so sollen Sie wissen, »daß ich eine Freundinn bin, die alle Beleidigungen ver»gißt, die auf den ersten Wink Ihnen folgen und Sie »ewig lieben will. Sind Sie noch hart und unempfind»lich, so sollen Sie erfahren, daß ich mein Recht suchen »werde. Ich habe es schon einem Advokaten aufgetra»gen, welcher durch den weltlichen Arm Sie zwingen »soll, redlich zu seyn. Er soll nicht ruhen, bis er Sie »billig, oder ganz unglücklich gemacht hat. Wollen Sie »nicht mit mir glücklich seyn, so sollen Sie es auch nicht »ohne mich bleiben. Meine Rache soll keine Gränzen »haben. Die ganze Welt soll erfahren, wie strafbar es »sey, ein Mädchen zu betrügen, dessen Stand, dessen »Erziehung, dessen redliches Herz mehr Achtung verdient, »als Sie, Undankbarer, gegen mich bezeigt haben. Ich »lasse Ihnen die Wahl, mein Herr, wollen Sie mit mir »glücklich leben, oder wollen Sie ohne mich an den Bet»telstab gebracht seyn? Bis an den Bettelstab! Eher »ruhe ich nicht. Wie vergnügt wäre ich, wenn es mir »erlaubt wäre, einen Mann zu lieben, welcher die Kunst »verstanden hat, mein Herz zu gewinnen, meine ganze »Hochachtung zu erlangen; einen Mann, den zu lieben, »ich mein Glück und meine Hoffnung aufgeopfert habe. »Fürchten Sie sich vor der Verzweiflung eines beleidig»ten Frauenzimmers. Noch itzt redet meine Liebe für »Sie; bald aber wird sie müde seyn, es zu thun. Wenn »ich betrogen werden soll, so ruhe ich nicht, bis Sie »ganz unglücklich sind. Hier haben Sie Liebe und Rache.

»Wäh-

ählen Sie sich! Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit, iger nicht. Bedenken Sie Ihr eignes Wohl! Ich

Mein Herr,

. . . .

27sten des Christmonats,
1750.

Ihre Dienerinn,
F**

Hätte ich wohl vor fünf Jahren glauben können, ich in so traurige Umstände kommen würde, einen nn mir mit Feuer und Schwerdt zu ertrotzen, und Obrigkeit um Hülfe anzuflehen, daß sie einen Würzmer in R** zwingen möchte, mich zur Frau zu nehn? Es war mein Ernst zwar nicht, die Sache so weit reiben, und ich würde vielleicht wenig ausgerichtet en; aber es war schon schlimm genug, daß ich mich grimmig anstellen mußte, einen Mann zu schrecken, ı ich sonst so verächtlich von mir gewiesen hatte. Ich fte, er würde aus Furcht vor einem Proeesse mit Sack d Pack angezogen kommen, mich zu erlösen. Allein kam nicht, und ich erhielt an seiner Stelle folgenden nüthigenden Brief:

Was? ich sollte wider meinen Willen eine Frau nehnen? Schwärmt Sie, Mamsell, oder hat Sie den Teufel im Leibe? Manntoll muß Sie zum wenigsten ehn, sonst hätte Sie einen so rasenden Brief nicht geschrieben. Das will ich doch sehn, wer mich zwingen oll, ein Mensch zu heurathen, das mich vor fünf Jahen auf eine so spröde Art von sich gewiesen hat? Ich

weis

„weis den Henker von Ihren Briefen, und von Ihrer „Freundinn, die Sie an mich geſchickt hat. Das ſind „alles Lügen, kurz, derbe Lügen; verſteht Sie mich? „Mit Ihrem Advokaten! darüber lache ich. Wir ha„ben in unſerm Städtchen auch Advokaten, ſo ſchlimm, „als der Ihrige kaum ſeyn kann. Sie mag nur kom„men, wenn Sie Luſt hat. Ihn will ich zur Treppe „hinunterſchmeiſſen, und Sie durchs Fenſter, wenn Sie „mitkömmt; verſteht Sie mich? Die Obrigkeit muß „mir Recht ſchaffen, ſo gut wie Ihr. Mit dem weltli„chen Arme kömmt Sie mir gleich recht. Verklage Sie „mich. Gut! wir wollen ſehen, wer das meiſte Geld „daran zu ſetzen hat, ich oder Sie? So einen verlauf„nen Nickel will ich wohl noch aushalten. Ich denke, „Sie ſoll das Geld zu Brodte brauchen, daß der Advo„kat nicht viel davon ſchmecken wird. Und wenn Sie „mich bis untern Galgen brächte, ſo mag ich Sie nicht. „Ich würde mich doch ſelbſt hängen müſſen, wenn ich „Sie als Frau am Halſe hätte. Das wäre doch was „Schreckliches, wenn ein ehrlicher Mann in ſeinem eig„nen Hauſe vor einer Frau nicht ſicher ſeyn könnte, und „das erſte das beſte Menſch heurathen müßte, das ſich „in Kopf ſetzte, mit Ehren unter die Haube zu kom„men! Ins Spinnhaus gehört ſo eine Drolle, wie Sie „iſt. Geh Sie zum Teufel, und laſſe Sie ehrliche „Leute ungeſchoren! Ich denke, Sie ſoll mich verſtehn. „Lebe Sie wohl, wenn Sie kann. Ich bin Ihr Narr „nicht.

R**

am 5ten Januarius,
1751.

* * * *

Haben

Haben Sie wohl in Ihrem Leben gehört, daß ein Liebesbrief mit einem ſo groben Proteſte zurückgeſchickt worden iſt? Ich ſah nun wohl, mit wem ich mir hatte zu ſchaffen gemacht, und daß dieſer der Mann nicht wäre, welcher ſich durch Advokaten und Richter ſchrecken laſſen, oder durch Drohungen betäuben ließ, zärtlich zu werden. Die Luſt vergieng mir, mein gutes Geld aufs Spiel zu ſetzen, und mich einem Manne aufzudringen, der Herz genug zu haben ſchien, ſeine liebſte Hälfte zum Fenſter hinunter zu werfen. Ich ließ meinen Vorſatz fahren, und nun bin ich ohne Rath und Troſt. Was ſoll ich armes Mädchen anfangen?

Wiſſen Sie was, Herr Autor, erbarmen Sie ſich meiner! Nehmen Sie mich zu Ihrer Frau! Sie ſind noch unverheurathet; Sie ſind faſt in meinen Jahren, oder doch nicht viel älter; Sie haben ein Amt, das mich und Sie ernähren kann. Eine alte Jungfer iſt ja wohl einen alten Junggeſellen werth. Ich dächte, Sie nähmen mich immer. Was meynen Sie? Machen Sie mir den Vorwurf nicht, daß ich in meinen jungen Jahren ſpröde geweſen bin, daß ich bey zunehmenden Jahren mich allen meinen Bekannten angeboten habe, und daß mich die Verzweiflung zu Mitteln getrieben hat, die eben nicht die gewiſſenhafteſten zu ſeyn ſcheinen. Es wäre unbillig, wenn meine Offenherzigkeit mir bey Ihnen ſchaden ſollte. Sie kennen mich nun von außen und von innen. Wer weis, ob Sie künftig mit Ihrer Frau nicht noch mehr betrogen werden, als mit mir? Wir wollen einander unſre Fehler nicht vorwerfen. Vielleicht haben Sie auch Fehler. Viele Mädchen werden um deswillen zu alten Jungfern, weil ſie, wie ich, in ihrer Jugend zu ſpröde geweſen ſind, und an allen Liebhabern etwas zu tadeln gefunden. Aber wo kommen

men denn die alten Junggesellen her? In jungen Jahren lieben sie zu flatterhaft. Sie glauben, alle Mädchen wären nur für sie geschaffen, und es brauche keine Mühe weiter, als daß sie die Hand zum Fenster heraus streckten, so würden gleich zehn Mädchen kommen, und sich daran halten. Ist diese Eitelkeit nicht eben so lächerlich, als die unsrige? Mit zunehmenden Jahren merken sie, daß man sich nicht um sie zankt, und daß die große Vorstellung von der Wichtigkeit ihrer Person größtentheils eine eitle Einbildung gewesen ist. Nun fangen die Herren aus Verzweiflung an, Böses vom Frauenzimmer, von Jungfern und von Weibern zu reden; und sind sie gar Schriftsteller, wie Sie, hochzuehrender Herr Autor, so schreiben sie Böses, und spotten über unser Geschlecht. Das nennen sie Satyren, die nur aus Liebe zur Wahrheit, und ihren armen Nebenchristen zu besserm, gedruckt werden. Aber, unter uns gesprochen, geschieht es nicht aus Begierde, sich wegen der Verachtung zu rächen, die das Frauenzimmer gegen ihre großen Verdienste hat blicken lassen? »Ich denke, Sie sollen mich verstehen,« sagte mein Würzkrämer. Endlich rücken bey den Mannspersonen die traurigen Jahre der Verzweiflung und des Eigennutzes heran. Wie alt waren Sie, mein Herr? Ich glaube, ich habe es oben ausgerechnet, daß Sie fast so alt sind, als ich. Wie gesagt, die Jahre des Eigennutzes. Man sieht sich nach einer reichen Frau um. Sie mag aussehen, wie sie wolle, sie mag alt oder jung, in gutem oder bösem Rufe seyn, wenn sie nur Geld hat. Bisweilen sind die Herren so glücklich, den Schatz mit dem Drachen zu heben, der darauf liegt; und nun kömmt gewiß die Reihe an sie, gedemüthigt zu werden. Alle Spöttereyen über das weibliche Geschlecht werden sodann denen Herren reichlich vergolten, die in ihrer Jugend zu

muth-

muthwillig, zu unbeständig geliebt, und nur eigennützig gewählt haben. Eine Frau, die sich und ihren Reichthum fühlt, die überzeugt ist, daß sie bey der Wahl ihrem Gelde alles zu danken hat; eine solche Frau wäre thöricht, wenn sie ihren Mann mehr lieben wollte, als ihr Geld. In der That geschieht es auch sehr selten. Es kommen zuweilen noch andre Umstände dazu, die euch, stolze Herren, zahm machen. Es giebt Galanterien, die im Ehestande nicht leicht unvergolten bleiben, wenn die Frau nur einigermaßen erträglich aussieht, oder wenigstens einen guten Kerl ehrlich bezahlen kann. Ich bin keine Freundinn von persönlichen Satyren, diese Tugend habe ich Ihrer Vorrede zu danken; und wenn Ihnen diese Predigt zu bitter vorkömmt, so bin ich nur aus allgemeiner Menschenliebe bitter, wie Sie, mein Herr. Ich sage auch nicht, daß es schlechterdings so kommen müsse. Am wenigsten ist das meine Meynung, daß ich Ihnen, hochgeehrtester Herr Autor, die Nativität stellen wollte. Davor bewahre mich der Himmel! Das ist gar nicht meine Absicht. Ich sage nur so . . . verstehen Sie mich, . . . wie soll ich mich recht ausdrücken? so ungefähr, daß es doch wohl bey Ihnen auch einmal möglich seyn könnte. Und wenn es nun so möglich seyn könnte, so sehe ich nicht, warum Sie nicht eben so lieb mich, als eine andre, heurathen wollten, mit der Sie eben so gut betrogen werden könnten. Wir schicken uns gar vortrefflich zusammen. Ich möchte gar zu gern einen Mann haben; und Sie, mein Herr, verstellen Sie sich nur nicht, man sieht es Ihnen an den Augen an, Sie möchten auch gern eine Frau. Vielleicht wollen Sie nur ein recht reiches Mädchen. Es kann seyn. Aber wissen Sie denn, ob ein recht reiches Mädchen auch Sie haben will? Gesetzt aber, Sie bekämen eine, nach Ihrem gei-

zigen Wunsche, (denn ein wenig geizig sind Sie, das können Sie nicht läugnen,) sind Sie deswegen glücklich? Wohl schwerlich, oder es müßte alles nicht wahr seyn, was ich oben gesagt habe. Ich bin ja auch nicht ohne Mittel. Machen Sie nur meine Kaution frey. Vielleicht haben Sie eher Gelegenheit, es dahin zu bringen, als ein andrer. Und wenn ich gar nichts mitbrächte, so bringe ich Ihnen doch neun Expensbücher von meinem seligen Vater mit, worinnen noch ein großer Schatz von unbezahlten Sporteln steckt. Sporteln sind wohl das nicht, wovor Ihr zartes Gewissen erschrickt, oder ich müßte Sie und Ihre Kollegen gar nicht kennen. Sie können ja meine Sporteln mit den Ihrigen eintreiben lassen, und wenn auch alle Bauern zu Grunde gehen sollten. Es thut ein jeder, was seines Amts ist. Der Umstand wegen meines Vermögens wäre also aufs Reine gebracht. Wegen meiner Liebe lassen Sie sich noch weniger leid seyn. Wenn man in Ihren Jahren heurathet, so ist dieses gemeiniglich der letzte Punkt, wornach man fragt. Aber ich glaube auch, daß ich das Herz habe, Sie zu lieben. Wie weit wird man nicht durch Noth und Kummer gebracht? Ein Frauenzimmer, das sich schon so viel in der Welt hat müssen gefallen lassen, als ich, wird nicht viel Ueberwindung mehr brauchen, einem Manne nachzugeben, der eigensinnig, oder, wie man es gemeiniglich nennt, accurat und hypochondrisch ist. Ein Fehler, den man Ihnen auch schuld giebt, werthester Herr Autor! Gestehen Sie es nur aufrichtig, Sie sind auch eifersüchtig. Die Herren sind es am meisten, die es an andern Männern am wenigsten leiden können. O, mein allerliebster Herr Autor! wie vergnügt wird unsre Ehe seyn! Ich bin wirklich durch die Jahre, durch Noth und Krankheit von meiner ehemaligen Schönheit

so

so weit herunter gekommen, daß Sie meinetwegen nicht einen Augenblick in Sorgen seyn dürfen; und da ich, wie Sie wissen, eben kein Geld habe, so fehlen mir die Mittel, das durch Wohlthun zu ersetzen, und mir zu verschaffen, was ich durch meinen todten Reiz nicht erlangen kann. Mit einem Worte, unsre Ehe ist, als wenn sie im Himmel geschlossen wäre. Ich erwarte Ihre Erklärung mit Schmerzen. Ich werde alle meine bisherige Noth vergessen; für die glücklichste Person in der Welt werde ich mich halten, wenn ich die Ihrige seyn kann. In dieser Hoffnung bin ich mit der zärtlichsten Hochachtung,

Hochzuehrender Herr Autor,

Ihre

* * * *

am 26sten des Heumonats,
1751.

aufrichtigste und ergebenste Dienerinn,
F**

Antwort des Autors an die Mademoiselle F**.

Mademoiselle,

Die Ehre ist ganz unerwartet, welche Sie mir zugedacht haben. Es kann in der That nichts schmeichelhafter für mich seyn, als daß ein so versuchtes Frauenzimmer, welches alle Schulen durchgeliebt hat, und mit ihrem zärtlichen Herzen zwanzig Jahre hausiren gegan-

gen ist, sich endlich auf mich zu besinnen, und ihren verlieb-
ten Brandbrief bey mir einwirft. Bey allen meinen
Fehlern, die Sie mit so vieler Einsicht an mir wahrge-
nommen haben, bin ich doch nicht undankbar. Kann
ich Ihre Liebe nicht so fort auf die Art erwiedern, wie
Sie es verlangen; so will ich doch auf eine andre Art
gewiß erkenntlich seyn. Und vielleicht entschließe ich mich
dennoch, der Ihrige zu werden. Wenn ich ja einmal
mit einer Frau betrogen werden muß, wie Sie gar gründ-
lich angemerkt haben; so ist es in der That am besten,
daß es durch Ihre gütige Besorgung geschieht. Ein Un-
glück, das man voraus weis, ist nur halb so empfind-
lich, als ein unerwartetes Unglück. Noch zur Zeit bin
ich freylich nicht aufs Aeußerste gebracht; aber vielleicht
bin ich dem traurigen Augenblicke nahe, wo ich mich aus
Verzweiflung entschließe, Ihre Hand anzunehmen. Las-
sen Sie mir Zeit, Mademoiselle, mich recht zu besinnen.
Ich will es mit dem Publiko überlegen. Die Sache ist
für mich von Folgen, und wichtig genug.

Sollten Umstände kommen, welche mir anriethen,
Ihre Liebe zu verbitten; so habe ich mich noch auf ein
andres Mittel besonnen, Sie aus Ihrer Jungfernroth
zu reissen, und Ihnen ein Glück zu schaffen, das Ihnen
fehlt. Was meynen Sie, Mademoiselle? Ich will Sie
ausspielen! Ja, ja, im ganzen Ernste, ausspielen will
ich Sie, und zwar auf die vortheilhafteste Art von der
Welt. Haben Sie nur Geduld, meinem Plane zuzu
hören.

Ein jeder bürgerlichen Standes, der seit zehn Je
ren in hiesigen Landen muthwillig bankrot gemo
hat, und ein jeder, der binnen den nächsten zehn
ren auf diese legale Art andre um ihr Vermögen bri

will, soll gezwungen seyn, um Sie zu würfeln. Der Einsatz ist der zehnte Theil von demjenigen, was er von seinen Gläubigern gewonnen hat, oder zu gewinnen gedenkt. Die Einlage geschieht binnen dato und dem letzten des Wintermonats künftigen Jahres. Mit dem ersten des Christmonats werden die Bücher geschlossen, und den letzten desselben, als am Tage Sylvester, wird auf öffentlichem Markte, im Beyseyn eines alten Notarien und sieben alter Zeugen, allerseits Junggesellen, gewürfelt. Ich habe einen freyen Wurf. Mich deucht, es ist billig. Wer die meisten Augen wirft, hat die Ehre, Ihr Bräutigam zu seyn. Hat er schon eine Frau, so behalten Sie die erste Hypothek auf sein Herz; und er ist schuldig, Ihnen die gesammte Einlage, als die Sie zur Mitgabe bekommen, mit sechs Procent so lange zu verinteressiren, bis entweder seine Frau stirbt, oder er Gelegenheit gefunden hat, Sie vom neuen auszuspielen. In diesem Falle bleibt Ihnen die erste Einlage; die neue, die nur halb so stark seyn soll, als die erste, wird zum Kapital geschlagen, und derjenige, der Sie ausspielt, bekömmt drey Quart Provision, behält aber keinen freyen Wurf. So geht es immer fort, bis Sie an einen Mann kommen, der keine Frau hat, und dieser ist schuldig, Sie zu heurathen.

Erlauben Sie, Mademoiselle, daß ich Ihnen die Billigkeit meines Plans ein wenig deutlicher zeige.

Vielleicht sind Sie unzufrieden, daß ich die Interessenten nur auf den bürgerlichen Stand einschränke? Dieses kann gar wohl möglich seyn, wenn Sie Ihre alte Neigung zum Adel noch nicht verloren haben sollten. Aber lassen Sie sich es immer gefallen. Es ist billig. Wollte ich die von Adel mit dazu ziehen, so

würde der Zulauf zu groß seyn. Viele von guten Häusern würden sich an ihrer Ehre Schaden thun; denn es ist ein größrer Vorwurf, ein Bürgermädchen zu heurathen, als einen muthwilligen Bankrot zu machen. Ich kenne ein Fräulein, das mit Ihnen einerley Charakter und einerley Schicksal hat. Für dieses hebe ich die von Adel auf; und wenn es mit Ihrem Projekte gut abläuft, wie ich hoffe, so will ich dieses Fräulein künftige Ostermesse über ein Jahr auf eben diese Art in Auerbachs Hofe, unter der Garantie des Herrn von ***, ausspielen. Das bin ich allenfalls zufrieden: Sollten Sie nämlich einem verheuratheten Manne zufallen, und es will Sie einer von Adel, gegen einen billigen Rabatt, an sich kaufen, so soll es ihm frey stehen; nur soll er nicht gezwungen seyn. Beruhigen Sie sich! Es wird gewiß nicht an Liebhabern fehlen, die es für verträglicher halten, durch bürgerliches Geld sich vor der Unbescheidenheit ihrer Gläubiger, und vor dem Hunger zu schützen, als unter dem stolzen Glanze der sechzehn Ahnen kümmerlich zu darben. Das wäre also eins!

Fürs zweyte: Daß ich nur von denen rede, die muthwillig bankrot machen, das ist billig. Es giebt Fälle, die den redlichsten Mann unglücklich machen können. Sollte dieser noch unglücklicher werden, und gezwungen seyn, Sie, Mademoiselle, zu heurathen? Das wäre grausam! gewiß gar zu grausam! Ein ehrlicher Mann, der bankrot machet, gewinnt nichts dabey. Wovon soll er also die Einlage thun? Ueberhaupt verlieren Sie wenig dadurch. Die Exempel sind auch so häufig nicht.

Warum ich, drittens, zehn Jahre gesetzt habe, das hat diese Ursache. Wer einmal einen vernünftigen

Bank-

Bankrot mit Vortheil gemacht hat, dem wird diese Nahrung gewiß so gut gefallen, daß er ihn wenigstens alle zehn Jahre wiederholt. Kann er es binnen zehn Jahren nicht so weit bringen; so ist er entweder zu ungeschickt, oder er hat weder Geld noch Kredit mehr, oder er ist so abergläubisch gewesen, wieder ehrlich zu werden. Bey allen diesen Leuten ist nichts zu verdienen. Es ist,

Viertens, ein vortrefflicher Einfall von mir, daß ich diejenigen mit dazu ziehe, die sich Mühe geben, in den nächsten zehn Jahren muthwillig bankrot zu werden. Ueberlegen Sie es einmal selbst. Alle Jahre steigt die Anzahl dieser Glücklichen. Wenn Sie, Mademoiselle, die Progressionsrechnungen verstünden; so wollte ich Ihnen darthun, daß binnen zehn Jahren fast zwey Drittheile unsrer vorsichtigen Mitbürger das Vergnügen haben werden, das übrige Drittheil um das Seinige zu bringen. Sehen Sie einmal unsre Kaufleute, aber die Kaufleute nicht allein, sehen Sie auch andere Stände an! Wie bearbeiten sich die meisten von ihnen, ihren ehrlichen Namen mit sechzig bis siebenzig Procent Gewinnst zu verlieren! Geben Sie auf unsre handelnde Jugend, auf die Söhne derjenigen alten Kaufleute Achtung, welche altväterisch genug waren, ehrlich zu sterben. Bey den itzigen schweren nahrlosen Zeiten, bey den hohen Abgaben, über die man sich beklagt, bey dem kläglichen Verfalle der Handlung, wissen diese jungen Herren die vornehme Kunst, mit der besten Art von der Welt, in einem Jahre unnöthiger Weise mehr zu verschwenden, als ihre wirthschaftlichen Väter bey den glückseligsten Zeiten in fünf Jahren zur bequemen Unterhaltung für sich und die Ihrigen brauchten. Sollten diese Herren, diese Hoffnung des Vaterlandes, nicht

in Stande seyn, in zehn Jahren alles dasjenige zu verthun, was ihre Väter in funfzig Jahren gesammlet haben? Rechnen Sie einmal selber nach, wie glücklich Sie seyn werden, wenn alle diese Herren, größtentheils recht artige Herren, um Sie würfeln, und Ihnen den zehnten Theil ihrer Beute geben müssen. Aber dieser Entwurf ist von mir nicht Ihrentwegen allein, Mademoiselle, nein, er ist selbst dieser bankroten Nachwelt zum Besten gemacht worden. Gemeiniglich fehlt es diesen Leuten an Unglücksfällen, welche sie angeben sollen. Ich glaube, derjenige, der Sie erwürfelt, braucht weiter keinen Unglücksfall, als diesen, daß er die Ehre hat, Ihr Mann zu seyn. Er hat ein Recht, seinen Gläubigern mit der ehrlichsten Miene von der Welt zwanzig Procent weniger, als sonst, zu bieten. Ein doppelter Vortheil für ihn! Zwanzig Procent mehr zu gewinnen, und doch noch ehrlich auszusehen! Daß ich,

Fünftens, nur von denen rede, die auf eine legale Art andre um das Ihrige bringen, das geschieht, um die muthwilligen Bankrotirer von denjenigen zu unterscheiden, welche die Reisenden auf der Straße plündern, oder die Uhren aus der Tasche ziehen. Es war nöthig, diesen Unterschied zu bestimmen, der außerdem sehr schwer in die Augen fällt. Räuber und Diebe gehören an den Galgen; jene aber, wenn sie es recht zu machen wissen, in allen Gesellschaften oben an. Sie sehen wohl, Mademoiselle, wie viel Ehre Sie in Ihrem künftigen Ehestande zu erwarten haben.

Sechstens: Vielleicht scheint es überflüßig, zu sagen, daß die vergangenen und künftigen Bankrotirer gezwungen werden sollen, um Sie zu würfeln, da ich mir

mir die Mühe gegeben habe, zu erweisen, wie vortheilhaft es für dieselben seyn könne. Sie müssen wissen, Mademoiselle, daß diejenigen das Aeußerliche der Ehrlichkeit am sorgfältigsten zu erhalten suchen, welche sich die meiste Mühe geben, nicht mehr ehrlich zu seyn. Ich will es lieber wagen, den ehrlichsten Mann einen Schelm zu heißen, er wird es nicht so hoch empfinden, als ein muthwilliger Bankrotirer. Um deswillen wird es nöthig seyn, Zwang zu brauchen. Die Richterstuben müssen angewiesen werden, ein zuverläßiges Verzeichniß derjenigen einzusenden, die seit zehn Jahren muthwilligen Bankrot gemacht haben, wobey ich voraussetze, daß der Richter weder Vetter noch Schwager von dem Bankrotirer ist, und während des Konkurses kein Geschenk von ihm bekommen hat. Die künftigen Bankrotirer aber kann man dadurch zwingen, daß, wofern sie sich itzt nicht zur Einlage bequemen, sie aller heilsamen Beneficien der Bankrotirer auf ewig verlustig und gewärtig seyn sollen, nach der Gerechtigkeit der Gesetze gestraft zu werden. Sie haben gar nicht Ursache, diesen Zwang für eine Grausamkeit zu halten, da sie es so billig befinden, durch vielerley Mittel ihre Gläubiger zu zwingen, daß sie ihre Einwilligung dazu geben müssen, sich von ihnen bevortheilen zu lassen. Ich glaube endlich,

Siebentens, nicht, daß Sie, Mademoiselle, dabey eine Schwierigkeit finden werden, wenn ich Sie auf diese Art der ganzen bankroten Welt Preis gebe, und Sie dem Glücke der Würfel überlassen will. Wenn ich Sie anders aus Ihren Briefen recht habe kennen lernen; so muß es Ihnen gleichgültig seyn, was Sie für einen Mann kriegen, wenn es nur ein Mann ist. Aber ich thue noch mehr; ich verschaffe Ihnen zugleich so viel

Vermögen, daß Sie ein gegründetes Recht bekommen, Ihrem künftigen Manne es nachdrücklich fühlen zu lassen, was das sagen wolle, eine reiche Frau zu heurathen.

Machen Sie einmal einen Ueberschlag von Ihrem künftigen Reichthume. Wir wollen setzen: In die erste Klasse kommen die, so seit zehn Jahren muthwillig bankrot gemacht haben. Auf jedes Jahr rechne ich vier solche Bankrote. Jeden Bankrot zu 25000 Reichsthalern. Sie sehen, wie billig ich bin, da es bekannt genug ist, daß vier Bankrote nicht zureichen, und daß 25000 Thaler für einen Bankrotirer gar nichts heißen. Die kleinen Schurken, welche sich die Mühe nehmen, einen ehrlichen Namen nur für ein paar Tausend Thaler hinzugeben, verdienen nicht einmal in Ansatz gebracht zu werden. Wir wollen sie unter die übrigen mit einrechnen, welche das Handwerk besser verstehen, und die, wenn sie ihren guten Namen dran wagen, es doch nicht unter 25000 Thalern thun. So ergestalt betragen die vier Bankrote auf ein Jahr 100000 Thaler —. Ich will den billigsten Accord nehmen, der seyn kann, und sehr selten geschlossen wird. Ich will setzen, daß der muthwillige Bankrotirer mit den Gläubigern theilt, und sie nur um die Hälfte betrügt. Wenn er so großmüthig ist, und funfzig Procent giebt; so thut er mehr, als man verlangen kann. Es beträgt also die Beute von einem Jahre 50000 Thaler —. Hiervon den zehnten Theil zur Einlage genommen, thut auf ein Jahr 5000 Thaler — und auf alle zehn Jahre zusammen funfzigtausend Thaler. Was meynen Sie, Mademoiselle? müssen Ihnen nicht die Augen vor Freuden übergehen, wenn Sie sehen, wie mühsam ich bin, Sie reich und glücklich zu machen? Aber das heißt alles noch nichts gegen den Vortheil, den Sie aus der zweyten

Klasse

Klasse ziehen werden. Wir wollen das zum Fuße behalten, daß jeder Bankrot 25000 Thaler stark ist, und bey jedem auf funfzig Procent accordirt wird. Wir wollen aber nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit, die ich oben bey dem vierten Punkte angeführt habe, voraussetzen, daß sich künftig alle Jahre die Bankrote verdoppeln. Der muß die Welt gar nicht kennen, wenn dieses unwahrscheinlich vorkommen soll. Nach den Regeln dieser Verdoppelung kommen im Jahre 1753 acht Bankrote, im nächsten Jahre sechzehn, in dem darauf folgenden zwey und dreyßig Bankrote, und so fort. Damit Sie die Richtigkeit meines Plans desto besser einsehen mögen; so sende ich Ihnen zugleich die Tabelle, die ich dem Publiko zur Nachachtung bekannt machen will. Wie viel meynen Sie wohl, daß Ihr Antheil betrage? Weniger nicht, als 10230000 Rthlr. — Hierzu die 50000 Thaler aus der ersten Klasse, thut in

Summa 10280000 Thaler.

Ich bin vor Freuden ganz außer mir! Das hätte ich selber nicht gedacht! Es überfällt mich ein zärtlicher Schauer, wenn ich bedenke, daß Sie ein so reiches Frauenzimmer sind, und daß es so ungewiß ist, ob ich hernach das Glück haben kann, der Ihrige zu werden. Sollte Sie das Schicksal an einen verheuratheten Bankrotirer bringen, so belohnen Sie meinen Eifer. Es wird alsdann bey Ihnen stehen, ob Sie mich zu dem beneidenswürdigsten Sterblichen unter der Sonne machen wollen. Ich vergesse alle Ihre Abentheuer, vom Hofrathe an bis auf den Würzkrämer; so gar vom Lieutenante weis ich nicht ein Wort mehr. Daran gedenke ich vollends gar nicht, daß Sie ein Frauenzimmer sind, welches, allem Ansehen nach, dem künftigen Ehemanne

bey

bey der geringsten Beleidigung beide Augen auskratzen wird. Es gehe mir, wie es der Himmel beschlossen hat. Wer wollte sich dadurch abhalten lassen, ein Mädchen mit zehn Millionen und 230000 Thalern — zu heurathen? So verliebt bin ich in meinem Leben noch nicht gewesen, als ich in diesem Augenblicke bin. Ja, Mademoiselle, alt, krumm, lahm, bucklicht, blind, verbuhlt, herrschsüchtig und abergläubisch, alles mögen Sie seyn; seyn Sie nur die Meinige. Ich beschwöre Sie bey Ihren 10280000 Thalern! Lieben Sie mich! Würdigen Sie mich alsdann Ihrer Hand. Glauben Sie, daß ich mit der größten Unruhe, die sich bey einer zärtlichen und einträglichen Liebe denken läßt, den glücklichen Augenblick erwarte, da ich die Erlaubniß haben soll, mich den Ihrigen zu nennen. Bis dahin bin ich mit der tiefsten Ehrfurcht,

Mademoiselle,

Dero

Leipzig,
den 4ten August,
1751.

ganz gehorsamst ergebenster Diener,
der Autor.

Plan

Plan

der extra-favorablen Auswürflung einer alten Spröden.

A. Erſte Klaſſe.

Jahre.	vier Bankrote, jeden à 25000 Rthlr.	Accord à 50 Procent.	Gewinnſt à 50 Procent.	Einlage zum 10ten Theile.
1743	100000 Rthlr.	50000 Rthl.	50000 Rthl.	5000 Rthl.
1744	100000 " "	50000 " "	50000 " "	5000 " "
1745	100000 " "	50000 " "	50000 " "	5000 " "
1746	100000 " "	50000 " "	50000 " "	5000 " "
1747	100000 " "	50000 " "	50000 " "	5000 " "
1748	100000 " "	50000 " "	50000 " "	5000 " "
1749	100000 " "	50000 " "	50000 " "	5000 " "
1750	100000 " "	50000 " "	50000 " "	5000 " "
1751	100000 " "	50000 " "	50000 " "	5000 " "
1752	100000 " "	50000 " "	50000 " "	5000 " "
				50000 Rthl.

B. Zwote Klaſſe.

Jahre.	Anzahl der Bankrote.	Betrag à 25000 Rtl. von jedem Bankrote.	Accord à 50 Procent.	Gewinnſt à 50 Procent.	Einlage zum 10. Theile.
1753	8	200000	100000	100000	10000
1754	16	400000	200000	200000	20000
1755	32	800000	400000	400000	40000
1756	64	1600000	800000	800000	80000
1757	128	3200000	1600000	1600000	160000
1758	256	6400000	3200000	3200000	320000
1759	512	12800000	6400000	6400000	640000
1760	1024	25600000	12800000	12800000	1280000
1761	2048	51200000	25600000	25600000	2560000
1762	4096	102400000	51200000	51200000	5120000
				Rthl.	10230000
		Hierzu von der erſten Klaſſe		" "	50000
		Summa Summarum		" "	10280000

Nota! Von dieſer Einlage wird ans Waiſenhaus Eins pro mille bezahlt.

»Die

Die große Hälfte des menschlichen Geschlechts liebt »gemeiniglich in jungen Jahren von ganzem »Herzen und närrisch, in reifen Jahren eigennützig, und »im Alter lächerlich. Es gehört keine große Philosophie »dazu, diese Wahrheit einzusehen. Man darf nur ein »wenig auf die Handlungen der Menschen, und, wenn »man recht gründlich davon überzeugt seyn will, vor»nehmlich auf sich selbst Achtung geben. Eine kleine »Untersuchung seiner eignen Neigung wird machen, daß »man von den Fehlern andrer gelinder urtheilt. Ich »will hier meinen Lesern einige Briefe vorlegen, in de»nen der Charakter eines zärtlichen Greises der wilden »und unruhigen Liebe eines jungen Menschen entgegen »gesetzt ist. An beiden sieht man den Grund eines ehr»lichen Herzens und einer edlen Denkungsart. Bey »allem dem Lächerlichen, das sie durch ihre Leidenschaf»ten verrathen, verdienen sie einige Nachsicht. Ich »wünsche, daß meine alten Leser eben so anständig fehlen »mögen, wenn sie ja die Liebe einmal überraschen sollte. »Meine jungen Leser können sich die Hochachtung der »Welt gewiß versprechen, wenn sie das Herz haben, von »ihren flüchtigen Ausschweifungen so geschwind, wie »mein Original, zu ihrer Schuldigkeit zurückzukehren. »Lächerliche Exempel erbauen nicht allemal so sehr, als »tugendhafte. Dieses hat mich veranlaßt, eine Mi»schung des Lächerlichen und Tugendhaften zu machen. »Vielleicht ist meine gute Absicht nicht ganz vergebens.

»Ich

Ich werde mich erfreuen, wenn ich erfahre, daß ein
lter aufgehört hat, lächerlich zu seyn, und daß ein
Jüngling sich gehütet hat, es zu werden. Die Person
er Tochter des verliebten Greises war zu diesem Auf-
ritte nöthig. Ich brauchte sie, die wilde Hitze eines
ungen Menschen zu dämpfen, und ihn in der Hoch-
chtung zu erhalten, die er seinem alten Vater, so lä-
herlich auch dieser liebte, dennoch schuldig blieb. Die-
es konnte niemand thun, als ein Frauenzimmer, de-
en Jahre und Tugend ihn zur Ehrfurcht zwangen.
Ich habe mir Mühe gegeben, den Charakter der Frau-
ein, welche vom Großvater und Enkel zugleich geliebt
orden, so edel und vorzüglich zu bilden, als es nur hat
nöglich seyn wollen. Ihre Schönheit und Tugend ent-
chuldigen das Lächerliche eines alten Liebhabers, und
as Thorichte eines zärtlichen Jünglings. Was ich hier
esagt habe, kann als ein kurzer Vorbericht meines klei-
en Romans angesehen werden. Ich will meine Leser
icht länger aufhalten.«

Gnädiges Fräulein,

Ich habe ein Amt, welches mir einen ansehnlichen Rang
der Welt verschafft. Zweytausend Thaler Renten und
nfzehnhundert Thaler Besoldung machen, daß ich bey
ier vernünftigen Wirthschaft sehr gemächlich leben kann.
Keine Kinder sind alle versorgt, und haben ihr Brodt.
h bin noch munter genug, daß ich das Herz habe, Ih-
n meine Hand anzubieten. Ihre eingezogene Lebens-
t und Ihr tugendhafter Charakter vermehren diese
chachtung, die ich gegen Sie hege, und ich vergesse
bey, daß Sie nur sechzehn Jahre alt sind. Vielleicht
irde ich behutsamer seyn, Ihnen meine Neigung zu

eröff-

eröffnen, wenn ich Sie nicht für zu vernünftig hielte, als daß Sie durch den kleinen Unterschied der Jahre, der zwischen uns beiden ist, sich sollten abschrecken lassen, Ihr Glück zu befestigen, und mich zugleich zu dem glücklichsten Ehemanne zu machen. Seit vierzig Jahren habe ich die Lebhaftigkeit nicht empfunden, die ich itzt empfinde, da ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe. Entschließen Sie sich bald, und wo möglich, zu meinem Vortheile. Ich werde künftige Woche ins Karlsbad reisen, eine kleine Krankheit zu heben, die sich ohnedem bald verlieren muß, da sie mir schon zwanzig Jahre beschwerlich gewesen ist, und die in der That weiter nichts ist, als eine Folge meines flüchtigen und feurigen Geblütes, ungeachtet mein ungeschickter Medikus es für eine fliegende Gicht halten will. Lassen Sie mich nicht ohne die Hoffnung wegreisen, daß ich bey meiner Rückkunft die Erlaubniß haben werde, Ihnen mit der zärtlichsten Hochachtung zeitlebens zu sagen, daß ich sey,

Gnädiges Fräulein,

Ihr

* * * *

am 1sten May, 1740.

gehorsamster Diener.

N. S.

Gegen meine Tochter, die Hofräthinn, gedenken Sie nichts von meinem Vorschlage. Ich weis, daß Sie eine vertraute Freundinn von ihr sind; aber sie möchte Ihre Vertraulichkeit mißbrauchen.

N. S.

Mein Enkel, den Sie kennen werden, und der ein gutes Kind ist, wird Ihnen diesen Brief zustellen. Ich habe ihn beredt, es beträfe Ihre Vormundschafts-

schaftsrechnungen. Lassen Sie sich nichts gegen ihn merken: Ungeachtet er nur achtzehn Jahre ist, so ist er doch schlau genug, mehr zu errathen, als ich ihm noch zur Zeit will wissen lassen.

N. S.

Die Juwelen von meiner seligen Frau habe ich noch alle, und sie dürfen nur neu gefaßt werden. Die rechtschaffne Frau! In ihrem ganzen Leben hat sie mich nicht ein einzigesmal betrübt, und wenn ich auch der eifersüchtigste Mann von der Welt gewesen wäre, so hätte ich doch bey ihr nicht die geringste Gelegenheit gehabt, es zu seyn.

Noch eins! Was halten Sie vom d'aylhoudischen Pulver? Ich finde es ganz gut.

Gnädige Tante,

Mein Großvater hat mir diesen Morgen einen Brief gegeben, den ich der Fräulein L** in ihre eignen Hände zustellen soll. Er sagte mir, daß er sehr wichtige Vormundschaftsrechnungen betreffe; dieses sagte er mir mit so viel Zärtlichkeit, und einer so muntern Miene, daß ich stutzig ward, und mich vielleicht verfärbte. Ich vermuthe es daher, weil er mich fragte, was mir fehle. Er nennte mich sein bestes Kind, und redete von der vortrefflichen Fräulein und ihrer wichtigen Vormundschaftssache mit so vielem Feuer, daß ich immer mehr argwöhnisch ward. Sagen Sie mir, gnädige Tante, machen die Vormundschaftssachen so lebhaft? Und macht dieses die

Fräulein in seinen Augen so göttlich und vortrefflich, daß sie ihn hat lassen ihre Rechnungen calculiren? Ich weis nicht, was ich denken soll. Erinnern Sie sich der jugendlichen Sorgfältigkeit, die unser Großvater seit einigen Wochen in seinem Anzuge gezeigt; einer gewissen Pracht in seiner Equipage, die uns gleich in die Augen fiel, weil sie ungewöhnlich war. Er ist geselliger, als er jemals gewesen ist, und itzt fällt mir ein, daß er vorgestern die Fräulein aus der Oper führte, in die er seit der Großmutter Tode nicht gekommen ist. Was soll ich von diesem allen denken? Sie haben, gnädige Tante, mehr als einmal über die Aufmerksamkeit mit mir geschertzt, die ich gegen die Fräulein bey aller Gelegenheit gezeigt. Ich habe niemals die Gewalt über mich gehabt, Ihnen zu gestehen, daß ich die Fräulein liebe, daß ich sie über alles in der Welt liebe. Ich bin gezwungen, es nunmehr zu gestehen. Ja, gnädige Tante, über alles in der Welt liebe ich die Fräulein. Aber was rathen Sie mir? Wie soll ich mich verhalten, daß ich an mir selbst nicht zum Verräther werde, daß ich die Hochachtung nicht beleidige, die ich meinem Großvater schuldig bin, und daß ich das unglückliche Vertrauen nicht mißbrauche, das er bey dieser Gelegenheit in mich gesetzt hat? Ich werde der Fräulein den Brief nicht eher übergeben, bis ich Antwort von Ihnen habe.

Vetter,

Ihr habt ein schweres Amt übernommen. Ich glaube, daß Ihr nicht ganz ohne Grund argwöhnisch seyd. Vielleicht könnte ich Euch noch mehr sagen; aber ich mag Euch das Herz nicht schwer machen. Alles, was Ihr thun könnt, ist dieses, daß Ihr den Befehl Eures Groß-

vaters

ts ausrichtet. Habt Ihr nicht Herz genug, den
f der Fräulein ſelbſt zu übergeben, ſo ſchickt ihn die
Abend zu ihr. Ich werde ganz allein bey ihr ſeyn,
Euch morgen mehr Nachricht geben können. Alſo
Ihr es doch endlich geſtehen müſſen, daß Ihr die
lein liebt! Eure Wahl muß gewiß vernünftig ſeyn,
Ihr mit dem Großvater einerley Geſchmack habt.
wünſche Euch Glück dazu. Wahrhaftig, eine ſo
nswürdige Großmutter iſt werth, daß man ihr die
de küßt. Armer Vetter! Ihr dauert mich, aber
ein wenig. Warum ſeyd Ihr ſo mißtrauiſch gegen
geweſen, und habt mir niemals geſtehen wollen,
Ihr die Fräulein liebt? Vielleicht hätte ich Euch
Unruhe erſparen können; denn für eine Tante ſchickt
ch doch wohl am beſten, wenn ſie ein wenig kuppelt.
Aeltern haben Euch in ſolchen Umſtänden verlaſſen,
Ihr es wohl hättet wagen können, lauter zu ſeufzen;
Euren Jahren hält man eine zärtliche Thorheit zu
Wie glücklich hättet Ihr werden können! Aber
iſt alles aus. Ihr bekommt Eure Prinzeßinn zur
ßmutter, und ich meine beſte Schweſter und Freun-
zur Mama, und das alles durch Eure Schuld. Ich
e, Vetter, Ihr verzweifeltet ein Bischen. Ihr ſeyd
n Poet, Ihr könnt ſingen, Ihr ſeyd ein unglückli-
Liebhaber, und in Eurem Garten iſt ein Echo. Was
t Ihr mehr? Betäubt einmal die Felſen mit einer
rechenden Arie, in der Melodie: Da der Groß-
r die Großmutter nahm! Ich möchte Euch von
zuſehen, wie es Euch läßt, wenn Ihr aus Liebe
verfelt. Wie gefällt Euch mein Troſt? Aber ein
t im Ernſte. Ueberſendet der Fräulein den Brief;
vorſichtig, verlaßt Euch auf mich; und wenn auch
wider Euren Wunſch laufen ſollte, ſo vergeßt doch

niemals, daß Euer Großvater ein rechtschaffner Mann ist, der mich und Euch zärtlich liebt. Lebt wohl.

Gnädige Tante,

Es ist ein erschrecklicher Trost, den Sie mir geben, und der Scherz ist beynahe zu bitter, mit dem Sie mir mein Unglück vorwerfen. Ich will der Fräulein schreiben. Ich will ihr den Brief zuschicken. Wahrhaftig, ich kann ihn nicht selbst überbringen. Aber was soll ich ihr schreiben? Daß ich mit der zärtlichsten Unruhe . . . daß mein Großvater . . . daß ich schon lange Zeit her . . . Gnädige Tante, ich weis nicht, was ich schreiben soll. So unruhig bin ich noch niemals gewesen. Ich will gar nichts schreiben, oder doch sehr gleichgültig. Es wäre wohl am besten, ich übergäbe den Brief selbst. Aber nein, das wage ich nicht. Mein Kompliment würde noch zerstreuter seyn, als mein Brief. Gnädige Tante, ich verlasse mich auf Sie. Sie können viel thun. Sie sind bey der Fräulein, wenn sie den Brief bekömmt. Reden Sie für mich. Wie schwer ist es, einen Großvater zu ehren, der mein Nebenbuhler ist! Bey seinen Jahren, gnädige Tante, bedenken Sie einmal! und ein so vernünftiger Mann! Aber ich vergesse, daß er mein Großvater ist, daß er mich zärtlich liebt. Ich muß abbrechen, um seine Liebe nicht zu beleidigen. Ich warte mit der größten Unruhe auf den morgenden Tag, und bin, ꝛc.

Gnä-

Gnädiges Fräulein,

Die Vormundſchaftsrechnungen, die mein Großvater, das beneidenswürdige Glück erlangt hat, mit der größten Hochachtung, die man Ihren Verdienſten ſchul- iſt, und mit den zärtlichſten Empfindungen, die eine irkung Ihrer Schönheit ſind, und von denen ich ſo ige Zeit her, ob ich es gleich niemals wagen dürfen, ders, als in ſtiller Ehrfurcht zu bewundern, und ſchon ſes für eine Vermeſſenheit gehalten, wenn meine Au- einen Theil derjenigen Unruhe verrathen, die ich em- nde, und welche mich, gnädiges Fräulein, hindert, nen inliegende Vormundſchaftsrechnungen, nebſt dem riefe von meinem Großvater, ſelbſt zu überbringen. Ich an alſo weiter nichts thun, als Sie, gnädiges Frä- n, mit der größten Hochachtung verſichern, daß ich tlebens ſeyn werde ꝛc.

Vetter,

Habt Ihr denn Euern Brief an das Fräulein wieder rchgeleſen, ehe Ihr ihn zugeſiegelt? Gewiß, Vetter, verwirrt ſchreibt man nur im hitzigen Fieber. Bald ge ich an, Euch im Ernſte zu bedauern. War das gleichgültige Brief, den Ihr an das Fräulein ſchrei- n wolltet? Ich glaube, eine förmliche Liebeserklärung tte nicht wunderbarer ſeyn können; wenigſtens iſt die gewiß, daß wohl noch niemals eine Vormundſchafts- hnung mit einer ſo zärtlichen Verwirrung übergeben rden iſt. Der Großvater hat ſich ſchlecht vorgeſehen,

daß er Euch zum Postillion angenommen; und Ihr hättet entweder dieses Geschäffte gar verbitten, oder gegen den Großvater billiger seyn sollen. Zu Eurer Bestrafung möchte ich Euch beynahe nicht sagen, was Euer Brief eine Wirkung gethan hat. Das Fräulein erbrach ihn in meiner Gegenwart. Es war schon spät, da er ankam; denn eine Vormundschaftsrechnung zu übersenden, und seine Meynung so deutlich vorzutragen, wie Ihr gethan habt, dazu gehört freylich Ueberlegung und Zeit, und es war immer noch viel, daß Ihr Abends um neun Uhr fertig werden können. Sobald sie Eure Unterschrift sah, stutzte sie. »Ein Brief von Ihrem Vetter, Madame,« sagte sie, und ward roth. Merkt wohl auf diesen Umstand, Vetter, Ihr könnt ihn sowohl zu Eurer Beruhigung, als zu Eurer Demüthigung auslegen, wie Ihr wollt. Sie las Euern Brief einmal, sie las ihn zweymal durch, sie schüttelte mit dem Kopfe. »Vormundschaftsrechnungen?« sagte sie; »von dem »Herrn Großvater? durch Ihren Vetter? Einen Brief, »wie diesen? Davon verstehe ich nicht ein Wort, Ma»dame,« und gab mir den Brief in die Hände. Sie schien bestürzt; aber doch schien sie nicht unwillig zu seyn. Sie lächelte, als sie mir den Brief gab. Ein Frauenzimmer, das bey einem Briefe von einem jungen Herrn lächelt, ist so gar erbittert nicht! Merkt Euch dieß, Vetter. Mit Euerm Briefe war ich geschwind fertig. Ich gab auf ihre Augen Acht, und wartete, was sie für Mienen bey dem Briefe von unserm Vater machen würde. Sie erblaßte. Der Brief zitterte in ihrer Hand, sie stund auf, trat ans Fenster, und steckte den Brief ein, ohne ein Wort zu sagen. Ich ließ ihr ein wenig Zeit, sich zu erholen. »Wie stehts, Fräulein?« sagte ich endlich; »sind die Nachrichten von den Vormundschaftssachen so

»ver-

»verdrüßlich? Wie kommen Sie mir vor?« Alles, was ſie mir antwortete, war dieſes, daß ſie zu mir kam, mir die Hand drückte, und Thränen in den Augen hatte. »Morgen ſollen Sie alles erfahren, Madame; ich bin »ganz außer mir; ich brauche Ihre Freundſchaft itzt »mehr, als jemals. Ich ſchreibe Ihnen morgen; heute »kann ich nicht ein Wort ſagen. Bleiben Sie meine »Freundinn, verlaſſen Sie mich nicht.« Sie war ſo bewegt, daß es mir ſelbſt nahe gieng. Ich eilte von ihr, um ſie in der Freyheit zu laſſen. Nun erwarte ich einen Brief von ihr. Lebt wohl, Vetter, und ſeyd vorſichtiger, als geſtern.

N. S.

Dieſen Augenblick erhalte ich den Brief von dem Fräulein. Der gute Alte! Bey allen ſeinen Fehlern bleibt er doch ein rechtſchaffener Vater. Vetter, ſeyd klug! die Sache wird ernſthaft.

Gnädige Frau Hofräthinn,

Ich muß Ihnen ein Anliegen eröffnen, welches ich gegen Sie am ſorgfältigſten verſchweigen ſoll; wenigſtens hat man mir ausdrücklich verboten, Ihnen etwas davon zu ſagen. Es iſt mir unmöglich, dieſem Verbote nachzuleben. Die Sache iſt für mich zu wichtig, ſie allein zu überlegen; und ich befürchte, meine Freundſchaft und mein Zutrauen gegen Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen aus einer Sache ein Geheimniß machen wollte, auf die meine Ruhe und mein ganzes Glück anzukommen ſcheint. Leſen Sie den eingeſchloßnen Brief von Ihrem

Herrn Vater. Werden Sie sich nunmehr wohl noch wundern, daß ich gestern Abends so unruhig und ganz außer mir war! Was soll ich auf diesen unerwarteten Antrag antworten? Meine Glücksumstände sind allerdings nur mittelmäßig. Man zeigt mir eine Gelegenheit, solche auf eine ansehnliche Art zu verbessern. Der Rang, zu welchem man mich erheben will, ist vielleicht nicht eine von den geringsten Bewegungsursachen; wenigstens ist er in dem Briefe die erste, auf die man mich weist. Soll ich alles dieses abschlagen, und mir doch nicht den Vorwurf eines unvernünftigen Eigensinns zuziehen, vor welchem man mich stillschweigend zu warnen scheint? Wird man in der Ehe dadurch glücklich, daß die Person, die man wählt, den Charakter eines rechtschaffnen Mannes vor den Augen der ganzen Welt behauptet; so kann man sich gewiß nicht glücklicher verheurathen, als mit Ihrem Herrn Vater. Was soll ich thun? Sollte mich nicht meine Jugend noch entschuldigen, an ein so ernsthaftes Bündniß zu denken, als die Ehe ist? Werde ich aber diese Entschuldigung brauchen können, ohne in den Verdacht zu kommen, daß mir die hohen Jahre Ihres Herrn Vaters den Antrag zuwider gemacht haben? Ein Verdacht, der mir um deswillen doppelt empfindlich seyn muß, weil er den Muthwillen junger Leute zu Spöttereyen reizen, bey Ihrem Herrn Vater aber die Achtung ganz vertilgen wird, die er gegen mich, ohne daß ich es verdiene, zu haben scheint. Kann ich hierbey wohl gleichgültig bleiben, da mir so viel daran gelegen ist, das Wohlwollen eines Mannes zu erhalten, der den Ruhm eines billigen, eines vernünftigen, eines einsehenden Mannes sich seit so langen Jahren eigen gemacht hat? Nehme ich aber den Antrag an, wie sehr stelle ich mich den bittern Beurthei-

lun-

lungen der Welt bloß! Wird man mir wohl das Recht wiederfahren lassen, daß ich ihm meine Hand gegeben, weil er ein billiger, ein einsehender, ein vernünftiger Mann ist, oder wird man nicht vielmehr glauben, daß der Eigennutz mich bewogen, einen Schritt zu thun, von dem mich nach dem Urtheile der richtenden Welt meine Jugend und sein Alter hätten zurückhalten sollen? Wie unglücklich wäre ich, gnädige Frau, wenn ich mir itzt bey dieser Unentschlüßigkeit nicht Ihren freundschaftlichen Rath versprechen könnte? Als Schwester liebe ich Sie itzt, gnädige Frau! Nehme ich das Anerbieten Ihres Herrn Vaters an, was soll ich unsrer Liebe alsdann für einen Namen geben, ohne daß er bey meinen jungen Jahren lächerlich wird? Gewiß, daran darf ich nicht denken; ich schäme mich vor mir selber. Ich glaube itzt den Brief von Ihrem Vetter besser zu verstehen, als ich ihn gestern Abends verstand, da ich Ihnen solchen zu lesen gab. Vielleicht ist ihm schon etwas von der Sache bekannt, und eine dergleichen Handlung von einem Großvater kann einem Enkel allerdings nicht gleichgültig seyn, wenn er auch auf weiter nichts sieht, als auf den Verlust eines Theils der gehofften Erbschaft. Ich habe verschiedene Ursachen, Sie zu bitten, daß Sie gegen ihn weder von dem Antrage des Herrn Vaters, noch von meinem Briefe etwas gedenken. Wir wollen ihm eine Unruhe ersparen, welche vielleicht vergebens seyn würde. Beschleunigen Sie Ihre Antwort, gnädige Frau. Ich werde nicht eine Minute ruhig seyn, bis ich solche habe. Rathen Sie mir, aufrichtig rathen Sie mir, und, wo möglich, so, wie ich wünsche. Ihr Rath soll den Ausspruch thun. Setzen Sie sich an meine Stelle. Was würden wohl Sie thun? Ich bin ꝛc. ꝛc.

Was ich thun würde, mein gutes Fräulein? Das weis ich in der That selbst nicht. Sie sind ein allerliebstes Mädchen. Ich glaube nicht, daß außer Ihnen noch ein Frauenzimmer in der Welt seyn kann, welches dem wunderbaren Einfalle meines redlichen Vaters einen so freundschaftlichen Anstrich geben würde. Aber gestehen Sie es nur, gestehen Sie es wenigstens aus Freundschaft zu mir, daß man auch mitten unter den Schwachheiten meines alten Vaters den vernünftigen, den rechtschaffenen Mann erblickt. Es würde seiner Einsicht wenig zur Ehre gereichen, wenn er gegen Ihre Person und gegen Ihren tugendhaften Charakter weniger Hochachtung bezeigt hätte. Er ist von Ihren Verdiensten so überzeugt, daß er sich und seine Jahre vergißt, um Ihnen seine Hand anzubieten. Der rechtschaffene Alte! Was ihn vor den Augen der Welt lächerlich machen könnte, das macht ihn vor meinen Augen immer ehrwürdiger. Wäre mein Vater dreyßig Jahre jünger, so würde ich aus Liebe zu ihm, und aus Freundschaft gegen Sie, mir alle Mühe geben, Sie zu bereden, daß Sie ihn in seinen Wünschen glücklich machten. Da dieses nicht ist, so kann ich in der That nichts dazu sagen, ohne Ihren zärtlichen Geschmack zu beleidigen, und auf der andern Seite meinen Vater an einer Hoffnung zu hindern, auf der sein ganzes Glück zu beruhen scheint. Sie haben Recht, Fräulein, völlig Recht, daß zu einer vergnügten Ehe noch etwas mehr gehört, als die Wahl einer vernünftigen Person. Allerdings muß eine nähere Gleichheit in Jahren dabey seyn. Die Urtheile der Welt lassen Sie sich an nichts hindern. Die Welt urtheilt allemal anders, als wir handeln; und Sie mögen sich entschließen, wozu Sie wollen, so werden Sie allemal getadelt werden.

Fol-

Folgen Sie Ihrer Neigung, so werden Sie die glücklichste Wahl treffen. Fragen Sie Ihren Onkel, den Obersten. Er ist mit meinem Vater so vertraut, und im Uebrigen so vernünftig, daß er in dieser Sache am besten rathen kann. Meinem Vetter will ich nichts sagen; aber das bitten Sie ihm ja ab, daß Sie glauben, der Eigennutz werde ihn bey dieser Sache unruhig machen. Er hat seine Fehler, Fräulein, sehr große Fehler; aber eigennützig ist er nicht. Wenn ich ihn recht kenne, so glaube ich, er würde Ihnen von unserm und seinem Vermögen noch weit mehr wünschen, als Sie durch einen Ehecontract von seinem Großvater erlangen können. Verlassen Sie sich darauf, ich will ihm nichts von allem sagen. Wie gefällig sind Sie, liebes Fräulein, daß Sie dem guten Menschen so viel Unruhen ersparen wollen! Das verdient eine besondre Erkenntlichkeit. Aber ich will ihm nichts sagen, auf mein Wort. Der arme Vetter, wie unruhig würde er sonst seyn! Darf ich es wissen, was Ihnen Ihr Onkel antwortet; so melden Sie mir es, so bald es seyn kann. Ich liebe Sie mit der vollkommensten Zärtlichkeit einer aufrichtigen Schwester; und ich glaube, daß ich Sie nicht zärtlicher lieben könnte, wenn Sie auch meine Mama wären. Denn vermuthlich war dieses das fürchterliche Wort, welches Sie in Ihrem Briefe meynten, und doch das Herz nicht hatten, es auszusprechen. Leben Sie wohl! Mein Vater hat sich entschlossen, seine Reise zu beschleunigen. Er will schon morgen ins Karlsbad gehen, um desto eher gesund und jung wieder zurück zu kommen. Können Sie es denn gar nicht übers Herz bringen, den guten Alten ein wenig zu lieben? Ueberlegen Sie es.

Gnädiger Onkel,

Es hat mir der Herr Kammerrath von ** einen Heurathsantrag gethan, durch den ich meine zeitlichen Glücksumstände ansehnlich verbessern, und zu einem Range in der Welt gelangen könnte, um den mich vielleicht viele beneiden würden. Die Verdienste des Herrn von ** und sein redliches Herz machen sich mir durch diesen Vorschlag noch weit kenntlicher, als sie mir bisher gewesen sind. Wollte ich bey meiner Verheurathung auf weiter nichts sehen, als auf diese Umstände; so würde ich nicht einen Augenblick nöthig haben, mich zu besinnen. Allein meine Jugend ist eine der wichtigsten Ursachen, welche mich unschlüßig macht, die Hand eines Mannes anzunehmen, die ich vielleicht mit besserm Anstande in kindlichem Gehorsam, als bey einer genauern Verbindung aus Zärtlichkeit küssen würde. Ich werde die Urtheile der Welt wider mich erregen, und niemals im Stande seyn, die Vorwürfe zu beantworten, die man mir mit guter Wahrscheinlichkeit, und doch allemal unschuldig machen wird. Versagen Sie mir, gnädiger Herr, bey diesen zweifelhaften Umständen Ihren väterlichen Rath nicht. Sie sind bey Ihrem Alter und Ihrer Erfahrung besser, als ich, im Stande, die Wichtigkeit einer Entschließung einzusehen, von der mein ganzes Glück abhängt. Ich bin ruhig, da ich mich Ihrer Liebe und Vorsorge versichert halten kann. Ihre Einsicht wird mir das ersetzen, was mir bey meiner Jugend fehlt. Vergessen Sie nicht, daß ein Mädchen von sechzehn Jahren dem ehrwürdigen Alter des Herrn Kammerraths viel leichter Ehrfurcht, als Liebe, versprechen kann; so weis ich gewiß, daß Ihr Ausspruch nach meinem Wunsche ausfallen wird. Ich übersende Ihnen seinen

Brief,

Brief, und bin mit der vollkommensten Hochachtung, u. s. w.

Liebes Fräulein,

Ich werde wohl nicht nöthig haben, dich um eine deutlichere Erklärung deiner Meynung zu bitten. Ich glaube, dich zu verstehen. Wenn ich auf weiter nichts sehen wollte, als dich angesehen und reich in der Welt zu wünschen; so würde ich dir ernstlich anrathen, die Hand des Herrn Kammerraths anzunehmen. Aber ich will dich auch glücklich in der Welt wissen, und das möchtest du schwerlich bey ihm werden, da du bey deinen Jahren eher seine Enkelinn, als seine Frau, seyn könntest. Was muß der ehrliche Greis gedacht haben, da er dir einen solchen Brief geschrieben hat? Ich sehe sein ganzes Herz darinnen. Er ist ein rechtschaffner Mann; er ist in einen Fehler gefallen, der auch bey rechtschaffnen Leuten eine Uebereilung bleibt. Aber so seyd ihr Mädchen. Ihr verführt Jünglinge und Greise; und der Teufel ist euch nicht klug genug, so alt er ist. Im Uebrigen verlasse dich auf mich. Du sollst ihn wider deinen Willen nicht zum Manne kriegen. Ich habe diesen Nachmittag eine nothwendige Reise auf meine Güter zu thun. In acht Tagen komme ich zurück, und hernach will ich selbst an den alten Kammerrath schreiben, und ihm meine Meynung ganz treuherzig sagen. Er ist billig, ich vermag etwas über ihn, und ich hoffe, die Sache so einzurichten, daß er sich selbst begreifen wird, ohne auf dich einen Widerwillen zu werfen. Lebe wohl.

Gnä-

Gnädige Tante,

Sie halten es also wirklich für möglich, daß ich wegen meines Schicksals vier Tage in Ungewißheit und doch ruhig bleiben könne? Zweymal habe ich vergebens um die Erlaubniß angesucht, Ihnen aufzuwarten, und da ich mir endlich diese Erlaubniß selbst gegeben, so scheinen Sie, gnädige Tante, über meine Dreistigkeit auf eine ganz ungewöhnliche Art so mißvergnügt, daß mich Ihre ernsthaften Vorwürfe noch unruhiger machten, als ich vorher war. Ich verlange ja nichts mehr zu wissen, als dieses, ob ich glücklich oder unglücklich seyn soll. Ich glaube, diese Frage ist natürlicher Weise für mich so wichtig, daß ich solche thun kann, ohne der Hochachtung zu nahe zu treten, die ich Ihnen schuldig bin, und ohne die Pflichten zu beleidigen, die mein Großvater von mir fodern kann. Wie sehr verbittern Sie mir eine Pflicht, die ich von meiner ersten Kindheit an mit Vergnügen beobachtet habe, und die mir itzt zum ersten male unerträglich wird, da man sie zu hoch treibt. Ich glaube, gnädige Tante, mein Großvater und ich sind in diesem Falle als zwo fremde Personen anzusehen, wovon eine jede das Recht haben muß, ihre Absichten zu verfolgen, so gut es möglich ist. Und ich glaube, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, daß ich noch mehr Recht dazu habe, als er. Meine Absichten auf das Fräulein sind gewiß älter, als die seinigen; und hat er derselben seine Liebe eher und deutlicher entdeckt, als ich: so hat er etwas gethan, wovon ihn seine Jahre hätten abhalten sollen, und woran mich meine Blödigkeit und eine unzeitige Bescheidenheit gehindert hat. Es mag bloß auf den Ausspruch der Fräulein ankommen, ich bin es ja zufrieden; nur das ist zu hart, daß man mich hindern will, der

Fräu-

Fräulein meine Liebe eben ſo deutlich zu entdecken, als es mein alter Großvater gethan hat. Was will ſie für einen Ausſpruch thun können, wenn ſie davon nichts weis? Mein Großvater hält ſeine Abſichten vor mir am geheimſten; vielleicht mögen ſie alle wiſſen, nur ich noch nicht. Dieſes Mißtrauen will ich mir zu Nutze machen. Ich kann alſo dem Großvater ſagen, daß ich das Fräulein liebe, weil es mir ganz unbekannt iſt, daß er ſie liebt; und dem Fräulein kann ich meine Hand anbieten, da ich nicht weis, daß es mein Vater gethan hat. Halten Sie etwa, gnädige Tante, dieſen Einfall für zu verwägen? Vielleicht. Aber es iſt nun zu ſpät, mir ſolchen auszureden. Ich habe ſchon an den Großvater, an das Fräulein, und an den Oberſten von *** deswegen geſchrieben. Hier haben Sie eine Abſchrift von den Briefen. Entſchuldigen Sie, gnädige Tante, eine Uebereilung, wenn es eine iſt, die nunmehr nicht geändert werden kann. Vielleicht wäre ich vorſichtiger und gelaßner geweſen, wenn man ſich gegen mich etwas weniger geheimnißvoll bezeigt hätte. Die Umſtände, in die man mich geſtürzt hat, verdienen Mitleiden. Entziehen Sie mir ſolches nicht, gnädige Tante. Ich würde ganz ohne Troſt ſeyn, wenn Sie mich nur einen Augenblick an Ihrem unveränderten Wohlwollen zweifeln ließen. Das können Sie nicht thun; Sie ſind zu gütig dazu, ich weis es, und werde dafür niemals aufhören zu ſeyn, u. ſ. w.

Gnädiges Fräulein,

Ich wage es, Ihnen eine Sache zu entdecken, die Ihnen nicht mehr so unbekannt seyn könnte, wenn Sie die Gütigkeit gehabt hätten, seit einigen Monaten auf meine zärtliche Achtung gegen Sie etwas aufmerksamer zu seyn. Ich liebe Sie, unendlich liebe ich Sie. Lassen Sie Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren, und glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich die Heftigkeit meiner Neigung gegen Sie noch mehr Ihrem tugendhaften Charakter, als Ihrer Schönheit, zu danken habe, so groß auch die Vorzüge sind, die Sie durch die letztere vor vielen Ihres Standes und Ihres Geschlechts erlangt haben. Dieses ernsthafte Bekenntniß würde manchem Fräulein übertrieben klingen; bey Ihnen aber darf ich diesen Vorwurf nicht befürchten. Sie sind von dem Werthe der Tugend, die Ihnen selbst so eigen ist, überzeugt; wie viel habe ich bey Ihnen gewonnen, wenn ich Sie überzeugen kann, daß auch ich diesen Werth kenne! Ich kann es alsdann sicher wagen, Ihnen mein Herz und meine Hand anzubieten. Durch den Tod meiner Aeltern bin ich in den Stand gesetzt, frey zu wählen; und ich habe niemanden, als meinen Großvater, welcher ein Recht hat, mir Regeln vorzuschreiben. Dieser ehrwürdige Greis liebt mich aufrichtig; und da ihm sein hohes Alter nicht zuläßt, an etwas anders, als an seinen Tod und an das Glück seiner Kinder zu denken: so wird er sich unendlich erfreuen, wenn er erfährt, daß ich auf dem Wege bin, ewig glücklich zu werden. Ich weis, wie hoch er Sie schätzt. Und wie ruhig wird dieser gute Alte seinem nahen Tode entgegen sehen, wenn er hoffen kann, daß ihm eine so liebenswürdige Tochter die Augen zudrücken soll! Gönnen Sie mir, gnädiges Fräulein,

ein

ein Glück, welches ich durch Hochachtung und beständige Zärtlichkeit künftig zu verdienen suchen will, wenn ich auch itzt dessen noch nicht würdig seyn sollte. Lassen Sie mich hoffen. Mehr verlange ich itzt nicht. Wie schwer wird es mir seyn, dieses Versprechen zu halten! Erinnern Sie mich daran, so oft ich es vergesse. Sie werden mich sehr oft daran erinnern müssen. Aber lassen Sie mich nicht zu lange hoffen, ohne mich ganz glücklich zu machen. Ich erwarte dieses Glück von Ihren Händen, die ich tausendmal küsse, und bin, u. s. w.

Gnädiger Herr Oberster,

Die Freundschaft, die Ew. Gnaden gegen meinen Großvater hegen, macht mir Hoffnung, daß ich nicht vergebens bitten werde, wenn ich mich Ihrem gnädigen Wohlwollen empfehle. Ich weis, wie sehr Sie sich allemal freuen, wenn Sie sehen, daß es unsrer Familie wohlgeht. Schmeichle ich Ihnen wohl zu viel, wenn ich Ihnen entdecke, daß itzt mein ganzes Glück in Ihren Händen steht? Ich liebe die Fräulein von L**. Ich wünsche mir das Glück, mich auf ewig mit ihr zu verbinden. Ein Wunsch, der für mich fast zu vermögen seyn würde, wenn ihn nicht ihre Tugend und Schönheit rechtfertigten. Meine Glücksumstände sind Ew. Gnaden bekannt. Meine Jugend hindert mich nicht, an eine Heurath zu gedenken, da ich bey meinem Vermögen weiter nicht Ursache habe, ein Glück in der Welt zu suchen. Ich würde es nicht besser finden, und dennoch durch diesen Verzug in Gefahr kommen, das gröste Glück zu verlieren; das

ich mir jemals wünschen kann. Alle, die die Fräulein kennen, sind von ihren Verdiensten überzeugt. Dieses macht mich unruhig. Mein Großvater, dessen hohes Alter und schwächliche Gesundheit mich alle Tage in die traurige Furcht setzt, ihn zu verlieren, wird weit ruhiger sterben, wenn er mit seinen abgelebten Händen vor seinem Ende diejenige noch als Tochter segnen kann, deren rühmliche Eigenschaften ihm, wie ich glaube, bekannt genug sind. Wie zufrieden muß der letzte seiner Tage seyn, wenn er sieht, daß mich der Himmel durch diese Verbindung weit glücklicher gemacht hat, als er mir jemals bey aller seiner Zärtlichkeit wünschen können! Ich habe dem Fräulein meine Neigung entdeckt; sie wird ohne Ihren Ausspruch sich zu nichts entschließen. Unterstützen Sie mein Bitten, gnädiger Herr. Ich werde mit unermüdeter Sorgfalt alle Gelegenheit suchen, Ihnen zu zeigen, daß ich mit unterthäniger Hochachtung sey ꝛc.

Gnädiger Großpapa,

Sie hatten allerdings Ursache, mir bey Ihrer Abreise meine Zerstreuung und Unruhe vorzuhalten. Außer der Besorgniß für Ihre Gesundheit, welche mir bey einer so beschwerlichen Reise und bey Ihren hohen Jahren in Gefahr zu kommen schien, hatte ich allerdings noch ein Anliegen, welches meinen innerlichen Kummer verrieth. Es geschah damals nicht aus Mangel eines kindlichen Vertrauens, daß ich diesen Kummer vor Ihnen verbarg. Ich bin von Ihrer väterlichen Liebe überzeugt genug,

und

und die Art, mit welcher Sie Ihre Kinder lieben, ist mehr die Zärtlichkeit eines vertrauten Freundes, als die Ernsthaftigkeit eines bejahrten Vaters. Mein Anliegen war zu wichtig, als daß ich hätte gelassen seyn können; und bey Ihrer Abreise war ich noch ungewisser, als itzt, ob ich in meinen Absichten glücklich seyn würde. Erinnern Sie sich, gnädiger Großpapa, wie oft Sie gewünscht, mich noch vor Ihrem Ende verheurathet zu sehen. Sie haben mir mehr als einmal vorgestellt, wie nöthig es sey, meine Güter selbst zu verwalten, und meine Jahre auf dem Lande in Ruhe zuzubringen, ohne mich um das zweydeutige Glück des Hofs zu bemühen, oder im Kriege mein Heil zu versuchen. Sie haben den Einwurf niemals gelten lassen, daß ich noch zu jung sey, ruhig zu leben. Sie waren so gütig, mich zu versichern, daß Sie bey Ihrem Alter sich kein größres Vergnügen vorstellen könnten, als die Familie desjenigen noch zu sehen, der der einzige Erbe Ihres Namens sey. Ich halte es für einen Theil meiner Pflicht, alles zu thun, was Ihnen ein Vergnügen machen kann. Diese Vorstellung hat bey mir alle die Zweifel überwunden, welche mir sonst so wichtig schienen. Ihr Alter, gnädiger Großpapa, die tägliche Abnahme Ihrer Kräfte, die schreckliche Besorgniß, Sie unvermuthet zu verlieren, da Sie der Himmel uns nunmehr zwey und siebenzig Jahre erhalten hat; alles dieses ist Ursache, daß ich mir vorgenommen habe, Ihren Wunsch und mein Glück zu beschleunigen. Ich würde trostlos seyn, wenn ich mir vorwerfen könnte, eins von beiden gehindert zu haben. Nein, gnädiger Großpapa, da ich das Zeugniß eines gehorsamen Sohnes von Ihnen so oft erhalten habe; so mag ich auch itzt nicht Gelegenheit geben, diesen Titel zu verlieren, auf den ich stolzer bin, als auf mein ganzes Vermögen und auf mei-

nen Adel. Ich will mich verheurathen. Ich habe mir eine Person ausgesehen, die Ihrer väterlichen Liebe würdig ist. Ihr Stand und ihre Schönheit sind das Vornehmste nicht, was mich zu diesem Entschlusse bewogen hat. Ihre Tugend ist es, ihr unvergleichlicher Charakter. O wäre ich itzt bey Ihnen, gnädiger Großpapa, um Ihnen die Hände zu küssen; um Ihnen alles zu sagen, was ich fühle, da ich dieses schreibe; um ein Zeuge von den väterlichen Thränen zu seyn, die Sie, ich weis es gewiß, die Sie über das Glück Ihres Enkels vor Freuden fallen lassen; Ihres Enkels, der Ihre ganze Liebe hat, und an dem Sie den Segen Ihres Gebets noch bey Ihrem Leben erfüllt sehen! Ich schreibe in einer wahren Entzückung, aus Liebe zu Ihnen, meinem besten Vater, dem liebreichsten Greise in der Welt, und aus Liebe zu meinem Fräulein, meinem englischen Fräulein! Kann man sich wohl anders ausdrücken, wenn man von der Fräulein von L** redet? Ihre Person ist Ihnen nicht unbekannt; aber sollten Sie ihre Gemüthsart, ihre vortreffliche Gemüthsart so kennen, wie ich sie seit etlichen Monaten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, Sie würden mit gefaltenen Händen mir vom Himmel ein Glück erbeten helfen, dessen ich in der That kaum würdig bin, und das, wenn mir es der Himmel giebt, mir nur Ihrentwegen, nur als eine Belohnung Ihres redlichen Herzens und zur Erhörung Ihres Segens, gnädiger Großpapa, gegeben wird. Sie sehen mein ganzes Herz; aber wem wollte ich es auch lieber entdecken, als Ihnen? Ich habe an die Fräulein geschrieben, auch an ihren Onkel. Noch zur Zeit habe ich von beiden keine Antwort. Ich finde Ursachen zu hoffen, daß die Fräulein nicht abgeneigt ist. Ein Umgang von etlichen Monaten hat mich sie kennen gelernt, und ich weis, daß

mein

mein Brief nicht gleichgültig aufgenommen ist. Sie wird es aber doch auf den Ausspruch ihres Onkels ankommen lassen. Nur eins befürchte ich noch. Ihr Onkel glaubt, sie sey zum Heurathen noch viel zu jung. Ich glaube es nicht, gnädiger Großpapa, und ich hoffe, Sie werden meiner Meynung seyn. Da ich nur zwanzig Jahre alt bin, so ist ein Fräulein von sechzehn Jahren für mich wohl nicht zu jung. Wäre ich älter, so würde ich mich allerdings schämen, ihrem Onkel zu widersprechen. Ich bitte Sie, gnädiger Großpapa, an den Herrn Obersten zu schreiben; Ihr Vorspruch giebt der Sache auf einmal den Ausschlag. Eilen Sie, das Glück Ihres Sohnes zu beschleunigen; ein Glück, von dem mein Leben und meine ganze Wohlfahrt abhängt. Der Himmel lasse dafür Ihre Jahre gesegnet, und Ihr Alter seyn, wie Ihre Jugend. Dieß ist der Wunsch Ihres Enkels, welcher Ihnen mit kindlicher Hochachtung die Hände küßt.

Vetter,

Nun kommt Ihr mir abscheulich vor. Es ist mein Ernst, glaubt es mir, mein ganzer Ernst. Wenn die Liebe einen jungen Menschen zum Narren macht; so lache ich über ihn, oder bedaure ihn auch, nachdem er es verdienet. Aber wer aus Liebe boshaft und zum Heuchler wird, der verdient meinen Abscheu. Sonder Zweifel seyd Ihr mit Eurer Weisheit sehr zufrieden, daß Ihr auf die glückliche Erfindung gefallen seyd, die Fräulein, die ohnedem unruhig genug ist, noch mehr zu beunruhigen, und Euren alten redlichen Vater zu einer

Zeit zum Zorne wider Euch zu reizen, wo seine Kur eine vollkommene Gemüthsruhe verlangt, wenn sie nicht zu seinem Tode ausschlagen soll, und wo der arme Vater doppelt unglücklich seyn muß, da er keinen vertrauten Freund um sich hat, der ihn trösten kann, und da auch sein ungerathener Sohn von ihm entfernt ist, dessen Reue, denn ganz verstockt seyd Ihr wohl noch nicht, dessen Reue über ein so thörichtes Beginnen ihn wieder beruhigen könnte. Wie wenig versteht Ihr Euer eignes Glück! Ich vermied die Gelegenheit, Euch zu sprechen, zu der Zeit, da ich wirklich für Euch arbeitete, da es aber noch zu früh war, Euch etwas davon zu entdecken. So klug Ihr Euch zu seyn einbildet, so wenig seyd Ihr es, Vetter, so bald Eure Leidenschaften in Bewegung kommen. Die Fräulein und ich hatten den Onkel unvermerkt auf unsre Seite gebracht. Gleich nach seiner Rückkunft wollte er an unsern Vater schreiben, und ihm von seiner Liebe abrathen. Sein Rath ist vernünftig und freundschaftlich; unser alter Vater, Ihr wißt es wohl, ist ein rechtschaffner Mann, und von Einsicht. Er würde seine Uebereilung erkannt haben; er würde den Obersten und die Fräulein gebeten haben, sie zu vergessen, und niemand etwas davon zu entdecken; ich und Ihr hätten davon nichts gewußt; nach einiger Zeit hätte es Euch frey gestanden, um die Fräulein anzusuchen; Euer Vater würde selbst dazu geholfen haben, und die Fräulein hätte, ohne den Wohlstand zu beleidigen, Euch eine Hand anbieten können, die frey war. Kurz, alles wäre nach Wunsche gegangen. Ich sage Euch dieses, Euren Stolz zu demüthigen. Alle meine freundschaftlichen Absichten habt Ihr durch Eure unbedachte Hitze verderbt. Die Fräulein muß Euch melden, da Ihr Euch so öffentlich zum Nebenbuhler Eures Großvaters aufwerft. Vom

Onkel

Thörel könnt Ihr wohl nicht verlangen, daß er Euch mehr lieben soll, als seinen alten Freund, unsern Vater; und dieser zärtlich liebende Vater muß Euch hassen, da er noch nicht Zeit gehabt hat, sich von seiner Schwachheit zu erholen, und da er Euch als die einzige Hinderung seiner Absichten ansieht, durch welche er glücklich zu werden glaubte. Kann Euch der Haß eines Vaters, welcher Euch mehr, als sich selbst, liebte, gleichgültig seyn? Habt Ihr noch einige Empfindung der kindlichen Liebe, fällt es Euch noch zuweilen ein, wie zärtlich dieser beleidigte Vater gegen Euch war, seyd Ihr noch ein Mensch; so müßt Ihr erschrecken, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr mit eigner Hand, die der unglückliche Vater Euch beym Abschiede so liebreich drückte, ihm das Herz durchbohrt. Denn das ist die gewisse Folge, die Euer übereilter Brief haben wird. Er ist mehr, als übereilt; er ist boshaft und tückisch. Ihr bemächtiget Euch im Anfange des Briefes seines Herzens, da Ihr ihn an seine Liebe, an Eure Jugend, an sein Verlangen, Euch verheurathet zu sehen, an Euern ehemaligen Gehorsam erinnert. Ihr malet ihm die Person, die Ihr Euch ausgesehen habt, so vortrefflich und tugendhaft, als er sie Euch wünschen kann, und alsdann erst, da Ihr seine ganze Zärtlichkeit in Bewegung gebracht habt, da der gute Greis gewiß schon vor Freuden über das bevorstehende Glück seines liebsten Kindes geweint hat, alsdann erst nennt Ihr sein Fräulein von L**. Kann ein beleidigter Feind grausamer seyn, als sein Sohn gegen ihn ist? Was war Eure Absicht, ihn auf einer jeden Zeile an sein Alter zu erinnern? Zitterte Euch die Hand nicht, da Ihr die Jahre des Fräuleins mit Euren Jahren verglicht, und glaubtet, daß Euer Verlangen ungereimt seyn würde, wenn Ihr älter wäret? Seyd Ihr allein

so scharfsichtig, daß Ihr Euch einbildet, andre würden diese Vergleichung nicht verstehen? Und wäret Ihr wohl unverschämt genug, zu wünschen, daß andre und Euer Vater diese Bitterkeit verstehen möchten? Vetter! Seyd Ihr bey dem Vorwurfe der Ehre und der Menschenliebe taub; so seyd Ihr es gewiß auch, wenn ich Euch an die Pflichten der Religion erinnern wollte. Es fehlt nur ein einziger Schritt noch zu Euerm völligen Verderben. Ich erschrecke, so oft ich den Schluß Eures Briefs lese. War Euch die Schrift nicht heilig genug? Eure Bosheit vollkommen zu machen, mußte selbst das Gebet zu einem bittern Vorwurfe dienen. Ach, thörichter Vetter! Euer Alter sey nicht wie Eure Jugend! Wie sehr wünsche ich Euch das! Wie sehr wünsche ich, daß Ihr niemals Ursache haben möget, mit Schrecken an den Mißbrauch dieses Wunsches zu denken! Fast schäme ich mich Eurer. Verlangt nicht, mit mir zu sprechen, bis wir Briefe von unserm Vater bekommen haben, und bis ich sehe, ob ihm Eure Thorheit das Herz bricht. Das hätte ich von Euch nicht geglaubt. Der redliche Vater! Ich bin itzt zu ernsthaft, Euch zu sagen, was ich von Euerm Briefe an das Fräulein halte. Er ist ein Mischmasch von Pedanterie und Tändeley. Das Fräulein müßte wenig Geschmack und Einsicht haben, wenn er ihr erträglich seyn sollte. Ich schäme mich, das Fräulein zu sprechen. Wie sehr liebte ich Euch, Vetter, ehe ich Euch kannte, ehe ich noch wußte, zu welchem Grade der Bosheit Ihr fähig wäret! Ich mag Euch nicht sehen, durchaus nicht, bis ich Briefe vom Vater habe. Vielleicht lebt er itzt nicht mehr, da ich dieses schreibe. Ich weine! Seyd Ihr wohl verstockt genug, gleichgültig zu bleiben, da Eure Thorheit mich zu Thränen zwingt? Nehmt diesen Brief auf, wie Ihr wollt. Ich fühle es, daß ich Euch

doch

doch noch liebe. Liebte ich Euch weniger, ſo würde ich gelaßner ſchreiben. Ich war die

Euch

zärtlich liebende Schweſter.

Gnädige Tante,

Sollen denn auch Ihre Bedienten Zeugen von meiner Schande ſeyn? Viermal bin ich geſtern bey Ihnen geweſen. Sie haben verboten, niemanden vor ſich zu laſſen. Ich leſe es in den Augen aller, die im Hauſe ſind, daß ſie von meiner Uebereilung wiſſen. Gnädige Tante, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung. Ich habe einen Fehler begangen; ich ſchäme mich deſſen. Ich ſehe es ein, wie unrecht ich an meinem Vater gehandelt habe; ich glaubte es nicht. Ich hielt es für ein unſchuldiges Mittel, mein Glück zu befördern. Ich liebe meinen Vater unendlich; noch dieſen Augenblick liebe ich ihn ſo ſehr, als jemals. Es war keine Bosheit, nein, gnädige Tante; Unvorſichtigkeit, eine Thorheit war es, die von der Liebe und Jugend herkam. Verdient denn dieſe Thorheit, daß Sie mir Ihre Liebe entziehen wollen? daß Sie mich in einer Unruhe laſſen, die alle Angſt eines Miſſethäters übertrifft? Haben Sie denn noch keinen Brief von meinem Vater, von meinem beleidigten Vater? Ja! beleidigt habe ich ihn, aber aus Thorheit, nicht aus tückiſcher Bosheit. Erlauben Sie mir, zu Ihnen zu kommen. Ich bin außer mir!

Vetter,

Wie ſehr freue ich mich über Eure Unruhe! Noch ſeyd Ihr nicht ganz verloren. Ihr würdet weniger fühlen, wenn Ihr verſtockt wäret. Gebe doch der Himmel, daß Eure Reue nicht zu ſpät ſey! Der Augenblick wird es entſcheiden, da ich Briefe von unſerm Vater bekomme. Bis ich dieſe habe, kann ich Euch unmöglich ſprechen. Gebt Euch keine vergebene Mühe. Weder Euch, noch ſonſt einen Menſchen laſſe ich vor mich. Meine Bedienten wiſſen die Urſache nicht. Traut mir die Ueberlegung zu, daß ich ihnen eine Sache nicht ſagen werde, die ich vor meiner vertrauteſten Freundinn geheim halten muß. Auf den Abend erwarte ich Briefe mit der Poſt. Ihr ſollt den Augenblick Nachricht davon haben. Gott! wie ſie mich vergnügt lauten! Wie ſehr werde ich mich erfreuen, wenn meine Sorge vergebens geweſen iſt, und wenn ich keine Urſache behalte, mich zu ſchämen, daß ich Euch ſo aufrichtig geliebt habe.

Gnädige Tante,

In dieſem Augenblicke kömmt die Poſt. Laſſen Sie nach Briefen fragen, und reißen Sie mich aus einer Beängſtigung, die mir unerträglich wird. Ich zittre, wenn ich daran gedenke, daß unſer guter Vater krank oder wohl gar . . . Nein, das glaube ich nicht; das wird der Himmel nicht thun. Es war ja nur eine jugendliche Thorheit. Sollte die ſo hart beſtraft werden, als die größte Bosheit? Wie ſehr muß ich für meine Thorheit lei-

leiden, und wie groß muß die Angst eines Menschen seyn, der aus Vorsatz boshaft gewesen ist? Der Augenblick, in dem ich die Briefe von Ihnen bekomme, muß mein künftiges Schicksal entscheiden. Lebt er, ist er noch gesund; wie froh will ich dem Himmel danken! Ich will mich aller Strenge geduldig unterwerfen, die mein Vater über mich beschlossen hat. Nimmermehr will ich ihn wieder beleidigen, den rechtschaffnen Vater! Sollte er gar todt seyn; o, gnädige Tante, diese Gedanken kann ich nicht ertragen! An dem Tode des zärtlichsten Vaters Ursache seyn, Ihre Liebe verlieren, und dem Fräulein verächtlich werden, das entschuldiget die größte Verzweiflung. Mein Entschluß wird schrecklich seyn; aber es ist mir auch alsdann unerträglich, länger zu leben. Ich erwarte die Briefe mit Zittern.

Vetter,

Der Vater lebt noch. Er ist gesund. Hier ist sein Brief. Er ist geschrieben, daß Ihr ihn lesen sollt. Es wird Zeit dazu gehören, seine Liebe wieder zu gewinnen, die Ihr ganz verloren habt. Ich glaube, er würde noch heftiger seyn, wenn er vermuthen könnte, daß Ihr und ich etwas von seinen Absichten auf die Fräulein wüßten. Noch zur Zeit hält er Euch für unartig und dumm. Wüßte er so viel, als ich, so würde er Ursache haben, Euch für boshaft zu halten. Macht Euch den Fehler zu Nutze, den Ihr begangen habt. Seyd künftig klüger. Bemüht Euch, das Herz Eures Vaters wieder zu gewinnen. Es kostet Euch ein großes Opfer; aber ich

kann

kann Euch nicht helfen. Die Fräulein ist unbaß, werde sie morgen besuchen. Lebt wohl, und glaubt, d ich Euch liebe.

Frau Tochter,

Meine Reise ist, Gott Lob! glücklich gewesen. S bin am fünften dieses hier angekommen, und habe sogle meine Badekur angetreten, wobey ich mich wohl befin Im rechten Fuße habe ich seit einigen Tagen ziemlich Reißen. Es könnte wohl gar das Podagra werden. nun, nun! vielleicht lebe ich hernach noch zwanzig Jal länger, und bin desto muntrer, wenn es vorbey ist. Al aufs Hauptwerk zu kommen. Was für ein Narr ist d ferm Jungen, meinem Enkel, in den Kopf gestiege Lies einmal seinen Brief, Frau Tochter, den ich geste von ihm bekommen habe. Des Himmels Einfall hä ich mir eher versehen, als so einen albernen Streich v dem Buben. Kaum habe ich den Rücken gewandt, wird das Närrchen verliebt, und weißt du wohl, in wel In die Fräulein von L**. Ich sehe wohl, ich m dem Jungen wieder einen Informator halten, daß er die Schule geht, sonst wird er zu muthwillig. Beder nur einmal, Frau Tochter, der Limmel ist kaum neu zehn Jahre alt, und will schon eine Frau haben; und w das Lächerlichste ist, bloß aus Hochachtung für mich w er eine Frau haben, damit ich das geschwinde Vergnüg haben soll, in meinem zwey und siebenzigsten Jahre erfahren, wie meine Urenkel aussehen. Ich glaube, Fr Tochter, der Bube ist betrunken gewesen, da er an m

geschr

geschrieben hat. Wenn habe ich ihm denn gute Worte gegeben, daß er sich verheurathen soll? Meine selige Frau hat wohl ein paarmal davon gesprochen, ich habe wohl auch ein Wort davon laufen lassen, es kann seyn; aber die Fräulein von L** ist keine Sache für ihn, schlechterdings keine Sache. Das Mädchen ist gut genug, es ist wahr, sie ist gut erzogen, ein frommes christliches Mädchen, und sieht ganz reinlich aus; aber sie ist für ihn viel zu jung. Was soll sie mit so einem Laffen anfangen, der selber noch eine Kinderfrau braucht? Und wenn die Fräulein ja heurathen will, so wird ihr der Oberste schon einen feinen vernünftigen Mann aussuchen, der in seinen besten Jahren ist, und die gute junge Fräulein vollends heran ziehen kann. Ihr Vermögen ist auch, unter uns gesprochen, nicht das stärkste, und Fritze muß eine Frau mit Gelde haben, da er nichts gelernt und kein Amt hat, folglich nichts verdienen kann; denn für einen Müßiggänger ist er noch lange nicht reich genug. Aber so machen es heut zu Tage unsre junge Herrchen. Wenn sie ein Paar Dörfer voll Bauern und sieben Haare im Kinne haben, so denken sie, sie sind reich und alt genug, Papa zu werden. Hernach setzt sich der Taugenichts auf sein Gut, und wird der vornehmste Bauer im Dorfe. Zu meiner Zeit, o! da wars ganz anders. Ich war ein mäßiger Bursche von dreyzehn Jahren, als mich mein Vater seliger, der Oberstwachtmeister, mit nach Wien nahm. Da half ich Wien entsetzen, und schlug den Türken. Das gieng warm zu, Frau Tochter. Die Strapazzen, und was ich in folgenden Jahren ausgestanden habe, hätte Fritze nimmermehr ausgestanden. Ich war schon vier und zwanzig Jahre alt, als mir mein Vater eine Frau gab. Ich will Fritzen schon auch eine geben, wenn es wird Zeit seyn; aber

aber die Fräulein von L** nicht. Sage es dem Lümmel! Ich weis nicht, Frau Tochter, seit welcher Zeit hat denn, der Bengel lernen die Nativität stellen? Woher weis er denn, daß ich bey meinen hohen Jahren nicht lange mehr leben kann? Zwey und siebenzig Jahre, und die noch nicht einmal völlig, sind bey meinem gesunden und starken Körper ja kein so schrecklich hohes Alter; und meiner seligen Großmutter Bruder hat in seinem drey und siebenzigsten Jahre noch taufen lassen. Die Zeit mag Fritzen schrecklich lang werden, daß der Großvater so ein zähes Leben hat. Mit einem Worte, Fritz ist ein Narr, sag es ihm; und damit er klug werde, so habe ich mich entschlossen, daß er drey Jahre auf Reisen gehen soll. Er kann seine Sachen darnach einrichten. Sobald ich zurückkomme, soll er fort. Er soll über Wien, wo ich meine erste Kampagne gethan habe, nach Italien, und sodann weiter; und damit der Junge unterwegens keinen Schaden nimmt, so will ich ihm meinen alten Kammerdiener mitgeben. Kömmt er nach drey Jahren wieder heim, und ich habe ihn in ein feines auskömmliches Amt gebracht; so mag er sich eine Frau nehmen, ich bins zufrieden, aber die Fräulein von L** nicht. Er kann eine hübsche reiche Wittwe freyen. Es wird ihm auch gut thun, wenn er einen Thaler Geld mit kriegt. Die Zeiten sind schwer! Nun, wie gesagt, Frau Tochter, er kann sich reisefertig halten. So bald ich komme, muß er fort. Laß ihn den Brief lesen. Es wird so gut seyn, als wenn ich ihm selber geantwortet hätte. Lebe wohl, und antworte mir bald.

M. S.

Ich habe ein paar Tage vor meiner Abreise der Fräulein von L** gewisse Rechnungen zugeschickt. Ob sie solche wohl muß bekommen haben? Erinnere

sie

ſie daran. Vielleicht antwortet ſie ein Paar Zeilchen. Sie darf den Brief nur unfrankirt gleich auf die Poſt geben. Ich möchte nur wiſſen, wie Fritze auf die Fräulein gefallen wäre. Der Laffe!

Gnädige Frau Hofräthinn,

Ich befinde mich etwas leidlicher, und bitte mir nunmehr die Ehre Ihres Zuſpruchs aus. Mein Onkel hat an den Herrn Kammerrath geſchrieben; hier iſt eine Abſchrift von ſeinem Briefe. Ich bin ſehr wohl zufrieden, daß die Sache allem Anſehen nach beſſer ausſchlägt, als ich anfangs hoffen können. Dieſe Unruhe wäre alſo größtentheils überſtanden; aber ich befinde mich in einer neuen. Ich verlange ſehr, mit Ihnen zu ſprechen. Wie glücklich iſt man, wenn man eine ſo vertraute Freundinn hat, als Sie ſind, gnädige Frau! Ich mißbrauche Ihre Liebe; aber ich weis mir nicht zu helfen. Kommen Sie bald. Ich bin, u. ſ. w.

Hochwohlgebohrner Herr Kammerrath,
Hochgeehrter Herr Bruder,

Wenn Sich der Herr Bruder noch wohl befindet, ſo wird es mir lieb zu vernehmen ſeyn. Ich befinde mich, dem Himmel ſey Dank, für meine Jahre ganz wohl. Im übrigen hat die Fräulein von L**, meine liebe Baſe, mich avertirt, daß mein Hochzuehrender Herr Bruder

eine

eine christliche Absicht auf das Mädchen habe. Dessen freue ich mich nun gar sehr, und danke dem Herrn Bruder herzlich für das freundschaftliche Zutrauen zu meiner Familie, und namentlich zu dem guten Kinde. Sie ist fromm und wohl erzogen, und eine gute Wirthinn, die ihren Mann einmal in Ehren halten wird. Allermeist aber kann ich dem Herrn Bruder nicht verhalten, daß das Mädchen fast zu jung ist, in den heiligen Ehestand zu treten. Sie wird kaum noch sechzehn Jahre seyn, und das, deucht mich, ist fast zu jung, eine Wöchneriinn zu werden. Man macht die guten Dinger vor der Zeit alt, und sie kommen in das Ehestandskreuz, ehe sie recht anfangen zu leben. Wie ich denn dem Hochgeehrten Herrn Bruder nicht bergen mag, daß die Fräulein sehr schwer daran geht. Sie ist von so gutem jugement, daß sie des Herrn Bruders Verdienste vollkommen einsieht. Sie gratulirt sich gar höchlich, wie es denn auch billig ist, der Ehre, die ihr angetragen wird, und sie hat mich versichert, daß sie nichts mehr wünsche, als mit der Zeit einen Mann zu haben, der so rechtschaffen und edel gesinnt sey, als der Herr Bruder. Nicht minder sieht sie wohl ein, wie groß das Glück in Ansehung der zeitlichen Umstände sey, das ihr angetragen wird. Unbeschadet diesem allen ist sie von dem Gedanken nicht abzubringen, daß sie noch zu jung sey. Wenn aber ich es sehr ungern sehe, daß sie sich in den Kopf gesetzt hat, vor ihrem zwanzigsten Jahre nicht zu heurathen; so wäre dieses mein unvorgreiflicher Rath, man ließe das Mädchen vollends heranwachsen. Ist sie zwanzig Jahre, und der Herr Bruder bleibt auf seiner Meynung, eh dien, vielleicht giebt sichs hernach eher. Der Herr Bruder ist bey seinen Jahren noch munter und vigoureux, und wird dieser gebetenen Dilation gar wohl deferiren können.

nen. Es laufen hier keine fatalia, wie in foro. Selbst beliebigem Gutachten überlasse dieses alles, was ich hier wohlmeynend schreibe. Posito aber, der Herr Bruder fände Bedenken, seinem Suchen zu inhæriren, und glaubte, daß bey mehr zunehmenden Jahren es bequemer und seinem Alter anständiger wäre, unverheurathet zu bleiben, und den Rest seiner Tage in Ruhe zuzubringen, und das Wohl seiner lieben Kinder, die den Herrn Bruder mit vieler Aufrichtigkeit verehren, fernerweit als ein zärtlicher Vater zu besorgen, die auch denselben pflegen und warten, als es für einen guten ehrlichen Vater gehört, und rechtschaffenen Kindern allenthalben eignet und gebühret; posito also, sage ich, es vergienge dem Herrn Bruder die Lust, sich wieder zu vermählen: so wird es mir lieb seyn, wenn Er für mich und die Meinigen die gute Meynung behält, und der Fräulein hold und gewogen bleibt, wie es denn dieselbe verdient, und es weiter zu verdienen suchen wird. Der ich den Herrn Bruder göttlicher Obhut empfehle, und nach abgelegtem guten Wunsche zu einer ersprießlichen Badekur und glücklichen Wiederkunft, mit alter deutscher Treue unablässlichen beharre,

Hochwohlgebohrner Herr Kammerrath,

Meines Hochgeehrten Herrn Bruders

dienstwilliger Freund und Diener,

N.

Frau Tochter,

Sende dem Herrn Oberſten von *** inliegenden Brief unverzüglich zu. Es liegt mir daran. In acht Tagen hoffe ich, ſo Gott will, zurück zu kommen. Ich bin ſeit etlichen Tagen nicht gar zu wohl geweſen. Das Reißen in Gliedern wird immer heftiger. Die hieſigen Aerzte ſind alle der Meynung, es ſey eine fliegende Gicht. Ich hätte es doch nicht gedacht. Die beſtändige Mattigkeit iſt das, was mir am meiſten beſchwerlich fällt. Der Appetit iſt ſchlecht, und der Schlaf unruhig. Mit einem Worte, ich fühle meine Jahre. Das Alter iſt ſelbſt eine Krankheit, ſagten unſre Väter. Wie Gott will! Ich bin alle Stunden bereit. Der Himmel bringe mich nur wieder geſund zu Euch, damit ich meine Kinder vor meinem Ende noch ſegnen kann. Sage es Fritzen, er ſoll nicht auf Reiſen gehen, ich habe mich anders entſchloſſen. Wenn es geht, wie ich wünſche, ſo habe ich einen Weg vor mir, ihn glücklich zu machen. Mündlich ein mehrers. Grüße Fritzen. Der Junge wäre gut genug, wenn er nur klüger wäre. Vielleicht giebt es ſich mit den Jahren. Wie nachſehend ſind doch die Aeltern gegen die Fehler ihrer Kinder! Wenn die Fräulein noch nicht an mich geſchrieben hat, ſo kann es Anſtand haben, bis ich zurück komme. Ich werde ſie wohl bey ihrem Onkel ſprechen. Ich bin,

Liebe Frau Tochter,

Dein redlicher Vater.

N. S.

Fritze ſoll ſich zwey reiche Kleider machen laſſen, und neue Livrey für die Bedienten. Wenn ich komme, daß alles fertig iſt. Lebe wohl.

Hoch-

Hochwohlgebohrner Herr Oberster,
Hochgeehrtester Herr Bruder,

Die Schwierigkeiten, welche das Fräulein von L** gefunden hat, mich ihrer Gegenliebe zu würdigen, vermindern die Hochachtung im geringsten nicht, die ich gegen sie hege. Sie sind ihrem Alter und ihrer Einsicht so anständig, daß ich sie doppelt verehren muß. Hätte sie meinen Wunsch erfüllt, so wäre ich gewiß der glücklichste Mann geworden; ihr Glück aber würde immer noch unvollkommen gewesen seyn, da mich meine Jahre zu ernsthaft machen, ihre Liebe zu vergelten. So ungerecht bin ich nicht, daß ich mein Glück dem ihrigen vorziehen sollte. Der Herr Bruder sind ein neuer Beweis, wie unschätzbar ein vernünftiger Freund sey. Ich sehe meine Uebereilung ein, die ich begangen habe. Sie erinnern mich auf eine sehr bescheidne Art meines Alters, und der Pflicht, die ein Greis bey seinem herannahenden Ende zu beobachten hat. Ich will Ihr Vertrauen zu verdienen suchen, und mich einer Leidenschaft entschlagen, die mir bey meinen Jahren nicht mehr anständig ist. Ich verwandle die Liebe, die ich gegen das tugendhafte Fräulein hegte, in eine väterliche Zärtlichkeit. Diesen einzigen Fehler halten Sie mir zu gute, daß ich zu eifersüchtig bin, den Besitz dieses liebenswürdigen Kindes jemanden anders, als meinem Enkel, zu gönnen. Ich weis, daß er sie anbetet. Er verdiente nicht mein Sohn zu seyn, wenn er anders dächte. Es ist mir unbekannt, ob das Fräulein gütig genug ist, seine jugendlichen Fehler zu übersehen, und ob sie sich entschließen kann, einen Menschen zu lieben, der weiter keine Verdienste hat, ihrer würdig zu seyn, als diese, daß er den Werth ihrer Tugenden und ihrer vorzüglichen Eigenschaften empfin-

det. Nehmen Sie Gelegenheit, Hochgeehrtester Herr Bruder, die Neigungen des Fräuleins zu untersuchen. Das Vermögen, welches mein Enkel von seiner Mutter ererbt hat, ist gar ansehnlich. Ich werde ihn, wenn ich lebe, in noch bequemere Umstände zu setzen suchen. Ich will ihm einen anständigen Rang kaufen. Sterbe ich einmal, so fällt der gröſte Theil meines Vermögens wieder auf ihn. Aber ich will haben, daß er mir noch bey meinen Lebzeiten für meine Vorsorge danken soll. Für das danken uns die Kinder selten, was wir ihnen durch unsern Tod lassen müssen, weil wir es nicht ändern können. Diejenigen Wohlthäten genieſen wir selbst mit, die wir ihnen bey unserm Leben erweisen. Kann sich mein Enkel eine gröſsere Wohlthat wünschen, als die, um welche ich für ihn bitte? Er hält es selbst für die gröſste, ich weis es. Machen Sie ihn und zugleich mich glücklich, wertheſter Herr Bruder. Wir wollen das Vergnügen unserer Kinder befestigen, weil wir beide noch leben. Vielleicht hat uns der Himmel unsre hohen Jahre nur um deswillen so lange gefristet, daſs wir an diesem Glücke gemeinschaftlich arbeiten sollen. Ich denke, ganz ruhig an meinen Tod, wenn ich mir vorstelle, daſs ich in den Armen dieser zärtlich geliebten Enkelinn sterben soll. Lassen Sie diese mir so angenehme Vorstellung nicht vergebens seyn. Eilen Sie, meine Bitte zu erfüllen. Sie wissen nicht, wie lange Sie bey Ihren Jahren noch im Stande sind, es zu thun. Ich wenigstens fühle mein Alter alle Tage mehr. Meine Mattigkeit und andre Beschwerungen erinnern mich stündlich an den letzten wichtigen Schritt, den wir zu thun haben. Ich werde meine Rückreise beschleunigen, und mit Ungeduld den Augenblick erwarten, da ich von Ihnen erfahre, ob sich das Fräulein entschlieſsen kann, meinen Enkel glücklich zu machen, und einem redlichen

Vater,

Vater, der ſie ſo zärtlich liebt, ſeine Bitte, vielleicht ſeine letzte Bitte, zu gewähren. Der Himmel laſſe unſre Kinder geſegnet ſeyn! Das Gebet eines Vaters bleibt nie unerhört. Es wird ihnen wohlgehen, und ſie verdienen es auch. Wir wollen uns lieben, Herr Bruder, bis wir ſterben. Unſre Kinder ſollen von uns lernen, was Freundſchaft ſey, damit ſie uns auch im Grabe noch ſegnen. Dieſes ſchreibe ich mit der wahren Hochachtung eines alten Freundes, und bin,

Hochwohlgebohrner Herr Oberſter,

Meines Hochgeehrteſten Herrn Bruders

ergebenſter Diener,

* * *

N. S.

Es wird mir lieb ſeyn, wenn Sie und die Fräulein vergeſſen, daß ich die Uebereilung begangen habe, ſie auf eine andre Art zu lieben, als es itzt geſchieht. Ich würde Sie bitten, gegen keinen Menſchen etwas davon zu gedenken, wenn ich nicht wüßte, daß Sie auch ohne meine Bitte ſo gefällig wären, meine Schwachheit zu bedecken. Grüßen Sie die Fräulein in meinem Namen tauſendmal. Wie ſehr verlangt mich bey Ihnen zu ſeyn! Die guten Kinder! Es gehe ihnen ewig wohl!

Bey Vernünftigen iſt es eine der vornehmſten Re-
»geln in der Freundſchaft, daß man Niemanden
»zu ſeinem vertrauten Freunde wähle, deſſen Charakter,
»deſſen Fehler und Tugenden man nicht vorher ſorgfäl-
»tig geprüft hat. Man behält zwar ſtets die Freyheit,
»ſich von ſeinem Umgange zurückzuziehen, wenn man
»findet, daß er die Hoffnung nicht erfüllt, die man ſich
»von ſeiner Aufrichtigkeit gemacht hat; allein der Vor-
»wurf iſt dennoch bitter, und unſrer eignen Ruhe nach-
»theilig, wenn wir erfahren müſſen, daß wir zu leicht-
»gläubig, oder doch nicht vorſichtig genug geweſen
»ſind.

»Ich habe mich vielmal gewundert, wie es kom-
»men müſſe, daß man bey dem Heurathen, bey dieſer
»wichtigſten und faſt unzertrennlichen Art der Freund-
»ſchaft, ſo wenig Sorgfalt bezeigt, vernünftig zu wäh-
»len. Es wäre dieſe Vorſicht beſonders um deswillen
»ſehr nöthig, da gemeiniglich von beiden Theilen alle
»Sorgfalt angewendet wird, einander zu hintergehen,
»und ſeine Fehler zu verbergen. Unſere Vorfahren ha-
»ben in gewiſſen Handlungen drey Hauptmängel feſtge-
»ſetzt, welche den Kauf ungültig machen, wenn ſie ver-
»ſchwiegen worden ſind. Sollte der Eheſtand nicht
»wichtig genug ſeyn, daß man ihrer auch wenigſtens
»drey feſtſetzte, durch welche die Verbindlichkeit von bei-
»den Theilen aufhörte, ſo bald ſie verſchwiegen wür-
»den?

»Ich

»Ich gebe hiermit allen verheuratheten Personen, »beiderley Geschlechts, die Freyheit, und ersuche sie darum, daß eine jede drey Fehler aufsetzen möge, von welchen sie glaubt, daß sie so wichtig seyn könnten, die »Ehe zu trennen. Es wird diese Nachricht zu einem »Schlüssel so vieler unglücklichen Ehen dienen, und ich »werde Gelegenheit bekommen, aus allen Fehlern zusammen drey der wichtigsten auszusuchen, und es an seinem Orte in Vorschlag bringen, daß sie durch ein Landesgesetz für zureichend erklärt werden möchten, als »Hauptmängel alle Verbindung des Ehestandes aufzuheben. Mein Verleger soll die Aufsätze annehmen; ich »werde sie sodann mit Verschweigung der Namen und »Orte zusammendrucken lassen, und einen Vorschlag thun, »der dem gemeinen Wesen nicht anders, als vortheilhaft »seyn kann, wenn er das Glück haben sollte, die Achtung »der Obern zu verdienen.

»So viel muß ich noch erinnern, daß unverheurathete Personen kein Recht haben sollen, dergleichen Fehler in Vorschlag zu bringen. Sie haben gemeiniglich »zu viel Vorurtheile, und ich würde müssen gewärtig seyn, »viele wichtige Kleinigkeiten anzuhören.

»Da ich die Hoffnung nicht habe, daß mein patriotischer Einfall so bald zu Stande kommen, und als »ein allgemeines Gesetz eingeführt werden möchte; so »würde ich gern sehen, wenn meine Mitbürger sich wollten gefallen lassen, ihre Liebesbriefe, statt der bisherigen Seufzer und Flammen, und verstellten Schmeicheleyen, so einzurichten, daß sie ein wahres und redliches »Bekenntniß ihrer Fehler wären. Wie viel unglückliche »Ehen würden wir weniger haben, wenn dieses geschähe!

»Ich gebe hier eine Probe von einem ſo aufrichti»gen Bekenntniſſe. Die übrigen Briefe, die angedruckt »ſind, erläutern dasjenige noch weiter, was ich von die»ſer Materie oben geſagt habe. Wenn ich die Aufſätze »einmal der Welt bekannt mache, welche wegen der drey »Hauptmängel im Eheſtande bey mir einlaufen werden; »ſo will ich zugleich einen reichen Vorrath von Formu»laren für alle Stände und Arten der Liebhaber beider»ley Geſchlechts liefern, wie ſie einander von ihren Feh»lern beyzeiten Nachricht geben ſollen. Das Werk wird, »wenn ich anders die Welt kenne, ziemlich weitläuftig »ausfallen, Es ſoll auf Vorſchuß gedruckt werden, und »ich will zu mehrerer Erbauung die Nämen derjenigen »vordrucken laſſen, welche darauf pränumeriren.

»Hier ſind die verſprochenen Briefe.«

Mademoiſelle,

Ich liebe Sie mit der größten Hochachtung. Bey den Vorzügen, die Sie ſo ſchätzbar machen, und bey meiner Gemüthsart iſt nichts natürlicher, als daß ich Sie ewig zu lieben wünſche. Geben Sie mir Ihre Hand; ſo glaube ich der glücklichſte Mann auf der Welt zu ſeyn. Vielleicht wundern Sie ſich über meinen unregelmäßigen Antrag. Meine Offenherzigkeit iſt Schuld daran, und die Sache, die ich bitte, iſt mir gar zu wichtig, als daß ich in dem Romanſtyle darum bitten ſollte. Ich laſſe Ihnen acht Tage Zeit, Ihre Erklärung zu thun; länger halten Sie mich nicht auf, ich erſuche Sie mit aller der Zärtlichkeit, die ich gegen Sie empfinde. Mein Alter, meine Perſon, meine Glücksumſtände ſind Ihnen bekannt; aber vermuthlich meine Fehler nicht. Ich will ſo offenherzig ſeyn, und Ihnen dieſe ſagen.

Ich

Ich bin eigensinnig, sehr eigensinnig, Mademoiselle. Sie können die Ordnung in meinem Hausweſen einrichten, wie Sie wollen, und wie es meine Umstände leiden; aber über diese Ordnung muß unverändert gehalten werden.

Ich muß eine jede Stunde voraus wissen, wenn ich essen, schlafen, arbeiten, und mich vergnügen soll. Die Veränderung einer einzigen Stunde bringt mich auf die ganze Woche in Unordnung. Ich werde Ihnen nichts an Putz und Bequemlichkeit mangeln lassen, was Ihr Stand erfodert, und meine Einkünfte erlauben. Aber es wohnen in meiner Gasse Männer, welche noch einmal so vornehm und noch einmal so reich sind, als ich. Werden Sie das Herz haben, die Weiber derselben prächtiger ausgeputzt zu sehen, und ihren größern Aufwand zu bemerken, ohne eine gleiche Pracht und eben so viel Aufwand zu verlangen? Gewiß, Mademoiselle, ich würde es Ihnen abschlagen, und alsdann würden mich weder Bitten noch Thränen erweichen. Nur aus Liebe zu Ihnen würde ich Nein sagen. Es ist keine Thorheit kostbarer, als die Thorheit, es denen gleich zu thun, welche vornehmer und reicher sind, als wir. Wenn man sein ganzes Vermögen daran gewendet hat, um Vernünftigen zehn Jahre lächerlich zu werden; so ist man die übrige Zeit des Lebens Vernünftigen und Unvernünftigen verächtlich, wenn sie sehen, daß uns die Armuth hindert, länger thöricht zu seyn. Wenn Sie meine Frau sind, so verlange ich, daß Sie sich eben so viel Mühe geben, mir durch einen reinlichen Anzug zu gefallen, als Sie sich in den ersten Tagen unsers Ehestandes geben werden. Eine Frau, welche sich mehr für die Welt, als für ihren Mann putzt, verräth eine Sorglosigkeit, welche ihrem Manne empfindlich, und der Welt verdächtig seyn

muß. Eifersüchtig bin ich nicht; aber ich werde es gern sehen, wenn Sie Ihre Aufführung so vorsichtig einrichten, als wenn Sie den eifersüchtigsten Mann von der Welt hätten. Meine Bedienten sind gewohnt, von mir als freye Menschen und nicht als Sklaven gehalten zu werden. Es scheint mir unrecht, ihnen ihre Armuth empfinden zu lassen, da sie gemeiniglich keinen Fehler weiter haben, als diesen, daß sie nicht so reich sind, wie wir. Ich glaube nicht, daß es Ihnen schwer fallen wird, sich eben so glimpflich gegen sie zu bezeigen, da dieses das bequemste Mittel ist, die Hochachtung und Treue der Bedienten zu gewinnen. Noch unzufriedner bin ich über diejenigen Herrschaften, welche sich zu ihren Bedienten allzu vertraulich herablassen. Man giebt ihnen eine Freyheit, deren sie sich mit der Zeit gewiß mißbrauchen. Ich werde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie zu keiner Zeit vergessen, daß Ihr Aufwartmädchen niemals Ihre vertraute Freundinn ist. Bemächtigen Sie sich der Herrschaft in der Küche. Ich verlange nicht, daß Sie selbst kochen sollen; aber das verlange ich, daß das Gesinde Sie für eine vernünftige Wirthinn, und nicht für ein erwachsenes Kind hält, welches nur da sitzt, um sich füttern zu lassen. Ich habe einen sehr armen Vater, welcher ein redlicher Greis, aber kränklich, und ein wenig einfältig ist. Getrauen Sie sich wohl, ihn so zu lieben, wie Ihren eignen Vater? Ich werde es von Ihnen verlangen. Das Vermögen, welches mir der Himmel bey meiner Handlung gegeben hat, das hat er mir vermuthlich darum gegeben, um diesem redlichen Manne sein Alter erträglich zu machen. Es würde mir nahe gehen, wenn Sie anders dächten; und ich würde es nicht zulassen, gewiß nicht, Mademoiselle. Auf diesen alten redlichen Vater bin ich stolz, und meine Freunde können mir

mir niemals empfindlicher schmeicheln, als wenn sie diesem gutherzigen Alten in seiner schlechten Kleidung eben die Achtung bezeigen, die man einem angesehenen Greise von Stande schuldig ist. Wie sehr werde ich Sie lieben, Mademoiselle, wenn Sie sich gewöhnen können, diesen guten Alten zu lieben! Noch eins. Ich kann mir nicht hitzig widersprechen lassen. Ich habe nicht allemal Recht, es ist wahr; aber ich sehe es gern, wenn man mir Zeit läßt, dieses selbst einzusehen. Ich sehe es sehr bald ein, und alsdann schäme ich mich doppelt, sowohl über meine Uebereilung, als über die Nachsicht meiner Freunde, die ich gemißbraucht habe.

Sehen Sie wohl aus allen diesen Umständen, Mademoiselle, daß ich die ungewöhnliche Absicht habe, Herr im Hause zu seyn? Es ist eine sehr altväterische Mode; aber ich will sie doch beybehalten wissen. So viel kann ich Ihnen inzwischen versichern, daß, so gewiß ich Herr im Hause zu seyn verlange, so gewiß will ich auch, daß meine Frau Frau im Hause seyn soll. Diese Versicherung muß Sie beruhigen.

Was meynen Sie, Mademoiselle? Getrauen Sie sich, einen Mann zu heurathen, der alle diese Fehler hat? Glauben Sie, dem ungeachtet glücklich mit ihm zu leben? Ich bitte mir binnen acht Tagen Ihre Antwort aus. Entschließen Sie sich dazu, so bin ich der glücklichste Mensch. Können Sie sich nicht entschließen, so werden Sie mir bey einem aufrichtigen Geständnisse wenigstens nicht Schuld geben, daß ich Sie habe betrügen wollen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

R**

Hoch-

Hochzuehrende Tante,

Herr R** hat mir einen Antrag gethan, welcher eine genauere Ueberlegung wohl zu verdienen scheint. Noch bin ich unschlüßig, ob mir schon die offenherzige Art, mit welcher Herr R** sich erklärt, besonders gefällt, und viel Gutes verspricht. Ich übersende Ihnen seinen Brief, und bitte mir Ihren guten Rath, so bald als es möglich ist, aus. Die mütterliche Liebe, welche Sie bey andern Gelegenheiten gegen mich geäußert haben, läßt mich hoffen, daß Sie mir von ganzem Herzen rathen werden. Ich würde itzt meine verstorbene Mutter mehr als jemals vermissen, wenn mir nicht Ihre Wohlgewogenheit ein Recht gegeben hätte, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen. Ich habe meinen Onkel, und einige meiner Freundinnen des Wohlstandes wegen zugleich mit zu Rathe gezogen; aber auf Ihren Ausspruch, hochzuehrende Frau, werde ich es allein ankommen lassen, da mein Onkel, wenn ich es wagen darf zu sagen, ein wenig gar zu sorgsam ist, und meine Freundinnen zu leichtsinnig sind. Ich bin mit der Zärtlichkeit einer gehorsamen Tochter,

Hochzuehrende Frau,

Dero

***

Hochzuehrender Onkel,

Es ist mir, wie Sie aus inliegender Abschrift sehen werden, von dem Herrn R** ein Vorschlag zu einer Hei-

Heurath gethan worden. Da auf dieſer Wahl mein ganzes zeitliches Glück beruht; ſo ſehe ich mich genöthigt, den guten Rath eines Mannes zu ſuchen, welcher die Welt ſo wohl kennt, als Sie, und von deſſen gütiger Vorſorge ich ſo überzeugt bin, als von der Ihrigen. Sie haben als Onkel die Gewalt, mir zu befehlen; und deſto williger werde ich Ihnen bey dieſer Gelegenheit folgen, da ich Ihnen mit nichts, als mit der Bitte beſchwerlich falle, mir Ihren guten Rath zu ertheilen. Ich bitte, die Antwort zu beſchleunigen, und verharre ꝛc.

Liebe Baſe,

Du biſt ein glückliches Mädchen, daß Du die Achtung und die Zuneigung eines Mannes haſt erlangen können, welcher ſo einſehend und vernünftig iſt, als Dein Bräutigam. Wie glücklich würden unſre Ehen ſeyn, wenn es eingeführt wäre, daß junge Leute einander ihre Fehler entdeckten, anſtatt daß ſie ſich alle Mühe geben, einander durch Schmeicheleyen ſolche zu verbergen, und ſich auf beiden Seiten zu betrügen! Der Schritt, den Du itzt thuſt, iſt der wichtigſte Schritt, den ein Frauenzimmer in ihrem ganzen Leben thun kann. Und doch iſt man gemeiniglich bey keinem ſo leichtſinnig, als bey dieſem. Die Uebereilung von einer Minute iſt der Grund zu einem Mißvergnügen, das oft viele Jahre dauert, und ſich nicht eher endiget, als mit dem Tode. Alle unſre Einſicht, welche wir Frauenzimmer zu haben glauben, iſt gemeiniglich nicht hinreichend, die Verſtellung einer Mannsperſon zu überſehen, welche ſich um unſre Gegenliebe

liebe bemühe. In andern Fällen sind wir scharfsinnig genug, nur in diesem nicht, wo sich Vorurtheile, Eigennutz und andre Leidenschaften einmischen, die uns desto leichter blenden, je klüger wir uns zu seyn dünken. O wie viel hast Du gewonnen, liebe Tochter, daß Du alle Fehler Deines künftigen Mannes schon itzt besser kennst, als sie manche Frau an dem ihrigen nicht kennt, mit dem sie wohl schon viele Jahre in einer mißvergnügten Ehe gelebt hat! Alle die Fehler, die Herr R** von sich selbst sagt, sind Tugenden, weil er sie gesteht; und sein Eigensinn, wenn es anders ein Eigensinn ist, verspricht einer vernünftigen Frau ein wahres Glück und ein dauerhaftes Vergnügen. Kannst Du Dir wohl mehr wünschen, als einen Mann, der um deswillen Herr im Hause seyn will, damit er Dir bey Freunden und Bedienten das Ansehen der Frau vom Hause behaupten kann? Wie unvernünftig handeln unsre Weiber, welche die Größe ihres Ansehens auf die Verachtung ihrer Männer bauen wollen! Der Vorwurf fällt allemal auf sie zurück, daß sie bey dem Verstande, mit dem sie sich brüsten, keine klügere Wahl getroffen, und einen Mann genommen haben, dessen sie sich schämen müssen. Die Entschuldigung, daß sie der Eigennutz dazu gebracht hat, gilt hier nichts, oder es müßte möglich seyn, daß man einer thörichten Fehler mit einer noch größern Thorheit entschuldigen könnte. Laß Dich das nicht abschrecken, daß er Dir so deutsch heraus sagt, wie weit er Dir den Aufwand und Staat zulassen will. Wäre er weniger billig, und hätte er nicht Willens, als ein ehrlicher Mann zu sterben; so würde er diese Vorsicht nicht brauchen. Er hat Recht. Es ist keine Thorheit abgeschmackter, als wenn man sich durch einen übermäßigen Aufwand denjenigen gleichsetzen will, welche ihr Stand über uns erhebt. Vornehmern werden

den wir lächerlich; denen, die uns gleich sind, verächtlich; nicht einmal den Pöbel blenden wir. Verlohnt es sich wohl der Mühe, sein Vermögen zu verschwenden, um den Namen einer Närrinn zu erkaufen? Es ist dieses ein Fehler, den Weiber von demjenigen Stande, in welchen Du treten sollst, sich immer vorwerfen lassen müssen, und immer mit Grunde. Nimm ihn, liebe Tochter, gieb ihm Dein Wort, so bald Du kannst. Das ist mein Rath. Bloß um deswillen verdient er Deine ganze Hochachtung und Zärtlichkeit, daß er Muth genug hat, vor den Augen der ganzen Stadt mit seinem alten guten Vater so groß zu thun, dessen geringen Herkommens sich vielleicht ein andrer schämen würde, der nicht so vernünftig wäre, als Dein Liebhaber. Wie gewiß kannst Du seyn, daß er Dich auch im Alter noch zärtlich lieben wird, da er mitten unter den Schmeicheleyen, die er Dir als Liebhaber sagt, mit einem so edlen Trotze Deine Hochachtung für seinen Vater von Dir verlangt. Was für Liebe und Ehrfurcht kann sich Dein Bräutigam künftig von seinen Söhnen versprechen, da er selbst ein so tugendhafter Sohn ist! Mit einem Worte, Du bist glücklich. Gieb ihm Deine Hand. Dein Verstand und Deine gute Aufführung verdienen dieses Glück. Lebe wohl mit ihm! Mädchen, ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Lebe ewig wohl! Ich liebe Dich als Mutter.

Hochzuehrende Tante,

Von einer so liebenswürdigen Freundinn konnte ich mir nichts anders, als einen so aufrichtigen Rath und die

die zärtlichsten Wünsche versprechen. Ich habe dem Herrn R** geantwortet. Er wird, wie ich hoffe, mit meiner Erklärung, die er vom neuen ziemlich treuherzig gefodert hat, zufrieden seyn. Werde ich bey meiner Ehe glücklich, so werde ich es durch Sie, hochzuehrende Frau, Ich sende Ihnen meine Antwort, und zugleich einige Briefe von meinem Onkel und einigen Freundinnen mit, die ich mir zurück ausbitte. Sie lieben mich alle, ich weis es; aber wie sehr unterscheidet sich diese theils eigennützige, theils flatterhafte Liebe von der mütterlichen Zärtlichkeit, die Sie, wertheste Tante, gegen mich bezeigen. Ich küsse Ihnen dafür die Hände; der Himmel lasse mir sie noch viele Jahre küssen! Wie glücklich werde ich seyn, wenn ich der Vorsorge einer so gütigen Mutter beständig versichert seyn kann! Auf künftigen Sonnabend werde ich Sie besuchen. Vielleicht begleitet mich Herr R** zu Ihnen. Er muß Sie kennen lernen. So viel er sich auf seinen alten-Vater zu gute thut, so stolz bin ich auf meine liebe Tante. Ich bin mit der kindlichsten Hochachtung,

Hochzuehrende Frau,

Dero

u. s. w.

Liebe Base,

Der Antrag ist vortheilhaft, nimm ihn immer an. Ich habe mich nach seinen Umständen erkundigt. Er steht gut. Wenigstens funfzigtausend Thaler hat er im Vermögen, und ist ein guter Wirth. Wenn er nur noch

Pferde

Pferde und Wagen abschaffte. Er könnte alle Jahre dreyhundert Thaler ersparen, thut an Kapital à fünf Procent sechstausend Thaler. Denke einmal an, Base, was das sagen will, und zwar bey einer Handlung, wie die seinige, wo er das Kapital wenigstens auf zwanzig Procent nutzen kann. Sieh, wie weit Du es bringst. Mannichmal kann eine Frau viel sagen, wenn sie es recht anfängt. Auf seine Bedienten wendet er auch zu viel; die Leute leben wie die kleinen Herren. Viel Arbeit und mäßig Futter macht gute Leute, sagte mein seliger Vater immer. Nun er mag das halten, wie er will; es geht mich nichts an, und was mich nicht brennt, lösche ich nicht. Wie gesagt, nimm den Mann! Aber das sage ich Dir, fange es klug an; es wird Dein Schade nicht seyn. Eine gute Ehestiftung ist das Hauptwerk. Schmiede das Eisen, weil es warm ist. Itzt thut er alles, was Du verlangst. Wenn er Dich einmal hat, hernach mußt Du nach seiner Pfeife tanzen. Du wirst mich wohl verstehen. Ich will Dir meinen Advokaten schicken, der weis, wo die Zäume hängen. Du bringst ihm siebentausend Thaler mit. Laß Du Dir dreyßigtausend Thaler dagegen vermachen. Stirbt er ohne Kinder, . . . was meynst Du wohl, ob das geschehen wird? Nun, albernes Mädchen, darüber mußt Du nicht roth werden; wie gesagt, stirbt er ohne Kinder, so muß das ganze Vermögen an Dich fallen, schlechterdings an Dich, dafür sorge ja, denn Du bist seine Frau. Was gehn Dich seine armen Freunde an? Der alte Vater wird doch auch nicht ewig leben, und Du kannst hernach noch allemal thun, was Du willst. Es ist besser, seine Freunde sehen Dir in die Hände, als Du ihnen. Die Zeiten werden immer schlimmer, sieh Dich ja wohl vor, Steuern und Gefällen steigen. Der Einnahme wird immer weni-

ger; und was soll hernach eine arme Wittwe anfangen, wenn ihr der Mann gestorben ist? Die Freunde sind alsdann immer die schlimmsten. Wie gesagt, heurathe ihn in Gottes Namen; es ist eine gute Partie. Mein Advokat soll Dir noch mehr sagen. Ich muß auf die Börse gehn. Lebe wohl!

N. S.

Die dreyßigtausend Thaler laß Dir in feinsilbrigen Zweydritteln verschreiben. Je später Dein Mann stirbt, desto mehr thun sie hernach; denn das Agio steigt, Gott Lob! alle Tage.

Schwesterchen,

Bist Du toll? Du wirst doch den eigensinnigen Mann nicht heurathen wollen? Das wird einmal ein zärtlicher Ehemann seyn, der schon als Liebhaber so deutsch von der Leber weg spricht, ehe er noch weis, ob Du ihn haben willst. Das stünde mir an, daß ich mir auf eine so gebieterische Art sollte Lebensregeln vorpredigen lassen. Es wundert mich, daß Dein zärtlicher Tyrann nicht gleich das Maaß mitgeschickt hat, wie weit Dein Reifenrock seyn soll, wenn Du das Glück hast, seine unterthänig gehorsamste Frau zu werden. Alles von der Welt lasse ich mir gefallen. Aber das mag sich mein künftiger Mann ja nicht unterstehen, daß er mir vorschreiben will, was ich für Kleider tragen soll. Dafür ist er mein Mann, und nicht mein Schneider. Hat er das Herz nicht, eine Frau zu ernähren, welche so viel braucht, als ich, so mag er mich nicht nehmen; oder, wenn er mich doch nimmt, so soll er sehen, wie ich ihm den Kopf will zurechte

zurechte setzen. Was hilft uns denn unser Eingebrachtes? Geben wir das um deswillen hin, daß wir die hohe Ehre haben, Frau zu werden? Sachte, vielkühner Ritter! Heut zu Tage spielt man die Romane anders! Ein Mädchen, das dem Manne tausend Thaler zubringt, hat das Recht, ihm alle Jahre tausend zu vertun. Dafür hat er auch eine Frau, die ihm Ehre macht. Soll ich mich um deswillen nicht so prächtig halten, als meine Nachbarinn; damit mein Mann ehrlich bleibe? Wo kömmt denn diese neue Weisheit her? Laß es seyn, Schwesterchen, daß der Mann zum Teufel geht und bankrot macht; was schadet das der Frau? Und wenn alle Gläubiger betrogen werden, so gewinnt doch die Frau, oder sie muß es sehr dumm anfangen. Aber Dein Mann verliert ja seinen ehrlichen Namen dabey? Aber warum denn? Bey uns wohl nicht, Schwesterchen. Es ist niemand ehrlicher, als ein muthwillig bankroter Kaufmann, und niemand glücklicher, als seine Frau, die ihn dazu gebracht hat. Wie altväterisch bist Du! Mit einem Worte, Dein Liebhaber mag seyn, wie er will, für mich wäre er nicht. So lange ich noch nach meinem Kopfe leben kann, so lange mag ich noch nicht ins Zuchthaus. Thue, was Du willst, mit meinem Willen sollst Du den alten Jesus Sirach nicht heurathen. Deswegen wollen wir nicht sitzen bleiben; ich gebe Dir mein Wort. Für unser Geld können wir uns einen Mann kaufen, wie wir ihn haben wollen, einen feinen geduldigen und gehorsamen Mann: das lasse ich eher gelten. Lebe wohl und übereile Dich nicht. Ich bin Deine aufrichtige Freundinn ꝛc.

Jungfer Muhme,

Ihr Herzensbändiger scheint ein allerliebster Pedant zu seyn. Was muß er mit seiner Ordnung sagen wollen, die er so einförmig gehalten wissen will, daß ihm nicht eine Viertelstunde verrückt wird? Der hätte sollen einen guten Schulrektor in einem kleinen Städtchen abgeben, wo die Knaben von früh um sechs Uhr an, bis auf den Abend um zehn Uhr, nach dem Takte der Ruthe sich anziehen, lernen, essen, trinken und schlafen müssen, und das heute wie gestern, und morgen wie heute. Unmöglich ist es Ihr Ernst, daß Sie diesen schematischen Mann heurathen wollen. Verzeihen Sie mir diesen Ausdruck; mein Bruder nennte ihn so, und lachte erschrecklich dazu. Es muß wohl ein artiges Wort seyn; denn mein Bruder ist witzig, wie der Henker! Wie gesagt, Ihr Ernst kann es unmöglich seyn, oder Sie sollten mich sehr dauern. Bedenken Sie einmal, was soll das für eine Zucht werden? Einen Tag, wie den andern, beständig ordentlich, das ist ja gar unerträglich! Soll ich Ihnen einmal wahrsagen? Wollen Sie wissen, wie es gehen wird? Hier haben Sie Ihren Lebenslauf.

Früh um sechs Uhr steht die junge Frau auf, nachdem sie dreymal gegähnt, und zweymal die Augen gewischt hat. Sie zieht sich an, und zwar gleich reinlich und sorgfältig, damit sie das seltne Glück hat, ihrem theuern Gemahle zu gefallen. Es wundert mich, liebe Jungfer Muhme, daß Ihnen Ihr Liebhaber nicht auch vorgeschrieben hat, wie lang der Morgensegen seyn soll. Wie leicht könnten Sie länger beten, als er es ausgerechnet hat, daß Sie beten sollten! Weiter!

Um sieben Uhr wird Thee oder Kaffee getrunken, drey, höchstens vier Tassen, mehr nicht, junge Frau, bey Leibe

Leibe nicht mehr, daß ja die Wirthſchaft nicht in Unordnung geräth. Mit dem Schlage achte muß auch das Frühſtück verzehrt, und alles wieder abgeräumt und an ſeinen Ort geſetzt ſeyn.

Um acht Uhr geht der Mann auf die Schreibeſtube. Er küßt Sie zum Abſchiede, und geht! Sehen Sie nun, Jungfer Muhme, darauf können Sie alſo ſichre Rechnung machen, daß, wenn er Sie den erſten Tag früh um acht Uhr geküßt hat, ſo küßt er Sie das ganze Jahr lang früh um acht Uhr. Beträgt in einem Jahre, richtig gerechnet, dreyhundert und fünf und ſechzig Küſſe zum Frühſtücke, und wenn wir ein Schaltjahr haben, noch einen Kuß mehr.

Von acht bis zwölf Uhr haben Sie Zeit, Ihre Wirthſchaft zu beſorgen, und wie Ihr zukünftiger Eheherr ſehr tiefſinnig ſich ausdrückt, ſich der Herrſchaft in der Küche zu bemächtigen.

Um zwölf Uhr kömmt er heim. Sorgen Sie ja, daß Sie fein nach Rauche riechen, und Rus am Arme haben, damit er die gute Wirthinn ſieht. Aber vor allen Dingen ſorgen Sie, daß das Eſſen mit dem zwölften Schlage auf dem Tiſche ſteht.

Bis um zwey Uhr wird gegeſſen, und wie ich hoffen will, nichts gethan, als Kaffee getrunken.

Um zwey Uhr geht er wieder an ſeine Arbeit, und Sie gehn ins Bette. Denn ſo ein Barbar wird er doch nicht ſeyn, daß er Ihnen dieſes verwehren wollte. Schlafen koſtet ja kein Geld, und wenn Sie ſchlafen, ſo widerſprechen Sie auch nicht; zween Hauptpunkte, die Ihr Sittenprediger ſehr einzuſchärfen ſucht! Bis um ſieben Uhr alſo thun Sie, was Ihnen gefällt, und dieſes werden wohl die einzigen Stunden ſeyn, wo Sie im Stande der natürlichen Freyheit leben, wie mein Bruder zu ſagen pflegt.

Um sieben Uhr erscheint der Herr vom Hause wieder, und versichert die Frau vom Hause seiner Gunst und geneigten Willens zuvorn.

Um acht Uhr kömmt das Abendessen unverzüglich.

Um neun Uhr, denn so lange, und länger nicht, darf man bey Tische sitzen, wird die Tafel aufgehoben, vielleicht gebetet; und sodann erhebt sich der Herr mit seiner huldreichen jungen Frau zum Kamine, eine Pfeife Tabak zu rauchen und sie zu examiniren, wie sie heute ihre Stunden eingetheilt hat.

Es schlägt zehn Uhr. Geschwind die Pfeife ausgeklopft, ausgezogen, zu Bette gegangen, und hernach — — was weis ich! Vermuthlich alles nach Stunden und Minuten, damit wir ja nicht in Unordnung kommen.

Früh um sechs Uhr wieder aufgestanden, und sodann ut supra, spricht mein Bruder.

Nun, liebe Jungfer Muhme, wie gefällt Ihnen der Lebenslauf? So ordentlich geht die Sonne nicht auf und unter. Muß so ein Ehestand nicht schön seyn? Aber das rathe ich Ihnen, wenn Sie einmal in die Wochen kommen sollten, daß Sie sich ja an die Stunde binden, die er Ihnen setzt; sonst bringen Sie ihn um alle seine Ordnung.

Im Ernste, Ihr Liebhaber ist unerträglich. Wenn Sie es gut mit sich selbst meynen, so flechten Sie ihm ein niedliches Körbchen, und schicken Sie ihn heim. Das verdient der Eigensinn. Ich verharre

Ihre Dienerinn,

ꝛc. ꝛc.

Liebe

Liebe Schweſter,

s muß ich geſtehen! So offenherzig habe ich noch
1 Liebhaber geſehen! Eine ganz neue Mode, ſein
k zu machen, wenn man ſeine Fehler beichtet! Das
der Himmel nicht, daß das Ding unter uns Mäd-
Mode werde! Was meynſt Du wohl, Schweſter,
ch zu meinem Amadis ſagen ſoll? Soll ich etwan
ben: „Ich habe die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich
Mädchen bin, welches einen Mann haben möchte,
wenn er auch noch dümmer wäre, als Sie, tapfrer
adis! Ich gebe Ihnen meine Hand, um mich dem
fräulichen Zwange zu entreißen, und als Frau thun
önnen, was ich will. Ich habe den Fehler, daß
keine Mannsperſon haſſe, ob ich gleich nur einen
einmal heurathe. Ich kann nicht leiden, daß Sie
widerſprechen, denn Sie ſind der Mann, und ich
ein ſchwaches Werkzeug. Ich werde Ihnen nicht
r verthun, als ich brauche; aber ich brauche ſehr
, um andern Weibern nichts nachzugeben. Ich
de alle Tage in Geſellſchaft gehen, damit mir Ihre
ändige Gegenwart nicht zur Laſt wird. Sorgen Sie
Geld zum Spielen, damit Sie Ehre von mir ha-
. Wenn ich erſt ſpät in der Nacht nach Hauſe
me, ſo ſchlafen Sie nur ruhig. Ich bin mündig,
kann mir ſelbſt rathen. Für die Wirthſchaft wer-
Sie ſorgen, denn Sie ſind Herr vom Hauſe. Ich
e Sie geheurathet, um eine Frau zu ſeyn, und
, mein Herr, haben die Ehre, daß Sie mein
nn ſind, um mich zu ernähren; wie Sie das mög-
machen, das iſt meine Sorge nicht. Dieſes ſind
ne Fehler, zärtlicher Amadis; beſinnen Sie ſich,
Sie dem ungeachtet ſich getrauen, mit mir glücklich

»zu leben.« Wie gefällt dir das, Schwester? Sollte ich so treuherzig seyn? Ich weis wohl, wie ich bin: was braucht es mein Liebhaber zu wissen? Er wird es zeitig genug erfahren, wenn er mich am Halse hat. Du denkst vielleicht, Schwester, was für ein glückliches Mädchen Du bist, daß Du so einen treuherzigen Beichtsohn zum Freyer hast. Glaub es nur nicht. Das sind die schlimmsten, die sich so aufrichtig stellen. Wage es einmal, wenn er Dein Mann ist, und wirf ihm seine Fehler vor! »Habe ich Dir es nicht gesagt,« wird er sprechen, »daß ich diesen Fehler habe? Warum hast Du »mich genommen?« Aber das ist das Schlimmste noch nicht. Hat Dein Mann das Herz, so viel Fehler von sich selbst zu sagen: wie wird er Dir die Ohren reiben, wenn er Deine Fehler kennen lernt! Das wäre mir unerträglich. Wenn ich schon Frau bin, und Kinder ziehe, soll ich da noch erst mich selbst ziehen und hofmeistern lassen? Nein, Herr Mann, das lasse er bleiben, oder es läuft nicht gut ab!

Mit einem Worte, Schwester, überlege, was Du thust, und mache Dich nicht ohne Noth unglücklich. Lebe wohl!

Liebe Jungfer Gevatterinn,

Ich weis nicht, was ich Ihnen rathen soll. So viel ist gewiß, ich möchte lieber des Herrn N** Vater oder Bedienter seyn, als seine Frau. Er verlangt von Ihnen gar zu viel, gewiß gar zu viel. Mein seliger Mann, tröste ihn Gott! hätte mir so kommen sollen, wie Ihnen

nen Ihr Liebhaber begegnet; mit Füßen hätte ich ihn getreten, den Hund! Es kann unmöglich ein gutes Ende nehmen, da er schon so früh anfängt, die Klauen sehen zu lassen. Das wolle der Himmel nicht, was soll daraus werden! Wir armen Weiber! Wir haben die ganze Wirthschaft und die Kinder auf dem Halse, wenn unsre Männer aus dem Hause gehen und vornehmen, was sie wollen. Sollen wir nicht zu Hause unsern Willen haben, da wir ohnedem halbe Sklavinnen sind? Ueberlegen Sie es wohl, Jungfer Gevatterinn; bey Ihren Jahren und bey Ihrem Gelde können Sie allemal wählen, wie Sie wollen. Der junge Herr P** wird außer sich seyn, wenn er es erfährt. Sie können es nicht verantworten, daß Sie dem armen P** beständig so spröde begegnet haben. Verstand hat er freylich nicht, aber desto besser für seine künftige Frau. Hat er doch Geld, und wenn der Vater stirbt, will er Baron werden, und den Pfefferkram aufgeben. Denken Sie einmal! Frau Baroneſſinn! Gnädige Frau Baroneſſinn! Wie das klingt! Und wenn Sie den Herrn R*** heurathen, so heißt es Frau R*** schlechtweg, und wenn es hoch kömmt, so kömmt eine Frau Commerzienräthinn heraus. Wie gesagt, übereilen Sie sich nicht. Es wäre ewig Schade um Sie. Ich bin ꝛc.

N. S.

Wissen Sie denn auch, daß Ihr Herr R** schon vierzig Jahre alt ist?

Mademoiselle,

Ich habe neulich vergessen, Ihnen noch einen Fehler von mir zu sagen. Es ist dieser, daß ich sehr ungeduldig liebe, wenn ich liebe; und daß ich sehr unruhig bin, wenn ich in vierzehn Tagen die Erklärung noch nicht erhalten kann, die ich mir binnen acht Tagen ausgebeten. Haben Sie die Güte, melden Sie mir Ihre Entschließung. Auf der Welt wünsche ich mir nichts so sehr, als Ihre Gegenliebe. Ich werde vielleicht untröstbar seyn, wenn Sie mir eine abschlägliche Antwort geben; aber ich schätze Sie zu hoch, als daß ich Ihnen den geringsten Zwang anthun sollte. Erklären Sie sich frey. Bin ich unglücklich genug, Sie nicht zur Frau zu bekommen; so lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, daß Sie mich für Ihren Freund annehmen wollen. Ich wünsche das ewig seyn, und mich aufrichtig freuen, wenn Ihnen allezeit so wohl geht, als es Ihre Tugend verdient. Ich bin

Der Ihrige,
R**

Mein Herr,

Vielleicht würde ich Ihnen geschwinder geantwortet haben, wenn ich nicht so viel Hochachtung für Sie hätte. Ich habe Zeit gebraucht, um zu überlegen, ob ich das Zutrauen verdiene, welches Sie gegen mich äußern. Der Rath meiner nächsten Anverwandten

schien

ſchien mir in einer ſo wichtigen Sache nöthig zu ſeyn. Eine unvorſichtige Entſchließung würde vielleicht der erſte Fehler geweſen ſeyn, den Sie an mir billig zu tadeln gefunden hätten. Diejenigen von meinen Freunden, auf deren Einſicht ich mich verlaſſen kann, verſichern mir ſo viel Gutes von Ihnen, mein Herr, daß ich mich nicht länger bedenken darf, Ihnen meine Hand anzubieten. Ich thue es mit der Empfindung einer Perſon, welche wünſcht, durch Ihre Liebe glücklich und Ihrer Zuneigung immer würdiger zu werden. Ich bin ꝛc.

Ich hoffe, ich will mich mit der Erfahrung schützen, »wenn ich behaupte, daß viele aus Neigung lie»ben, aber aus Eigennutz heurathen. Wenigstens ha»ben diejenigen kein Recht, mir zu widersprechen, welche »sich mit einem Frauenzimmer verbinden, die, nach dem »ordentlichen Laufe der Natur, ihre Großmutter seyn »könnte. Diese Liebhaber der Alterthümer gewinnen »in der That sehr viel, wenn man ihnen Schuld giebt, »daß ihre Verbindungen aus Eigennutz geschehen. »Wäre dieses nicht, so würde man sie gar für närrisch »halten; und ich glaube, nach der Art, wie die heutige »Welt denkt, ist es immer rühmlicher, eigennützig, als »närrisch zu seyn. Ich bin also nicht wider diese Art »der Ehen. Dieses scheint mir unleidlich zu seyn, daß »man dergleichen Frauenzimmer, welche ohnedem ihr »Alter abergläubisch macht, so viel von Liebe und zärt»lichen Empfindungen vorschwatzt. Es ist unbillig, ihre »Leichtgläubigkeit zu mißbrauchen. Ich will ein For»mular geben, wie man in dergleichen Fällen seufzen »müsse. Ein jeder, der es braucht, wird es nach seinen »Umständen zu verändern wissen. In der Hauptsache »werden wir immer einig seyn, wenn wir anders auf»richtig seyn wollen.«

Ma-

Madame,

Da ich nur fünf und zwanzig Jahre alt bin, und Sie geſtern in Ihr ſieben und funfzigſtes getreten ſind; ſo wird mich die ganze Welt für einen Narren halten, wenn man erfährt, daß ich mich habe überwinden können, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie liebe, und Sie um Ihre Gegenliebe bitte. Wäre ich einer von den jungen leichtſinnigen Menſchen, welche auf weiter nichts ſehen, als auf die Jahre und auf ein friſches blühendes Geſicht, ſo würde ich mir ſelbſt dieſen Vorwurf der Thorheit machen. Aber, nein, Madame, meine Liebe iſt gründlicher und ernſthafter. Außer dem, daß Sie, ungeachtet Ihrer Jahre, noch immer das muntre und friſche Weſen beybehalten, das Sie in vorigen Zeiten ſchön und reizend gemacht haben mag; ſo beſitzen Sie gewiſſe Vorzüge, Madame, die Ihren Werth unendlich erhöhen. Jedes Jahr, das Sie zu alt ſind, können Sie mit tauſend Thalern abkaufen; und Sie kommen mir bey dieſer Rechnung kaum als ein Mädchen von ſechzehn Jahren vor. Ich ſchwöre Ihnen alſo bey Ihrem Gelde, und allem, was mir ehrwürdig iſt, daß ich Sie und Ihre Vorzüge aufs heftigſte liebe. Entſchließen Sie ſich, die Meinige zu ſeyn. Ich glaube, Sie werden bey Ihren Umſtänden mehr nicht von mir verlangen, als Ehrfurcht und Geduld. Dieſe verſpreche ich Ihnen. Da Sie ſo vernünftig ſind, Madame, ſo traue ich Ihnen zu, daß Sie meine Geduld nicht mißbrauchen, und zum längſten in ſechs Jahren Anſtalt machen werden, mich in die Umſtände zu ſetzen, daß ich den ſchmerzlichen Verluſt einer ſo ehrwürdigen Frau als ein betrübter Wittwer zween Monate lang beweinen, und ſodann durch Hülfe Ihres Geldes mir ein junges Mädchen wählen kann, in deren

An-

Armen ich dasjenige empfinde, was ich itzt nicht fühle, und welche mich vergessen läßt, daß ich mir die Gewalt angethan habe, zu seyn,

Madame,

der Ihrige.

»Ich habe mich schon oben erklärt, in wie weit ich »es entschuldige, wenn junge Mannspersonen alte Weiber heurathen. Lächerlich sind sie mir immer, das kann »ich nicht läugnen. Sind sie aber nur mit ihrem gu»ten Vortheile lächerlich, und machen Sie nur Anstalt, »daß ihre bejahrten Schönen sich zu rechter Zeit abfüh»ren; so werden sie etwas haben, womit sie sich über »die Spöttereyen der Welt trösten können. Sie kom»men mir wie diejenigen vor, die vor dem alten Bilde »seiner Heiligen knien, das schon ihr Großvater angebe»tet hat. Werden sie erhört, so ist es schon genug; nur »darf diese Andacht nicht zu lange dauern. Oft fehlen »wir in unsrer Hoffnung, und alsdann ist das Unglück »nicht zu übersehen. Ich habe einen Freund, welchen »seine Schulden nöthigten, auf diese verzweifelte Art »zärtlich zu thun. Er hat sein Unglück zwanzig Jahre »mit ziemlicher Gelassenheit ertragen. Schon dreymal »hat er alles eingekauft, was zur Trauer eines Wittwers »gehört, und dreymal hat sich seine fünf und siebenzig»jährige Phyllis entschlossen, wieder gesund zu werden, »und vom neuen aufzuleben. Er hat mich gebeten, nach»stehenden Brief bekannt zu machen, damit er sich bey »denen entschuldige, welche ihm die ungleiche Heurath

»mit

»mit einer fünf und funfzigjährigen Wittwe ehedem als »seine Thorheit haben auslegen wollen.

»Er wünscht, daß sich andre an seinem Exempel »spiegeln, und sich auf die Sorgfalt der Aerzte nicht zu »sehr verlassen mögen, welche nicht allemal im Stande »sind, einen Körper zu tödten, bey dem die Liebe alle »heilsame Arzneyen entkräftet. Hier ist der Brief, wel»cher der Grund zu seinem Unglücke war. Kann man »wohl so unempfindlich seyn, und solchen Reizungen wi»derstehen?«

Mein Herr,

Ich weis in der That nicht mit Gewißheit zu sagen, wie alt ich eigentlich bin. Nach meinem Taufscheine bin ich etliche und funfzig Jahre. Ich kann mir aber nicht anders einbilden, als daß sich der Küster verschrieben haben muß: denn nach meinen Kräften, nach der Begierde, die Welt zu genießen, und nach dem Verlangen, Ihnen, mein Herr, zu gefallen, nach allen diesen Umständen zu urtheilen, bin ich unmöglich älter, als dreyßig, höchstens sechs und dreyßig Jahre. Ich bin auf dem letzten Balle ungemein mit Ihnen zufrieden gewesen. Sie haben bey Ihren zwanzig Jahren etwas so gesetztes und männliches, welches alle meine Aufmerksamkeit verdienet. Die andern jungen Herren flatterten um die Mädchen herum, die weder zum Lieben noch zum Tändeln alt genug, und viel zu jung sind, vernünftig mit sich reden zu lassen. Ich werde es ewig nicht vergessen, mit welcher Achtung Sie mir den ganzen Abend hindurch begegneten. Ich war die erste, die Sie zum

Tan-

Tanze aufforderten, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Sie versichre, daß ich bey aller Ihrer Bescheidenheit die lose Sprache Ihrer Augen verstanden, und Ihr ganzes Herz gesehen habe, als Sie mir die Hand zum erstenmale küßten. Fast sind Sie noch ein wenig zu furchtsam. Ich will Ihrer Schüchternheit auf dem halben Wege entgegenkommen. Ich will Ihnen sagen, daß ich Sie liebe. Urtheilen Sie, wie jung mein Herz seyn muß, da es mit dem Ihrigen einerley fühlt. Wie glücklich werde ich seyn, wenn ich bey einer genauern Verbindung mit Ihnen mich wegen derjenigen Jahre schadlos halten kann, in denen ich an der Seite eines abgelebten närrischen Mannes ganz trostlos seufzen müssen. Meine Aeltern zwangen mich, ihn zu heurathen, weil er Vermögen hatte; ich könnte ihn aber, aller Bemühungen ungeachtet, dahin nicht bringen, daß er seines Lebens überdrüßig geworden wäre. Dreyßig Jahre, können Sie es wohl glauben? dreyßig Jahre lebte er noch, und nur mir zum Trotze ist er nicht eher, als vor fünf Jahren, gestorben. Ich bin ganz frey, und besitze, außer einem zärtlichen Herzen, Geld genug, Sie glücklich zu machen. Wollen Sie meine Hand annehmen? Hier ist sie. Es kömmt auf Sie an, wie viel Sie verlangen, sich einen Rang zu kaufen, und eine anständige Equipage anzuschaffen. Mit wem ich mein Herz theile, mit dem theile ich auch mein Vermögen. Mit der Zeit soll beides ganz Ihre seyn. Wären Sie weniger blöde, so würde ich mehr behutsam seyn, Ihnen meine Empfindungen zu entdecken. Ihre Liebe ist mir unschätzbar; wie groß wird das Vergnügen noch alsdann seyn, wenn künftig einmal, der Himmel gebe, so spät, als möglich, die Zeiten kommen,

die uns bey einem herannahenden Alter nöthigen, unsere Liebe in eine ernsthafte Freundschaft zu verwandeln! Ich brenne für Verlangen, Ihre Entschließung aus Ihrem Munde zu hören. Ich werde auf den Abend zu Hause seyn. Wie jugendlich schlägt mein Herz, da ich dieses schreibe! Ich zittere, aber nur für Vergnügen zittere ich. Wie entzückend wird der Augenblick seyn . . . Mein, mein Herr, mehr kann ich nicht sagen. Beynahe vergesse ich, daß ich ein Frauenzimmer bin. Mit einem Worte, ich liebe Sie. Pressen Sie mir kein offenherziger Bekenntniß ab. Ich liebe Sie, und bin ganz

die Ihrige.

Die Menſchen ſind ſo ſinnreich, daß ſie vielmal ihren gröſten Thorheiten einen frommen Anſtrich zu geben wiſſen. Bis auf die übereilten Ehen erſtreckt ſich dieſe Art der Andacht. Viele heurathen, ohne zu überlegen, ob ſie im Stande ſind, den unentbehrlichen Aufwand zu beſtreiten, welchen eine Wirthſchaft erfordert. Sie ſehen die Noth voraus, in die ſie ſich und die Ihrigen ſtürzen; ſie könnten aber der Liebe nicht widerſtehen. Und weil ſie in andern Handlungen vernünftig genug ſind, nichts unbeſonnenes zu unternehmen; ſo ſuchen ſie ſich zu bereden, daß diejenige Thorheit, zu welcher ſie ſich itzt anſchicken, eine Art von guten Werken ſey, wo ſie ihr chriſtliches Vertrauen auf die göttliche Vorſorge an den Tag legen, und den Himmel, ſo zu ſagen, bey ſeinem Verſprechen feſthalten wollen, damit er Anſtalt mache, ſie zu ernähren. Sie beten, und beten vielleicht andächtig: aber auch eine Thorheit, die man mit Gebet anfängt, bleibt dennoch eine Thorheit, und zieht oft die unglücklichſten Folgen nach ſich, welche in dem gegenwärtigen Falle deſto empfindlicher ſind, je weniger wir uns vorwerfen wollen, daß die Schuld unſer ſey. Wir wollen den Himmel zur Verantwortung ziehen. Wie leicht wird uns das Herz, wenn wir jemanden finden, dem wir unſre Uebereilung Schuld geben können! Ein leichtſinniger Thor flucht auf das Schickſal; ein frommer Thor ſeufzt über den Himmel. Beide ſind Thoren!

»Da dieſe unvorſichtigen Verbindungen nicht ungewöhnlich ſind; ſo werden ſich vielleicht Leſer finden, »welche ſich nachſtehende zween Briefe zu Nutze machen »können.«

Mademoiſelle,

Ich habe einige Jahre her das Vergnügen gehabt, durch einen öftern Umgang den Werth Ihrer Tugenden und die Vortrefflichkeit Ihrer Gemüthsart kennen zu lernen. Da ich und Sie über die erſten Jahre weg ſind, in denen man die Empfindungen der Liebe gar leicht einer flüchtigen Uebereilung Schuld giebt; ſo kann ichs wagen, Ihnen meine Zärtlichkeit zu entdecken, und Sie zu verſichern, daß ich es für mein gröſtes Glück in der Welt halte, der Ihrige zu ſeyn; und daß ich dieſes mit einer ſo reifen Ueberlegung ſchreibe, daß ich überzeugt bin, dieſes Glück wird mir nach vielen ſpäten Jahren noch eben ſo ſchätzbar ſeyn, als es mir itzt iſt. Was für ein Himmel muß ein Eheſtand ſeyn, wo ſich die Liebe auf Tugend gründet, und wo man ſich von beiden Theilen Mühe giebt, die Hochachtung gegen einander immer neu zu erhalten, und täglich zu vermehren! Dieſe ſeltne Glückſeligkeit kann ich mit von niemanden in der Welt verſprechen, als von Ihnen, Mademoiſelle; und ich meines Orts müßte aller Empfindungen der Menſchheit unwürdig ſeyn, wenn ich das Geringſte verſäumen wollte, Ihre Glückſeligkeit eben ſo vollkommen zu machen, als ich die meinige zu ſehen wünſche. Kann ich hoffen, in meinen Wünſchen glücklich zu ſeyn? Das macht mir keine Sorge, daß mein Amt ſehr wenig einträglich iſt; daß Sie ſelbſt kein Vermögen beſitzen; und daß ich keine ſo nahe Hoffnung vor mir ſehe, wie dieſem Mangel der zeitlichen

Glücksumstände abzuhelfen seyn möchte. Es kann nicht fehlen, eine so tugendhafte Liebe, wie die unsrige ist, läßt der Himmel nicht unbelohnt. Er wird uns Wege zu unsrer Verbesserung zeigen, die wir als einen Segen unsrer vernünftigen Absichten ansehen können. Gesetzt aber auch, unsere Umstände verbesserten sich nicht; gesetzt, wir lebten kümmerlich: o wie viel haben wir vor tausend Familien voraus, da uns unsre aufrichtige und zärtliche Liebe nicht Zeit läßt, an unsern Mangel zu denken! Ich wenigstens, Mademoiselle, ich traue mir, bey Wasser und Brodt der vergnügteste Ehemann zu bleiben, wenn ich das Glück habe, der Ihrige zu seyn.

Antwort.

Nein, wahrhaftig nein, mein Herr, das ist meine Religion nicht. So hoch ich Sie schätze, und so lieb ich Sie als einen meiner besten Freunde habe: so wenig kann ich mich entschließen, als Frau im Namen Gottes mit Ihnen zu hungern. Glauben Sie mir, es geschieht nicht aus Leichtsinn, daß ich so schreibe. Sie kennen mich. So lebhaft ich bin, so ernsthaft bin ich auch, wenn ich an eine Verbindung denke, deren Folgen so wichtig sind. Ich bin überzeugt, daß Sie der rechtschaffenste Mann von der Welt sind, daß Sie mich aufrichtig lieben, daß Sie alles daran wagen würden, mich glücklich zu machen; daß unser Ehestand ein wahres Muster einer vernünftigen Ehe seyn würde; das alles weis ich: Aber, mein Herr, aus Hochachtung gegen Sie, aus wah-

wahrer Freundschaft, verstehen Sie mich wohl, aus bloſſer Liebe zu Ihnen, mag ich Sie nicht zum Manne haben. Glauben Sie denn, daß unſer Eheſtand nur vier und zwanzig Stunden dauern ſoll? Und glauben Sie denn, wenn man vier und zwanzig Stunden Waſſer und Brodt gegeſſen hat, daß man ſich nicht ein wenig Fleiſch und Zukoſt wünſcht? Bey einem leeren Magen kann ſichs unmöglich lange zärtlich lieben. Stellen Sie ſich einmal vor, daß wir in chriſtlichem Vertrauen auf die Vorſorge des Himmels Mann und Weib ſind; daß Sie an dieſem Ende der Stube ſitzen, und ich an dem andern; daß Sie nichts zu eſſen haben, und daß mich hungert; daß ich aus Liebe zu Ihnen recht ſatt thue, und daß Sie aus zärtlicher Gegenliebe den Kopf traurig ſtützen, und unruhig nachdenken, wo Sie etwas zu eſſen für Ihre verhungerte Hälfte, für Ihr andres Ich hernehmen ſollen: was für ein Himmel der Ehe wird dieſes ſeyn? Je mehr wir einander lieben, je bekümmerter müſſen wir ſeyn, wenn wir ſehen, daß es uns an den unentbehrlichſten Nothwendigkeiten fehlt. Wiſſen Sie wohl, was ich thun würde, wenn Sie alsdann mein Mann wären? Ich würde mir die äußerſte Gewalt anthun, mich alle Mittage um zwölf Uhr mit Ihnen zu zanken, mich bis aufs Schlagen mit Ihnen zu zanken, und Sie ſo lange zu reizen, bis Sie im Zorne zu mir ſprächen: »Da, verhungre Beſtie!« Wie ruhig wäre meine Liebe gegen Sie, wenn Sie alsdann meine Noth nicht fühlten, wenn Sie vor Aergerniß vergäßen, daß Ihre liebe Frau nichts zu eſſen hätte, wenn ich den Kummer, unſern Mangel zu empfinden, ganz allein litte! Was wollen wir uns unſer Leben ſo ſchwer machen! Der Himmel will uns alle ernähren, es iſt wahr; aber das verſprach der Himmel zu der Zeit, da wir noch nicht ſo

viel brauchten, wie itzt, und da die Eitelkeit der Menschen viel tausend unnöthige Dinge noch nicht ersonnen hatte, die in der Welt, worinne wir nun sind, ganz unentbehrliche Dinge geworden sind. Noch eins fällt mir ein. Konnen wir durch unsre übereilte Zuversicht nicht andre auch unglücklich machen? Als ein unverheurathetes Frauenzimmer sollte ich zwar zu blöde seyn, dieses zu sagen; aber aus Furcht zu hungern sage ich alles, was mir einfällt. Mit einem Worte, ich glaube gewiß, daß es eine Art der Grausamkeit sey, wenn junge Leute sich verheurathen, ohne zu wissen, wie sie ihren Nachkommen den nothdürftigen Unterhalt und die nöthige Erziehung geben sollen. Damit wir einander recht zärtlich und exemplarisch lieben können, sollen deswegen unsre armen Kinder verhungern, oder dem Vaterlande zur Last seyn? Wissen Sie was? Sie für sich haben zu leben, ich für mich auch; aber beide zusammen haben wir kein Brodt. Wir wollen leben, wie bisher. Ich liebe Sie als einen vernünftigen und rechtschaffenen Freund, und Sie lieben mich als Ihre Freundinn. Dabey soll es bleiben, und wir wollen niemals eher zusammenkommen, bis wir zu Hause uns satt gegessen haben. Unser Umgang wird immer vergnügt, immer tugendhaft bleiben, und wir werden den dauerhaftesten Vortheil haben, daß wir bey unsrer Freundschaft nicht unruhig sind. Sind Sie mit meiner Antwort zufrieden? Wie schwer wird es mir, eine Sache auszuschlagen, die ich bey andern Umständen für mein größtes Glück halten würde! Leben Sie wohl!

»Da die Natur allen Thieren den Trieb zu lieben ein»gepflanzt hat, ſo fühlen ihn auch die Pedanten, »und oft fühlen dieſe ihn mehr, als vernünftige Geſchö»pfe, weil man aus der Zergliederungskunſt will wahr»genommen haben, daß diejenigen Kreaturen am brün»ſtigſten ſind, die am wenigſten denken. Ich will mei»nen Leſern eine Art von dergleichen Seufzern mittthei»len. Es wäre zu wünſchen, daß ſie alle ſo beantwor»tet würden, wie ich dieſen beantwortet habe. Auf dieſe »Art würde ſich das ſchmutzige Geſchlecht der Pedanten »weniger vermehren.«

Hochzuehrende und Werthgeſchätzte Jungfrau!

Wenn ich Ihnen ſage, daß die Sonne zum Erwärmen, der Vogel zum Fliegen, und der Menſch zum Lieben erſchaffen iſt; ſo ſage ich Ihnen eine Wahrheit, von der der wilde Scythe ſo ſehr, als der vernünftig denkende Grieche, überzeugt war. Amor omnibus idem! Die weiſe Natur hat dem Menſchen einen Trieb eingepflanzt, welchen er Liebe nennt, und der auf die Vermehrung ſeines Geſchlechts abzielt. Ohne dieſen Trieb würden die großen Abſichten der mütterlichen Natur nicht beſtehen, und die Welt würde in ihr erſtes Chaos zurückfallen, wenn die Menſchen nicht liebten.

Ich, hochzuehrende und werthgeschätzte Jungfrau, ich, der ich minima particula, ein kleiner Theil, dieses Ganzen bin, ich fühle diese Triebe der Natur mehr als jemals, da ich das Glück gehabt, Sie kennen zu lernen. Ich halte es für meine Pflicht, dieser Stimme zu folgen. Sie würden rebellisch seyn, wenn Sie diesen Trieben der Natur sich widersetzen, und nichts fühlen wollten, da Sie doch zu eben diesen großen Absichten so fühlbar geboren sind.

Lassen Sie uns denn, werthgeschätzte Jungfrau, diese Triebe vereinigen, und, so viel an uns ist, hindern, daß die Welt nicht zur Wüste werde.

Sie heißen Dorothea, denn Sie sind eine wahre Gottesgabe; und da ich Theodor heiße, so wird es überflüßig seyn, zu beweisen, daß wir beide für einander geschaffen zu seyn scheinen.

Jener malte eine Sonnenblume mit der Ueberschrift:

Sequitur suum!

Wie dieser ist die Sonne:
So bist du meine Wonne!

anzudeuten, daß ein Verliebter niemals seinen geliebten Gegenstand aus den Augen lasse, sondern sich, gleich einer Sonnenblume, nach demselben beständig wende und kehre. Glauben Sie, hochzuehrende Jungfrau, daß ich niemals meine eheliche Pflicht aus den Augen lassen, sondern mit unverwandten Augen nach Ihnen, wie ein Schiffer nach dem Polarsterne, sehen, und mir Mühe geben werde, Ihnen durch meinen Wandel ad oculum zu demonstriren, daß ich bis zu dem letzten Hauche des Le-

Lebens, ja wo möglich, noch länger, voll Hochachtung, Liebe und Ergebenheit ſey,

Hochzuehrende und Werthgeſchätzte Jungfrau,

Meiner Hochzuehrenden und Werthgeſchätzten Jungfrau,

gehorſamſter und ehrendienſtwilliger
N.

Antwort.

Mein Herr,

Es iſt ein großer Fehler von meinen Aeltern, daß ſie mich haben Dorothea nennen laſſen. Weil ich aber auch Johanna, und Sie Kaſpar heißen; ſo mache ich mir ein Gewiſſen daraus, die Natur in ihrer Ordnung zu ſtören, und mit Ihnen ein Bündniß einzugehen, welches mir nicht den großen Abſichten der mütterlichen Natur gemäß zu ſeyn ſcheint. Ich weis nicht, was ich thun würde, wenn Sie ein vernünftig denkender Grieche wären, und ich eine wilde Scythinn; ſo viel aber weis ich, daß ich es lieber zufrieden bin, wenn die Welt in ihr erſtes Chaos zurück fällt, als wenn ich mich, gleich einer Sonnenblume, nach Ihnen wenden und kehren ſoll. Jene malte einen kleinen Korb, mit der Ueberſchrift:

Mein Herr,

Ihre Dienerinn.

Unter tauſend glücklichen Vorzügen, die der M
»vor vielen Vornehmen genießt, iſt auch dieſer
»er meiſtentheils vernünftig, vorſichtig und un
»nützig liebt. Es iſt wahr, er fängt gemeiniglich
»der Liebe an, wo wir aufhören; aber dieſes iſt ein
»Vorzug für ihn; und wenn er weniger ſeufzt, ſo
»auch weniger lächerlich. Er überlegt, ob er eine
»ernähren kann. Er ſucht ſich eine Frau, die ihm
»ner Nahrung helfen ſoll. Er ſorgt, daß ſeine K
»geſund und arbeitſam erzogen werden. Ein weni
»ferſucht erhält die Liebe neu und lebhaft; und aud
»ſes Vergnügen fehlt dem Bauer nicht. Zur Abw
»lung will ich ein Paar Briefe einrücken, welche ze
»wie unſchuldig man in den Hütten liebt.«

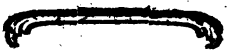
Grethe,

Du biſt ein flinkes Menſch. Ich habe es in der J
ernte geſehen, wie dir die Arbeit friſch von der H
gieng. So eine Frau möchte ich haben! Willſt du n
ſo ſchlag ein. Ich habe ein bezahltes Häuschen, fun
Gülden baar Geld, und der gnädige Herr iſt mir au
ganzes Jahr Arbeiterlohn ſchuldig. Er wird mich ſc
bezahlen, wenn er Geld kriegt. Wir wollen uns ret
und ehrlich nähren, und für unſre Kinder wird ſich a
Brodt finden, wenn ſie arbeiten lernen. Was mei

Du, Grethe? Nimm mich, ich bin Dir gut. Thue mir nicht ſo ſchön mit Nachbars Chriſteln. Stecke den Brief nur hinter den Backofen, ich will ihn ſchon finden. Ich bin Dir recht gut.

Hanns,

Je nun, nun! Kann ich Dich doch wohl nehmen, wenn ich Dir gut genug bin. Wir wollen beten und arbeiten, es wird ſchon gehn. Für die Kinder iſt mir nicht leid; armer Leute Kinder brauchen nicht viel. Ich kriege von meiner Mutter noch zwanzig Gülden raus, und ein Ehrenkleid. Sonſt habe ich nichts. Ein neues rothes Mieder habe ich noch mit weißen Knöpfen, und einen gehenkelten Thaler. Wir wollen einander in Gottes Namen nehmen. Brodt wollen wir wohl verdienen. Ich ſcheue die Arbeit nicht. Mit Deinem Chriſtel! Ich habe ſeit dem Pfingſtbiere nicht mit ihm geredt. Du ſchierſt mich nur. Sage ich Dir doch auch nichts von der großen Hofmagd. Du kannſt mit meiner Mutter reden. Ich muß auf die Frohne. Rede nur mit der Mutter.



Es giebt gewiſſe Vorurtheile, welche durch die Zeit »und Gewohnheit dergeſtalt gerechtfertigt worden »ſind, daß es eine Nothwendigkeit iſt, ſich ihnen zu un»terwerfen, und daß man von denſelben nicht abgehen »kann, ohne ſich den Urtheilen der Welt, und vielen »daraus erwachſenden Verdrüßlichkeiten bloßzuſtellen. »Dieſe privilegirten Vorurtheile äußern ſich nirgends »ſtärker, als bey den Ehen, wenn eine von den beiden »Perſonen ſich unter ihren Stand verheurathet. Dieſe »Ungleichheit des Standes iſt ſehr ſchwer zu beſtimmen, »da gemeiniglich ein jeder glaubt, er ſey beſſer, als ſein »Nachbar. Ein reicher Bauer, der die Tochter eines »armen Taglöhners freyt, wird das ganze Dorf und alle »Bauerpatricien wider ſich aufbringen. Die Bürger »machen unter ſich eine unendliche Abtheilung der Grade »ihres Standes, und ſind ganz troſtlos, wenn einer »von ihnen dieſe willkührliche Rangordnung übertritt. »Bey niemanden fällt es mehr in die Augen, als bey »dem Adel. Und dieſer hat, meines Erachtens, auch »noch das meiſte Recht, wider ſolche ungleiche Heurathen »zu eifern, da mit dem Adel verſchiedene weſentliche »Vorzüge verbunden ſind, welche durch dergleichen Ver»bindungen entweder ganz wegfallen, oder doch Ver»wirrungen machen müſſen, wenn man ſich derſelben, »dieſem ungeachtet, ferner anmaßen will. Die Exem-

»pel

»pel sind so gar häufig nicht, daß ein reicher Bürger »sich mit einem armen Fräulein verbindet. Es ist nicht »zu läugnen, daß dergleichen Ehen oft auf beiden Thei»len vergnügt und glücklich ausschlagen; und dennoch »glaube ich, daß beide Theile viel dabey wagen. Sind »die zärtlichen Monate des Ehestandes vorbey; so kann »es leicht geschehen, daß den Mann eine Wahl gereut, »durch welche seine Reichthümer nicht vermehrt worden »sind. Seine Frau aber muß sehr vernünftig und billig »seyn, wenn ihr nicht von Zeit zu Zeit der Rang ihrer »Vorfahren und der demüthigende Gedanke einfallen soll, »daß die Vorwürfe ihrer Verwandten gegründet sind. »Ich will Gelegenheit nehmen, dieses in nachfolgenden »zween Briefen weiter auszuführen.«

Gnädiges Fräulein,

Die Gelegenheit, die ich seit zwey Jahren gehabt, Sie kennen zu lernen, und durch einen täglichen Umgang Ihre Vorzüge und Tugenden einzusehen, macht mich so dreist, Ihnen eine Erklärung zu thun, die Sie sich vielleicht itzt am wenigsten vermuthen. Sie betrifft die Hochachtung, die ich gegen Sie hege, und das Verlangen, das ich habe, durch die Erlaubniß, Sie zu lieben, und ewig der Ihrige zu seyn, glücklich zu werden. Ich weis die Einwürfe, gnädiges Fräulein, die Sie machen können, und die ich gewiß befürchten müßte, wenn ich von Ihrer billigen Denkungsart nicht besser überzeugt wäre.

Die Verbindung einer Fräulein mit einem aus bürgerlichem Stande wird nur denenjenigen übereilt vorkommen, welche von meiner zärtlichen Achtung für Ihre Person und von Ihrer Einsicht, die Sie über die kleinen

nen Vorurtheile der Welt erhebt, unrechte Begriffe haben. Meine Vorfahren haben immer den Ruhm gehabt, ehrliche Leute zu seyn. Sie waren in der Stadt, wo sie wohnten, von einigem Ansehen. Sie sind zwar alle nur Bürger gewesen, aber tugendhafte Männer, und ich darf mich keines einzigen schämen. Das Glück, welches meinem Vater in der Handlung zufiel, brachte ihm die Bekanntschaft und das Vertrauen der größten Familien zuwege. Ich bin der einzige Erbe seines hinterlaßnen Vermögens, welches mir überflüßige Gelegenheit verschafft, auf eine bequeme und sehr anständige Art zu leben. Was mir noch an meinem zeitlichen Glücke mangelt, ist der Besitz einer so vernünftigen und tugendhaften Person, als Sie sind, gnädiges Fräulein. Da Sie weder Aeltern noch nahe Anverwandte haben; so beruht mein Glück bloß auf Ihrer Wahl und auf Ihrem Ausspruche. Darf ich hoffen? Wird es Ihnen schwer fallen, denjenigen glücklich zu machen, der es ohne Sie nicht seyn kann? Verlangen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mir die adlichen Vorzüge, welche die Natur meinen Voraltern versagt hat, durch Geld verschaffen soll? Aber werde ich Sie deswegen aufrichtiger lieben, als es itzt geschieht? Werde ich, da Sie so billig sind, in Ihren Augen mehr Verdienste erlangen? Ich glaube keins von beiden. Verlangen Sie es schlechterdings, so will ichs thun; aber, ich gestehe es, ich thue es ungern. Nicht darum, daß ich es denenjenigen übel auslege, welche es für nöthig hielten, sich in den Adel einzukaufen; keinesweges. Es giebt Fälle, wo der Adel eine Belohnung auch für bürgerliche Tugenden ist; und sie ist nöthig, auch andre aufzumuntern, sich um ihr Vaterland verdient zu machen. Ich, gnädiges Fräulein, ich habe um mein Vaterland keine Verdienste weiter, als ein redli-

ches

ches Herz und die Reichthümer meiner Aeltern. Auf das erste bin ich stolz; aber eine so allgemeine Pflicht, als diese ist, redlich zu seyn, giebt uns noch kein Recht, eine so wichtige Belohnung, als die Erhebung in den Adelstand ist, dafür zu fodern. Auf meinen Reichthum hingegen habe ich gar nicht Ursache stolz zu seyn. Es ist ein Glück, das der nichtswürdigste Mensch erlangt haben würde, wenn er meines Vaters einiger Sohn gewesen wäre. Kann ichs also wohl wagen, mich unter den Adel zu drängen, ohne den Vorwurf zu verdienen, der denen, die zu dieser vorzüglichen Würde gelangen, gemeiniglich, und nur zuweilen ohne Grund, gemacht wird? Die vom Adel, welche vernünftig sind, würden mit meiner Eitelkeit Mitleiden haben; die aber, die nicht vernünftig sind, würden mich für einen lächerlichen Thoren halten, und mich verachten. Die vom bürgerlichen Stande würden das sagen, was man in dergleichen Fällen immer sagt; und immer sagt man mehr Böses von andern, als Gutes. Sie werden mich als einen Mann ansehen, der sich ihrer schämte. Ein Bürger, der Vermögen und Ansehen hat, ist zu stolz, als daß ihm die Gesellschaft eines neuen Edelmanns ohne Verdienste erträglich seyn sollte. Was für ein unglückseliges Mittelding zwischen den Adlichen und Bürgerlichen würde ich alsdann seyn! Jene würden mich verachten, und diese vermeiden. Rathen Sie mir wohl, gnädiges Fräulein, daß ich mir einen solchen Vorwurf so theuer erkaufen soll? Und dennoch will ich es thun, wenn Sie mir es rathen. Die Urtheile der ganzen Welt werde ich nicht achten, wenn ich dadurch das Glück erlange, daß Sie mich Ihrer Liebe würdigen. Ich erwarte Ihren Ausspruch mit Ungeduld. Auf diesem beruht meine ganze Zufriedenheit. Lassen Sie mich nicht zu lange

in

Mein Herr,

Ich muß mich ſchämen, daß ich noch bis itzt i
Sache unſchlüßig bin, die mir von einem ſo vernü
Manne, und auf eine ſo anſtändige Art angetrage
Ich kenne den Werth Ihres Herzens. Meine H
tung gegen Sie iſt ſtärker, als eine gemeine H
tung. Ich glaube, ſie kömmt der Liebe ſehr nah
will dieſe Empfindung für eine Liebe halten, die
Tugend ſchuldig bin. Mit Ihrer Hand bieten S
ſo viel Vortheile des Glücks an, welche ſtärker ſi
ich jemals hoffen können; und welche allein ſtark
ſeyn würden, ein jedes Frauenzimmer, das nicht
iſt, als ich, zu einem geſchwinden Entſchluſſe zu b
Mit einem Worte, ich kann nicht vernünftiger
gleich vortheilhafter lieben, als wenn ich Sie liebe
Herr. Und dennoch bin ich ſo ſchwach, mich du
kleinen Vorurtheile der Welt unſchlüßig machen zu
über welche, wie Sie mir ſchmeicheln, ich erhobe
ſollte. Meine Begriffe von dem wahren Wert
Adels ſind den Ihrigen ganz ähnlich. Der Adel
denen, die ihn verdienen, einen anſehnlichen V
und er vermehrt die Schande derjenigen, welche

tung zu fodern, als ein adlicher Taugenichts, den ein blinder Zufall aus einem alten Hause hat lassen geboren werden. Auch darinn bin ich mit Ihnen einig, daß ein jeder bürgerlichen Standes nicht behutsam genug seyn kann, die Rechte des Adels auf sich zu bringen, die ihn, wenn er es nicht schon vorher ist, weder vernünftiger, noch tugendhafter machen. Ich wenigstens würde für Sie, mein Herr, nicht einen Augenblick mehr Hochachtung haben können, als ich itzt habe, wenn Sie gleich in diesem neuen Glanze zu mir kämen, in der Hand das kostbare Pergament, und auf einer jeden Seite zwey Ahnen hätten. Da ich vom Adel so billig urtheile; so können Sie wohl glauben, daß mir nichts abgeschmackter verkömmt, als der lächerliche Hochmuth der kleinen adlichen Seelen, welche alle andere und die vernünftigsten Männer verachten, weil sie bürgerlichen Standes sind. Diese Kreaturen haben wohl Ursache, auf die Vorzüge der Geburt zu trotzen; denn wenn diese nicht wären, so würden sie oft gar nichts haben, womit sie sich von dem niedrigsten und unedelsten Pöbel unterscheiden könnten. So wahr dieses alles ist, und so gewiß ich von dem überzeugt bin, was ich hier sage; so gewiß ist es doch auch, daß wir in einer Welt leben, die durch Vorurtheile regiert wird, und die zu alt ist, als daß sie sich durch uns eines bessern sollte belehren lassen. Diese mit Vorurtheilen eingenommene Welt ist so unbillig, daß sie die Heurath einer Fräulein mit einem aus bürgerlichem Stande schwerlich entschuldigen wird, wenn auch dieser noch so angesehen und der vernünftigste Mann wäre. Ist dieser Mann reich, und das Fräulein arm; so wird ein Theil des Vorwurfs mit auf sie fallen, und man wird sich Mühe geben, ihre Absichten verdächtig, und wenigstens eigennützig zu machen. Was hat sie alsdann

für Mittel in Händen, ihre Unschuld zu vertheidigen? Und wie empfindlich muß ein solcher Vorwurf seyn, den man nicht ablehnen kann? Werden ihre eignen Verwandten billig genug seyn, ihren Entschluß zu rechtfertigen, oder wird es ihnen nicht immer einfallen, daß sie etwas gethan, das ein Fräulein von altem guten Hause nicht hätte thun sollen? Es sind Vorurtheile, mein Herr, sehr lächerliche Vorurtheile, Sie haben Recht; aber sie sind doch allgemein, und um deswillen allemal gefährlich.

Müssen Sie es nicht gestehen, mein Herr, daß dieser Fehler nicht dem Adel allein eigen ist? Er ist unter denen vom bürgerlichen Stande noch viel stärker. Ich will nur ein Exempel anführen. Ein Doctor ist ein Bürger, ein Handwerksmann auch. Was für Bewegungen erregt das in der bürgerlichen Welt, wenn ein Doctor die Tochter seines Schusters heurathet? Alle Kaffergesellschaften, alle Wochenstuben schreyen Ach und Weh über diese widernatürliche Verbindung. Haben Sie immer die gefällige Nachsicht gegen die Thorheiten meines Standes, welche sich durch die Thorheiten des Ihrigen so lange rechtfertigen, bis beide vernünftiger denken, und billiger urtheilen lernen. Es ist einem Fräulein wohl erlaubt, einen Mann bürgerlichen Standes hochzuachten, und seine aufrichtige Freundinn zu seyn, wenn man ihr gleich nicht erlauben will, sich genauer mit ihm zu verbinden. Ist eine solche Freundschaft ohne Tadel nicht einer Liebe vorzuziehen, welche so bitter getadelt wird? Hat dieser Mann Vermögen, ist er wegen seines ehrlichen Charakters in der Stadt angesehen: wie glücklich kann er ein Bürgermädchen machen, das arm, aber tugendhaft ist! Die ganze Welt wird seinen Entschluß preisen; Adliche und Bürgerliche müssen ihn wegen

gen seiner Großmuth hochachten; die Familie, welche er in so vortheilhafte Umstände gesetzt hat, wird ihn segnen und ehren. Hat ein Fräulein das Glück, seine Freundinn zu seyn; so wird sie es nunmehr doppelt seyn müssen, da ihm seine vernünftige Wahl so viel Ehre macht.

Sehen Sie, mein Herr, das sind ungefähr meine Zweifel, die ich itzt habe, und die ich Ihnen nicht so offenherzig sagen würde, wenn ich Sie weniger liebte. Lassen Sie mir noch eine kurze Bedenkzeit; ich will mich hernach näher erklären. Das können Sie inzwischen gewiß glauben, daß ich mit der größten Hochachtung unverändert sey

die Ihrige.

N. S.

Führen Sie mich heute in die Komödie. Es wird über unsern Text ein sehr erbauliches Stück gespielt. Ich erwarte Sie gewiß. Sie sollen auf den Abend mit mir speisen, und mir sagen, wie es Ihnen gefallen hat. Hier ist der Komödienzettel. Bis auf Wiedersehen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß oftmals ein Frauenzim»mer bürgerlichen Standes durch ihre Tugenden »und ihre gute Aufführung das Glück verdient, ſich mit »einem von Adel zu verbinden. Trägt ihre Schönheit »etwas dazu bey, ſo iſt es für ſie ein Vorzug mehr; und »ſie verdient doppelte Achtung, wenn ihr Vermögen ſo »anſehnlich iſt, daß ſie ihren Mann auch auf dieſer Seite »glücklich machen kann. Die Erfahrung lehrt uns, daß »dergleichen Ehen vielmal der Grund einer dauerhaften »Zufriedenheit ſind. Wenn beide Theile mit Vernunft »wählen, und mit Zärtlichkeit ſich lieben; ſo haben ſie »ein Recht, alle die Spöttereyen großmüthig zu verach»ten, welche von dem Pöbel darüber ausgeſtoßen wer»den.

»Was ich hier angeführt habe, iſt die Schutzſchrift »von dem, wovon nachſtehende Briefe handeln. Sie »gehen diejenigen nichts an, welche vernünftig ſind; und »ſie können nur die beleidigen, welche ein Recht haben, »ſich für die Originale dazu aufzuwerfen. Sie werden »ſich wohl ſelbſt melden; noch zur Zeit kenne ich ſie nicht, »und ich werde mich ſehr erfreuen, wenn meine Leſer ſich »überzeugen können, daß es dergleichen Originale nir»gend gebe. Ich will den Vorwurf gern leiden, daß »meine Charaktere unwahrſcheinlich ſind. Was ich als »Autor dabey verliere, das gewinne ich auf der andern »Seite als ein aufrichtiger Patriot wieder.«

Made-

Mademoiselle,

Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu thun, der Ihnen Ehre macht.

Mein Vater heurathete ein blutarmes Fräulein aus einem uralten Hause. Mein Großvater vermählte sich mit der Baronessinn von ***, deren Vorfahren zu Kaiser Friedrichs des Rothbarts Zeiten zum heiligen Grabe als Ritter reisten. Von meinem Urgroßvater ist es bekannt, daß er sich nicht entschließen konnte, eine reiche Gräfinn zu heurathen, bloß darum, weil ihr Vater ein Kaufmann gewesen war. Er nahm ein armes Fräulein, welche von so gutem Adel war, daß sie selbst den Beyfall des Herzogs erhielt. Mit einem Worte, alle meine Vorfahren sind so vorsichtig gewesen, daß sie nicht unter ihren Stand geheurathet, und niemals ihren Adel mit bürgerlichem Blute befleckt und vermengt haben.

Und dennoch habe ich so viel Ueberwindung, Ihnen, Mademoiselle, zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses in der ernstlichen Absicht, Sie zu meiner Gemahlinn zu nehmen. Ich gebe mich der Verachtung des ganzen Adels bloß, ich weis es wohl; aber ich kann es nicht ändern. Ein Bürgermädchen zu heurathen, das will viel sagen! Sonst war ich der erste, der gegen dergleichen widernatürliche Ehen eiferte. Aber Noth bricht Eisen! Meine Umstände zwingen mich zu diesem verzweifelten Entschlusse. Was ich von meinem Vater geerbt habe, das ist ein altes adeliches Blut und neue Schulden. Die drey Güter, von denen ich mich schreibe, gehören meinen Gläubigern. Ich stehe in Gefahr, künftige Messe eine traurige Figur zu machen, wenn ich mich nicht durch Ihre Liebe rette. Sie haben Geld, und ich den Stand; wir wollen unsre Vorzüge mit einander

theilen, so fehlt es uns beiden nicht an dem, was wir brauchen. Ich will die Schande Ihrer geringen Herkunft mit meinen alten Pergamenten zudecken. Erlauben Sie mir dafür, daß ich mit Ihren Wechseln mich gegen die Grobheit meiner Gläubiger schütze. Ich mache Sie zu einer gnädigen Frau; ist es wohl unbillig, daß Sie mich dagegen bey meinen Rittergütern erhalten? Wäre eine Möglichkeit, daß ich Ihr Geld, ohne Sie, bekommen könnte; so können Sie mir heilig glauben, daß ich Ihr Geld allein, und Ihre Person nicht verlangen wollte. Aber ich weis es schon, das thun Sie nicht; und ehe ich Ihr Geld misse, so will ich mir lieber gefallen lassen, Ihre Person zugleich mitzunehmen. Glauben Sie nur nicht, daß Sie mir zu viel aufopfern. Ich wage meinen guten Namen, den Ruhm aller meiner Ahnen wage ich daran, der Ihrige zu werden; können Sie mir wohl dieses mit Ihrem Gelde zu theuer bezahlen? Noch etwas muß ich Ihnen sagen. Da Sie bürgerlich erzogen worden sind; so haben Sie vielleicht die gemeinen Vorurtheile, daß mich unsre Ehe verbinden würde, Sie mit Hochachtung und aufrichtig zu lieben, und daß Sie ein Recht erhielten, in öffentlichen Gesellschaften und in Gegenwart des ganzen Landadels mir, als Ihrem Manne, auf eine vertraute Art zu schmeicheln; keins von beiden. Bin ich Herr von Ihrem Vermögen, so habe ich, was ich gesucht. Von Ihrem Herzen verlange ich nicht Herr zu seyn, ob ich gleich will, daß Sie von mir, als Ihrem Manne, Befehle annehmen. Das bitte ich Sie, vergessen Sie sich in Gesellschaften nicht. Hochachtung und Ehrfurcht gehört mir. Eine vertraute Zärtlichkeit würde den Vorwurf rechtfertigen, den mir der Adel machen kann. Am besten wird es seyn, wenn Sie, so viel möglich, die Gesell-

sellschaften vermeiden, die über Ihren Stand sind. Es wird Ihnen an Umgange nicht fehlen, da ich Willens bin, von Ihrem Gelde eine ziemliche Anzahl Bedienten zu ernähren. Meines Pfarrers Frau ist ein ganz feines Weib, zu der können Sie sich halten. Ein Umgang mit Ihres gleichen wird Ihnen am besten anstehen. Bey meinen Unterthanen heißen Sie immer gnädige Frau. Wenn ich vom Hofe abkommen kann, will ich Sie dann und wann besuchen. Es würde öfter geschehen, wenn Sie schön aussähen; aber mit Ihrer Erlaubniß, Sie sehen sehr häßlich aus. Es sey drum! Sind Sie doch reich, und für eines Bürgers Tochter sehen Sie immer erträglich genug aus, zumal da Sie Ihr Schneider so wohl zu kleiden weis. Sehen Sie, Mademoiselle, ich sage es Ihnen, wie mirs ums Herz ist. Mein Kammerdiener hat Befehl, nicht eher von Ihnen wegzugehen, bis er mir Antwort bringt. Ungeachtet Ihrer schlechten Erziehung traue ich Ihnen doch so viel Einsicht zu, daß Sie das Glück erkennen werden, welches ich Ihnen entgegen trage. Machen Sie sich nicht vor der Welt lächerlich, und schlagen Sie eine Ehre nicht aus, die nicht alle Tage kömmt. Unsre armen Kinder dauren mich; denn ohne Kinder wird es doch nicht ganz abgehen, das sehe ich schon. Ihre Mutter wird ihnen ein ewiger Vorwurf seyn, und ich bin freylich Schuld daran. Wer kann sich helfen? Sie müssen über die Unbescheidenheit meiner Gläubiger schreyen, welche mich so weit treiben. Was ist zu thun? Sie mögen sich durch die Welt bringen, so gut es angehen will; können Sie doch studiren, dazu sind sie noch immer gut genug. Gott Lob! ich und alle meine Vorfahren haben niemals studirt. Pedanterey ist unser Familienfehler nicht, hol mich der Teufel! nicht, das sage ich Ihnen, Mademoi-

ſolle! Leſen und ſchreiben kann ich ſo ziemlich; aber einen Haſen will ich Ihnen hetzen, trotz dem beſten Jäger, und wenn ich die Aufwartung habe, ſo mache ich auch der Antichamber Ehre; das können Sie mir glauben. Ich wüßte in meinem Leben nicht, wenn ich ſo viel geſchrieben hätte, als itzt an Sie; aber was thut die Liebe und der Gläubiger nicht? Das will ich nimmermehr vergeſſen, was mich dieſer Brief für Ueberwindung gekoſtet hat. Kurz, antworten Sie bald, und ſo, wie ich wünſche. Es ſoll Sie nicht gereuen. Ich bin

Ihr Diener,
***

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Dem Himmel ſey tauſendmal Dank, der Sie auf den glücklichen Einfall gebracht hat, mich zu einer gnädigen Frau zu machen. Das iſt alles, was ich mir in meinem Leben wünſchen kann. Als ich noch jung und unverſtändig war, da würde ich zufrieden geweſen ſeyn, wenn ein feiner ehrbarer Bürger gekommen wäre; da ich aber älter und verſtändiger ward, ſo that ich bey mir ſelbſt eine Gelübde, daß ich niemanden, als einen Edelmann, heurathen wollte. Sie glauben nicht, gnädiger Herr, was für ein närriſcher Hochmuth unter der Bürgerkanaille iſt. Eine Doctorsfrau, deren Mann vielmal das liebe Brodt nicht hat, wird ſich nimmermehr überwinden können, der Frau des reichſten Kaufmanns den Rang zu geben. Mir iſt es am Sonntage ſo gegen-

gen,

gen, daß die Tochter eines Professors, welche ihrer stolzen Mutter Brautkleid anhatte, sich über mich drängte, ungeachtet der Stab von meinem Stoffe acht Thaler kostete. Das will ich ihr gewiß empfinden lassen, habe ich nur einmal die Gnade, Ihre Gemahlinn zu seyn. Mit Freuden überlasse ich Ihnen meine Hand und mein ganzes Vermögen. Nun sehe ich erst, wie viel Dank ich meinem weisen Vater schuldig bin, welcher aus liebreicher Vorsorge bey seinen Schätzen verhungerte, um seiner einzigen Tochter ein so ansehnliches Vermögen zu hinterlassen, welches mich würdig macht, Ihre Gemahlinn zu werden. Wenn es wahr ist, was man meinem Vater Schuld gegeben, daß er den größten Theil seiner Reichthümer von dem Landadel zusammengewuchert hat; so halte ich es für eine Art des billigen Wiederersatzes, Ihnen, gnädiger Herr, solche Preis zu geben. Ich lasse mir alle die Bedingungen gefallen, unter denen Sie mir Ihre Hand anbieten. Ich will alle die vornehmen Gesellschaften meiden, in denen Sie sich meiner zu schämen haben. Die Vorwürfe, die mir von adlichen Damen gemacht werden, will ich in Demuth ertragen, wenn ich nur dafür die Freyheit behalte, andern Weibern, die geringer sind, als ich, und Ihren Unterthanen es empfinden zu lassen, daß ich gnädige Frau bin. Das einzige bitte ich Sie noch, erlauben Sie mir, daß ich in der Messe, unter der Bedeckung von vier bis fünf Bedienten, mich durch den Landadel drängen darf. Ich hoffe, Ihnen und Ihren Ahnen mit meinem Reifrocke Ehre zu machen; und begegnet mir eine von meinen alten bürgerlichen Bekannten, so will ich von meiner gnädigen Höhe mit einer eben so stolzen Miene auf diese elende Kreatur herabsehen, als wenn meine Vorfahren das heilige Grab auch hätten erobern helfen. Mit einem Worte,

Sie ſollen Ihre Freude an mir haben, und Ihre Wahl ſoll Sie gewiß nicht gereuen. Ich erwarte einen Aufſatz von Ihren Schulden, damit ich die Gläubiger auf die Zahlung vertröſten kann. Ich habe Vermögen genug, ſie zu befriedigen; und Sie können nehmen, ſo viel Sie zu Ihrem Staate brauchen. Ich ſehe es zwar im voraus, daß mein ganzes Vermögen mit der Zeit wird verloren gehen, und daß mich Ihre Schulden und Ihr Aufwand in kümmerliche Umſtände bringen werden; aber es ſey drum. Es iſt immer rühmlicher, wenn man als gnädige Frau hungert, als wenn man mit bürgerlichen Händen Almoſen austheilen kann. Ich erwarte die Ehre Ihres Zuſpruchs, um Ihnen mündlich zu ſagen, daß ich mit der größten Hochachtung ſey,

Gnädiger Herr,

Ihre

demüthige Dienerinn.

M. S.

Könnte die Hochzeit nicht noch vor der Faſten werden? Es iſt hernach gar zu lange bis auf Oſtern.

Antwort von einem andern Inhalte.

Gnädiger Herr,

Urtheilen Sie ſelbſt, wie groß mein Verlangen ſeyn muß, adlich zu werden, da mich nicht einmal Ihr Brief hat beleidigen können, ſo grob und pöbelmäßig er auch abge-

abgefaßt war. Ich verzeihe Ihnen diese Kleinigkeiten, um bey meinen großen Absichten desto glücklicher zu seyn. Da ich schon so lange vergebens auf einen dergleichen ernsthaften Antrag gewartet habe; so greife ich itzt mit beiden Händen zu, ohne auf Ihre Person zu sehen, die zu einem Manne, und wozu ich Sie brauchen will, gut genug, im Uebrigen aber ganz unerträglich ist. Nehme ich die hohe und unverschämte Miene aus, die Sie haben; so finde ich gar nichts, was Sie von den Livreybedienten unterscheiden könnte. Selbst in den prächtigsten Kleidern behalten Sie den Anstand eines Kutschers, und Sie haben nöthig, allen Leuten, wie Sie in dem Briefe an mich gethan, sehr umständlich zu sagen, wie sorgfältig Ihre Aeltern sich gehütet, ihr adliches Blut mit keinem Bürgerblute zu beflecken; sonst würde, wenn man dieses nicht weis, Ihre selige Frau Mutter in einen Verdacht kommen, der ihr weniger Ehre machte, als ihrem Vorreiter. Ihre Aufführung, gnädiger Herr, mag vielleicht zu manchen Zeiten der Antichamber-Ehre machen, wie Sie mich versichern; außerdem aber gewiß keinen Gesellschaften. Es ist überflüßig, die Leute mühsam zu überführen, daß Sie nicht studirt haben. Nicht allein dieses sieht man Ihnen sehr wohl an, sondern auch das, daß Sie niemals etwas gelesen, niemals, wenigstens nicht mit Ihrem Willen, in vernünftiger Gesellschaft gewesen, mit einem Worte, daß Sie nicht für die gesittete Welt, sondern für einen Strick Hunde geboren sind. Was Sie noch von dem Pöbel unterscheidet, und Ihre vornehmen Absichten behaupten kann, ist dieses, daß Sie im Begriffe stehen, bankrot zu werden. Sehen Sie, gnädiger Herr, ich sage es Ihnen auch, wie mirs ums Herz ist; und wenn ich das Glück habe, die Ihrige zu seyn, sollen Sie noch mehr erfahren. Ungeachtet dieses

nach-

nachtheiligen Charakters, den Sie haben, und den i
mir von Ihnen machen muß, bin ich dennoch nicht ei
Minute unschlüßig, Ihnen meine Hand zu geben. G
nug, Sie sind von Adel, und so ein Mann fehlt m
Ein Bürger, welcher wohl erzogen, vernünftig, im Ur
ganze artig, in seinen Handlungen redlich, in sein
Wahrung glücklich und sorgfältig, in seiner Liebe uneige
nützig und zärtlich, in der ganzen Stadt angesehen is
ein solcher Bürger würde mich vielleicht zur glücklichst
Frau machen können: allein bey allen diesen Vorzüg
ist es doch nur ein Bürger, und diese Geschöpfe kann i
durchaus nicht leiden. Von meiner ersten Kindheit a
konnte man mir nicht empfindlicher schmeicheln, a
wenn man mich im Scherze kleines Fräulein hieß. B
zunehmenden Jahren fiel dieser Scherz freylich weg; ab
ich ersetzte den Verlust dadurch, daß ich mir selbst Mü
gab, mich zu überreden, es sey nichts, als ein übereil
Versehen von der Natur, daß sie mich in meiner bü
gerlichen Aeltern-Hause hatte lassen geboren werden, ur
ich sey vom Himmel zu nichts geringerm, als zu ein
gnädigen Frau, bestimmt. Durch Lesung einiger R
mane kam ich damals auf den wahrscheinlichen Zweife
ob ich nicht die Tochter eines Lords, eines Marquis, od
sonst eines vornehmen Kavaliers, und nur wegen einig
politischen Absichten unter dem verdeckten Namen de
Bürgers, der mein Vater heißt, in seinem Hause unerkan
erzogen sey. Dem sey, wie ihm wolle; ich mag es is
nicht untersuchen. Es möchte mir sonst einfallen, da
ich mich weit unter meinen Stand verheurathete, wen
ich die Ihrige würde. Die Zeit wird mir zu lang, au
eine glückliche Entwicklung des Geheimnisses von meine
Geburt zu warten. Sie sollen mich haben, und wen
mein Vater ein Reichsgraf wäre. Aber, mit Ihrer E
laul

Anbeniß, die Bedingungen, die Sie mir vorschreiben, werde ich mir nicht alle gefallen lassen. Daß Sie mich zur Pfarrfrau und zu Ihren Bauern verdammen wollen, daraus wird nichts. Bürgerliche Gesellschaft habe ich in meinem Leben nicht leiden können; nun werde ich nicht erst anfangen, mich daran zu gewöhnen. Es konnte mir keine größre Beleidigung wiederfahren, als wenn man mich in Zusammenkünfte oder auf Bälle bat, wo nichts als bürgerliches Geschmeiße, und für mich keine von Adel waren. Sollte ich mich künftig so wegwerfen, da ich wirklich eine gnädige Frau bin? Glauben Sie mir, daß ich zu leben weis, und daß mir der Umgang mit denen von Adel nichts neues ist. Ich habe Grafen zu Anbetern gehabt, mit Baronen bin ich so vertraut gewesen, als ich kaum mit Ihnen werden kann, und eine ganze Menge junger Edelleute habe ich lassen vergebens seufzen, gegen die ein solcher Dorfjunker, wie Sie sind, gar nichts heißt. Verlassen Sie sich auf mich, man soll mir in der vornehmsten Gesellschaft meine Erziehung nicht ansehen; aber dergleichen Gesellschaft will ich besuchen, schlechterdings will ich sie besuchen, und wenn Sie, gnädiger Herr, mit allen den altadlichen Damen in leinwandnen Andrienen, rasend darüber würden. Urtheilen Sie hieraus, ob ich geneigt bin, mir viel von Hochachtung und Ehrfurcht, von Befehlen und Gehorsam vorschwatzen zu lassen. Das unterstehen Sie sich nur nicht, oder ich will Ihnen Ihren hochadlichen Kopf zurechte setzen. Darüber aber gebe ich Ihnen mein Wort, und das will ich heilig halten, daß ich Ihnen weder zu Hause noch in Gesellschaften auf eine vertraute Art schmeicheln werde. Es würde mir sehr empfindlich seyn, wenn Sie es thun wollten. Das unterstehen Sie sich nur nicht. Gegen alle Kavaliere werde ich zärtlicher thun, als ge-

gen

gen Sie. Von allen, nur von meinem Manne nicht, will ich mir Schmeicheleyen laſſen vorſagen; mit der halben adlichen Welt will ich koquettiren; mit einem Worte, ich will mich ſo aufführen, daß man glauben ſoll, ich ſey aus dem älteſten Hauſe. Nur machen Sie mir keine Schande, und laſſen Sie ſich es etwan einfallen, eiferſüchtig zu werden. Pfuy, das wäre ſehr bürgerlich! Eben um deswillen heurathe ich Sie, daß ich die Freyheit haben will, Sie öffentlich zum Hahnrey zu machen. Heurathete ich einen guten ehrlichen Bürger; ſo würde ich es nur können in der Stille thun, und dieſer pöbelmäßige Zwang iſt mir zuwider. Da ich einen ſo vornehmen und Ihrem Range anſtändigen Entſchluß gefaßt habe; ſo können Sie gewiß glauben, daß ich mich nicht kränken werde, wenn Sie die Drohungen wahr machen, und mich nur ſelten beſuchen. Deſto beſſer! Habe ich Ihren Namen und Ihr Wapen, ſo können Sie hingehen, wohin Sie wollen; Sie ſind mir ganz überlegen. Laſſen Sie ſich unſre armen Kinder nur nicht dauern. Sie ſollen an den wenigſten Urſache ſeyn, auf mein Wort! Dafür laſſen Sie mich ſorgen, das iſt meine Sache; und ich werde ihnen eine ſo anſtändige Erziehung zu geben wiſſen, daß ſie Ihnen ganz unähnlich ſeyn ſollen. Was mein Vermögen anbetrifft, ſo iſt es ganz zu Ihren Dienſten. Ich will alle Ihre Schuldleute bezahlen, Ihre Güter will ich frey machen; aber Ihre Güter ſollen dafür mein ſeyn; ich will allein an die Stelle aller Ihrer Gläubiger treten. Führen Sie ſich vernünftig und beſcheiden gegen mich auf, wie es ſich für einen Ehemann gehört; ſo ſollen Sie die Erlaubniß behalten, zu thun, als wären die Güter noch Ihre. Sie ſollen der oberſte Voigt ſeyn, und den Unterthanen befehlen, was ich für genehm halten werde. Kommen Sie aber auf den unglück-

glücklichen Einfall, meine gütige Nachsicht zu mißbrauchen; so schwöre ich Ihnen bey Ihrem Ahnenstolze, ich will grausamer mit Ihnen verfahren, als alle Ihre Gläubiger verfahren sind. Der Ehekontrakt soll so eingerichtet werden, daß ich allemal das Recht behalte, Sie aus meinen Gütern zu werfen, und eher will ich nicht ruhen, bis ich Sie zum Arrest gebracht habe. Mit einem Worte, es steht bey Ihnen, ob Sie glücklich oder unglücklich seyn wollen. Wählen Sie, was Sie am besten finden. Unsre Vermählung kann vor sich gehen, wenn es Ihnen gefällt. Je eher, je lieber! Bis dahin, und länger nicht, bin ich mit der größten Zärtlichkeit und mit demüthiger Hochachtung,

Gnädiger Herr,

Ihre

unterthänigste Dienerinn.

N. S.

Ich erwarte durch Ihren Kammerdiener Antwort. Der Mensch hat etwas, das mir gefällt.

Dritte Antwort, von den vorigen beiden ganz unterschieden.

Mein Herr,

Ihr Kammerdiener hat mir einen Brief von Ihnen überbracht, welcher vermuthlich nicht an mich, sondern an eine andre Person gerichtet ist. Ich glaube nicht, daß

daß ich mit meiner Aufführung Ihnen Gelegenheit gegeben habe, so nachtheilig von mir zu urtheilen, und mir so unanständige Vorwürfe zu machen, welche die gemeinsten Weibspersonen beleidigen müssen. Ich halte es für kein Unglück, die Tochter eines ehrlichen Bürgers zu seyn. Ich wäre meines rechtschaffnen Vaters unwürdig, wenn ich mich meiner Geburt schämen wollte. Unter den vielen Verdiensten, die Ihnen fehlen, ist allem Ansehen nach die Bescheidenheit eines der vornehmsten. So schlecht die Begriffe sind, die Sie sich von meiner bürgerlichen Erziehung machen, so wohl bin ich doch im Stande, diesen Fehler an Ihnen wahrzunehmen. Ich bin niemals so stolz gewesen, auf eine Verbindung zu hoffen, die über meinen Stand ist; aber dazu bin ich doch noch zu stolz, daß mir Ihr Antrag erträglich seyn sollte. Das Vermögen, das ich besitze, und welches in Ihren Augen meinen ganzen Werth ausmacht, würde ich sehr übel anwenden, wenn ich mir dadurch das bittre Glück erkaufen wollte, die Frau eines Edelmanns zu werden, dessen Liebe so eigennützig, und dessen Denkungsart so unedel ist. Ueberlegen Sie es wohl, mein Herr, ob Sie nicht Ursache haben, mit meinem Entschlusse wohl zufrieden zu seyn. Ihren vornehmen Anverwandten erspare ich den Verdruß, sich meiner zu schämen, da es denselben weit rühmlicher seyn muß, wenn ihr Vetter mit unbefleckter Ehre im Gefängnisse verhungert, als wenn er sich am Tische seiner bürgerlichen Frau satt essen kann. Sie selbst vermeiden die großen Gewissensbisse, die Nachwelt mit halbadelichen Kindern zu verwahrlosen. Ich bin im Begriffe, einem Ihrer stärksten Gläubiger meine Hand zu geben. Es wird dieses in gewisser Maaße zu meiner Beruhigung dienen,

wenn

wenn ich Sie mit der demüthigen und gebeugten Miene eines bösen Schuldners vor einem Manne stehen sehe, dessen Frau Ihnen ehedem verächtlich genug gewesen ist, ihr die empfindlichsten Grobheiten vorzusagen. So bald Sie im Stande seyn werden, einzusehen, daß Sie diese Vorwürfe verdient haben: so bald werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie aufrichtig zu versichern, daß ich mit aller Höchachtung sey,

Mein Herr,

Ihre Dienerinn.

Heut zu Tage iſt dieſes wohl unſtreitig eine der »größten Nahrungen, daß man Geld borgt, und »es nicht wieder bezahlt. Sie iſt dergeſtalt allgemein »worden, daß, da ſie ſonſt nur ein Vorrecht der Kauf»leute war, ſich nunmehr auch der gemeinſte Mann »darauf legt. Selbſt die Gelehrten und ehrwürdige »Männer haben ſich dieſes Vortheils bemächtigt. Es »hat mich dieſes veranlaßt, einige Formulare zu ver»fertigen, wie man Geld borgt, wie man mahnet, und »wie man durch eine beſcheidne Antwort ſeine Gläubiger »hintergehen kann, ohne nöthig zu haben, ſie zu bezah»len. Weil ich aber doch gern ſähe, daß meine Lands»leute ſo ehrlich wären, als es ohne ihren merklichen »Schaden geſchehen kann; ſo habe ich in nachſtehenden »Briefen meinem Schuldner den Charakter eines Man»nes gegeben, welcher zwar im Aufborgen leichtſinnig, »und bey ſeiner Wirthſchaft unvorſichtig, im Grunde »aber ein ehrlicher Mann iſt.«

Mein Herr,

Es haben mich verſchiedne gute Freunde gebeten, daß ich ihnen die Ehre erzeigen, und einige tauſend Thaler von ihnen borgen möchte. Ich habe es allen abgeſchlagen, weil ich Niemand verbunden ſeyn will, als Ihnen, mein Herr. Mein Sekretär hat Ordre, tauſend Thaler von Ihnen in Empfang zu nehmen, die ich dieſen Abend brau-

brauche. Es ist eine Kleinigkeit, die ich aber als eine besondre Probe Ihrer Freundschaft gegen mich ansehe, und sie so hoch schätzen werde, als wenn Sie mir in der wichtigsten Sache gedient hätten. Sie können sich wegen des Wiedererſatzes auf mein Wort verlassen. Wollen Sie noch sichrer seyn, so sollen Sie meinen Wechsel haben. Ich diene Ihnen bey andern Gelegenheiten mit Vergnügen, u. s. w.

Antwort.

Ew. Gnaden haben Ihr Zutrauen so oft gegen mich geäußert, daß ich billig Bedenken tragen muß, es zu mißbrauchen. Ich bin nicht im Stande, Ihnen mit den verlangten tausend Thalern zu dienen, ohne meine übrigen Freunde eifersüchtig auf mich zu machen. Davon bin ich überzeugt, daß ich mich auf Ihr hohes Wort so sehr, als auf Ihren Wechsel, verlassen kann. Sie werden mich davon noch mehr überführen, wenn Sie die Gnade haben, und Ihrem Sekretär befehlen wollen, daß er diejenigen zweytausend Thaler an mich bezahle, welche in der letzten Messe verfallen sind. Es wird mich dieses im Stande erhalten, Ihnen bey einer andern Gelegenheit wieder zu dienen. Ich bin mit der größten Ehrfurcht u. s. w.

R.**

Ich habe sie mit der artigsten Art von der Welt bet
und der Schurke hat mir es nicht allein abgesch
sondern mich auch noch um zweytausend Thaler gem
die ich ihm schuldig bin, und die ich schon lange
gessen hatte. Er ist diesen Morgen bey mir gewesen
droht mit dem Arreste. Sey so gut, und strecke n
zweytausend Thaler vor, bis auf künftigen Woll
Ich will Dich redlich bezahlen. Ich erwarte
Freundschaft von Dir gewiß, da Du auch weißt
einem zu Muthe ist, den die Wechsel verfolgen. 1
schreib wenigstens meinen Wechsel mit; vielleicht
mir der Hund noch ein halb Jahr Nachsicht. 1
schreiben wirst Du doch? Das wird ein Kavalie
andern nicht leicht abschlagen. Lebe wohl, und an
te geschwind.

Antwort.

Herr Bruder,

Kurz von der Sache zu kommen; ich habe kein
und so lange ich nicht besoffen bin, unterschreibe ic
für Niemand. Das ist eben unser Unglück, da
Kavaliere für einander mit Freuden unterschreiben
mit Angst bezahlen müssen. Unter hunderten w
funfzig durch diese unüberlegte Treuherzigkeit ba

Wer sein Vermögen selbst verschwendet, genießt doch noch etwas dafür; wer sich aber mit verbürgt, der muß in eines andern Namen verhungern. Nimm mir diese Predigt nicht übel. Du kennst mich; und wenn ja eins seyn soll, so ist es besser, Du wirst itzt ein wenig auf mich verdrüßlich, da ich Dir es abschlage, als wenn Du künftig mein Todfeind werden solltest; und das würdest Du gewiß, wenn ich mein Geld von Dir wieder haben wollte. Du dauerst mich von ganzem Herzen, Herr Bruder, bey meiner Seele, von ganzem Herzen; aber wie soll ich Dir helfen? Geld habe ich nicht, das weißt Du, dazu bin ich zu vornehm, und über ein halbes Jahr, wenn wir bezahlen sollen, hätte ich gewiß eben so wenig Geld. Was wollen wir hernach beide anfangen, da Du itzt allein nicht weißt, was Du machen sollst? Es ist schlimm genug, daß wir den christlichen Wucherern so viel gute Worte geben müssen, wenn wir Geld borgen; laß ihn Dir nun wieder gute Worte geben, bis Du ihn bezahlst. Rechnen das die Schurken für nichts, daß wir sie unsrer Freundschaft versichern, ihnen alle unsre Dienste anbieten, uns vor ihnen bücken und demüthigen, wenn wir ihnen die Gnade erzeigen, und ihnen für zweytausend Thaler ein Blättchen Papier geben? Hätten sie nicht mehr Geld, als wir, und brauchten wir nicht das nothdürftig, was sie überflüßig haben; so wollten wir der Bürgerkanaille wohl anders begegnen. Laß ihn eine Weile laufen, er wird es schon überdrüßig werden. Fürchtest Du dich vor dem Wechselarreste? Du wirst kein Kind seyn! Wer so viel schuldig ist, wie Du, der, dächte ich, sollte das Handwerk besser verstehen. Verstehst Du es nicht, so rede mit meinem Advokaten, der wird Dich es lehren; und wenn Du es verlangst, so soll er die Sache so herumdrehen,

daß Dir Dein Gläubiger noch Abbitte und Ehrenerklärung thun muß. Ein guter Advokat ist allemal besser, als baar Geld! Ist es unrecht? Gut, da laß ihn dafür sorgen, und fährt er zum Teufel, so fährt einer mehr hin! Das schadet Dir nichts. Dafür ist er ein Advokat, daß er wissen muß, was Rechtens ist. Lebe wohl, es wird schon gehen!

Hochgeehrter Herr Doctor,

Der Herr Oberstlieutenant von *** hat mir Sie als einen sehr geschickten Advokaten angerühmt. Ich brauche Ihre Hülfe. Der Kaufmann N. hat einen Wechsel von mir auf zweytausend Thaler, die ich nicht bezahlen kann, und doch bezahlen soll, wenn ich nicht Arrest haben will. Was soll ich thun? Hindert Sie Ihre Krankheit, selbst zu mir zu kommen; so schreiben Sie mir wenigstens ein Paar Zeilen, und geben mir einen guten Rath. Ich will erkenntlich seyn. Leben Sie wohl!

Gnädiger Herr,

Aus der Sache wollen wir bald kommen. Können Sie schwören? In einer Viertelstunde kann man zehn Wechsel abschwören. Ich weis, daß ich mit einem Kavalier rede, der die gemeinen Vorurtheile nicht hat, die man

man dem Pöbel läßt; sonst würde ich nicht so gerade zu mit Ihnen reden. Ich verlange nicht, daß Sie einen falschen Eid thun sollen. Sie sollen nur bey dem Eide etwas anders denken, als der Kläger denkt, und als Sie gefragt werden. Sie schwören alsdann keinen falschen Eid, sondern nur den Eid nicht, den man von Ihnen verlangt hat. Wie man das eigentlich mache, das will ich Ihnen mündlich sagen, wenn ich die Gnade habe, Ihnen aufzuwarten, denn ich denke übermorgen wieder auszugehen, so Gott will, und mein Medikus. Sollten Dieselben wider alles Vermuthen, nehmen Sie mir es ja nicht ungnädig, daß ich dergleichen von einem so artigen Hofmanne denke, sollten Sie wider alles Vermuthen ein Bedenken dabey finden, und, in der Sprache des gemeinen Mannes zu reden, zu gewissenhaft dazu seyn, so wollen wir es an einem andern Ende angreifen. Wie alt sind Ew. Gnaden gewesen, als Sie den Wechsel über die zweytausend Thaler ausstellten? Und wenn nur noch zwo Minuten an fünf und zwanzig Jahren fehlen; so soll der Herr N. nicht so viel [illegible] kriegen. Das wird Ihnen doch keine Gewissensbisse machen, wenn Sie sich des Rechts bedienen, das Ihnen die Gesetze geben? Haben Sie Ihren Namen ganz unter dem Wechsel ausgeschrieben? Ich wollte, es fehlte was, und wenn es auch nur ein D für ein T wäre, es sollte Ihrem Gläubiger warm genug machen. Können Sie sich wohl noch erinnern, ob Sie die zweytausend Thaler baar, und in den Sorten, worinnen sie verschrieben worden, ausgezahlt bekommen, oder haben Sie gute Sorten gegen schlechte verschrieben? Hat Ihnen der Kaufmann etwan Waaren daran gegeben, oder unter dem Titel von

Provision, Agio und dergleichen viel abgezogen? Besinnen Sie sich ja recht. Ihre Christenpflicht und die Gesetze verbinden Sie, auf diesen Fall dem Wucherer nicht nachzusehen, sondern ihn andern zum Exempel zu züchtigen. Ich habe verschiedene mal diesen casum in terminis mit gutem Erfolg ausgeführt. Könnte nicht etwan Ihr Sekretär den Wechsel vorher zu sehen bekommen? Das wäre ein Meisterstreich. Er müßte ihn den Augenblick in Stücken zerreißen, und zum Fenster hinaus werfen. Was will der Kaufmann hernach mit dem Sekretär anfangen? Verklagen? Dafür lassen Sie mich sorgen. Es soll ihm dreytausend Thaler kosten, ehe er die zweytausend Thaler wieder kriegt. Man wirft dem Richter eine Hand voll Dukaten an den Kopf, so ist er blind und taub. Kurz, dafür lassen Sie mich sorgen; und was Ihr Sekretär thut, das ist nicht Ihre Sünde. Gefallen Ihnen alle diese Vorschläge nicht; so will ich Ihnen noch einen andern thun. Rekognoscirten Sie den Wechsel nicht. Wenn ihn die Gerichte produciren, so stellen Sie sich so trünken, daß Sie weder reden noch sehen können. Sie gewinnen doch wieder einige Stunden Luft; kömmt Zeit, kömmt Rath. Wenn alle Stränge reissen, so weis ich noch ein Mittel; aber das ist freylich ein verzweifeltes Mittel. Ich habe es bey andern Gelegenheiten mit gutem Vortheile gebraucht. Mit einem Worte, gnädiger Herr, ich will Sie närrisch machen, so bald es Ihnen gefällt. Befehlen Sie nur. So närrisch, daß Sie selbst nicht wissen sollen, wie Sie daran sind. Noch eins. Was meynen Sie, wenn ich Ihnen von Ihrem Gläubiger einen Wechsel auf dreytausend Thaler schaffe, die er von Ihnen geborgt hat? Den Augenblick sollen Sie den haben. Mein Schreiber kann

alle

alle Hände nachmalen; und wie man die Siegel nachdruckt, das verstehe ich. Ich mag das Ding ansehen, von welcher Seite ich will, so gefällt mir dieser Vorschlag am besten. Haben Sie doch nicht nöthig, ihn auf die dreytausend Thaler zu verklagen; es ist genug, wenn Sie ihm zu eben der Zeit mit dem Arreste drohen, da er sich gegen Sie unnütze macht. Und treibt er die Sache gar zu weit; gut, so muß er sie bezahlen; geben Sie ihm seine zweytausend Thaler davon, und wenn Ihnen das dritte Tausend auf dem Gewissen liegt, so geben Sie es nur mir, ich will mit meinem Gewissen schon zurechte kommen.

Wenn ich Zeit hätte, so wollte ich Ihnen noch mehr Wege vorschlagen, wodurch Sie sich retten können. Lesen Sie sich inzwischen hier aus, was Sie wollen. Ich bin allemal zu Ihren Diensten. Ich erwarte Ihren Entschluß, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

N. S.

Ich wollte wohl sehen, daß ich morgen zu Ihnen kommen könnte; aber ich habe von vielen Jahren her allemal Dienstags meinen Fasttag, und arbeite vor der Sonnen Untergang nicht. Ich halte dieses Gelübde so heilig, daß ich es nicht breche, und wenn ich hundert Dukaten zu verdienen wüßte. Es ist auf die Mittwoche noch Zeit genug. Ueberlegen Sie es inzwischen. Das Abschwören des Wechsels wäre gewiß das beste Mittel. Wie Sie wollen, gnädiger Herr!

Hochgeehrter Herr Doctor,

Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen. Von allen Ihren Vorschlägen, die Sie mir gethan haben, gefällt mir nicht ein einziger. Sie sind sehr praktisch, es ist wahr; und ich glaube gewiß, daß es hundert Personen von meinem Stande giebt, welche niederträchtig genug sind, dergleichen Mittel zu ihrer Rettung zu ergreifen. Ich mache Ihnen deswegen keinen Vorwurf. Die unbestimmte Art, mit der ich Sie um Ihren Beystand ansprach, und mit der Sie vielleicht von vielen angesprochen worden sind, die, wie Sie sich ausdrücken, so pöbelmäßig gewissenhaft nicht sind, als ich es bin; diese freye Art, sage ich, hat Ihnen vermuthlich ein Recht gegeben, von mir eben so nachtheilig, als von andern meines gleichen zu denken, und mir Vorschläge zu thun, über die ich mich in ihrem Namen schämen muß.

Die unruhigen Umstände, in denen ich mich diese Messe wegen verschiedener drückenden Schulden befinde, haben mir Gelegenheit gegeben, über mich selbst ernsthafter nachzudenken. Ich finde es, daß ich von meinen ersten Jahren an leichtsinnig genug gewesen bin, Gelder aufzuborgen, ohne zu wissen, ob ich jemals im Stande seyn würde, wieder zu bezahlen, und ohne mich durch diesen Gedanken lange zu quälen. Die vernünftige Vorsicht meines Vaters, die ich in meinen akademischen Jahren Geiz nannte, gab mir das, was zu einer standesmäßigen Aufführung und zu meinem Studiren gehörte, überflüßig, dasjenige aber nur nothdürftig, was ich zu meinem Nebenvergnügen brauchte. Ich gerieth in eine Gesellschaft junger Leute, welche, ihrem Range nach, weniger waren, als ich, und gleichwohl

wohl mehr Aufwand machen konnten. Ein übelverstandener Ehrgeiz nöthigte mich, es ihnen gleich zu thun. Dieses konnte ich nicht thun, ohne Schulden zu machen, und ich fiel einigen Wucherern in die Hände, welche meine Thorheit zu ihrem Vortheile mißbrauchten. Dieses stürzte mich von einer Schuld in die andre. Ich hatte mir vorgenommen, sie redlich zu bezahlen. Ich that es auch wirklich bey dem Tode meines Vaters, dessen Verlassenschaft aber so ansehnlich nicht war, daß ich es ohne meine Unbequemlichkeit hätte thun können. Die Gelegenheit, die ich fand, bey Hofe mein Glück zu machen, nöthigte mich zu einem Aufwande, der über meine Kräfte gieng. Ich borgte vom neuen, und bey jeder Stufe, die ich höher stieg, verwickelte ich mich in neue Schulden. Diejenigen, die mir itzt Geld vorstreckten, waren größtentheils eben so ungewissenhaft, als diejenigen Wucherer, welche mich auf Schulen geplündert hatten. Mit einem Worte, eine jede Schuld nöthigte mich, eine noch schlimmere Schuld zu machen, um mich von jener zu befreyen; und ich wagte alles daran, um den Ruhm nicht zu verlieren, daß ich ein ehrlicher Mann sey. Nunmehr bin ich aber so weit getrieben, daß ich nicht mehr weis, wie ich mich retten soll.

Sehen Sie, mein Herr, das ist die wahre Geschichte meines Unglücks, und die Genealogie aller meiner itzigen Schulden. Ich habe sie Ihnen mit Fleiß so umständlich geschrieben, damit Sie nicht allein Gelegenheit haben sollen, von mir besser zu denken, sondern auch von andern Kavalieren eine billigere Meynung zu fassen, die, wie ich, ihre Schuldner nicht bezahlen können, und die oft bey dem redlichsten Herzen,

das sie haben, bankrot werden müssen. Sie werden nach und nach eingeflochten, bis sie ganz verloren gehen. Die Ungerechtigkeit ihrer Gläubiger, unrichtige Begriffe von der Ehrbegierde, eine Unachtsamkeit in ihrer Wirthschaft, und die träumende Hoffnung auf ein unerwartetes Glück, das sie retten soll; dieses sind die gemeinsten und wichtigsten Ursachen an dem Umsturze der größten Häuser. Von denen rede ich nicht, welche muthwillige Betrüger sind, und deren sind sehr viel; nur von denen rede ich, die, wie ich, unvorsichtig genug, aber doch ehrlich sind.

Nun stellen Sie sich einmal vor, wie sehr ich durch Ihren Brief muß gedemüthigt worden seyn, da ich sehe, daß Sie mich für einen Betrüger, und nicht für einen verunglückten Mann ansehen, welcher ein Mittel suchte, sich zu retten, ohne sein Gewissen und seine Ehre zu verlieren. Und beides müßte ich verlieren, wenn ich nur einen einzigen von Ihren Vorschlägen annähme.

Es gehört wirklich eben so wenig Verstand dazu, einen verstellten Eid zu leisten, als wenig Verstand nöthig ist, jemanden dergleichen anzurathen. Da ich noch in der ersten Klasse saß, sah ich diese Weisheit schon ein, und mein Präceptor, so einfältig er auch war, überführte mich doch, daß dergleichen Kunstgriffe auch den niedrigsten Pöbel schändeten. Ihnen, als einem Rechtsgelehrten, darf ich das nicht weiter erklären, und da Sie ein Christ sind, der Gott zu Ehren alle Wochen einmal fastet; so werden Sie besser, als ich, überzeugt seyn, wie abscheulich dergleichen betrügerische Eide sind.

Ich weis die Gesetze wohl, die uns von der Verbindlichkeit des Wiederersatzes lossprechen, wenn man in einem gewissen Alter geborgt hat; aber das weis ich auch, daß uns in gewissen Fällen die Ehre dazu verbindet, wenn es gleich die Gesetze nicht thun. Die Vorsicht der Gesetzgeber war nöthig, der Bosheit derjenigen zu steuern, die sich unsers jugendlichen Unverstandes bedienen, um etwas zu gewinnen; wider diejenigen aber dürfen wir uns dieses Mittels nicht bedienen, die uns als ehrliche Leute geholfen haben, wir setzen uns sonst in eine Klasse mit den Wahnwitzigen und Verschwendern, für welche die Gesetze auf eben die Art gesorgt haben. Bin ich in meinem fünf und zwanzigsten Jahre nicht eben so verbunden, ehrlich zu seyn, als im sechs und zwanzigsten? Der Taufschein wird mich wider mein ehrliebendes Gewissen nicht schützen, wenn er mich auch wider den Richter schützt. Mit einem Worte, dergleichen Rechte der Unmündigen sind meistentheils nur eine Zuflucht der unbesonnenen Jugend, welche ohne Verstand borgt, oder der Betrüger; beides mag ich mir nicht vorwerfen lassen.

Was soll ich von Ihren übrigen Mitteln sagen, die Sie mir vorschlagen? Befreyt mich eine unvollkommne Unterschrift von der Verbindlichkeit, die ich haben würde, wenn ich auch gar nichts unterschrieben hätte? Seinem Gläubiger den Wechsel mit Gewalt aus den Händen zu reißen, ist eine Art eines Raubes, die das Rad verdient, und nicht den Beyfall der vernünftigen Welt, wenn auch diese vernünftige Welt nicht einmal ehrlich wäre.

Ueber den Vorschlag, mich närrisch zu machen, will ich mich nicht erklären. Sie hätten verdient, daß ich Ihnen die Antwort durch meinen Bedienten geben ließe.

Der Einfall, einen falschen Wechsel auf den Namen meines Gläubigers zu schreiben, ist nur Ihrer werth, und mir zu abscheulich, als daß ich noch ein einziges Wort davon sagen sollte.

Was ich wünsche, ist dieses, daß niemand von meinen Freunden in so verzweifelte Umstände gerathen möge, sich Ihrer Hülfe zu bedienen. Leben Sie wohl!

Herr Sekretär,

Ich bin unglücklich, ohne Hülfe unglücklich! Alle meine Schulden sind mit einem male aufgewacht. Sie verfolgen mich, und ich muß noch diesen Abend vor ihnen fliehen. Wollte Gott, ich könnte mich vor mir selbst verbergen! Ich schäme mich meiner, und das Verlangen, alle meine Gläubiger zu bezahlen, und ehrlich zu bleiben, entschuldigt mich weder bey mir selbst, noch vor den Augen der Welt. Sie werden bey dem Herrn Obristlieutenant erfahren, wo ich mich aufhalte. Beschleunigen Sie Ihre Rückreise, Sie mögen die Sache zu Stande gebracht haben, oder nicht. Ich lege Ihnen alle die Mahnbriefe bey, die gestern und heute an mich gekommen sind. Sie finden bey einem jeden

meine

meine Antwort. Wie sehr bin ich gedemüthigt, daß ich habe müssen die Sprache der bösen Schuldner annehmen! Beruhigen Sie meine Gläubiger, so gut Sie können. Sie sollen alle bezahlt werden, alle ehrlich bezahlt werden; aber gerechter Gott! wenn? womit? Das weis ich nicht! Ich Unglücklicher! Kommen Sie zurück! Geschwind kommen Sie zurück! Ich muß fort.

Gnädiger Herr,

Nun kann ich Ihnen nicht länger nachsehen. Die zweytausend Thaler muß ich morgen auf den Abend haben, oder ich bediene mich der Mittel, die Sie wissen. Ich thue es ungern; aber ich werde selbst gedrängt. Sie haben mich von einem Tage zum andern aufgehalten. Länger kann ich nicht nachsehen, ohne meinen Kredit selbst zu verlieren. Das werden Sie mir nicht zumuthen. Machen Sie sich keinen Schimpf; und wenn Sie es doch thun, so geben Sie mir die Schuld nicht. Ich erwarte mein Geld ohne Verzug, und verharre mit unterthänigster Hochachtung

Ew. Gnaden u. s. w.

Antwort.

Mein liebſter Herr R**,

Es iſt billig, Sie ſollen bezahlt werden. Längſtens auf den Freytag früh. Bis dahin haben Sie noch Geduld. Ich ſoll morgen Geld haben, das mir ein guter Freund ſchuldig iſt. Sie haben mir als ein ehrlicher Mann gedient, und ich habe den Willen, als ein ehrlicher Mann zu bezahlen. Ich bin mit meinem Pachter unglücklich geweſen, es wäre ſonſt ſchon vor der Meſſe geſchehen. Waren es nicht Louis blanc, die Sie mir vorſtreckten? Ich glaube, ja; gut, Sie ſollen ſie haben, oder doch wenigſtens das Agio. Was thun ſie gegen Mard'or? Schicken Sie nur auf den Freytag früh zu mir, und den Wechſel mit. Ich werde Ihre gefällige Nachſicht niemals vergeſſen, und Ihnen dienen, wo ich kann. Leben Sie wohl.

N. S.

Können Sie einen holländiſchen Brief auf fünfhundert Thaler brauchen?

Gnädiger Herr,

Dieſelben erhalten durch meinen Ladendiener den Auszug für die ausgenommenen Stoffe und andre Waaren. Es wird Ihnen nicht ſchwer fallen, die kleine

kleine Poſt an ſechshundert Thalern zu bezahlen. Meine Freunde haben mir gerathen, es gerichtlich zu ſuchen, weil ich ſo oft vergebens darum bitten müſſen. Es würde mir leicht ſeyn, es auszuführen, da Sie die Rechnung unterſchrieben haben; ich will es aber nicht gern thun, um Ihnen das Vergnügen zu laſſen, daß Sie Ihre gegebene Kavalierparole ohne richterlichen Zwang erfüllen. Ich bin mit unveränderter Ehrfurcht

Ew. Gnaden u. ſ. w.

Mein Herr,

Ihre Freunde kennen mich und Sie nicht, ſie würden Ihnen ſonſt billiger rathen. Ich will es Ihnen nicht vorrücken, daß Sie mir den Preiß der Stoffe zu hoch angeſetzt haben; es iſt einmal geſchehen, und ich habe mich dazu bekannt. Sie ſollen der erſte nicht ſeyn, dem ich etwas ſchuldig bleibe. Ich erwarte Sie auf den Freytag Nachmittage. Sie werden wohl Doppien nehmen? Haben Sie dieſe Meſſe etwas neues von Stoffen? Bringen Sie mir welche mit, ſo ſchön Sie ſolche haben. Ich bezahle baar. Es ſoll zu einer Meſſe für meine Frau. Nur nicht gar zu bunt. Verſtehen Sie mich? A Dieu!

Gnädiger Herr,

Mein Advokat wird Ihnen gesagt haben, daß der über die Juwelen ausgestellte Wechselbrief an zweytausend fünfhundert Thaler an der Peterpaulmesse gefällig gewesen ist. Sie haben mich bis auf heute vertröstet, und ich nehme mir die Freyheit, mich unterthänig zu erkundigen, um welche Stunde ich Ihnen aufwarten darf. Sie wissen noch, gnädiger Herr, wie genau Sie gehandelt haben, und können gewiß glauben, daß ich nicht fünf Thaler daran verdiene. Desto weniger wird mir es zuzumuthen seyn, länger nachzusehen, da die ganze Summe mein baarer Verlag ist. Brauchen Sie sonst diese Messe etwas, so werden Sie gnädig befehlen, und ich werde Ihnen damit dienen, so bald ich meine zweytausend fünfhundert Thaler von Ihnen bekommen habe. Sollte mein Advokat sich diesen Morgen bey Ihnen melden; so sagen Sie ihm nur, daß die Sache bis gegen Abend Anstand hätte. Weisen Sie ihm allenfalls diesen Brief, damit er nicht nach der Ordre verfährt, die ich ihm gestern Abends gegeben habe. Er war heute früh nicht zu Hause, als ich zu ihm schickte. Sie sehen, gnädiger Herr, mit wie viel Vorsorge ich mir angelegen seyn lasse, Ihnen zu zeigen, daß ich mit unterthänigem Respekt sey

Ew. Gnaden

u. s. w.

Antwort.

Hochgeehrtester Herr,

Hat Ihnen denn mein Sekretär das Geld noch nicht ausgezahlt? Das ist ganz unverantwortlich! Ich habe es ihm schon am Montage befohlen. Er mußte am Dienstage früh wegen einer dringenden Angelegenheit verreisen, und hat in der Eil aus Unvorsichtigkeit meine Kasse und alles in seinem Beschlusse behalten. Längstens künftigen Sonnabend kömmt er gewiß wieder. Haben Sie so lange Geduld. Ich will ihm seine Unvorsichtigkeit verweisen, daß er es empfinden soll.

Man ist doch gar zu unglücklich, wenn man sich auf andre Leute verlassen muß. Es verdrießt mich doppelt, daß er so einen ehrlichen Mann, wie Sie sind, so lange warten läßt. Sie sollen Ihr Geld haben. Es ist schon abgezählt, ich weis es. Einen tollern Streich hätte mir mein Sekretär nicht machen können! Sie sollen Ihr Geld richtig haben. Ihr Advokat ist noch nicht bey mir gewesen. Aber wozu brauchen denn zween so gute und alte Freunde, als wir sind, einen Advokaten? Das hätten Sie nicht thun sollen, gewiß nicht, mein Herr. Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann! Ich bezahle meine rechtschaffnen Freunde ehrlich, und wenn weder Advokaten noch Richter in der Welt wären. Diese Messe werde ich nichts brauchen. Ich habe mich vom Gelde entblößt, und Sie wissen wohl, ich kaufe ohne Noth nicht gern, wenn ich nicht gleich, oder doch bald bezahlen kann.

Den Augenblick fällt mir etwas ein. Die Prinzessinn von *** will eine Haarnadel kaufen; sie muß aber schön seyn. Dabey wäre ein Thaler zu verdienen. Soll ich Sie vorschlagen? Kommen Sie übermorgen früh in die Antichambre, da werden Sie mich finden. Oder, wissen Sie was, lieber auf den Markt; da wird die Prinzessinn um eilf Uhr selbst seyn. Sehen Sie, wie freundschaftlich ich für Sie sorge. Aber bringen Sie Ihren Advokaten nicht mit. Ihre Durchlauchten möchten sich vor seiner Perücke entsetzen. Gewiß, das Kompliment von Ihrem Advokaten kann ich Ihnen noch nicht recht vergeben. Was geschehen ist, ist geschehen. Wir wollen gute Freunde bleiben. Leben Sie wohl, bis auf Wiedersehen, u. s. w.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Das Absterben meines seligen Mannes hat mich in kümmerliche Umstände gesetzt. Die Gnade, die Ew. Hochwohlgeb. gegen ihn ehedem bezeigt, werde ich nunmehr für mich und meine armen unerzognen Kinder unterthänig ausbitten. Die erste Probe von Dero gnädigen Vorsorge wird diese seyn, wenn Sie die Veranstaltung treffen, daß der itzige Messe verfallene Wechsel an fünfhundert und funfzig Thalern ausgezahlt werde. Er ist meinem ältesten Sohne auf sein Antheil im

im Erbe zugefallen; und weil er im Begriffe steht, auf die Universitäs zu gehen, so muß er diese Post zu seinem nothdürftigen Unterhalte aufnehmen. Es beruht sein ganzes Glück darauf, da er sonst nichts zu leben hat, und von mir auf keine Art unterstützt werden kann. Ew. Hochwohlgebohrne Gnaden sind als ein großmüthiger Beschützer armer Waisen bekannt, und ich zweifle an gnädiger Gestattung meiner Bitte im geringsten nicht, da es Ihnen so leicht fallen muß, mit dieser Kleinigkeit ein armes Kind glücklich zu machen, welches die Gnade gehabt hat, sein ganzes Vermögen Ihren Händen zeither zu überlassen. Gott, der Gott der Wittwen und Waisen, wird ein reicher Vergelter seyn, und Ihr hohes Haus segnen. Ich bin mit der tiefsten Devotion

Ew. Hochwohlgeb. Gnaden

demüthigste Dienerinn,

N.

Antwort.

Liebe Frau Magisterinn,

Sie verlangen das Ihrige auf eine so bescheidne und verpflichtende Art zurück, daß ich mich schämen muß, so lange Ihr Schuldner gewesen zu seyn. Es kömmt mir freylich die Ankündigung des Wechsels itzt ein wenig unvermuthet; aber ich will Rath schaffen. Kann

ist, ein Stipendium für ihn auszuwirken. Er
sich; wenn er herkömmt, bey dem Herrn Profess
melden, der mir versprochen hat, ihm einen Frey
zu geben. Die Kollegia soll er auch bey ihm um
hören. Der ehrliche Mann thut mir alles zu Gefa
was ich verlange. Mit einem Worte, ich will für
sorgen, und wenn er nach Leipzig geht, kann er erf
mein Gut zu mir kommen, und das Geld gegen
Wechsel heben. Ich bin diese kleine Bemühung
Freundschaft schuldig, die mir Ihr seliger Mann erw
hat. Seyn Sie von meiner Aufrichtigkeit überz
und leben Sie allemal wohl!

Nota! »Der Herr Sekretär wird sorgen, daß
»ehrliche Frau vor allen andern bezahlt
»Davor behüte mich Gott, daß ich auc
»Thränen der Wittwen und Waisen auf
»laden sollte. Diese Schuldpost nagt
»am Herzen. Ich habe noch vor meine
»reise mit dem Professor geredet, er hat
»es versprochen. Sorgen Sie ja für die
»Frau. Ihr Mann war ein rechtscha
»Mann. Sie muß ihr Geld nach der
»haben, es komme her, wo es wolle.«

Hochwohlgebohrner Herr,

Hochgeehrtester Herr Bruder,

Ich habe diese Messe verschiedene Bäre loszubinden, um deswillen ich den Herrn Bruder ersuche, das kleine Wechselchen an vierhundert Thalern meinem Agenten zu bezahlen. Da ich es Ihnen drey Jahre ohne Interessen creditirt habe; so versehe ich mich gewisser Zahlung. Es steht ohnedem in meiner Gewalt nicht, länger nachzusehen, da ich den Wechsel an Herrn N. und Kompagnie gegen eine Schuldforderung cedirt habe. Der Herr Bruder wissen, wie diese Juden sind, und daß sie mit ihren Schuldnern so säuberlich nicht verfahren, als wir von Adel mit einander umzugehen pflegen. Es sollte mir sehr leid seyn, wenn der Herr Bruder es zur Weitläuftigkeit kommen ließen. Ich wenigstens wäre ganz außer Schuld, denn der Wechsel ist nicht mehr in meiner Hand. Eben itzt erfahre ich von meinem Gerichtsverwalter, daß Ihr Herr Schwiegervater diesen Abend sehr unbaß nach Hause gekommen sey. Wie Gott will! Der Alte verläßt Pfennige; Sie werden sich wohl trösten lassen. Die Hasenjagd ist heuer sehr schlecht. Das macht das liebe Hagelwetter. Der Teufel hat doch immer sein Spiel. Gestern Abends ist mir mein bester Fuchs im Stalle umgefallen; ich glaube nicht, daß mir mein bester Freund so nahe gehen kann. Es war ein Fuchs, trotz einem Fuchse! Der Donner hole mich, mein bestes Pferd war es! Und hiermit Gott befohlen. Auf die Be-

Antwort.

Hochwohlgebohrner Herr,

Hochgeehrteſter Herr Bruder,

Es iſt mir nicht lieb, daß Sie meinen Wech
ſich gegeben haben. Ich werde ihn bezahlen,
können Sie ſich verlaſſen; aber dieſe Meſſe iſt
möglich, das ſage ich Ihnen, es komme auch,
es wolle. Daß Sie ihn drey Jahre ohne In
gehabt haben, iſt mir bekannt; aber der Herr
der wiſſen auch, daß wir Spielſchulden nicht
intereſſiren pflegen. Sollte mich Herr N. aufs
ſerſte treiben, ſo werde ich gerichtlich ſagen
was dieſer Wechſel eigentlich iſt; und es ſoll
nahe gehen, wenn ich, wider meine Gewo
dergleichen Ausflucht brauchen müßte, da ich
Willens bin, den Wechſel zu bezahlen, und w
noch ungültiger wäre. Ich hätte mich zu
Freundſchaft wohl verſehen, daß Sie mich den
thigungen des Herrn N. und Kompagnie nic
dieſe Art Preiß geben würden. Ich habe ihne

was ihnen gefiele. Der Herr Bruder werden also andre Anstalt machen, Ihre Schulden zu bezahlen. In künftiger Messe trage ich die Post ab; aber an niemanden, als an Sie, und auch nicht eher. Das habe ich bey mir beschlossen, und Sie kennen mich. Von der Krankheit meines Schwiegervaters weis ich nichts. Die Nachricht wird wohl keinen Grund haben. Der rechtschaffne Mann sollte noch dauern, so hart er auch gegen mich und meine Frau jederzeit gewesen ist. Ich bin unverändert

Ew. Hochwohlgeb. u. s. w.

Gnädiger Herr,

Wundern Sie sich etwan, was ich will? Mein Geld will ich haben. Ja, ja, im ganzen Ernste, mein Geld, das ich Ihnen so lange geliehen habe; und wenn ich das nicht kriege, so will ich Sie haben, oder es müßte keine Gerechtigkeit im Lande seyn. Tausend Thaler ist kein Pappenstiel, und ich habe Ihren Wechsel darüber, wissen Sie das wohl, gnädiger Herr? Das ist keine Kunst, daß vornehme Leute in den Tag hinein borgen, und uns arme Leute hernach betrügen wollen. Sie haben mich nun seit zwo Messen bey der Nase herumgeführt. Ich bin der Komplimente satt. Geld, mein Herr, und kein Kompliment, das will ich haben, oder Sie sitzen in vier und zwanzig Stunden zwischen vier Mauern. Und sollte

ich Sie zu Tode füttern, so lasse ich Sie nicht aus dem Arreste, bis Sie zu Heller und Pfennigen bezahlt haben. Wie gesagt, das ist keine Kunst! Erst kommt ihr Herren, und strotzt von Gold und Silber, Gott weis, ob ein Dreyer darauf bezahlt ist! und da sind wir armen Kaufleute eure gute Freunde, eure Herzens gute Freunde, da herzt ihn und küßt uns, bis ihr das Geld habt. Und wenn ihr es denn habt, so hole der Teufel den verfluchten Juden, der es wieder haben will, wenn der Wechsel verfallen ist. Halten Sie mirs zu Gnaden, daß ich so deutsch wegrede; aber es ist schlimm genug, daß es wahr ist. Wir armen Kaufleute müssen es uns lassen blutsauer werden; und wenn wir mit Angst und Noth ein paar Thaler Geld zusammengeraspelt haben, so kömmt so ein vornehmer Müßiggänger, und betrügt uns drum. Ich meyne eben Sie nicht, gnädiger Herr; aber meine tausend Thaler muß ich auf den Donnerstag haben, oder es wird nicht gut. Kurz! Geld oder Arrest! was Sie wollen. Ich bin

Ew. Gnaden

unterthäniger Diener,

Hanns Puff und Komp.

Ant-

Antwort.

Mein lieber ehrlicher Hanns Puff,

Sie bleiben doch der alte Deutſche, der Sie allemal geweſen ſind. Sie ſollen Ihr Geld haben, laſſen Sie ſich nur nicht leid ſeyn. Wir wollen deswegen allemal gute Freunde ſeyn. Kommen Sie auf den Freytag früh zu mir, da ſollen Sie es finden. Es gefällt mir nur, daß Sie mit Ihren Freunden ſo wenig Umſtände machen. Wir verſtehen einander ſchon. Mein Sekretär ſoll Ihnen alles bezahlen. Er wird auf den Donnerſtag Abend erſt wieder kommen. Bis auf den Freytag warten Sie doch, mein guter Alter? Nicht wahr? Sie ſind doch nicht böſe?

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Sie ſind geſtern Abends kaum zur Stadt hinaus geweſen, als ich mit der Poſt hier ankam. Ich habe die Briefe und Ihre Ordre gefunden. Die Urſachen meiner geſchwinden Rückkunft ſind dieſe. Am Dienſtage Abends kam Ihr Herr Schwiegervater ganz krank von der Fiſcherey zurück. Ich fuhr zu ihm, ſo bald ich die Nachricht erhielt. Er war in Gefahr, und dieſe mehrte ſich dergeſtalt, daß der Medikus ſchon an der Mitterwoche früh an ſeinem Aufkommen zweifelte.

Ich

Ich bin von seinem Bette nicht weggekommen, weil er zusehends schwächer ward. Er bezeigte ein großes Verlangen, Sie und die Frau Gemahlinn zu sprechen. Es war aber unmöglich, weil er gegen Mitternacht in meinen Armen verschied. Ich habe sogleich von den Gütern Besitz nehmen, und alles versiegeln lassen. Ich konnte nicht eher, als gestern spät, hier ankommen, so sehr ich auch eilte, Ihnen Nachricht davon zu geben, und Ihnen mein unterthäniges Beyleid mündlich zu bezeigen. Von dem Herrn Oberstlieutenant habe ich auch nicht eher, als diesen Mittag, Ihren Aufenthalt erfahren können. Diesen Vormittag habe ich angewendet, Ihre Gläubiger zu beruhigen. Die ansehnliche Verlassenschaft des seligen Herrn Schwiegervaters hat sie so gefällig gemacht, daß sie Ew. Gnaden nicht allein nachsehen, sondern mit ihrem ganzen Vermögen unterthänig aufwarten wollen, wenn Sie es verlangen. Hanns Puff und Kompagnie haben mich beschwören, Sie ihrer unterthänigen Devotion zu versichern. Ich bin u. s. w.

Ende des dritten Theils.

Inhalt

des dritten Theils.

Vorbericht Seite 5

Schreiben eines von Adel an einen Professor, in welchem einen guten Hofmeister zu wählen gebeten, und gesagt wird, was man von ihm für Fähigkeiten verlange 13

Antwort des Professors, nebst zwo Taxen von einem geschickten und eilf ungeschickten Hofmeistern 20

Empfehlungsschreiben an ein Kammermädchen, wegen der erledigten Hofmeisterstelle 31

Antwort im Kammermädchenstyle 32

Ein kleiner Roman zwischen einer jungen Priesterwittwe und einem Herrn Kandidaten. Besteht aus folgenden Briefen:

Schreiben der Priesterwittwe an den Kandidaten, worinnen ihm ein Wink von dem göttlichen Berufe gegeben wird 34

Einladungsschreiben des Kirchenpatrons an den Kandidaten 35

Antwort des Kandidaten an den Kirchenpatron 37

Dergleichen an die Priesterwittwe 37

Schreiben der Priesterwittwe an den Kirchenpatron 38

Dessen

Inhalt

Deſſen lehrreiche Antwort an die Wittwe S. 39

Ein Oberſter empfiehlt ſeinen Feldprediger zu einem Dorfpfarrer 43
Bittſchreiben des Feldpredigers an den Oberſten wegen dieſer Sache 45

Ein abgeſetzter Schulmeiſter bittet um einen Schuldienſt, und liefert drey Proben von ſeiner Stärke in Gevatter- und Hochzeitbriefen 47

Chria Aphthoniana, worinnen um eine Rektoratſtelle in einem kleinen Städtchen gebeten wird 56

Eine praktiſche Abhandlung von der Kunſt zu beſtechen, ingleichen ſich beſtechen zu laſſen. Beſteht aus folgenden Briefen:
Schreiben, wie ein ungewiſſenhafter Vormund den Richter nicht beſtechen ſoll 64
Dergleichen, wie ein Rittergutsbeſitzer den Kommiſſar nicht beſtechen ſoll 65
Dergleichen, wie ein Kaufmann ſeinen Richter nicht beſtechen ſoll 66
Eine ungeſchickte Art, wie ein Bauer ſeine gnädige Frau Amtmänninn zu beſtechen ſucht 67
Schreiben, wie ein ungewiſſenhafter Vormund es machen ſoll, wenn er den Richter beſtechen will 71
Dergleichen für einen Rittergutsbeſitzer an den Kommiſſar 73

Anweisung, wie man einen Richter beym Spiele bestechen kann S. 76
Formular eines leeren Briefs, allen streitenden Parteyen zur Warnung geschrieben 78
Eines ungerechten Richters unparteyische Antwort darauf 79
Ein Handgriff, wie man einem Richter, den man besticht, die saure Mühe ersparen kann, roth werden 81
Des Richters Antwort auf den stummen Brief 82
Gebessertes Formular, wie ein Kaufmann seinen Richter bestechen soll 84
Anleitung, einen Richter mit Holze zu bestechen 85
Ingleichen mit alten Münzen und Gemmis 86
Recept, wie eine schöne Frau den Richter gewinnen soll 91
Des Richters vielbedeutende Antwort darauf 93
Ein Brief, wie man einen Kommissar mit der Furcht vor seinen Obern besticht 94
Dergleichen mit der Furcht vor seinem eignen bösen Gewissen 95
Dergleichen mit der Furcht vor Wechselschulden 96
Eine arme gedruckte Wittwe bittet um Gerechtigkeit bey ihrem Richter 99
Des Richters Antwort 100
Vier Formulare von der mittelbaren Bestechung durch die Weiber der Richter, nach ihren verschiedenen herrschenden Leidenschaften 103

Inhalt

Schreiben an einen Amtmann, der viel von der Küche, und nichts von der Amtsstube versteht S. 109

Dergleichen an seine juristische Tochter, so das Directorium Actorum führt 110

Von der Kunst, sich bestechen zu lassen, ingleichen von einer ganz neuentdeckten computatione graduum 112

Bittschreiben eines jungen Menschen, der zur Zierde des Vaterlandes Rathsherr werden will 122

Empfehlungsschreiben eines Mannes, der aus Bequemlichkeit Rathsherr werden will 126

Schreiben des bequemen Kandidaten 127

Nota. Beide sind aus dem Alciphron getreulich übersetzt.

Charakter eines juristischen Polyphems 130

Vier Briefe, denen zum Besten geschrieben, die Gerichtsbestallungen suchen 140

Ein Brief von der Gefahr, die man läuft, wenn man einen jungen und noch ungeübten Mann zum Richter oder Kommissar bekömmt 151

Zwey Formulare für diejenigen, welche in vornehmen Häusern Sekretarien werden wollen, um die Hofluft zu gewohnen 155

Roman einer alten Spröden. Darinnen sind folgende Briefe enthalten:
Schreiben der alten Spröden an den Verfasser der satyrischen Briefe S. 160
Der Hofrath R** wirbt um die Spröde 162
Abschlägige Antwort der Spröden an den Hofrath R** 164
Ein medicinischer Doctor wirbt um die Spröde 166
Zärtliches Schreiben des Herrn Lieutenants an die Spröde 169
Abschlägige Antwort der Spröden an den Doctor 171
Ein Professor wirbt um die Spröde 174
Abschlägige Antwort der Spröden an den Professor 177
Herzbrechendes Schreiben der Spröden an ihren Lieutenant 179
Des Lieutenants schreckliche Antwort darauf 181
Ein Advokat wirbt um die Spröde 185
Abschlägige Antwort der Spröden darauf 187
Ein Würzkrämer wirbt um die Spröde 189
Abschlägige Antwort der Spröden darauf 190
Die alte Spröde wirbt um ihres Vaters Schreiber 193
Abschlägige Antwort des Schreibers darauf 196
Die alte Spröde wirbt um den Hofrath 199
Abschlägige Antwort des Hofraths darauf 201

Inhalt

Die alte Spröde wirbt um den medicinischen Doctor S. 204
Abschlägige Antwort des medicinischen Doctors darauf 206
Die alte Spröde wirbt um den Professor 209
Des Professors Frau antwortet der alten Spröden, daß ihr Mann schon eine Frau habe 212
Die alte Spröde wirbt um den Advokaten 215
Abschlägige Antwort des Advokaten in höchster Eil 217
Befehdungsbrief der alten Spröden an den Würzkrämer 218
Dessen Antwort an die alte Spröde mit Protest 221
Antwort des Verfassers der satyrischen Schriften an die alte Spröde 227
Plan der extrafavorablen Auswürflung der alten Spröden 237

Ein Roman von einer Fräulein, die der Grosvater und Enkel zugleich liebt. Besteht aus folgenden Briefen:

Anwerbungsbrief und vier Postscripte eines alten Kavaliers an ein junges Fräulein 239
Schreiben des Enkels an seine Tante 241
Trostschreiben der Tante an den eifersüchtigen Enkel 242
Der Enkel seufzt 244
Liebeserklärung des Enkels an das junge Fräulein 245
Die Tante sagt, daß der Enkel thöricht sey 245

Freund-

Freundschaftliches Schreiben der jungen Fräulein an die Tante 247
Der Tante Antwort darauf 250
Schreiben der Fräulein an ihren Onkel 252
Antwort des Onkels an das Fräulein 253
Der Enkel verzweifelt vor Liebe, und klagt es seiner Tante 254
" " " " und klagt es seiner Fräulein 256
" " " " und klagt es ihrem Onkel 257
Der eifersüchtige Enkel bittet seinen Großpapa um Erlaubniß, die Fräulein heurathen zu dürfen 258
Antwort der Tante an den Vetter 261
Dem Vetter wird angst, und er antwortet der Tante 265
Antwort der Tante 266
Antwort des Vetters an die Tante 266
Antwort der Tante 267
Umständlicher Status causae des Großvaters an seine Tochter, daß der Enkel über und über ein Narr sey 268
Schreiben der Fräulein an die Tante 271
Schreiben des Onkels der Fräulein an den Großvater 271
Schreiben des Großvaters an die Tochter, worinnen er gesteht, daß der Enkel ein so gar großer Narr noch nicht sey, als er geglaubt hätte 274
Schreiben des Großvaters an den Onkel des Fräuleins, welches den Roman auflöst 275

Liebestraktaten eines rechtschaffnen, aber eigensinnigen Freyers mit einem Frauenzimmer 280

Inhalt

Das Frauenzimmer fragt ihre Tante um Rath . . .
Seite 284
. . . . ingleichen ihren Onkel 284
Antwort der Tante 285
Antwort des Frauenzimmers an die Tante 287
Antwort des Onkels an das Frauenzimmer 288
Gutachten einer Freundinn des Frauenzimmers 290
Dergleichen 292
Dergleichen 295
Noch dergleichen von einer andern Art 296
Excitatorium des zärtlichen und eigensinnigen Liebhabers an das Frauenzimmer 298
Entschluß und Erklärung des Frauenzimmers an den Liebhaber 298

Eigennützige Liebeserklärung eines jungen Menschen an eine alte Frau 301
Zärtlicher Liebesbrief einer alten Frau an einen jungen Menschen 303

Liebeserklärung eines Menschen, der zärtlich liebt, aber nicht vernünftig 307
Antwort und freundschaftlicher Korb 308

Liebesflammen eines Pedanten 311
Ehrendienstwillige Antwort darauf 313

Hanns liebt Grethen 314
Grethe Hannsen 315

Ein Bürger, der reich und vernünftig ist, wirbt um ein Fräulein 317

Ein

des dritten Theils.

Ein Fräulein, das arm und vernünftig ist, schlägt es ihm ab Seite 320

Ein strotzender Landjunker will seine Liebe an ein reiches Bürgermädchen verkaufen 325
Ein einfältiges Bürgermädchen nimmt den Vorschlag mit demüthigem Danke an 328
Ein hochmüthiges Bürgermädchen nimmt den Vorschlag mit Verachtung an 330
Ein vernünftiges Bürgermädchen versichert den gnädigen Junker, daß er ein Narr sey 333

Leben und Thaten eines ehrlichen Bankrotirers, worinnen folgende Briefe sind:

Der ehrliche Bankrotirer will so gnädig seyn, und tausend Thaler borgen 338
Wird unterthänig abgeschlagen 339
Consilium medicum 340
Recept 340
Schreiben des Bankrotirers an den Advokaten 342
Antwort des Advokaten, sehr praktisch eingerichtet 342
Antwort des ehrlichen Bankrotirers an den boshaften Advokaten 346
Schreiben des verjagten Bankrotirers an seinen Sekretär 350
Ein Mahnbrief auf 2000 Thaler 351
Freundliche Antwort darauf 352
Mahnbrief auf 600 Thlr. . . für Waaren 352
Trostschreiben darauf 353

Inhalt des dritten Theils.

Mahnbrief wegen eines Wechselbriefs von 2500 Thaler Seite 354

Für 2500 Thaler Komplimente 355

Wehmüthiges Bittschreiben einer verarmten Wittwe, wegen schuldiger 550 Thaler 356

Eine ehrliche Antwort im Ernste 357

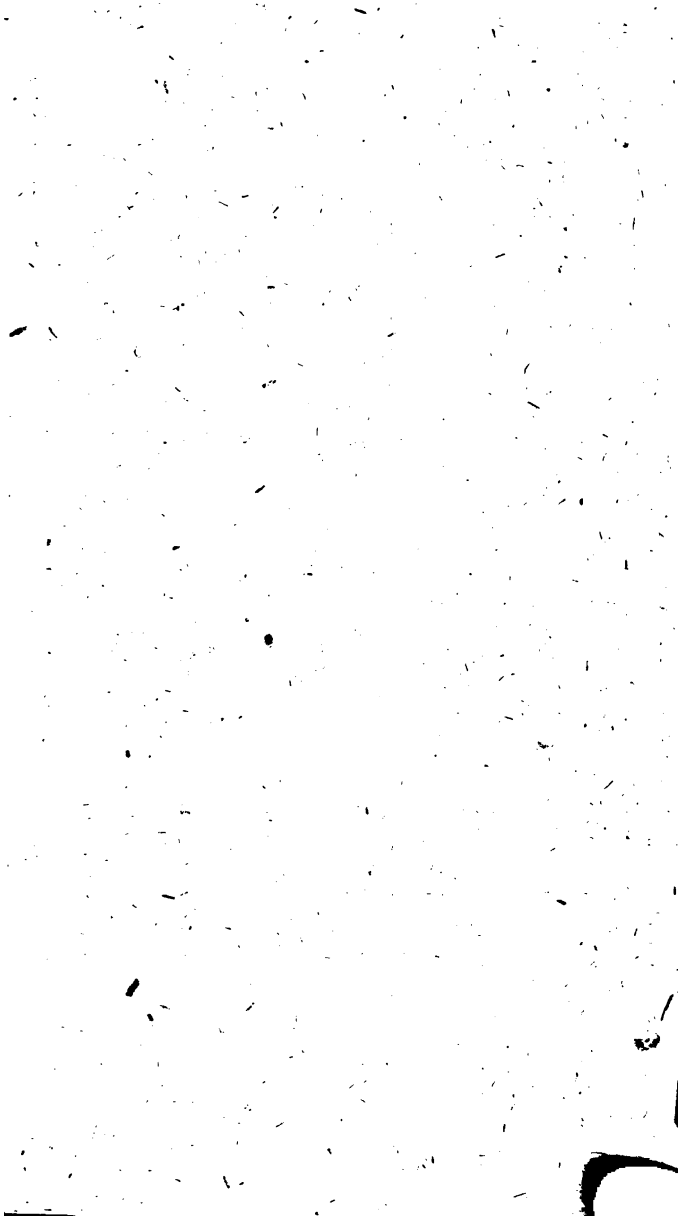
Brüderliche Drohungen eines Junkers an den ehrlichen Bankrotirer 359

Antwort darauf, ziemlich kurz, aber doch deutlich 360

Trotziger Mahnbrief von Hanns Puff und Kompagnie 361

Freundschaftliche Antwort darauf 363

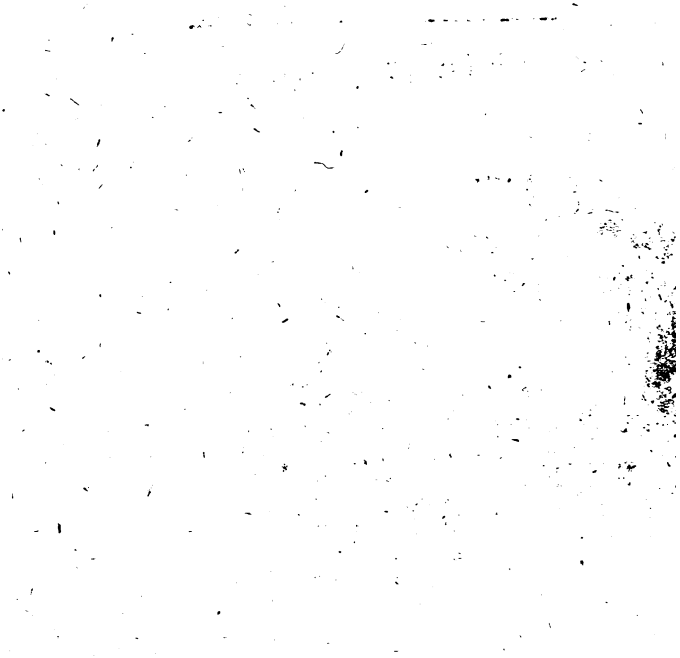
Schreiben des Sekretärs an seinen Principal, den ehrlichen Bankrotirer, worinnen die ganze Verwirrung aufgelöst wird 363



Gottlieb Wilhelm Rabeners
sämmtliche
Schriften.

Vierter Theil.

Leipzig, 1777.
Im Verlage der Dykischen Buchhandlung.



Satyren.

Vierter Theil.

Erſte Abtheilung. *)

*) Dieſe Abtheilungen ſind zuerſt bey der gegenwärtigen Auflage, der Bequemlichkeit der Leſer halben, gemacht worden.

ihre Freunde, und auch bey Ausländern Leſer zu finden. Man iſt endlich, auf meine ungeheuchelten Vorſtellungen, ſo billig geweſen, an mehrern Orten zu glauben, daß wirklich ein unendlicher Unterſchied zwiſchen einer Satyre und einem Paſquille ſey; daß man die Fehler der Menſchen lächerlich machen könne, ohne einen Menſchen ſelbſt lächerlich zu machen; daß man als Satyrenſchreiber ſpotten, und doch mit redlichem Herzen ein Menſchenfreund ſeyn könne. Ja, die Gütigkeit meiner Leſer iſt noch weiter gegangen; man hat die Fehler in verſchiedenen Ausarbeitungen überſehen, welche vor den Augen der Kritik nicht verborgen bleiben konnten. Männer von Einſicht haben mir dieſe Fehler verziehen, und nur diejenigen Stellen angezeigt, welche ihren Beyfall erlangten: wie viel Urſache hatte ich, darüber vergnügt zu ſeyn! Andre Männer, die zwar auch Einſicht genug beſaßen, aber nur meine Freunde nicht ſeyn wollten, haben ganz davon geſchwiegen. Konnte ich mir wohl etwas mehr wünſchen? Und dennoch ſind alle dieſe vortheilhaften Umſtände die wahre Urſache, daß ich itzt, ſo ein alter Autor ich auch bin, mich dennoch ganz ſchüchtern unter das Publikum wage. Wie viel Achtung bin ich der Nachſicht meiner Leſer ſchuldig! Wie viel Urſache habe ich, alles zu vermeiden, was ihnen anſtößig ſeyn kann, um dieſe verzeihende Nachſicht nicht zu verlieren! Wie ſorgfältig muß ich alle meine Cha-

kaltere zeichnen, um keine Originale zu malen, und um mich wider einen Vorwurf ſicher zu ſtellen, der mir, bey meinen menſchenfreundlichen Geſinnungen, gewiß der empfindlichſte ſeyn würde! Bisher hat die Kritik mir meine Fehler überſehen; vielleicht in der Hoffnung, ich würde mich beſſern. Und habe ich mich nicht gebeſſert, wer wird mich wider dieſe ſtrenge Richterinn vertheidigen, welche die Nachwelt auf ihrer Seite hat? Geſchäffte und Jahre machen einen Satyrenſchreiber ernſthafter, und eben dadurch bitterer, als es vielleicht der gröſte Theil ſeiner Leſer wünſchet. Iſt nicht ſchon das Urſache genug, einen Beyfall zu verlieren, der mir ſo unendlich ſchätzbar iſt? Ich lebe hier ganz verwaiſt von meinen kritiſchen Freunden, ohne deren Rath und Gutachten ich ſonſt nicht eine Zeile wagte. Sie ſind zerſtreut, ſie ſind weit von mir weg zerſtreut; dieſe Freunde, deren ehrliches Herz und deren reifer Witz mir unvergeßlich ſeyn worden. Nur einer noch von meinen redlichen Ariſtarchen iſt in Leipzig; und auch dieſer Eine iſt ſchon zu weit von mir entfernt. Und wie ſoll ich mir die freundſchaftlichen Lehren derer zu Nutze machen, die itzt in Kopenhagen, in Hamburg, in Zerbſt, in Braunſchweig, in Quedlinburg, ſeit einigen Jahren von mir, und vielleicht auf ewig von mir getrennt ſind? die in Zürich und Bern entfernt leben? . . . . . Und was ſage ich von unſerm Vater Hagedorn, der mich ſo oft

geleitet hat, und deſſen Andenken auch dieſe Thräne noch heilig ſey! — — — Wäre nicht dieſer Mangel meiner Freunde und meiner Führer Urſache genug, ein Vorhaben zu unterlaſſen, welches mir ſchon damals ſchwer genug ward, da ich es unter ihrem Beyſtande wagte, und welches ich itzt wagen ſoll, da ich von ihrem Beyſtande ganz entblößt bin?

Und doch muß ich es wagen! Aber ich wage es unter einem Gelübde, das ich vor den Augen meines Vaterlandes, und, wenn ich ſo prächtig reden darf, vor den Augen der ganzen witzigen Welt thue. Dieſes iſt der vierte, aber gewiß auch der letzte Theil meiner ſatyriſchen Schriften. Ich thue hier einen heiligen Schwur, einen Schwur, der mir heiliger iſt, als er ſonſt den meiſten Schriftſtellern zu ſeyn pflegt: daß ich dergleichen ſatyriſche Schriften weder unter meinem, noch unter einem verſtellten Namen, weder in monatlichen, noch in fliegenden Blättern, weiter bekannt machen werde.

Dieſen Vorſatz rechtfertigen, wenn anders meine Leſer verlangen ſollten, daß ich ihn rechtfertige; dieſen Vorſatz, ſage ich, rechtfertigen ſchon die Urſachen genug, die ich oben angeführet habe. Ein ernſthafteres Alter, Geſchäffte, die täglich gehäuft werden; der Verluſt der beſten Freunde; eine argwöhniſche Vorſicht, die meinem itzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher iſt, als ſie

mir

hier vor drey Jahren war; Leſer, die noch immer gewohnt ſind zu lachen, ſo lange ſie über andre lachen, und welche unverſöhnlich wüten, ſo bald ſie glauben, ihr eignes Geſicht im Spiegel zu ſehen; der geſchwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug ſind, Schlüſſel zu machen, wo keine Schlüſſel nöthig ſind; die tückiſche Bosheit derjenigen, welche ſich getroffen finden und ſchweigen, und welche doch hämiſch im Namen derjenigen ſeufzen, die gewiß nicht gemeynt und gewiß nicht getroffen ſind; die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfaſſer ſchreibt, die Originale zuerſt ſucht, eine Unbilligkeit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich ſeyn muß: alles dieſes ſind Urſachen, welche mir meinen Vorſatz ernſtlich machen.

Ueberhaupt iſt wohl Deutſchland das Land nicht, in welchem eine billige und beſſernde Satyre es wagen darf, ihr Haupt mit der Freymüthigkeit empor zu heben, mit welcher ſie gewohnt iſt, die Laſter oder die Thorheiten der Menſchen zu ſtrafen. Es giebt Städte in Deutſchland, in denen man nur beſchäfftigt iſt, Reichthümer zu ſammeln, und in denen man kein Laſter weiter kennt, als die Armuth. Wer wird es wagen dürfen, ihren feiſten Bürgern zu ſagen, daß ſie laſterhaft ſind, weil ſie nur mit Ungerechtigkeit wuchern; daß ſie Thoren ſind, weil ſie auf ihren erwucherten Reichthum

ſtolz ſeyn können? Es giebt mächtige Städte in Deutſchland, wo man unter dem prächtigſten Aufwande ſeine Armuth, unter den lärmenden Vergnügungen ſeine innerliche Unruhe zu verbergen ſucht; wo man ſeinen Freund küßt und umarmt, um ihn niederzuwerfen; wo man über alle Sachen mit einem entſcheidenden Tone urtheilet, um ſeine Unwiſſenheit nicht zu verrathen; wo man ein pöbelhaftes Paſquill mit lautem Beyfalle annimmt und ausbreitet, weil man den einzigen Unglücklichen kennt, den es trifft, und wo man im Gegentheile eine lehrende Satyre für ein gefährliches Paſquill hält, weil ſie auf hundert Perſonen paſſen kann, und weil dieſe hundert Perſonen vielleicht noch fühlen, daß ſie Thoren ſind, aber zugleich auch denjenigen verabſcheuen, der ſie an ihre Thorheit erinnert. Und was ſoll ich von denen Städten ſagen, welche ein Sitz der ſchönen Wiſſenſchaften ſind, und wo es ein öffentlicher Beruf iſt, Weisheit und Sitten zu predigen? Vielleicht iſt hier die Satyre an der Hand ihrer Schweſter, der Moral, beſtehet und ſicher? Nichts weniger! Nur gar zu oft haben die Gelehrten viel Urſache, ſich vor der Satyre zu fürchten. Gemeiniglich ſind ſie die erſten, die ſie verdammen; es müßte denn eine Satyre aus dem Horaz ſeyn, welcher ſie unmöglich gemeynt haben kann.

Vielleicht iſt ein Patriot mit dem ſehr unzufrieden, was ich hier von den meiſten Städten meines Va-

ter-

terlandes sage. Er wird glauben, daß man eben dieses von den Städten aller Länder sagen könne. Es kann seyn: aber desto schlimmer für die Satyre; desto allgemeiner ist die Wahrheit des Satzes, den ich oben behauptet habe. Und was will mir dieser Patriot antworten, wenn ich ihm Paris nenne, wo ein Boileau und Moliere waren, deren Satyre ihr König liebte und schützte? Es ist nur ein London, wo auch nicht einmal der gröbste Mißbrauch die Billigkeit der Satyre verdächtig machte, wo kein Laster so vornehm ist, daß es sich nicht vor ihrer Geißel scheuen müsse. Nur ein London ist, wo ein lehrender Zuschauer täglich unter einer Menge von zwanzigtausend Lesern unerkannt herumgehen, und unbemerkt den Beyfall einsammeln kann, den seine Satyre verdient. In Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenigen Wahrheiten zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören, und schweigen, oder sich bessern muß.

Je mehr ich allen diesen Ursachen nachdenke, je ernstlicher wird mein Vorsatz, niemals dergleichen Schriften wieder zu wagen. Aber dagegen versprech ich mir auch von der Billigkeit meiner Leser dieses, daß sie mich künftig mit etwas weniger Zuversicht, als wohl bisher bey einigen Gelegenheiten geschehen, für einen Mitarbeiter an witzigen Monatschriften, oder für den verborgenen Verfasser fliegender Blätter ausgeben.

Ich

Ich muß befürchten, daß dieses Gelübde vielen von meinen Lesern verdächtig seyn werde. Man weis aus der Erfahrung, daß beynahe kein Geschöpf so meyneidig ist, als ein Poet, welcher die Verse verschwört: sollte ein Satyrenschreiber mehr Gewissen haben? Ich will mich in diese Vergleichung nicht einlassen. Damit man aber gar keinen Vorwand behalte, an meinem Vorsatze zu zweifeln; so will ich eine wohlbedächtige Einschränkung beysetzen, unter welcher ich mein Gelübde gethan habe. Ich werde gewiß niemals weiter dergleichen satyrische Schriften, weder unter meinem, noch fremden Namen, bekannt machen: aber ich werde vielleicht noch verschiedene Abhandlungen von dieser Art schreiben. Ich werde sie der Kritik einiger von meinen Freunden und meinem verschwiegenen Pulte anvertrauen, und nicht eher, als nach meinem Tode, soll das unparteyische Publikum zum Richter darüber gesetzt werden.

Ich finde bey diesem Entschlusse hundert Vortheile, und viele Annehmlichkeiten, die ein Satyrenschreiber unmöglich haben kann, welcher von der Aufnahme seiner Werke Zeuge ist. Da ich mir, vom Anfange an, das Gesetz gegeben, keinen Menschen durch meine Satyren zu beleidigen, sondern sie so allgemein zu machen, daß es einem billigen Leser unmöglich fallen sollte, einen zu finden, der das Original zum Gemälde seyn könnte; so hatte ich mir ein Gesetz gegeben, welches mir unendliche

Schwie-

Schwierigkeiten verursachte. Da bald ich mit einer Abschilderung fertig war, war dieses meine erste Sorge, daß ich sie gegen diejenigen Gesichter hielt, die ich kannte, um zu versuchen, ob vielleicht zu viel Aehnlichkeit von ihnen in meinem Gemälde wäre. Das Gemälde selbst zu entwerfen, kostete mich immer weniger Mühe, als mich es kostete, solches durch neue Züge, durch mehr Licht oder mehr Schatten unkenntlich zu machen. Und wenn ich alles gethan hatte, und wenn ich nunmehr glaubte, daß es mit keinem Menschen eine Aehnlichkeit habe, daß es nur das allgemeine Bild eines Thoren sey; so rief doch wohl einer meiner Leser mit bitterer Freude aus: »Das »ist mein Nachbar!« Künftig werde ich eine so ängstliche Vorsicht weiter nicht nöthig haben. Nun kann ich mir die Originale wählen, wo ich will, ohne einen von ihnen zu beleidigen. Denn erst nach meinem Tode sollen diese Schildereyen bekannt werden. Und da ich Hoffnung habe, noch etliche und zwanzig Jahre zu leben; so zweifle ich, ob sich alsdann noch jemand die Mühe geben wird, den Thoren zu entdecken, den ich vor zwanzig Jahren gemalt habe: denn in zwanzig Jahren ist ein Thor gewiß vergessen, und wenn er auch ein durchlauchtigster Thor gewesen wäre. Nunmehr kann ich mich viel freyer unter meinen Mitbürgern umsehen, und Züge zu einem Gemälde sammeln, welches ich vielleicht außerdem zu schildern noch nicht wagen dürfte, wie ich es nunmehr wa-

gen

gen darf, da diese Schilderenen erst nach meinem Tode ausgestellt werden sollen. Finde ich künftig einen Menschen, dessen Thorheiten verdienen, für die Nachwelt gezeichnet zu werden; so sehe ich diesen Menschen als meinen Posthumum an. Die nach mir leben, sollen nicht einen Zug von seinem Gesichte verlieren; aber bis dahin, will ich ihn allein kennen, und nur allein über ihn lachen.

Man hat mir wider diesen Plan den Einwurf gemacht, daß vielleicht in zwanzig Jahren hundert kleine Umstände in den Sitten und Gebräuchen meiner heutigen Landsleute geändert, oder gar verloren gegangen seyn könnten, die doch oftmals schlechterdings zu wissen nöthig sind, wenn man das Feine und das Nützende der Satyre so empfinden soll, wie ein jeder Verfasser wünscht, daß es seine Leser empfinden mögen. Dieser Einwurf ist gegründet genug: aber eben dadurch werde ich desto aufmerksamer gemacht werden, in meinen Satyren auch das zu vermeiden, was das Persönliche der Sitten und Gebräuche genannt werden kann, so wie ich das Persönliche der Charaktere bisher vermieden habe. Ich erlange dadurch den großen Vortheil, daß meine Satyre auch von dieser Seite allgemein wird. Und kann ich auch diejenigen Umstände nicht ganz vermeiden, welche so flüchtig und veränderlich sind; wer wird mir es verdenken, wenn ich mein eigner Schoßiast werde? In diesem Falle werden selbst meine Anmerkungen Satyren auf meine

Mit-

klager, wenn ich genöthigt bin, der Vergeſſenheit durch Noten eine Tracht, ein Spiel, ein Ceremoniell, eine Mode, und andere ſolche Kleinigkeiten zu entreiſſen, worauf ſie doch itzt ſo ſtolz ſind, und worinnen vielmals heuer ihr ganzer Werth beſteht.

Ein andrer Einwurf ſollte vielleicht für mich noch wichtiger ſeyn: Nach meinem Tode werde ich den Beyfall der Leſer nicht hören! Es iſt wahr; aber auch ihren Tadel nicht! Meine Schriften ſind durch die gütige Aufnahme der Kenner und anderer ſo glücklich geweſen, daß ich mich, wenn ich mich ſo ſtolz ausdrücken darf, an dem Lobe meiner Leſer gewiſſermaßen ſchon geſättigt habe. Dieſer Beyfall verdient von mir die erkenntlichſte Achtung für den Geſchmack und das Vergnügen meiner künftigen Leſer. Ich beſitze gewiß Eigenliebe genug, dieſes Lob auch nach meinem Tode verdienen zu wollen, je vortheilhafter alsdann für mein Andenken ein ſo unparteyiſches Lob iſt, und je weniger ich hernach im Stande bin, meine Fehler zu entſchuldigen, oder wider ſcheinbare Vorwürfe mich zu verantworten.

Ich habe bey meinen Satyren ein zu freudiges Gewiſſen, und zu der fortdaurenden Billigkeit meiner Leſer ein zu großes Vertrauen, als daß ich hierbey einen Vorwurf befürchten ſollte, der mir bey einer Stelle des Seneka eingefallen iſt. Labienus, ein Mann, der ſeinen republikaniſchen Haß und die bitterſten Leidenſchaften un-

ter

ter dem prächtigen Namen eines Patrioten verbergen wollte, welcher seine Schmähungen wider die Großen in Rom satyrischen Witz, und persönliche Beleidigungen historische Wahrheiten nannte, welcher den Rath zu einem vorher unerhörten Befehle zwang, den in folgenden Zeiten die Unwissenheit, der Aberglaube und die dumme Bosheit so unglücklich gemißbraucht haben *); dieser

Lablieb

*) Seine Schriften wurden auf Befehl des Raths verbrannt. Seneka ist in seiner Praefatione L. IV. Controuersiarum sehr bitter, da er auf die Stelle kömmt. Er hält es für das erste Exempel, wo verdächtige Schriften auf Befehl des Raths verbrannt worden wären, und vermuthlich mag er sich auf die Verbrennung der Schriften des Numa Pompilius nicht besonnen haben, die Livius im neun und zwanzigsten Kapitel des vierzigsten Buchs anführt. Seneka freuet sich, daß diese Grausamkeit erst zu der Zeit erfunden worden, da es schon wenige große Geister gegeben habe. Ich will seine eignen Worte hier anführen; sie sind sehr prophetisch: In hunc (Labienum) primum excogitata est noua poena: effectum est enim per inimicos, vt omnes eius libri incenderentur. Res noua et insueta, supplicia de studiis sumi. Bono hercle publico ista in poenas ingeniosa crudelitas post Ciceronem inuenta est. Quid enim futurum fuit, si ingenium Ciceronis triumuiris libuisset proscribere? etc. etc. Facem studiis subderes et in monumenta disciplinarum animaduertere, quanta, et quam non contenta certa materia saeuitia est! Diis melius, quod eo se-

Labienus las einmal eine von ihm gefertigte Geſchichte öffentlich vor, überſchlug aber einen groſſen Theil davon, und ſagte: »Das, was ich hier überſchlage, ſoll »man erſt nach meinem Tode leſen!« Seneka kann ſich nicht enthalten, hierbey auszurufen: »Wie verwo»gen muß der Inhalt dieſer Stelle geweſen ſeyn, daß »auch ſo gar Labienus ſich geſcheuet hat, ſie bekannt zu »machen!« *). Meine Leſer werden ſich des ungeheuchelten Bekenntniſſes noch erinnern, welches ich in einer weitläuftigen Abhandlung vom Mißbrauche der Satyre ablegte, da ich den erſten Schritt that, mit ihnen bekannt zu werden **). Ich zeigte damals, daß die vornehmſte Pflicht eines Satyrenſchreibers ſey, von der Religion und den Obern niemals anders, als mit der anſtändigſten Ehrfurcht, zu reden, daß er alles ſorgfältig vermeiden müſſe, was ſeine Mitbürger oder den Wohlſtand

culo iſta ingeniorum ſupplicia coeperunt, quo et ingenia deſierunt etc.

*) Memini aliquando, cum recitaret hiſtoriam, magnam partem conuoluiſſe et dixiſſe: *Haec, quae tranſeo, poſt mortem meam legentur.* Quanta in illis libertas fuit, quam etiam Labienus extimuit? *M. Annaeus Seneca Lib. V. Controuerſiarum* in Praefatione.

**) S. den Vorbericht zum erſten Theile dieſer ſatyriſchen Schriften.

ſtand nur auf einige Art beleidigen könne, mit einem Worte, daß er ein rechtſchaffner Mann ſeyn müſſe. Ich habe mir Mühe gegeben, bey allen meinen Satyren nach dieſen Grundſätzen zu handeln, und meine Leſer ſind, ſo viel ich weis, allemal ſo gerecht geweſen, zu geſtehen, daß ich dieſe heiligen Pflichten erfüllt habe. Ich werde ſie weiter erfüllen. Ich werde unermüdet arbeiten, der Satyre dasjenige ehrwürdige Anſehen zu erwerben, welches ihr als einer Verehrerinn der Religion, als einer Freundinn der Tugend, als einer unverſöhnlichen Feindinn der ungeſitteten Thoren gebührt, und welches ihr freylich ſo lange Zeit ſtreitig gemacht worden iſt, ſo lange ein jeder boshafter Paſquillant behauptete, er ſchreibe Satyren. Durch dieſe Bemühung hoffe ich den gütigen Beyfall meiner Leſer, auch für dieſen vierten Theil; ja, ich hoffe ſo gar auch den Beyfall ihrer Kinder für diejenigen Theile meiner Satyren zu erlangen, die ich, erſt nach meinem Tode, ihrer billigen Beurtheilung zu überlaſſen mich entſchloſſen habe.

Dresden,
am 20ſten April,
1755.

G. W. R.

Antons

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern,

wie ſolche zu verſtehen und zu gebrauchen ſind.

Dem Verfaſſer zum Beſten, und dem Leſer zur Erbauung ans Licht geſtellt.

Zueignungsſchrift an des großen Sancho Panßa großen Eſel.

Verewigter Eſel!

Deine eignen Verdienſte, und das verehrungswürdige Andenken meines Urältervaters, Sancho Panßa, erfodern es von mir als einen wichtigen Theil meiner Schuldigkeit, daß ich dieſen Abhandlungen von Sprüchwörtern Deinen Namen vorſetze. Ich nahe mich alſo Dir mit der ehrfurchtvollen Verbeugung, mit

Esel, wird, wie ich, als Autor, zuversichtlich h
auch auf gegenwärtige Schrift ein Theil der Unsterb
keit zurückfallen.

Dieses würde genug seyn, gegen Dich mein S
haben zu rechtfertigen. Ich glaube, daß ich alles g
habe, was ein Klient in einer Zueignungsschrift sei
Gönner von Empfehlung, von Verdiensten, von
muth, und von seinem Mangel zu sagen hat. Aber
wirst mir hochgeneigt erlauben, mein Esel, daß
diese Zueignungsschrift gegen diejenigen vertheidige,
che so viel Einsicht, wie Du, nicht haben, und
Kunstrichter seyn wollen. Glücklicher, ja dreymal g
licher Esel, der Du in den Tagen des weisen Sa
grau worden bist, wo man Verdienste auch an Eseln
ehrte! Wie sehr haben sich die Zeiten, zu unsrer Sc
de, verändert! Man verehrt * * * aber nicht Verdie
man verehrt Rang und Pracht; und ein Esel mit e
reichen Decke, wenn er schon die geringsten Verdi
nicht hat, ist uns oftmals verehrungswürdiger, al
ben Weise. Ich finde also nöthig, einige Einwür
beantworten, welche mir wider meine Zueignungsc
gemacht werden können. Dieses wird mich ganz n
lich auf Deine eignen Verdienste führen. Ich will

Vorzug, den Du vor vielen Menſchen haſt, welche Dich nur als Eſel kennen!

Was ich hier im voraus angeführt habe, iſt die gründlichſte Vertheidigung wider einen Einwurf, welchen viele machen werden, ſobald ſie dieſe Zueignungsſchrift erblicken. »Einen Eſel zum Mäcenat!« werden ſie ausrufen. Und warum nicht, meine Herren? Bin ich etwan der erſte, der dieſes thut? Oder vermißt ihr nur an meinem Mäcenat die menſchliche Pracht der Eurigen? Seyd nicht ſo ungerecht, zu glauben, daß mein Eſel dieſer Zueignungsſchrift unwürdig ſey, weil ihr ihn für dumm haltet! Ihr werdet ſelbſt euren Zueignungsſchriften ein trauriges Urtheil ſprechen. Wie viele von euern Mäcenaten werdet ihr abſetzen müſſen, wenn die Dummheit hindert, der Mäcenat eines Autors zu ſeyn!

»Aber wird der Eſel die Zueignungsſchrift leſen? »Und noch mehr, wird er das Buch verſtehen, das du »ihm zueigneſt?« Aber, meine Herren, iſt denn das nöthig? Er würde es vielleicht nicht thun, wenn er auch lebte, zumal da er ein ſpaniſcher Eſel iſt, und ich freylich nur ein deutſcher Autor bin. Allein iſt es denn ſo ſchlechterdings nöthig, daß ein Mäcenat die Schriften lieſt, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten leſen eure Schriften, und noch mehr, wie viel ſind im Stande, ſie zu verſtehen? Ihr macht euch kein Bedenken, denen Gönnern, welche vielmals kaum ihre Mutterſprache gelernt haben, eure Werke, die ihr in ausländiſchen, oder wohl gar in todten Sprachen abgefaßt habt, zu überreichen, von denen ſie doch vielleicht nicht einmal die Buchſtaben kennen. Genug, ſie ſehen ihr Bildniß, oder ihr Wapen, ſie ſehen den prächtigen Band des Buchs; ſie ſehen ein gekrümmtes Geſchöpf murmelnd zu ihren Füßen kriechen, und hieraus ſchließen

ſie, daß dieſes Geſchöpf ein Autor iſt, daß unter ihrem Bildniſſe oder Wapen eine Zueignungsſchrift ſtehen wird, und daß ſie ein Mäcenat ſind. Sehen ſie alſo nicht alles, was der Autor will, daß ſie ſehen ſollen, und iſt es erſt nöthig, daß ſie die Zueignungsſchrift leſen, und die Abhandlung verſtehen müſſen?

Ich erwarte noch einen Einwurf, der bey vielen meiner Tadler der wichtigſte iſt, und den ſie zu ſagen, nur das Herz nicht haben. »Wirſt du von deinem Eſel für »die Zueignungsſchrift nur einen Gulden, oder die ge»ringſte Belohnung erwarten können?« Nein, ihr habt Recht, nicht einen Gulden, nicht die geringſte Beförderung. Aber deſto uneigennütziger iſt mein Vorhaben; deſto weniger iſt das Lob verdächtig, das ich meinem Eſel gebe. Ihr martert euch und eure Leſer, um Tugenden und Verdienſte zuſammen zu ſtoppeln, welche ihr euren Mäcenaten anpaßt: allein bey Vernünftigen macht ihr dadurch euch und euren Helden lächerlich, und die Zueignungsſchriften überhaupt verächtlich. Ihr wißt es, und thut es doch, um mit hungrigen Händen eine kleine Belohnung zu erhaſchen, welche gemeiniglich gar außen bleibt, oder welche doch euer Mäcenat ſo ſpärlich zumißt, weil er, wie Auguſt, noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren hat, die ihm den geleruten Gruß, aus Begierde zum Futter, zurufen. Eben ſo wenig kann ich auf eine Beförderung mir Rechnung machen. Aber wie viele von euch erlangen dergleichen durch ihre Zueignungsſchriften? Vielleicht nicht einmal die Hoffnung dazu. Eine vornehme Neigung des Haupts iſt wohl alles, was ihr durch eure Demüthigung von eurem Mäcenat erpreſſen könnet. Wiederholet ihr mündlich eure Bitte, ſo werdet ihr machen, daß er mit einem trotzigen: Votre Serviteur! ſich von euch wendet, und die gewelb-

geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft, der sie beſſer zu brauchen weis. Aber ich will auch einräumen, daß euer Mäcenat einer von den Großmüthigen iſt, welche alle Menſchen glücklich zu machen wünſchen; wird er deswegen auch im Stande ſeyn, es zu thun, oder wenigſtens es ſo zu thun, wie er es hofft? Und iſt er auch ſo gefällig, daß er ſich bey ſeinem Range neue Verdienſte und Hochachtung durch ſeine Freundlichkeit zu erwerben ſucht; ſo wird er euch zwar in den gnädigſten Ausdrücken das Vergnügen verſichern, das er hat, euch zu dienen: allein ſeine Geſchäffte, und der Anlauf ſo vieler eurer Kollegen, werden machen, daß er euch vergißt, die ihr keine Verdienſte weiter habt, als den Mangel. Gewinne ich alſo durch meine Zueignungsſchrift wohl weniger, als ihr gemeiniglich durch die eurigen erlangt?

Dieſes ſind, berühmter Eſel, einige von den Einwürfen, die man mir machen wird; aber das iſt auch die Vertheidigung, die ich dergleichen ungegründeten Einwürfen entgegen ſetzen werde.

So wichtig auch meine Gründe ſind, ſo werden ſie noch mehr Nachdruck erhalten, wenn ich die Welt an einige Deiner beſondern Verdienſte erinnere, die Dich, groſſer Eſel, über viele erheben, welche der Witz und der Hunger ihrer Klienten zu verewigen ſucht.

Deine genaue Verbindung mit meiner Familie giebt mir ein Recht, den Ruhm Deiner ſeltenen Verdienſte zu wiederholen, welche ſeit mehr als einem Jahrhunderte die billige Bewunderung der halben Welt geweſen ſind. Liebſter Freund und treuer Gefährte meines Vaters Sancho! Ich neige mich vor Deinem ehrwürdigen Schatten, mit eben dem frommen Schauer, mit welchem der gläubige Muſelmann ſich vor dem ge-

heiligten Kameele niederwirft, das vor tausend Kameelen zu dem stolzen Glücke erwählt worden ist, den Alkoran auf seinem Rücken zu tragen.

Wie glücklich bin ich vor vielen Lobrednern, da ich die Ueberzeugung der Welt und die Wahrheit auf meiner Seite habe! Die Hälfte unsrer Zueignungsschriften sind Satyren auf die Mäcenaten unsrer Zeit. Die Verfasser quälen sich, die Welt zu betäuben und zu überreden, daß ihr niederträchtiger Wucherer ein großmüthiger Versorger der Verlassenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beschützer der Musen, daß er gerecht sey, da doch das halbe Land unter seinen Räubereyen entkräftet seufzet. Aber Du, glücklicher Grauschimmel, Du bist von allen diesen Vorwürfen frey, und eben dadurch befreyest Du auch mich von den Vorwürfen der Schmeicheley. So bald ich des großen Sancho Panza großen Esel nenne, so bald versteht mich die ganze Welt, und weis es, daß ich den ehrwürdigen Esel meyne, welcher so viele Tugenden der Menschen, und keines von ihren Lastern gehabt.

Es ist bekannt, und selbst der berühmte Cid Hamet-Benengely läugnet es nicht, ob er gleich ein beschnittner Mohr, und Du ein christlicher Esel warst, daß die weisen Sprüche des erleuchteten Sancho mit so viel Kraft auf Deine Ohren herabgewirkt, daß Du der tiefsinnigste Esel Deiner Zeit gewesen. Ein großer Beweis Deiner Fähigkeit war es, da Du in einer Zeit von etlichen Monaten, und unter tausend unglücklichen Beschäfftigungen, dennoch mehr gelernt, als hundert Söhne der Großen in Spanien kaum lernen, welche drey Jahre und länger in Ossuna zu den Füßen ihrer Lehrer sitzen. Mehr als ein Baccalaureus in Salamanka war eifersüchtig auf Dich: aber Deine Bescheidenheit gewann

das

das Herz der Neider. Das Wissen, welches so viele junge Gelehrte unerträglich macht, war für Dich ein neuer Trieb zur Demuth. Unwissende Pedanten richten sich trotzig auf: aber Du, der Du sie am Verstande und Witze unendlich übertrifft, hiengst Deine Ohren immer demüthig; denn die Vollkommenheiten Deines Lehrers erinnerten Dich beständig an Deine Unvollkommenheiten. Eine Tugend, die unter unsern Schülern nicht allgemein ist! Ich kenne Deutsche, welche an Deiner Weisheit und Gelehrsamkeit zweifeln werden, da man nicht ein Blatt, geschweige einen Folianten von Deinen Schriften aufzuweisen hat. Desto schlimmer für uns! Der Schade ist unsrer Nachwelt unersetzlich. Mit wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir Deine Schriften lesen, und ihre Schriften aus den Händen werfen! Es war ein Fehler Deiner Zeit, wo man noch wenig schrieb, und desto mehr dachte. Bey unsern Zeiten ist dieses der Fehler, daß viele ohne Ueberlegung schreiben, was Du, weiser Esel, nur zu denken, Dich würdest geschämt haben. Hätte Dir die Natur die Vorzüge gegönnt, ein Autor werden zu können; wie hoch würde Dein Ruhm gestiegen seyn! Und dennoch bist Du schon unsterblich, da Myriaden von Schriftstellern seit Deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergessenheit gestürzt worden sind.

Die Mäßigkeit ist eine Tugend, welche unsern meisten Sittenpredigern nicht allemal eigen ist. Wenigstens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meister der Weisheit hieß, der sein Brodt durch das Lehren der Moral verdiente, und der alles, was er verdiente, durch die niederträchtigsten Ausschweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeachtet seines Lorbeers, unter Dir, gesittetem Esel, stehen sollen. Die ganze Geschichte des Helden von Mancha zeigt uns

nicht eine einzige Spur, daß Du jemals in einen Fehler gefallen wäreſt, welcher ſo ſehr menſchlich iſt. Vermuthlich trug die Uebereilung des alten Roßinante, und ſeine demüthigende Strafe viel zu Deiner Mäßigung bey. Die Welt weis die traurige Geſchichte von den Stutten aus Gallicien *). Roßinante war ein lehrender Beweis, daß Alter nicht vor Thorheit hilft. Er ſah die Stutten, und vergaß ſich. Benengely macht zu ſeiner, und vielleicht auch zu vieler Menſchen Entſchuldigung, die lehrreiche Anmerkung, daß kein Hengſt ſo alt ſey, der nicht noch einmal im May wiehere. Allein die Eſeltreiber von Jangois dachten nicht ſo billig. Die Strafe folgte der Wolluſt auf dem Fuße nach. Roßinante empfand es, und als eine neue Züchtigung ſeiner alten Jugendſünden, mußte er die Demüthigung ausſtehen, daß der tapfre Quixot ſich auf Dich, tugendhaften Eſel, ſetzte, und er, der ſtolze Roßinante, an Deinen Schwanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth iſt dasjenige Kleinod, welches auch die für das koſtbarſte halten, die niemals großmüthig genug ſind, andern in der Noth beyzuſpringen. Wie ſehr beſchämſt Du, freundſchaftlicher Eſel, alle dieſe unempfindlichen Seelen! So gar Roßinanten, der Deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauertеſt Du. Deine Schritte waren noch langſamer, als die Schritte eines gelaſſenen Eſels von Natur ſind; Du wollteſt dem Unglücklichen Zeit laſſen, nachzukommen. Ein Menſch würde ſich dieſe Demüthigung ſeines Nächſten zu Nutze gemacht, und mit einer ſtolzen Grauſamkeit noch mehr zu ſeiner Kränkung beygetragen haben: aber ſo ungerecht dachteſt Du nicht; denn Du wareſt des weiſen

*) Don Quixots Geſchichte B. 3. K. 15.

ſen Sancho liebreicher Eſel. Wie troſtlos hiengeſt Du die Ohren, als Dein Herr, Sancho, durch Zulaſſung des Himmels und Don Quixots geprellt ward *)! Er ſah flehentlich auf Dich herab, und wenn er am höchſten flog, ſo war Deine freundſchaftliche Traurigkeit für ihn die kräftigſte Stärkung.

Die Gelaſſenheit iſt überhaupt eine Familientugend der Eſel: bey Dir aber hatte ſie einen weit rühmlichern Urſprung; denn Du wareſt mit Ueberlegung gelaſſen. In dem unglücklichen Treffen mit den befreyten Galeerenſklaven **) hielteſt du ſtandhaft die Steine der Undankbaren aus. Quixot, Sancho und Roßinante lagen um Dich herum. Nur Dich konnten die unzähligen Würfe der Verräther nicht ſtürzen, noch zur Ungeduld bewegen. Quixot ſeufzete nach ſeiner Dulcinee, Sancho nach ſeinem Mantel, Roßinante hieb voll Ungeduld in die Erde; aber von Dir ſagt der Geſchichtſchreiber, daß Du gelaſſen unter Deinen Freunden geſtanden, und mitleidig die Ohren geſchüttelt habeſt.

Bey dieſer Deiner Mäßigkeit, Deiner geſelligen Freundſchaft, Deiner Gelaſſenheit; konnteſt Du wohl bey allen dieſen Tugenden des geringſten Neides fähig ſeyn? Nichts weniger! Dein Bezeigen gegen die Eſel der Domherren von Toledo iſt hiervon der ſtärkſte Beweis ***). Dieſe Eſel, welche ſo fett und ſtark waren, wie die Eſel der Domherren natürlicher Weiſe ſeyn müſſen; welche ihr Futter bey der Ruhe ihrer hochwürdigen Herren müßig verzehrten, da Du bey den mühſamſten Abentheuern immer Hunger leiden mußteſt; dieſe Eſel, welche zur Ehre der Kirche prächtig aufgeputzt waren, da Deine

*) Don Quixots Geſchichte B. 3. K. 17.
) B. 3. K. 21. *) B. 4. K. 43.

Deine ganze Decke in einem ſchlechten Reitküſſen beſtand; welche muthwillig um Dich herum ſcherzten, wie Eſel vom Stande zu ſcherzen pflegen; welche Dich, als einen dürftigen Layeneſel, mit Verachtung anſahen; mit einem Worte, die Eſel der Domherren waren mit aller ihrer Glückſeligkeit doch nicht im Stande, nur einen Augenblick Tadel oder Neid bey Dir zu erregen. Wie viel Menſchen beſchämeſt Du, genügſamer Eſel, welche das Glück der Großen und Reichen beneiden, und, da ſie zu ohnmächtig ſind, es ihnen zu nehmen, ſich doch wenigſtens Mühe geben, die Welt durch Spöttereyen oder durch Beſchuldigungen zu bereden, daß ſelbige dieſes Glücks ganz unwürdig wären?

Bey keinem von allen Abentheuern hat Sancho Panßa ſo unverwerfliche Proben ſeines großen Geiſtes abgelegt, als bey Regierung der Inſel Barataria *); aber eben dieſer Zeitpunkt iſt derjenige, welcher auch zugleich Deine tugendhaften Vorzüge am meiſten in ein Licht geſetzt hat, das eine Reihe von ſpäten Jahrhunderten nicht verdunkeln kann. Du warſt der Bruder und vertrauteſte Freund des glücklichen Sancho. Er wagte es nicht, ohne Dich zu regieren; man mußte Dich, mit koſtbarem Zeuge geſchmückt, hinter ihm herführen, als er ſeinen prächtigen Einzug hielt **). Cid Hamet weis von Dir und dem Sancho bey dieſer Gelegenheit nichts ſchmeichelhafters zu ſagen, als daß Sancho, welcher ein prächtig aufgezäumtes Maulthier ritt, ſich oftmals umgeſehen, Dich, ſein getreues Thier, zu betrachten, und ſich von Herzen über den glücklichen Zuſtand zu freuen, in welchem er Dich erblickte. Auch alsdann warſt Du noch

*) Don Quixots Geſchichte B. 7. K. 45.

**) B. 7. K. 47.

noch sein liebster, sein vertrauter Esel, da ihn die ganze Insel als ihren Statthalter anbetete. Wäre Dir damals wohl etwas leichter gewesen, als das Vertrauen Deines Herrn zu Deinem und der Deinigen Vortheile, und zum Schaden Deiner Feinde zu mißbrauchen? Beides hast Du nicht gethan. In der ganzen Geschichte finde ich diesen Umstand am merkwürdigsten, daß während der Statthalterschaft des Sancho Deiner nicht mit einem Worte gedacht wird. Der Leser sieht Dich bey dem prächtigen Einzuge zum letzten male, und bekömmt Dich eher nicht wieder zu Gesichte, als in dem traurigen Augenblicke, da der weise Sancho, von der Last der ungewohnten Herrschaft ermüdet, den großmüthigen Schluß faßte, auf Dir, getreuem Esel, der mühseligen Pracht eines Regenten zu entfliehen. In seinem Glücke gelassen zu seyn; sich der Gewalt seiner mächtigen Freunde nicht zu mißbrauchen; an seinen Feinden sich nicht zu rächen, wenn man Gelegenheit hat, es zu thun; für seine Vortheile am wenigsten zu sorgen; eine so schnelle Veränderung des Glücks gelassen zu ertragen, ja so gar von dem wollüstigen Ueberflusse des Hofs mit geschwindem Schritten sich zu entfernen, als demselben sich zu nähern: das sind Tugenden, welche Diogenes unter den Menschen seiner Zeit vergebens suchte, und welche Cid Hamet bey dem Esel des Erleuchteten Pansa gefunden hat.

Vielleicht hastest Du diesen jählingen Umsturz der Hoheit Deines Sancho voraus gesehen? Benengely gesteht Dir die Gabe, künftige Dinge vorher zu wissen, ausdrücklich zu *). Ich glaube, er hätte nicht nöthig, Dir Wunder anzudichten. Deine Erfahrung, Deine Ein-

*) Don Quixots Geschichte B. 5. K. 8.

Einſicht, und der tägliche Umgang mit dem Sancho machten Dich vorſichtig, ohne Wahrſagerkunſt, und tugendhaft, ohne außerordentliche Wunder. Wie viele gleiten bey dieſem wichtigen Schritte, welche vorſichtig und erfahren genug zu ſeyn glauben! Aber ihr Herz iſt ſo tugendhaft nicht, als das Deine war; und eben darum kann ſie weder Vorſicht, noch Erfahrung ſchützen. Ohne dieſes tugendhafte Herz müſſen ſie bey ihrem hohen Glücke ſchwindlicht werden und niederſtürzen, wenn ſie gleich, wie Du, die Gabe gehabt hätten, zukünftige Dinge vorher zu ſehen.

Da Adler wiedet Adler zeugen; iſt es wohl Wunder, daß ein Theil Deiner guten Eigenſchaften auch bis auf Deine ſpäten Nachkommen fortgepflanzt worden iſt? Ich verſtehe darunter die Mäßigkeit, die Gelaſſenheit, den Fleiß, und die natürliche Abneigung von allem Hochmuthe. Lauter Tugenden, die man noch bis auf dieſe Stunde allen denen Eſeln in Mancha vorzüglich zugeſteht, welche die Ehre haben, in gerader Linie von Dir abzuſtammen! Ungeachtet ſie Dich zu ihrem Ahnherrn haben, ſo iſt doch nicht ein einziger unter ihnen, welcher zur Ungebühr darauf ſtolz wäre, oder durch Deine Verdienſte den Mangel eigner Verdienſte zu verbergen ſuchte, oder andre Eſel in dem Flecken verachtete, welche eben ſo lange Ohren, eben ſo breite Rücken, und eben ſo arbeitſame Knochen haben, aber freylich nicht von ſo gutem Hauſe, und nicht von ſo edler Geburt ſind, als ſie. Im Uebrigen wiſſen die Einwohner zu Mancha dieſen Vorzug an ihnen billig zu ſchätzen. Sie verehren den Namen des Sancho, und zugleich verehren ſie das Andenken ſeines Grauſchimmels noch bis auf dieſe Stunde ſo unverbrüchlich, daß ſie ſein Geſchlechtsregiſter mit eben der Sorgfalt fortführen, mit welcher die Roßtäuſcher

von

von Gallicien die Stammbäume ihrer edelſten Pferde glaubwürdig erhalten.

Dieſes wird genug ſeyn können, die Gründe zu rechtfertigen, welche mich bewogen haben, Dir, theuerſter Eſel, gegenwärtige Abhandlungen von Sprüchwörtern zuzueignen. Ich habe die Urſache angegeben, woher ich Dir ſo viel Verbindlichkeit ſchuldig bin; da Du in den Tagen des Don Quixots einen ſo wichtigen Theil unſrer Familie ausgemacht, da Du als des Sancho Freund und getreueſter Gefährte Glück und Unglück mit ihm ausgeſtanden haſt. Die wenigen Proben, die ich aus der Geſchichte von Deinen großen Eigenſchaften und bewährten Tugenden angeführt habe, ſind, wo ich mich nicht ganz irre, unwiderſprechliche Beweiſe, daß Du wohl verdienſt, mein Mäcenat zu ſeyn. O Du Spiegel und Blume der vortrefflichſten Eſel! Wie rühmlich iſt für mich dieſe meine Wahl! Deine tiefe Weisheit, welche Du den lehrreichen Sprüchwörtern des Sancho zu danken haſt; Deine tugendhafte Mäßigung und exemplariſche Sittſamkeit, welche Dir ſo eigen, und bey uns nicht allemal eine Folge der tiefen Weisheit iſt; Deine unverbrüchliche Redlichkeit gegen Deinen Herrn und Deine Freunde überhaupt; Deine ſtoiſche Gelaſſenheit bey allen Unglücksfällen, welche Dich und Deinen Herrn trafen; die ſeltne Tugend der Zufriedenheit, und die ſchwere Kunſt, das glänzende Glück andrer, die es weniger verdienen, und weniger anzuwenden wiſſen, mit gelaßnen Augen, ohne mißgünſtige Empfindungen, anzuſehen; die politiſche Vorſicht, ſich mit dem ungewiſſen Glücke ſeines mächtigen Freundes nicht allzu genau zu verbinden, und die praktiſche Klugheit, ohne Eigennutz und ohne Haß des Volks der Vertraute eines gewaltigen Statthalters ſeyn zu können: alles dieſes ſind Vorzüge,

welche

welche Du, tugendbelobter Eſel, vor allen Eſeln und vor vielen Mäcenaten haſt!

Mit einem Worte: Der Fleiß iſt des Glücks Vater; das Glück dreht ſich geſchwinder herum, als ein Mühlrad; wer immer hart ſchläft, liegt auch auf Steinen weich; ehrlich währt am längſten; hoch macht ſchwindlicht; wer aufs Gold ſieht, dem vergeht das Geſicht; was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem Wege iſt; ſüße getrunken, wird oft ſauer bezahlt; auch aus einem kleinen Loche ſieht man den Himmel; wer ſich an einen guten Baum lehnt, hat guten Schatten; wer das Spiel nicht verſteht, ſoll die Karten nicht mengen; wer ſich ſelbſt zum Schafe macht, den freſſen zuletzt die Wölfe; wer die Augen bey ſich hat, ſtolpert nicht; der Teufel ſteht oft hinter dem Kreuze; guter Weg um, iſt keine Krümme; eine goldne Decke macht den Eſel nicht zum Pferde; wer auf dem Eiſe tanzt, der ſtrauchelt; wer zu nahe an das Feuer tritt, verſengt ſich den Rock; mancher trägt einen Sack, und heißt ſeinen Nachbar einen Eſel ..... Aber Gott verſteht mich! ſagte Vater Panßa.

Ich küſſe Ew. Eſeley den Huf.

J...

in Weſtphalen.

Anton Panßa von Mancha.

Vor-

Vorbericht *).

Es ist vor einigen Wochen eine Schrift an unsern Verleger gesendet worden, welche den Titel führt: Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie solche zu verstehen und zu gebrauchen sind; dem Verfasser zum Besten, und dem Leser zur Erbauung, ans Licht gestellt.

In einem weitläuftigen Schreiben erklärt der Verfasser seine Absichten und die Einrichtung des Werks selbst. Es ist dieses Schreiben völlig in der Sprache abgefaßt, welche den Stolz eines veratmten Spaniers, und die Demuth eines verlassenen Autors verräth. Der letzte Umstand geht nur unsern Verleger an, und wir überlassen es ihm, wie er sich mit ihm vereinigen will. Die Erzählungen, die er von seinen Vorältern und von seinen eignen Umständen einstreut, verdienen angemerkt zu werden. Es sind nützliche Anekdoten zur Lebensbeschreibung des unsterblichen Don Quixots, die wir noch zur Zeit in keiner von allen Auflagen gefunden haben. Der Verfasser erzählt uns, daß der berühmte Stallmeister Sancho Panßa von Mancha sein Urältervater gewesen sey. Da er nach dem Tode seines Ritters der witzigste und weiseste Kopf in ganz Mancha gewesen; so habe er sich

*) Das nachstehende Sprüchwort: Wem Gott ein Amt giebt, ꝛc. ist mit diesem Vorberichte im Jännermonate des Jahres 1750 in die vermischten Schriften zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, als ein Versuch eingerückt, und im Jahre 1748 gefertigt worden.

ſich durch eben dieſen Witz und ſeine rohen Sprüch
ter viel Feinde gemacht. Er habe geglaubt, den
hier und den Geiſtlichen des Orts überſehen zu kön
und deswegen habe er ſich lieber in der Geſellſchaft ſ
Eſels und ſeiner übrigen Familie eingeſchloſſen, al
er mit jenen die alte Freundſchaft hätte fortſetzen ſ
Dieſes ſey der Grund zu ſeinem Unglücke geweſen.
Geiſtliche habe unter die Leute gebracht, daß Herr
cho kein alter Chriſt ſey, und kein Schweinfleiſch
Die Inquiſition ſey aufmerkſam gemacht worden,
habe ihn zum Feuer verdammt, weil ſie gefunden,
er vernünftiger gedacht und weiſer geſprochen, al
alten Chriſten ihres Landes damals zu denken un
reden gewohnt geweſen. Der rechtſchaffene Sanch
alſo wirklich verbrannt, und der erſte Märtyre
Sprüchwörter geworden. Dieſes Unglück habe
ganze Familie zerſtreut. Des Herrn Verfaſſers A
vater, welcher ſich durch ſeine hohen Gemüthsgaben
bis zur Würde des unterſten Schulzens in dem F
Mancha emporgeſchwungen gehabt, habe ſich ent
ſen, lieber ſeinem Vaterlande, als ſeinem angeb
Verſtande zu entſagen. Er ſey mit ſeinem reichen
rathe von Sprüchwörtern nach Liſſabon geflüchtet.
auch bis dahin habe ihn der heilige Haß des Geiſt
von Mancha verfolgt; und nur durch ein Wund
er den Händen der Inquiſition entronnen, und i
Niederlande gekommen, wo er ſein Leben witzig
kümmerlich zugebracht, und eine zahlreiche Familie
verlaſſen. Hier giebt der Herr Verfaſſer noch viele N
richten von ſeiner Familie an, die aber vielleicht nur
wichtig ſind. Wir können mit ſeiner Erlaubniß
unerinnert laſſen, daß er bey dieſer Gelegenheit
Stolz ſeines Vaterlandes ein wenig zu ſehr verräth

will behaupten, daß die Niederländer ihren meisten Witz seiner Familie zu danken hätten. Ja er treibt diese lächerliche Einbildung so hoch, daß er glaubt, verschiedene ihrer größten Kunstrichter hätten die Geschicklichkeit, andere mit ihren lateinischen Wahrheiten zu betäuben, bloß der Erfindung seines Urältervaters zu danken; als dieser, wiewohl mit unglücklichem Erfolge, die Kunst gelehrt, zu schreyen, wie ein Esel *).

Die Umstände, welche der Herr Verfasser endlich von seinem eignen Leben beygefügt, können uns auch gleichgültig seyn. Nur dieses verdient angemerkt zu werden, daß er sich zu J..., einem Städtchen in Westphalen, aufhält, und bey einer mäßigen Einnahme so lange ruhig leben und Bücher schreiben will, bis er seine Verbesserung findet.

Die drey letzten Seiten seines Schreibens bestehen in den gewöhnlichen Autorkomplimenten, wo man durch eine edle Gleichgültigkeit und Verachtung aller gewinnsüchtigen Vortheile, die Großmuth des Verlegers zu reizen sucht. Das ganze Werk möchte ungefähr ein halbes Alphabet ausmachen. Die Sprüchwörter, die der Herr Verfasser ausgeführt hat, sind diese: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand. Jung gewohnt, alt gethan. Gut macht Muth. Ehrlich währt am längsten. Kleider machen Leute. Gedanken sind zollfrey. Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Alte Liebe rostet nicht. Ein Quentchen Mutterwitz ist besser, als ein Centner Schulwitz. Frisch gewagt, ist halb gewonnen; und andere mehr.

*) Don Quixots Geschichte B. 6. K. 25.

Der Verleger zweifelt, daß dieſes Buch Beyfall finden werde, da man es außerhalb Weſtphalen ſchwerlich verſtehen, am wenigſten aber das Feine davon einſehen könne. Er will daher nur eine Probe davon liefern, und die beiden Artikel: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand**; und **Kleider machen Leute**, als einen Verſuch abdrucken laſſen. Von der Aufnahme dieſes Auszugs wird das Schickſal des ganzen Werks abhängen. Sollte dieſer, wider Vermuthen, Beyfall finden; ſo iſt er entſchloſſen, dieſe Abhandlung einer Sammlung andrer ſolcher Schriften vordrucken zu laſſen.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand.

Wenn irgend ein Sprüchwort iſt, deſſen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung beſtätigt wird; ſo iſt es dieſes, wenn man ſagt: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand.** Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfaſſung meines Vaterlandes ſehr genau kennen zu lernen, ſo getraue ich mir ſehr wohl zu behaupten, daß wenigſtens zwey Drittheile meiner Mitbürger ihren Verſtand nicht eher erlangt haben, als bis ſie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil iſt, ich weis nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verſtande begabt geweſen. Ich ſage mit gutem Vorbedachte: Kaum ein Drittheil. Denn ich muß noch für diejenigen ein wenig Platz laſſen, welche die Ausnahme von dem Sprüch-

worte machen, und das Amt zwar seit langer Zeit, noch bis diese Stunde aber nicht den geringsten Verstand haben.

Ich finde von unserm Sprüchworte verschiedene Lesarten. Ein sehr altes Manuscript, welches, wie ich aus einigen Umständen vermuthe, zu Heinrich des Voglers Zeiten geschrieben worden, liest ausdrücklich: Wenn Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verstand; und dieser Lesart habe ich mich bedienet. Die meisten der neuern Schriftsteller sagen hingegen nur: Wenn er ein Amt giebt ꝛc. Beide Lesarten haben ihren guten Grund, und beide sind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daß Gott die Aemter gab, und daher läßt sich die Art zu reden, wenn Gott ein Amt giebt, noch wohl entschuldigen. Itzt braucht man diese Weitläuftigkeit nicht mehr; und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daß man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derselben beschwerlich zu fallen. Dieses mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einigermaßen zu ändern. Inzwischen muß ich doch zum Ruhme unsrer Zeiten erinnern, daß man wieder anfängt, die alte Lesart hervorzusuchen, und aus einer andächtigen Höflichkeit so zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man sich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtsamen sich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, so oft ich jemanden also reden höre, von dem ich sonst sehr wohl weis, daß ihn die göttliche Fügung am wenigsten beunruhiget. Es ist dieses ein Zeugniß, daß die Religion bey uns noch nicht ganz abgekommen ist. Man darf mir nicht einwenden, daß diese Art von Gott zu reden

mit dem Landesherrn nicht redlich meynen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meyne. Er stürzte diesen gewissenhaften Tropf, und bemächtigte sich seines Amts auf eine Art, welche zu gewöhnlich ist, als daß man sie tadeln sollte.

Es sind nicht mehr als zween Priester in unsrer Stadt. Der oberste davon wäre vielleicht noch itzt Kandidat, wenn er nicht die Geschicklichkeit besessen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geistliches Amt ansuchten. Er meynte es aber mit seiner christlichen Gemeine so gut, daß er sich den Kapellan zu seinem Kollegen selbst ausersah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieses lieben Mannes ihm vortheilhaft zu seyn schien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Pastors Jungfer Muhme zu heurathen, welcher sehr viel daran lag, einen dummen Ehemann zu haben.

Sogar bis auf den Küster erstreckt sich in meinem Städtchen diese Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den besten Branntwein brennt; so hat es der Kirchenvorsteher für billig gehalten, ihm das Küsteramt und die Unterweisung der Jugend anzuvertrauen.

Diese wenigen Exempel beweisen schon genug, wie wunderbar oftmals die Wege sind, zu einem Amte zu gelangen. Die Ausschweifung würde überflüßig seyn, wofern ich nicht versichern könnte, daß der Stadtschreiber, der Amtmann und die Geistlichen in Gesellschaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben soll.

Diejenigen, welche sich dieses Sprüchworts: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, auf eine so bequeme Art zu bedienen wissen, sind als ein

über-

überzeugender Beweis wider diejenigen Lästerer anzuführen, welche uns vorwerfen, daß in unsern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorsorge nur gar zu matt geworden, und fast gänzlich abgekommen sey. Ich freue mich, daß ich hier eine Gelegenheit finde, das Christenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bey der auch der beste Advokat verzweifeln würde.

Ich finde besonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieses sagen. Es sind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es sind die selbst, welche die Aemter bekommen, oder es sind endlich die, welche als Zuschauer über die wunderbare Führung und Besetzung der Aemter erstaunen.

Die letzten fühlen dabey in ihrem Herzen den freudigen Trost, daß Gott, welcher nach ihrer Meynung so vielen Narren Aemter giebt, auch sie nicht unversorgt lassen, und wenn sie versorgt sind, auch sie alsdann mit dem nöthigen Verstande ausrüsten wird, den sie nicht haben, und den sie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen. Diese Betrachtungen zeugen von ihrem Muthe, und sie beschämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich sind, da sie keinen Verstand haben, und ihn doch nicht vermissen.

Noch weit stärker aber ist das Vertrauen zur göttlichen Vorsorge bey denenjenigen, welche die Pflicht auf sich haben, die Aemter zu besetzen. Bey verschiedenen von ihnen würde ihr Betragen unsinnig seyn; man würde sie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eignen Vaterlandes, für die gefährlichsten Böserwichter halten, wenn man sieht, wie unbedachtsam sie bey der

Besetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daß sie überzeugt sind: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; so ist dieser Widerspruch gehoben. Sie können dieses mit einer desto gewissern Zuversicht hoffen, da sie an ihren eignen Personen ein so erstaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugnisse aller ihrer demüthigen Klienten gegenwärtig die verständigsten Männer, die weisesten Väter der Stadt sind, ungeachtet sie vor der Erlangung ihres Amts die unverständigsten Narren waren. Diese wichtige Erfahrung wirket in ihnen eine wahre Freudigkeit, so oft sie ein Amt besetzen müssen.

Ich weis nicht, ob irgend ein Amt wichtiger ist, als das Amt eines Seelsorgers. Die üble Besetzung eines solchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommenschaft nach sich ziehen. Wenigstens würde ich sehr unruhig seyn, wenn ich für die Besetzung eines solchen Amtes sorgen sollte. Aber wie glücklich sind nicht diejenigen, welche sich darauf verlassen, daß der Verstand sich schon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schicksal gehabt, einer Priesterwahl auf dem Lande beyzuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daß ihm sein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, sein Schäfer gestorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh sorgfältig wartete, die Kunst verstünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bey seinem Amte ehrlich wäre; diesen ausfindig zu machen, war freylich eine schwere Sache, die alle mögliche Behutsamkeit erfoderte. Denn, wenn eine Schäferey durch Verwahrlosung ausstirbt; so ist dieses manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch

ein

ein unexemplarisches Leben, oder durch Unachtsamkeit des Pfarrherrns die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomisch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geschickten Schäfer ausfindig gemacht, und in seine Dienste genommen hatte. Er erzählte mir dieses mit Freuden, und that dabey alle gute Wünsche für seine Schäferey. »Morgen,« fuhr er fort, »morgen müs»sen Sie noch bey mir bleiben; mein neuer Pfarrer thut »die Anzugspredigt, und wir wollen tausend Spaß mit »ihm haben.« Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weis, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt; so kann ich nicht läugnen, ich erschrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche, und erstaunte, als ich einen großen schwarzgekleideten Körper auf die Kanzel steigen sah. Sein Gang, seine Miene, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pöbelmäßig, daß ich den Kirchenpatron im Verdachte hielt, er habe aus einem leichtsinnigen Scherze seinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgestellt. Ich sagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit solcher Heftigkeit über mich, daß ihm der Bauch schütterte. »Mein Reitknecht?« sagte er endlich. »Zerreiß mich »der Teufel, wenn es nicht mein Informator ist! Er »ist ein Magister, und nicht ungeschickt. Er will noch »heuer ein Gesangbuch für mein Dorf zusammendrucken »lassen, und es meiner Gemahlinn zueignen. Er ist »ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm hacken.« Ein vortrefflicher Charakter, dachte ich bey mir selbst, und schwieg ganz beschämt still. Ich hörte ihm zu, weil ich sonst

ſonſt nichts zu hören hatte, und hielt bey ſeinem alber-nen Gewäſche eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indeſſen ohne Eigennutz zu behaupten, daß dasjenige, was mein lieber Urältervater, Sancho Panßa, mit ſeinem Eſel geredet hat, weit vernünftiger geweſen iſt, als dieſes neuen Seelſorgers heilige Rede an ſeine Gemeine war. [illegible]ilten aus der Kirche aufs Schloß. Sogleich ſtellte ſich [illegible]r Seelenhirt auch ein, und das erſte Kompliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunſche bey dem Eintritte in die Stube machte, war, daß er ſagte: »Komm Er, komm Er, Herr Magiſter, »trink Er das Glas Branntwein, es iſt Ihm ſauer ge»worden; aber Er hat auch, der Teufel hole mich! ge»predigt wie ein Superintendent. Nur das verfluchte »Schmälen gewöhne Er ſich ab, das leide ich mein Seele »nicht; und wenn Er einmal auf mich ſchmält, ſo ſoll »mich der Donner erſchlagen, wenn ich Ihn nicht über »die Kanzel herunter werfen laſſe, daß Er die Beine in »die Höhe kehrt. Da! trink Er!« und darauf trank der theure Kirchenvater lächelnd auf einen Zug ein großes Glas aus. Wir ſetzten uns zu Tiſche; ich war dem ungeachtet ganz kleinmüthig, und ſah die armen Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich aß wenig. »Weis »Er denn, Herr Magiſter, wofür Ihn Herr Panßa an»geſehen hat? Für meinen Reitknecht!« »Das wun»dert mich nicht,« rief der ſchon halb trunkene Pfarrer aus. »Die Diener des Herrn ſind den rohen Weltkin»dern immer ein Anſtoß, und Herr Panßa hat noch »ketzeriſches Blut in ſeinen Adern. Wäre er, wie ſeine »Aeltern, verbrannt worden; ſo hätte unſere Religion »auch einen Verächter weniger.« Ich entfärbte mich über dieſen Unſinn, und war eben im Begriffe, ihm nach ſeiner Narrheit zu antworten, als unſer Wirth merkte, daß

daß ſich dieſer Auftritt mit Verdruß endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglaſe, und brachte es ſeinem Pfarrer auf die Geſundheit aller hübſchen Mädchen zu, welcher auch redlich Beſcheid that; und auf dieſe Weiſe ward bis gegen den Abend fortgefahren. Ihro Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu ſehen, daß Ihro Gnaden nebſt dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tiſch ſanken, ohne daß er ſelbſt auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er ſchon vor Tiſche war. Ich ſchlich mich fort, weil ich merkte, daß er einen Religionsſtreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von ſeinem Pfarrer hielte? »Ich halte »ihn,« ſagte ich, »für einen Mann ohne Verſtand, »nichts.« »Ach,« ſagte er, »was Verſtand! »Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand! »Er iſt mein Informator geweſen, ich habe ihm die »Pfarre ſchon lange verſprochen, und um deswillen hat »er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was »ich verſpreche, das halte ich als ein Kavalier. Der »Kerl wird ſchon werden. Saufen kann er, wie ein »Teufel.« Hier verſtummte ich auf einmal. Ich ſah, daß der Herr das Wohl und die Unterweiſung ſeiner Kinder nicht für ſo wichtig gehalten, als die Erſparung einiger Thaler Geld; ich ſchloß, daß er es mit ſeinen Bauern nicht ſo boshaft, als ich anfangs geglaubt, meynen müßte, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er ſeine eignen Kinder anvertraut hatte; daß er noch immer glaubte, Gott habe dieſes Amt ſeinem Pfarrer gegeben; und daß er gewiß hoffte, er werde den Verſtand, der ihm fehlte, ſchon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bey der Erzählung dieſes Abentheuers länger aufgehalten, als ich Willens geweſen, und als es vielleicht einigen meiner Leſer lieb ſeyn wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geiſtlichen Standes eben ſo orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es ſchien mir um deſto nöthiger, hiervon etwas umſtändlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen ſeyn wird, wie es komme, daß man bey der Beſetzung andrer Aemter, welche nicht die Seele, ſondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, ſo ſorglos ſeyn, und nach allem eher, als nach dem Verſtande und der Geſchicklichkeit der Kandidaten, fragen kann. Alle Stände ſind voll von Beweiſen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorſatz, mein itztlebendes Vaterland zu ſchreiben; ſonſt würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es iſt noch übrig, daß ich von der zweyten Gattung der Menſchen ein Paar Worte ſage, denen unſer Sprüchwort bey allen möglichen Fällen zum kräftigſten Troſt gereichet. Es ſind dieſes diejenigen, welche Aemter ſuchen. Sie ſind ſo vorſichtig, daß ſie keine mühſame Unterſuchung anſtellen, ob ſie auch den nöthigen Verſtand haben, der zu den Aemtern erfodert wird. Eine ſolche Unterſuchung verriethe ein Mißtrauen, welches ihren männlichen und geſetzten Religion zuwider, dem geliebten Vaterlande aber ſehr ſchädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt ſehr viel daran, daß dieſe Herren Aemter kriegen; und wenn ſie ſich nicht eher darum bewerben ſollten, als bis ſie von ihrem Verſtande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, ſo würde, ungeachtet unſers ſehr bevölkerten Landes, eine große Menge Aemter unbeſetzt bleiben müſſen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieſes? Sie ängſti-

gen

gen sich daher gar nicht mit dergleichen kindischen und unpatriotischen Fragen: Wo werden wir den Verstand hernehmen? Der dem Vieh sein Futter giebt, der wird auch für ihren Verstand sorgen; und sie genießen bey dieser nahrhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückseligkeit, die ein Mastschwein hat, welches um Weihnachten feist ist, ohne daß es den Sommer über für seine Mastung gesorgt hat. Wenn ich drey Kandidaten beysammen stehen sehe; so kann ich, ohne die Liebe des Nächsten zu beleidigen, gewiß glauben, daß zween davon keinen Verstand haben, und bey dem dritten ist es noch vielmals ungewiß. Unsre Aeltern sind gemeiniglich gegen die Vorsorge des Himmels so erkenntlich, daß sie bey der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringsten Vorwitz bezeigen, wenn es auf die Frage ankömmt, ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verstand so zu bilden, daß er dereinst zur Uebernehmung eines Amts und zu dessen würdiger Bekleidung fähig ist. Es wäre dieses unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben so, und dennoch haben die Kinder dieser Väter Aemter bekommen, ohne daß jemand die unbescheidne Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob sie auch Verstand genug besäßen. Solche Kleinigkeiten geben sich von sich selbst: Sie haben nunmehr Verstand genug, und sie haben zu viel Verstand, als daß sie in diesem Falle wegen ihrer eignen Kinder bekümmert seyn sollten. Ja sie machen sich ein Gewissen daraus, und sie sind deswegen zu loben. Es ist unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu stören, oder in ihrem Werke zu meistern. Sie haben wohlgestaltete Kinder gezeugt, und die wenigsten mahl war es ihre Absicht, sie zu zeugen. Die Natur hat sie ohne ihre Vorsorge so wohlgestaltet hervorgebracht. Und da der Körper das Vornehmste an dem Menschen, wenig-

wenigstens heut zu Tage, ist; so überlassen sie auch diese eigen Natur lediglich die Bildung des Verstandes, als eines sehr zufälligen und nicht unentbehrlichen Theils des Menschen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er ist noch in seiner zarten Kindheit von acht zehn Jahren; deswegen hat der gnädige Papa noch nicht so grausam seyn, und ihn der Aufsicht der Französinn entreißen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waschen muß. Er ist ein vortrefflicher Kenner von der Näherey, und versteht die Schattirung der bunten Naht besser, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch ist ein Sudler gegen ihn. Er weis alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht selbst die schmackhaftesten Speisen, und unter der ganzen Armee ist niemand, der die Pasteten so leckerhaft backen kann, als dieser junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers oder elenden Gemeinen; so würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniß des Christenthums, der nöthigsten Wissenschaften und der Welt angeführt, und durch beständige Arbeit zu seinen künftigen Diensten abgehärtet haben. Aber so niederträchtig erzieht man den Sohn eines großen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande schont man diesen theuern Körper; zu seiner Gemüthsergötzung läßt man ihn kochen, nähen und sticken. Er ist ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anstrengen muß; wenn es ihm nicht gehen soll, wie den jungen hitzigen Ochsen, welche sich leicht verrücken, wenn man sie zu jung einspannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugesehen, mit was für einer edlen Unverschämtheit er nur ohnlängst dem Kammermädchen in den Busen griff, und sie ist vor Lachen bald außer sich gekommen, als ihr die alte Französinn, bey der

der dieser zarte hoffnungsvolle Knabe beständig aus billiger Vorsorge im Bette liegen mußte, vor etlichen Wochen klagte, daß er sie des Nachts nicht mehr ruhig schlafen ließe. Der lose Schelm! sagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte sie, daß es Zeit wäre, ihn in die Welt zu lassen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Kompagnie, und bey der ersten Gelegenheit wird dieser allerliebste Sohn eine Anzahl bärtiger und tapferer Männer, die unter ihm stehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich spürte, wie ihm der Verstand, der zu einem solchen Kommando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen, wie der älteste Musketier, er säuft, wie ein Korporal, hat sich schon zweymal mit dem Lieutenant geschlagen, seinem Obersten sich einigemal widersetzt und alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Maitresse hat er noch; doch wird er nächstens für eine sorgen, damit er seinem Herrn Vater in allem gleich werde. Ist nicht dieses alles ein Beweis, daß der Verstand mit dem Amte kömmt? Und hätte wohl jemand geglaubt, daß bey einer solchen Erziehung, derjenige mit so vieler anscheinenden Hoffnung für sein Vaterland fechten sollte, welcher, menschlichem Ansehen nach, nur geboren war, für sein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muß das Land seyn, in welchem ein Ueberfluß von solchen Personen vorhanden ist, bey denen man ungewiß bleibt, ob sie sich besser vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm schicken!

Indessen muß ich gestehn, daß nicht der Militärstand allein sich dieses Vorzugs rühmen kann; sondern daß wir durch die weise Sorglosigkeit unsrer Aeltern und Vorgesetzten, und durch die natürliche sich selbst gelassene Dummheit des größten Theils unsrer hoffnungsvollen Jugend, denenjenigen glücklichen Zeiten sehr nahe gekommen sind, wo man einen Kandidaten, welcher die nöthige Geschicklichkeit und den Verstand eher hat, als das Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Messen sehen lassen wird. Ich bin verschiednen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, das ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieße, so vielen Dank schuldig, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, diese Abhandlung zu schließen, ohne sie im Vorbeygehen ein wenig zu verewigen und der Nachwelt ihre Verdienste um das Vaterland, nach meinem Vermögen, kenntbar zu machen.

Cajus ist werth, daß ich ihn zuerst nenne. Seinen wahren Namen muß ich verschweigen, um seine Bescheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nächstens im Anhange der Zeitungen, nebst einer genauen Beschreibung seiner Person und Kleidung. Denn, wenn er in seinem Vorhaben glücklich ist, wie seine Anstalten nicht anders vermuthen lassen, so wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es sind ihm landesherrschaftliche Kassen anvertraut. Ob er nun gleich weder schreiben noch rechnen kann; so kennt er doch das Geld sehr gut, und ist in seinem Amte so unermüdet, daß er nirgends keine Reste, außer in seiner Kasse, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, wel-

welche dieſer wackre Mann verdient, iſt dieſe nicht die geringſte, daß er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu ſeyn ſcheint. Als ein unſchuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er ſeinen innerlichen Beruf, und bediente ſich mit vieler Geſchicklichkeit einer Gelegenheit, ſeiner Mutter einen Theil ihres Geſchmeides zu entwenden. Zweymal hat er bey zunehmenden Jahren ſeinem werthgeſchätzten Herrn Vater die Kaſſe erbrochen. Im ganzen Städtchen iſt keiner, der mit einer ſo witzigen Art die Schnupftücher aus der Taſche ziehen kann, als er thut. Dieſe Beſchäftigungen haben ihm von Jugend auf nicht ſo viel Zeit gelaſſen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachſagen, daß er itzt, da er zwanzig Jahre alt iſt, ſeinen Namen nicht zu ſchreiben weis, noch das geringſte von Rechnungsſachen verſteht. Dieſes hat ſeinen Papa ganz natürlicher Weiſe auf die Gedanken gebracht, daß es ſehr wohl gethan ſeyn würde, ſich den lieben Sohn adjungiren zu laſſen. Und ich ſehe nicht die geringſte Schwierigkeit, welche dieſe väterliche Abſicht hindern ſollte. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand; und da der Herr Vater ſo lange Zeit ſein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu ſeyn, ſo hoffe ich gewiß, der Herr Adjunktus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgute hat einen Sohn, welcher ſo dumm iſt, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einſicht, und iſt daher im Stande geweſen, ſich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, ſo viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigſtens ſo dumm geweſen ſind, als ſein Sohn, und noch itzt

dem Verstande eines Pachters nicht gleich kommen. Da sich sein Sohn zu gar nichts schickt; so hat er dem gnädigen Herrn sein Anliegen erzählt, und beyde sind einmüthig darauf gefallen, der Junge soll ein Doktor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doktor zu werden. Der Vater schmeichelt sich, daß ihm Gott gewiß mit der Zeit eine Profession und sodann wenigstens so viel Verstand geben werde, als, seiner Meynung nach, zu einem Kanonikat erfordert wird. In der That sehe ich nicht, was ihn in seinem frommen Vertrauen stören sollte.

Der Organist in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohlgewachsen ist, reiche Westen trägt, über alle Sachen ein entscheidendes Urtheil fället und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünscht sehr, ihn als Hofmeister bey einem Jungen von Adel zu sehen. Er glaubt, daß er alle Fähigkeiten besitze, die dazu erfordert werden, und ich glaube, daß er in kurzem eine einträgliche Hofmeisterstelle bekommen wird. Es ist wahr, daß er von allem dem nichts versteht, was ein junger Kavalier lernen soll. Er ist auch niemals so wenig, als itzt, im Stande gewesen, sich selbst zu regieren. Er ist, wie ihm einige mürrische Leute nachsagen, in seinen Ausschweifungen niederträchtig, in seiner Wirthschaft unordentlich, in seinen Urtheilen pöbelhaft. Was schadet das? Wie viel junge Herren würden allein auf Reisen gehen müssen, wenn diese Eigenschaften hinderten, ein Hofmeister zu seyn! Genug, er spielt gut l'Hombre; er kann die Kunst, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küssen; er ist unverschämt; und hat er gleich keinen Verstand, so wird sich das schon geben.

Weil

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bey einer so ausgemachten Sache, als das Sprüchwort ist: **Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand**, so lange aufgehalten habe; so will ich hier den Schlüßel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe und es liegt mir viel daran, daß alle Leute von der Wahrheit dieses Sprüchworts überzeugt sind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeister an einem gewißen Hofe zu werden. Es sind viele Vortheile bey dieser Station und mancher große Gelehrte verdient in seinem Leben so viel nicht bey aller sauern Mühe mit seinem Kopfe, als ich sodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füßen verdienen könnte. Ich bin um deswillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es ist wahr, es scheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeister erkohren hätte. Mein linker Fuß ist ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter ist etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern schiele ich; die Arme sind durch die englische Krankheit sehr verwachsen, und weil ich einen Ansatz zur Waßersucht habe, so zweifle ich fast, daß ich solche hohe Kapriolen werde machen können, als mein seliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwischen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht ist, daß Gott demjenigen Verstand giebt, dem er ein Amt giebt; so ist es eben so leicht zu hoffen, daß er einem Krüpel gesunde Gliedmaßen geben wird, den er zum Tanzmeister machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebornen Narren ein verständiger Mann werden soll. Und

wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüppel bliebe; so würde doch das gemeine Weſen von einem gebrechlichen Tanzmeiſter bey weitem nicht ſo viel zu beſorgen haben, als es von einem Manne befürchten muß, der zu einem öffentlichen Amte ungeſchickt und bey deſſen Verwaltung ohne Verſtand iſt. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäßigen Beruf. Ich werde ihn alſo wohl annehmen; und der geneigte Leſer wird künftige Meße das Vergnügen haben, eine ſyſtematiſche Abhandlung von den Regeln der Tanzkunſt von mir zu erhalten. Verſtehe ich gleich nicht das geringſte davon; ſo habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuverſicht zu verſprechen, mit welcher ſich ſo viele Schriftſteller ſchmeicheln, die ſich zum Bücherſchreiben ſo wenig ſchicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, iſt die Furcht vor dem Hofe. Es geſchieht zuweilen, daß die vornehmſten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein ſcarroniſcher Körper ſtellt mich vor ihren verführeriſchen Liebkoſungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weis mehr Exempel, daß ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müſſen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in ſolche gefährliche Umſtände verwickelt ſehen ſollte. Denn keuſch bin ich, wie meine Väter, und dieſe unzeitige Keuſchheit hat mich mehr als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Ballettmeiſter zu ſeyn, wäre gleichwohl eine hübſche Sache!

Kleider machen Leute.

In diesen drey Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüßel zu n erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Le ns, welche so vielen, und den Philosophen am mei n, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, s einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu langen, um welche sich ein großer Theil der Men en vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich d andern weiß machen, daß nur die wahren Ver nfte, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß t die Tugend glückselig und uns zu wahrhaftig gros und berühmten Leuten mache. Wie unverantwort) und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns igegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen emühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur eider machen das, was Tugend und Verdienste, dlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unter hmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein licher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann dar , weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu n verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger d Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so it bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider züglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine gstliche Bemühung, seinen Pflichten Gnüge zu thun, ngt ihn in dreyßig Jahren zu der Hochachtung nicht, welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und anzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich en solchen Mann vor, welcher mit seinen altväteri n Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine

Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum erstenmale wagt. Er muß sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakey weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamine und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr Morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer! ... Aber wäre es nicht möglich ... Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn;

Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kömmt, und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder sich selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, daß sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider und geringere Verdienste?

Man thut der Welt unrecht, wenn man sagt, daß sie bey den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekle-

der sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertausche die Kleider.

Eure Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen, und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie dumm sehn Eure Gnaden aus! Die dreiste und unverschämte Miene ist mit einem male verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalckhafte Baron gewesen. Er kömmt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut und ungezwungen, als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander und ärgern sich über die Unverschämtheit des gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narren und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erstemal darinnen und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird.

Die

e Damen danken ihm auf eine gnädige Art und die
cher rauschen ihm mit Beyfall entgegen. Man
tet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit An-
nd nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer
ser Herr seyn müsse? es kennt ihn keine. Sie las-
sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet beschei-
t. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit,
d sein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden
obt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom
fe, er kennt die Welt; man redet von Staatssa-
n, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet
öses von den übrigen Logen, er schweigt und auch
s Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für
en Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt,
r zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf
e boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende.

Er hat die Gnade, seine Nachbarinn an die Kut-
e zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen
ohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und
eine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß
r gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Ver-
blendung! Der gnädige Herr! Der, welcher nur vor
nig Stunden noch beschämt am Kamin stand und
en Bedienten lächerlich war, ist itzt die Bewunde-
ng der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Ver-
nste; denn man sieht seine prächtige Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden
erth unsrer Verdienste zu danken haben; so scheue
mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit
viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich
suche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen
iligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tu-
nden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen

her-

hervorwachsen und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so, wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreyzack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er Erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pächter zwey Quartale hatte vorschießen lassen, um seine hochadelichen Verdienste in der bevorstehenden Meße kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stack ein großes Pack schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bey dem Meister, hielt den Hut unterm Arme und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weis die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist

bil-

billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe; so kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bey einer Trödelbude vorbeygehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbniße sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingungswürdige Gegenstand vielerhungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artickel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen. Zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Die

Diejenigen, denen zum Troste, ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehn ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich, wider Vermuthen, erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme und, wie es bey den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen; so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Komplimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unserer Stadt zum Besten noch viele Jahre! u. s. w.

N. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weis, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Klei-

der

ordnung ein Artickel eingerückt werden möge: »Daß iemand ein reiches oder seidnes Kleid anziehen solle, is er es bezahlt habe, und ein jeder solle zu dem Ene allezeit die Quittung von dem Schneider und Kaufmanne bey sich tragen.» Was soll das für ein :m werden! und wie viel angesehene Kleider werden : unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so nünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, einer seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein nig zu grausam. Sehr viele, gewiß sehr viele, weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr Anen bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläuer bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß n ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zuich mit einem male alles, was sie vorzüglich, groß, enswürdig und ansehnlich gemacht hat. Was soll ; diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es ftig in * * * und bey vornehmen Versammlunseyn!

Fortsetzung.

Vorbericht. *)

Herr Anton Panßa von Mancha ist über die Nachricht sehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem schlechten Vertriebe seiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient sich des allgemeinen Rechts der Autoren und spricht allen seinen Lesern ohne Barmherzigkeit den guten Geschmack und auf allen Fall auch den Verstand ab. Er glaubt Recht dazu zu haben, weil er überzeugt ist, daß der Fehler nicht an ihm liege. Und dennoch ist er so großmüthig, daß er seinen Lesern Zeit zur Beßerung lassen und es noch einmal versuchen will, ob er sie ganz verloren geben, oder vielleicht noch hoffen soll. Er hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchworte: **Ehrlich währt am längsten**, einzurücken. Er verspricht sich hievon einen beßern Erfolg, weil dieses praktischer ausgeführt sey, als die ersten beiden Sprüchwörter. Fände, wider alles Vermuthen, auch dieser Versuch keinen Beyfall, so will er entweder seine Hand von dem verstockten Publico ganz abziehen und nicht eine Zeile mehr in seinem ganzen Leben schreiben; oder er will zwey Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den

*) Ward in der Monatschrift, in welche man diese Sprüchwort im Jahre 1750 zum Versuche eingerückt, demselben vorgedruckt.

den Staat und das andere wider die Religion gerichtet seyn soll, um seinen Verächtern und unwitzigen Lesern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beyfall, Geschicklichkeit genug habe, sich durch diejenigen Wege berühmt und unsterblich zu machen, welche nach dem itzigen allgemeinen Geschmacke und die sichersten sind, bey einem kleinen Verstande und noch geringerm Witze vor andern bemerkt zu werden.

Ehrlich währt am längsten. *)

Ich speiste in der letzten Ostermesse in einem Gasthause und kam an einen Tisch zu sitzen, wo ich mir die Gesellschaft nicht sonderbarer hätte wählen können. Sie bestund aus einem Kaufmanne, welcher zween sehr vortheilhafte Bankerote gemacht hat und itzt in weit bessern Umständen steht, als seine betrognen Gläubiger. Der zweyte war ein Regimentsquartiermeister, der vor einiger Zeit die sämmtlichen Regimentsgelder verspielt hatte, und ohne den vollgültigen Vorspruch seiner jungen und schöngebildeten Schwester gewiß würde haben hängen müssen. Der dritte war der Spieler, der ihm diese Gelder abgewonnen hatte und nunmehr in der Messe aus bewegenden Ursachen seine Bekanntschaft von neuem suchte. Der vier-

*) Dieses Sprüchwort ist ebenfalls im Jahre 1748 gefertigt, und im Jahre 1750 der ebenbenannten Monatsschrift eingeschaltet worden.

66 [illegible] Charakter, welcher aus [illegible] war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachbarten Lande hatte flüchtig werden müssen, weil er die ihm anvertrauten Mündel um das ihrige gebracht und in die elendeste Armuth gestürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Minister sehr unzufrieden war, daß es ihn abgesetzt und seine Kaution eingezogen hatte, und zwar um einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht versehen, als daß er die Depositengelder zu seiner eigenen Nothdurft verwendet. Der sechste endlich war ein Doktor Juris und ehedem berühmter Rechtskonsulent, welcher einige Jahre im Zuchthause zugebracht hatte und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit untersagt war. Ich habe die Ursache davon niemals errathen können; sie muß aber sehr wichtig gewesen seyn: denn wegen alltäglicher und gemeiner Betrügereyen sind die Advokaten nicht gewohnt, ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieser Doktor sich beständig zu obiger Gesellschaft hielt, und es schien, daß sie ihn auf den Fall ernährten, dafern einer oder der andre von ihnen eine Defension pro averienda tortura brauchte, wovor sie nicht eine Stunde sicher waren. In dieser vortreflichen Gesellschaft brachte ich einige Stunden nicht ohne Erbauung zu. Aus ihren Gesprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer wären, welche die große Welt kannten, und alles, was sie redeten, sprachen sie mit einer so dreisten Freymüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr darauf gefallen seyn würde, daß dieses Leute wären, welche nur so lange noch frey herum giengen, als es der Himmel und die Obrigkeit erlaube.

Mitten unter den Gesprächen von verschiedenen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerote Kaufmann

mann ein Glas und brachte die Gesundheit aus: **Ehrlich währt am längsten!** Ich erschrack, weil ich glaubte, es sey eine Satyre auf die ganze Gesellschaft. Noch größer aber war mein Erstaunen, als ich sah, daß die ganze Gesellschaft die Messer fallen ließ, nach den Gläsern fuhr und mit einmüthiger Stimme rief: **Ehrlich währt am längsten!** Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bey dieser Gesundheit stutzte und mein Glas etwas langsamer austrunk, als sie. Sie spotteten darüber und fragten mich nach der Ursache meiner Unentschlüßigkeit, die ich dabey gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu sagen, weil ich weis, daß niemand gefährlicher ist, als ein Schelm, der ehrlich seyn will. Ich wandte daher vor, daß ich bey mir selbst nachgedacht hätte, wo dieses Sprüchwort herkäme und wie weit es gegründet wäre. Wissen Sie das nicht? rief der bankerote Kaufmann; das will ich Ihnen sagen. Alle Sachen, die man nicht sehr braucht, währen am längsten; denn sie werden am wenigsten abgenutzt. Dieser Ladenwitz brachte unsern ganzen Tisch in Bewegung; und die ehrliche Gesellschaft konnte sich kaum vor Lachen fassen. Sie haben, hol mich der Teufel! Recht, schwur der Regimentsquartiermeister, und lachte von frischem so stark, daß man kaum die Musikanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, schien damit nicht zufrieden zu seyn, sondern verlangte eine genauere Bestimmung des Worts **Ehrlich**, nicht darum, wie er sagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, sondern weil er sich in keinen Streit einlassen wollte, bevor ein jeder in der Gesellschaft seine eigentliche Meynung davon gesagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen

der sind. Nicht alle haben die Geduld, den le
Auftritt und die Entwickelung des Spiels a
warten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf
Probe, und vertauſche die Kleider.

Eure Gnaden werden ſich gefallen laſſen,
ſchwarze Kleid dieſes ehrlichen Mannes anzuzie
und ſeine etwas bejahrte Perücke aufzuſetzen.
humm ſehn Eure Gnaden aus! Die dreiſte und
verſchämte Miene iſt mit einem male verſchwund
Aller Witz, deſſen ein prächtiges Kleid fähig war,
verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben
jenige Loge, in welcher er ſo vielmal der artige H
der allerliebſte artige Herr, der ſchalckhafte Baron
weſen. Er kömmt. Er macht ſeine Verbeugung u
immer ſo gut und ungezwungen, als ſonſt. M
lacht darüber. Er will die Hand küſſen; man ſtößt
fort. Die Damen murmeln unter einander und
gern ſich über die Unverſchämtheit des gemeinen M
ſchen. Man hält ihn für einen Informator, welc
bey ſeiner gnädigen Herrſchaft nicht gut thun u
etwas mehr ſeyn wollen, als ein gemeiner Bedien
Er fängt an zu reden. Wie abgeſchmackt, wie ped
tiſch redet er! Er wird ungeduldig und flucht ein lac
bleu! Man lacht über den Narren und läßt i
durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl h
ausſtoßen.

Nunmehr erſcheint der redliche und verdienſtvo
Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider d
entlarvten Barons angezogen hat. Er erſcheint d
erſtemal darinnen und thut ein wenig blöde. M
findet ſeine Blödigkeit angenehm und hält ihn f
einen Fremden, deſſen Sittſamkeit bewundert wi

E

ie Damen danken ihm auf eine gnädige Art und die
echer rauschen ihm mit Beyfall entgegen. Man
etet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit An-
und nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer
eser Herr seyn müsse? es kennt ihn keine. Sie las-
n sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet beschei-
n. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit,
d sein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden
lobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom
ofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssa-
en, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet
böses von den übrigen Logen, er schweigt und auch
in Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für
nen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt,
er zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf
ne boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu En-
e. Er hat die Gnade, seine Nachbarinn an die Kut-
he zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen
Wohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und
seine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß
er gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Ver-
änderung! Der gnädige Herr! Der, welcher nur vor
wenig Stunden noch beschämt am Kamin stand und
allen Bedienten lächerlich war, ist itzt die Bewunde-
rung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Ver-
dienste; denn man sieht seine prächtige Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden
Werth unsrer Verdienste zu danken haben; so scheue
ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit
so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich
besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen
heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tu-
genden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen

her-

hervorwachsen und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so, wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreyzack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er Erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwey Quartale hatte vorschießen lassen, um seine hochadelichen Verdienste in der bevorstehenden Meße kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stuzer; liebenswürdige junge Herrchen und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stack ein großes Pack schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bey dem Meister, hielt den Hut unterm Arme und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weis die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist

bil-

billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe; so kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bey einer Trödelbude vorbeygehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbniße sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingungswürdige Gegenstand vielerhungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artickel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen. Zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehn ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich, wider Vermuthen, erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme und, wie es bey den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen; so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Komplimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unserer Stadt zum Besten noch viele Jahre! u. s. w.

N. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weis, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Klei-

der-

ordnung ein Artickel eingerückt werden möge: „Daß emand ein reiches oder seidnes Kleid anziehen solle, s er es bezahlt habe, und ein jeder solle zu dem En- allezeit die Quittung von dem Schneider und aufmanne bey sich tragen.“ Was soll das für ein n werden! und wie viel angesehene Kleider werden unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so nünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, einer seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein ig zu grausam. Sehr viele, gewiß sehr viele, wel- weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr An- n bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläu- r bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß n ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zu- ch mit einem male alles, was sie vorzüglich, groß, enswürdig und ansehnlich gemacht hat. Was soll diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es ftig in * * * und bey vornehmen Versammlun- seyn!

Fort-

Fortsetzung.

Vorbericht. *)

Herr Anton Panßa von Mancha ist über die Nachricht sehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem schlechten Vertriebe seiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient sich des allgemeinen Rechts der Autoren und spricht allen seinen Lesern ohne Barmherzigkeit den guten Geschmack und auf allen Fall auch den Verstand ab. Er glaubt Recht dazu zu haben, weil er überzeugt ist, daß der Fehler nicht an ihm liege. Und dennoch ist er so großmüthig, daß er seinen Lesern Zeit zur Beßerung lassen und es noch einmal versuchen will, ob er sie ganz verloren geben, oder vielleicht noch hoffen soll. Er hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchworte: **Ehrlich währt am längsten**, einzurücken. Er verspricht sich hievon einen beßern Erfolg, weil dieses praktischer ausgeführt sey, als die ersten beiden Sprüchwörter. Fände, wider alles Vermuthen, auch dieser Versuch keinen Beyfall, so will er entweder seine Hand von dem verstockten Publico ganz abziehen und nicht eine Zeile mehr in seinem ganzen Leben schreiben; oder er will zwey Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den

*) Ward in der Monatschrift, in welche man dieses Sprüchwort im Jahre 1750 zum Versuche eingerückt, demselben vorgedruckt.

den Staat und das andere wider die Religion gerichtet seyn soll, um seinen Verächtern und unwitzigen Lesern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beyfall, Geschicklichkeit genug habe, sich durch diejenigen Wege berühmt und unsterblich zu machen, welche nach dem itzigen allgemeinen Geschmacke und die sichersten sind, bey einem kleinen Verstande und noch geringerm Witze vor andern bemerkt zu werden.

Ehrlich währt am längsten. *)

Ich speiste in der letzten Ostermesse in einem Gasthause und kam an einen Tisch zu sitzen, wo ich mir die Gesellschaft nicht sonderbarer hätte wählen können. Sie bestund aus einem Kaufmanne, welcher zween sehr vortheilhafte Bankerote gemacht hat und itzt in weit bessern Umständen steht, als seine betrognen Gläubiger. Der zweyte war ein Regimentsquartiermeister, der vor einiger Zeit die sämmtlichen Regimentsgelder verspielt hatte, und ohne den vollgültigen Vorspruch seiner jungen und schöngebildeten Schwester gewiß würde haben hängen müssen. Der dritte war der Spieler, der ihm diese Gelder abgewonnen hatte und nunmehr in der Messe aus bewegenden Ursachen seine Bekanntschaft von neuem suchte. Der vier-

*) Dieses Sprüchwort ist ebenfalls im Jahre 1748 gefertigt, und im Jahre 1750 der obenbenannten Monatsschrift eingeschaltet worden.

vierte war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachbarten Lande hatte flüchtig werden müssen, weil er die ihm anvertrauten Mündel um das ihrige gebracht und in die elendeste Armuth gestürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Ministerio sehr unzufrieden war, daß es ihn abgesetzt und seine Kaution eingezogen hatte, und zwar um einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht versehen, als daß er die Depositengelder zu seiner eigenen Nothdurft verwendet. Der sechste endlich war ein Doktor Juris und ehedem berühmter Rechtskonsulent, welcher einige Jahre im Zuchthause zugebracht hatte und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit untersagt war. Ich habe die Ursache davon niemals errathen können; sie muß aber sehr wichtig gewesen seyn: denn wegen alltäglicher und gemeiner Betrügereyen sind die Advokaten nicht gewohnt, ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieser Doktor sich beständig zu obiger Gesellschaft hielt, und es schien, daß sie ihn auf den Fall ernährten, dafern einer oder der andre von ihnen eine Defension pro averienda tortura brauchte, wovor sie nicht eine Stunde sicher waren. In dieser vortreflichen Gesellschaft brachte ich einige Stunden nicht ohne Erbauung zu. Aus ihren Gesprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer wären, welche die große Welt kannten, und alles, was sie redeten, sprachen sie mit einer so dreisten Freymüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr darauf gefallen seyn würde, daß dieses Leute wären, welche nur so lange noch frey herum giengen, als es der Himmel und die Obrigkeit erlaube.

Mitten unter den Gesprächen von verschiedenen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerote Kaufmann

mann ein Glas und brachte die Gesundheit aus: **Ehrlich währt am längsten!** Ich erschrack, weil ich glaubte, es sey eine Satyre auf die ganze Gesellschaft. Noch größer aber war mein Erstaunen, als ich sah, daß die ganze Gesellschaft die Messer fallen ließ, nach den Gläsern fuhr und mit einmüthiger Stimme rief: **Ehrlich währt am längsten!** Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bey dieser Gesundheit stutzte und mein Glas etwas langsamer austrunk, als sie. Sie spotteten darüber und fragten mich nach der Ursache meiner Unentschlüßigkeit, die ich dabey gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu sagen, weil ich weis, daß niemand gefährlicher ist, als ein Schelm, der ehrlich seyn will. Ich wandte daher vor, daß ich bey mir selbst nachgedacht hätte, wo dieses Sprüchwort herkäme und wie weit es gegründet wäre. Wissen Sie das nicht? rief der bankerote Kaufmann; das will ich Ihnen sagen. Alle Sachen, die man nicht sehr braucht, währen am längsten; denn sie werden am wenigsten abgenutzt. Dieser Ladenwitz brachte unsern ganzen Tisch in Bewegung; und die ehrliche Gesellschaft konnte sich kaum vor Lachen fassen. Sie haben, hol mich der Teufel! Recht, schwur der Regimentsquartiermeister, und lachte von frischem so stark, daß man kaum die Musikanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, schien damit nicht zufrieden zu seyn, sondern verlangte eine genauere Bestimmung des Worts **Ehrlich**, nicht darum, wie er sagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, sondern weil er sich in keinen Streit einlassen wollte, bevor ein jeder in der Gesellschaft seine eigentliche Meynung davon gesagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen

Wortſtreit hinaus laufen möchte. Verba valent, ſicut numi, antwortete der geflüchtete Vormund. Ich weis nicht, was hier zu Lande Mode iſt. Bey uns währt ehrlich am längſten, weil es eine Geſundheit iſt, und Geſundheiten trinkt man, weil man dabey Gelegenheit hat, einmal zu trinken, nicht aber, daß man pedantiſche Unterſuchungen darüber anſtellen wolle. So gar pedantiſch nicht, als Sie meynen, verſetzte der Doktor. Das Wort Ehrlich wird in zweyerley Verſtande gebraucht: terminative und applicative. Was Ehrlich terminative heißt, das weis auch der Pöbel, und weil er mehr davon nicht weis, ſo iſt er eben der Pöbel. Applicative ehrlich ſind diejenigen, welche eine Sache cum grano ſalis anſehen. Und da alles, was in der Welt iſt, dem Menſchen zum Beſten erſchaffen iſt; ſo iſt auch die Ehrlichkeit dem Menſchen zum Beſten gegeben. Sie iſt ein Mittel, zu unſerm Zwecke zu gelangen. So bald wir finden, daß ſie unſerm Zwecke zuwider iſt, ſo wäre es eine Thorheit, ſich ungeſchickter Mittel zu bedienen; und dieſe Thorheit begeht niemand als der Pöbel, der nicht verſteht, quid juris. Und das von Rechtswegen, rief der abgeſetzte Beamte, und ſuchte durch eine ernſthafte Amtsmiene ſeinem geſprochenen Urtheile das Gewicht zu geben. Ich war der einzige, der ſeine Meynung noch nicht geſagt hatte. Man verlangte ſie von mir, und ich antwortete, daß dieſe Geſundheit nichts mehr ſagen wollte, als die, wenn man trinkt: Es gehe dem Könige und dem Lande wohl! Ich wäre in Geſellſchaft geweſen, wo dieſe Geſundheit von Leuten getrunken worden wäre, welche den König und das Land betrogen hätten. Das läßt ſich hören, meynten ſie, und der Amtmann gähnte. Eine dicke Tyroleriun, welche meiner

kritischen Gesellschaft in die Hände fiel, unterbrach unsre Wortforschung, und wir giengen aus einander.

So bald ich in mein Quartier kam, suchte ich meinen verhungerten Patrioten auf, der mit mir in einem Hause wohnt. Ich kletterte nicht ohne Lebensgefahr fünf Treppen hinauf, wo er in einer Kammer unter dem Dache wohnt. Ich traf ihn eben bey der Abendmahlzeit an, da er einen Hering voll Verdruß über die verderbte Welt, doch mit ziemlichen Appetit verzehrte. Ich erzählte ihm die Ursachen meines so späten Besuchs, über den er sich zu wundern schien. Ich machte ihm eine Beschreibung von meiner Gesellschaft und von den neuen Wahrheiten, die ein jeder von ihnen bey dem Sprüchworte ausfindig gemacht hatte.

»Da sehn Sie es, sagte er; nun werden Sie »mir bald Recht geben. Sie sind nur zufälliger Weise »in eine Gesellschaft von sechs Personen gekommen, »wo nicht ein ehrlicher Mann dabey gewesen, und wo »der ehrlichste verdient, in der Bütteley und nicht auf »diesem Saale zu essen. Habe ich nun wohl unrecht, »daß ich alle Gesellschaften so sorgfältig meide? Wer »noch ein redliches Herz und einen Tropfen patriotisches Blut in Adern hat, der kann dergleichen Frevel ohne innerlichen Jammer nicht ansehen. Diese »ganze Gesellschaft nährt sich von den erpreßten Raubereyen unglückseliger Mitbürger, welche kaum Wasser und Brod zu der Zeit haben, da ihre Henker beym »Weine und bey den niedlichsten Speisen über die »Ehrlichkeit der unterdrückten Unschuld spotten. An »den Pranger sollte man diese Nichtswürdigen stellen; »aber nein! man verehrt sie noch, man schmeichelt ihnen, und jeder sucht seinen Antheil von ihrer gemachten Beute zu erhaschen. Man giebt ihnen Gelegen-

»heit, ihre Bosheit noch höher zu treiben, man erhebt »sie zu Ehrenämtern, man besoldet sie wohl für ihre »Spitzbübereyen und läßt dagegen andre in Kummer »und Elend schmachten; redliche Männer, welche ihr »Leben fürs Vaterland aufopfern, ihren letzten »Blutstropfen für den König und die Unterthanen »mit Freuden hingeben würden; aufrichtige Patrioten »läßt man verhungern. Ich rede nicht von mir, noch »von dem Unrechte, das man mir bey meinen redlich»sten Absichten angethan hat. Ich übersehe es mit »Großmuth, und habe gelernt, mit meinen Umstän»den zufrieden zu seyn. Wie gesagt, ich rede nicht von »mir, noch von meinen übelbelohnten Verdiensten. »Niemals aber kann ich gleichgültig bleiben, wenn ich »höre, daß die Unschuld darbt und die Verruchten sich »blähen. Durchgehen Sie unsre Stadt itzt, da in der »Messe Leute von allen Orten zusammen kommen. Su»chen Sie mir den redlichen Patrioten, den Mann, »dessen größter Ruhm in der Ehrlichkeit besteht, den »Mann ohne Falschheit. Suchen Sie ihn; aber »übereilen Sie sich nicht. Der geringste Krämer, »welcher sein ganzes Vermögen auf dem Rücken her»um trägt, ist abgerichtet, den andern durch Freund»lichkeit, durch Zureden, durch ungestümes Bitten »zu betrügen: und daß dieser nur in Kleinigkeiten be»trügt, davon hält ihn nicht sein Gewissen, nein, sein »Unvermögen, seine Armuth hält ihn ab. Er geht »niemals vor dem Laden eines großen Kaufmanns vor»bey, ohne eifersüchtig zu seyn, daß dieser oder seine »Aeltern ein größeres Vermögen zusammen betrogen »haben, als er jemals hoffen kann. Inzwischen thut »er doch in seinem Herzen die Gelübde, sich und seinen »Kindern zum Besten, so lange zu betrügen, bis er

auch

»auch ein angesehener Kaufmann werden kann. Klei»ne Schelme entschuldige ich noch immer eher, als »Schelme von Stande; diese schaden mehr und wer»den seltner bestraft. Noch diesen Vormittag habe ich »einen elenden Kerl in das Gefängniß bringen sehen, »welcher aus Hunger, und wie ich nachdem erfuhr, aus »äußerster Bedürfniß, worinnen er sich mit seiner »Frau und einigen unerzogenen Kindern befindet, sich »hatte gelüsten lassen, einem königlichen Beamten die »Börse aus der Tasche zu ziehen. Dieser merkte den »Diebstahl, ergriff ihn bey den Haaren und hielt ihn »so fest, bis die Stadtwache dazu kam. Der Kerl »verdient seine Strafe, es ist wahr; ich kenne aber »auch den Beamten, welcher der größte Bösewicht im »Lande ist, und unter dem scheinbaren Vorwande, das »Landesherrschaftliche Interesse zu beobachten, Steuern »und Gaben der Verfassung gemäß einzutreiben und »die Justiz zu befördern, eine ganze Pflege seufzender »Unterthanen mit seiner legalen und schreibenden Ban»de plündert. Das Geld, welches der Unglückselige »ihm entwenden wollte, war ein Theil der erpreßten »Beute; und wenn alle diejenigen, welche zu diesem »Raube das Ihrige beytragen müssen, die Freyheit ge»habt hätten, diesen ungerechten Haushalter auch so, »wie er seinem Diebe that, in gefängliche Haft zu brin»gen, so würden hundert Hände nicht zugereicht haben. »Mit einem Worte: Kleine Diebe überliefert man der »strafenden Gerechtigkeit, vor Hauptdieben zieht man »den Hut mit Ehrfurcht ab. Das ist noch nichts; die »Zeiten werden noch viel schlimmer werden. Unsre »Jugend ist schon itzt so boshaft, als ihre Väter; wie »weit wird sie es nicht künftig bringen? In den er»sten Jahren gewöhnt man die Kinder zur Verstellung,

»bey zunehmenden Alter wird eine Falschheit daraus,
»welche in den männlichen Jahren in eine berufsmäßi-
»ge Betrügerey ausbricht. Aber sie sehen es nicht bes-
»ser in dem Hauße Ihrer Aeltern, wo der Vater alle
»diejenigen, mit denen er zu thun hat, die Mutter den
»Vater betrügt, und wo es bey einer so verderbten
»Zucht die Kinder so weit bringen, daß sie im Stande
»sind, Vater und Mutter zu betrügen! Herr Panßa,
»ach lieber Herr Panßa, was für eine Nachwelt; was
»für Zeiten werden daraus werden! O wie glücklich
»ist derjenige, welcher sie nicht erlebt! Und wie glück-
»lich sind wir beide, die wir nach dem ordentlichen
»Laufe der Natur den größten Theil unsrer Jahre in
»dieser falschen betrügerischen Welt schon durchgelebt
»haben! Wie blind ist die Welt! Wie wenig versteht
»sie ihr wahres Glück! Wir suchen tausend Abwege,
»dasjenige Glück zu erlangen, welches unsre Zufrieden-
»heit befördern soll. Wir arbeiten uns durch eine nicht
»zu übersehende Menge von Widerwärtigkeiten durch;
»wir ertragen Frost und Hitze; wir stellen uns der
»größten Beschimpfung, den empfindlichsten Vorwür-
»fen unsers eignen Gewissens bloß, und warum dieses
»alles? Damit nach unserm Tode, oder wohl gar noch
»bey unserm Leben, die Welt sagen möge: Das war
»ein Schelm! Mit welcher Gemüthsruhe, mit was
»für Zufriedenheit würden unsre Tage vorbey fließen,
»wenn wir um nichts besorgt wären, als den Namen
»eines ehrlichen Mannes, eines rechtschaffenen Patrio-
»ten zu erlangen! Dazu gehört die Unruhe, die Mühe,
»die Gefahr bey weitem nicht, welche erfodert wird, ein
»Betrüger zu heißen. Wir dürfen nur reden, wie wirs
»meynen, thun, was wir versprechen, und andern die-
»jenige Billigkeit wiederfahren lassen, die ein jeder von
»dem

n andern erwartet. Wir ſind überzeugt, daß wir
s nicht glücklich machen können, ohne die Beyhülfe
ſers Mitbürgers. Wir ſind niederträchtig genug,
che mit den größten Schmeicheleyen zu verlangen.
ir verſprechen dagegen ihm alle Dienſtfertigkeit, alle
reundſchaft von unſrer Seite, und haben doch die
ſicht, ihn zu betrügen. Unſer Mitbürger denkt
ch ſo. Er ſchmeichelt uns, er verſpricht uns, er
wört uns Freundſchaft und Redlichkeit zu. Wir
trügen beide einander. Keiner traut dem andern.
ir ſcheuen uns einer vor dem andern. Keiner er-
ngt ſein Glück, welches von einer beiderſeitigen
ülfe abhängt. Und wenn auch der eine von uns
ſeinem großen Endzwecke, zu ſeinem geſuchten Glü-
gekommen zu ſeyn ſcheint; ſo iſt es gewiß nur
rjenige, welcher den andern an Bosheit und Schel-
ereyen übertroffen hat. Aber dieſes Glück iſt mit
ner beſtändigen Angſt und Sorge verknüpft. Alle
ugenblicke muß er gewärtig ſeyn, daß ihn ein andrer
rum bringt, welcher in der Kunſt zu betrügen ihn
ertrifft. Und dieſes geſchieht allemal. Wie ruhig
uß ein Mann ſeyn, welcher das Vermögen hat, an-
rn redlich zu dienen, und ihnen mit Freuden dient!
s bittet ihn ein andrer redlicher Mann um ſeine
ülfe. Er hilft ihm durch einen aufrichtigen Rath,
urch einen zu rechter Zeit eingelegten Vorſpruch bey
en Obern, er hilft ihm mit ſeinem Vermögen, und
acht dadurch ihn und ſeine ganze Familie glücklich.
So viele er glücklich gemacht hat, ſo viele aufrichtige
reunde hat er ſich erworben. Alle eifern um die
Wette, erkenntlich zu ſeyn und ſein Glück wieder zu
efördern. In allen Geſellſchaften rühmen ſie dieſen
rlichen Mann; wider alle ſeine Feinde vertheidigen

»ſie ihn. Sie warnen ihn, ſo bald ſie merken, daß »etwas zu ſeinem Schaden geſchmiedet wird. Sie wa»gen ihr ganzes Vermögen daran, ihn von dem Un»glücke zu retten, das ihm bevorſteht. Sie freuen ſich, »wenn er ihm entgangen iſt. Und wenn auch, wie es »immer geht, die Bosheit ihn auf einige Zeit nieder»drückt; ſo beweinen ſie ſein Unglück mit redlichen »Thränen, und erwarten den Augenblick mit ängſtli»cher Ungeduld, welcher niemals außen bleibt, die Un»ſchuld zu retten und die Redlichkeit zu krönen. Sind »die Vortheile ſo wichtig, wenn Privatperſonen es »ehrlich mit einander meinen; wie viel größer muß »die Zufriedenheit bey denenjenigen ſeyn, welche das »Glück auf einen Poſten geſtellt hat, wo ſie viel tau»ſend Menſchen bloß durch ihre Redlichkeit glücklich »machen können? Ein jeder, der ihm begegnet, und »den er auch nicht kennt, iſt ſein Freund und Beſchü»tzer, weil er durch ſeine Vermittelung einen Theil des »Glücks erlangt hat, welches er einem ganzen Lande »zuſtrömen laſſen. Tauſend Familien liegen täglich »auf den Knien und beten für das Wohl eines ſolchen »Mannes. Tauſend ſind untröſtbar, wenn ihn Neid »und Verleumdung von dem Poſten verdrängen, den »er ſo rühmlich bekleidet hat. Doch wie ruhig muß »ein ſolcher redlicher Patriot den letzten Augenblick »ſeines Lebens erwarten, wenn er ſich ſo vieler großmü»thigen Thaten bewußt iſt; wenn er weis, daß ein »ganzes Land bey ſeinem Grabe Thränen weint, Thrä»nen, welche von Dankbegierde und von Liebe herrüh»ren! Koſtbare Thränen! wenn er glauben kann, »daß nicht einer unter dem Volke iſt, welcher nicht »willig ſeyn ſollte, mit ſeinem Leben das Leben des red»lichen Mannes, dieſes Vaters des Vaterlandes, zu

er-

»erkaufen; wenn er gewiß hoffen kann, daß noch die »Enkel seiner Mitbürger durch ihn glücklich werden »müssen! Wie unendlich kostbar ist eine Minute von »dem Leben dieses wackern Mannes, gegen eine lange »Reihe nagender Jahre, in denen sich ein vornehmer »Böswicht ängstigen muß, welcher Seufzer der Un»terthanen erpreßt, das Armuth der Stadt verschwen»det und sein ungewisses Glück auf das Unglück ganzer »Familien baut! Unter den tiefsten Verehrungen flucht »ihm der Mund der gedrückten Unschuld und fleht den »Himmel um Rache wider diesen Betrüger an. Selbst »diejenigen, welche bey seinem Ueberflusse . . . und »trunkenen Ehrfurcht . . . das prächtigste Leichenge»rüste . . . und allenfalls eine gekünstelte . . . sie »sehen jenes als ein Schavot an . . . der verfluchte »Ueberrest des Böswichts . . . wenn ich bedenke, daß »zweyerley Umstände . . .«

Ich weis nicht mehr, was mein Patriot in seinem Eifer gesagt hat. Ich schlief ganz natürlicher Weise über seiner Predigt ein. Selbst die letzten Vaterlandsgedanken hörte ich nur halb im Schlafe. Ich habe sie so gebrochen hergesetzt, wie ich sie hörte, und ich schlief so lange fort, bis mich der Wachsstock an die Finger brannte. Ich erwachte darüber und hörte, daß er immer fortredete. Er hatte vor großem Eifer nicht gemerkt, daß ich eingeschlafen war. Ich war nicht im Stande, mich zu ermuntern. Ich stund auf und sagte: Ja, ja auf diese zweyerley Umstände kommt es freylich an, und wünschte ihm eine gute Nacht. Sie sind schläfrig, wie ich merke, antwortete er; morgen wollen wir weiter davon reden, und ich will ihnen das Buch hinunter bringen, wovon ich itzt gedacht habe. Schlafen Sie wohl!

Ich bin mit dem übertriebenen Eifer meines Patrioten nicht allemal zufrieden. Er sieht die Welt an, wie es die alten Betschwestern machen, welche über alle Sünden seufzen, weil man ihren abgelebten Jahren die Gelegenheit benimmt, mit zu sündigen; ich aber mache es, wie eine bejahrte Buhlschwester, welche auch unter den Runzeln hervor liebäugelt und nicht eifersüchtig ist, wenn andre sich vergnügen. Ich finde diese Gelassenheit meiner Gesundheit sehr zuträglich. Die meiste Zeit bin ich mit der Welt wohl zufrieden. Ich mache es, wie ich es auf dem Postwagen mache, wo ich niemals mißvergnügter bin, als wenn ich allein fahre, und wo ich mich mit einem jeden Reisenden, der neben mir sitzt, in Bekanntschaft und Gespräche einlasse, wenn er auch außerdem so beschaffen ist, daß ich zu Hause seine Gesellschaft gewiß meiden würde.

Ich bleibe dabey, daß es nirgends ärger zugeht, als in der Welt, und daß man sehr behutsam seyn muß, wenn man andern ihre Redlichkeit streitig machen will. Wie viel gehört dazu, einen Gelehrten zu überführen, daß er nichts versteht? Keine Frauensperson, sie mag auch noch so frey leben, ist eine Hure, ehe sie zu Falle kömmt. Sollte es etwas so leichtes seyn, einem nachzusagen, daß er nicht redlich, daß er ein Schelm sey? Ich will beweisen, daß nur wenig Menschen diesen Titel verdienen, und daß es mehr Redliche in der Welt giebt, als man immermehr glauben sollte.

Den ganzen Grund meines Beweises setze ich darauf: Vor unsern Gerichten darf kein Dieb zum Strange verurtheilt werden, wenn er nicht sein Verbrechen gesteht und dessen überführt ist. Da nun, wie bekannt ist, die Richter die billigsten Leute in der Welt

sind:

nd: so haben wir Ursache, diese Gerechtigkeit nach-
uahmen. Jeder Mitbürger hat sich in dergleichen
ällen als ein Richter und seinen verdächtigen Näch-
en als einen Delinquenten anzusehen, welcher eher
icht verdammt werden darf, bis er seiner Unredlichkeit
berführt ist; noch mehr, bis sein eignes Geständniß
a ist, daß er ein Schelm sey. Dieses ist der Grund,
orauf ich den ganzen Bau meines Beweises setze, und
ich dünkt, er ist fest genug.

Es giebt nur wenig Elende, welche ihre Betrüge-
eyen vor Gerichte gestehen, und weil sie so thöricht
nd, so werden sie andern zum Exempel bestraft. Wie
iele Männer werden künftig, vielleicht wider ihr eig-
es Vermuthen, als redliche Männer gelten, da ich
icht zulasse, daß jemand ein Schelm sey, der es nicht
lbst gesteht? und ich wollte fast wetten, daß nicht ein
uziger unter ihnen so treuherzig seyn werde, dieses
i gestehen.

Wenn meine Leser von dieser großen Wahrheit
berzeugt sind, wie ich hoffe, daß sie es durch einen so
aren Beweis nunmehr seyn werden; so können sie
ch in die große Welt sicher wagen, ohne zu befürch-
n, daß ihnen ein Schelm begegnen werde. Ich ver-
reche mir eine ansehnliche Belohnung für diese Ent-
ckung, da ich mich einer unzähligen Menge Männer
nehme, deren Redlichkeit bisher immer verdächtig
wesen ist. Sie dürfen sich nur hüten zu gestehen,
ß sie Betrüger sind, so wird es ihnen nichts schaden,
enn sie auch ihrer Betrügereyen sonnenklar überführt
ären.

Ich bin schon so glücklich gewesen, durch diese
ilsame Erfindung mit einen Vornehmen von Adel
m Freunde zu machen, welcher aus Verzweiflung im

Be-

Begriffe war, zu gestehen, daß er ein Betrüger sey, weil es ihm alle Welt unter die Augen sagte. Er hatte seiner Gemahlinn ein ansehnliches Vermögen mit Spielen und lüderlicher Gesellschaft verschwendet, und sich dennoch immerzu des Namens eines redlichen Gemahls und zärtlichen Vaters angemaßt, ob es sich gleich zuletzt zeigte, daß er keines von beiden gewesen war. Er hatte Gelder aufgenommen und bey Kavalierparole versprochen, sie wieder zu bezahlen. Seine schriftlichen Versicherungen und Wechsel schloß er allezeit mit den Worten: Leiste gute Zahlung und nehme Gott zu Hülfe. Dem ungeachtet war weder seine Kavalierparole, noch die eidliche Versicherung vermögend gewesen, ihn zu bewegen, daß er seine einfältigen Gläubiger bezahlt hätte. Der Concurs brach aus. Kein einziger, ausgenommen der Richter, erhielten dabey, was sie zu fodern hatten. War etwas natürlicher, als daß alle Welt sagte, daß dieser Kavalier ein unredlicher Gemahl, ein grausamer Vater, ein zu verabscheuender Betrüger sey? Im ganzen Lande gab man ihm diesen Titel. Ich habe ihn gerettet. Ich warnte ihn, nicht das geringste einzugestehen. Einen Theil der Wechsel schwur er großmüthig ab und für die übrigen Schulden waren Unglücksfälle genug da, auf welche er sich berufen konnte. Die Welt hat es mir, vornehmlich aber der Geschicklichkeit seines Advokaten zu danken, daß sie nunmehr einen ehrlichen Mann mehr hat. Und wenn, wie die Rechte sagen, derjenige der Ehrlichste ist, welcher seine Ehrlichkeit unter den Händen des Scharfrichters und bey der Tortur behauptet hat; so ist niemand ehrlicher, als mein Kavalier, wider den schon fünf Volumina Akten zeugten, daß er ein Betrüger sey, und welcher doch nunmehr, Trotz allen Gesetzen

zen, in Sicherheit ist, daß niemand, ohne einen Injurienproceß zu bekommen, es wagen darf, ihn also zu nennen. Kurz, er gestund es nicht, und darum blieb er der ehrliche Mann, der er vorher gewesen war. Es besteht diese Ehrlichkeit nicht etwan nur in einer bloßen Einbildung. Nein, der ganze benachbarte Adel ist davon überführt. Er behauptet nach, wie vor, einen ganz ansehnlichen Charakter, den er sonst führte. Er heißt noch immer Seine Gnaden. Selbst diejenigen, die er betrogen hat, wenn ich mich der Sprache des bürgerlichen Pöbels bedienen darf, sind genöthigt, zu bekennen, daß sie unterthänige Diener von ihm sind; sie empfehlen sich seiner hohen Protektion demuthsvoll. Sein Pfarrer bittet alle Sonntage öffentlich Gott für sein kostbares Leben. Man sieht ihn mit Vergnügen, wenn er in Gesellschaft kömmt, und reimt ihm eine Stelle ein, welcher sich ein gemeiner Mann, wenn er auch noch so ehrlich wäre, niemals anmaßen dürfte. Er bleibt der artige Herr, der er sonst gewesen ist. Die gnädigen Fräulein lächeln, wenn er ihnen die Hände küßt. Der Landadel erkundigt sich, ob etwas zu seinem gnädigen Befehle sey. Er borgt wieder, er verpfändet seine Kavalierparole von neuem; mit einem Worte, er ist der ehrlichste Mann von der Welt; er, welcher schon ein rechtskräftiger Betrüger war! Und woher alles dieses? Er gestund seine Betrügereyen nicht und blieb ehrlich!

Die Klagen der Mißsüchtigen sind allgemein, daß unter Freunden weder Treue, noch Glauben, noch Redlichkeit mehr sey. Diese Klagen sind ungerecht. Wenigstens werden sie künftig überflüßig seyn. Denn durch meine liebreiche Vermittelung wird es nunmehro so weit kommen, daß man nicht mehr wissen wird, wo man

man mit allen Freunden hin soll. Ich verlange niemanden für einen falschen Freund zu halten, der es nicht zugesteht, daß er es ist. Es ist billig, was ich verlange, und nur mir hat man es zu danken, daß künftig alles von Freunden wimmeln wird. Glückselige Zeiten, welche unsre Vorfahren nicht erlebten und um welche uns jener kleinmüthige Weise sehr beneiden würde, welcher sich nicht einmal getraute, ein kleines Häuschen voll Freunde zusammen zu bringen! So weit wird es kommen, daß man sich nicht sicher auf die Gasse wagen darf, ohne zu besorgen, daß man unter den zärtlichen Umarmungen redlicher Freunde erstücke.

An keinen Ort gehe ich lieber hin, als in Auerbachs Hof zu Leipzig. Das ist in der Messe der rechte Sitz von Freundschaft! Wie küßt man, wie umarmt man einander! Sonst glaubte man vielleicht, es wären Verstellungen, falsche Komplimente, kaltsinnige Freundschaftsbezeugungen, wohl gar gefährliche Schmeicheleyen; wie gesagt, sonst glaubte man vielleicht dieses. Aber von der nächsten Messe an, wird man ganz andere Meynungen hegen, da ich die Welt so überzeugend belehrt habe, daß keiner ein falscher Freund heissen könne, der es nicht selbst gestehe.

Ueberhaupt habe ich angemerkt, daß der Mensch unter allen Thieren am artigsten zu leben weis. Wie freuen uns, wenn wir einander gesund sehen, wenn wir erfahren, daß es uns wohl geht. Wie viel Wünsche verschwenden wir bey dem Wechsel des Jahrs, bey feyerlichen Tagen und sonst! Ein Fremder, der zum ersten male zu uns kömmt, sollte schwören, daß das ganze Land mit unterthänigen, mit gehorsamen, mit ergebensten Dienern bevölkert und nicht einer darunter

e, welcher dem andern etwas zu befehlen hätte.
ist wahr, man hat uns Schuld gegeben, daß die
alles nichtsbedeutende Worte wären; daß derjeni
en meisten Hochmuth besäße, der am unterthänig
grüßte, und daß die im Herzen uns gemeiniglich
luchten, welche uns mit dem Munde das meiste
te wünschten. Diese Beschuldigungen sind unge
t, und ich hoffe, sie werden wegfallen, so bald mein
ndsatz wird bekannt und allgemein werden. Es
ohnedem unverantwortlich, von der Freundschafts
ugung und den Komplimenten so leichtsinnig zu ur
len, als viele bisher gethan haben. Der Mensch,
igstens der Mensch, der, nach unsrer Art zu reden,
leben weis, hat außer den Komplimenten so gar
lig Vorzüge vor den übrigen Thieren. Will man
auch diese Vorzüge rauben; wie unglücklich wird
eyn! Und will man ihm gar zur Last legen, daß
iese Vorzüge nur gebrauche, andre zu betrügen und
lücklich zu machen; wie tief setzen wir alsdann den
nschen unter das Vieh herab! Hätte ich wohl et
s rühmlichers thun können, als daß ich die Ehre
größten Theils des menschlichen Geschlechts auf eine
überzeugende Art gerettet habe?

Weil die Gelehrten die wenigsten male unter die
nschen gerechnet werden, welche zu leben wissen; so
ß ich ihrer hier ausdrücklich gedenken. Sie sind
eben die Verbindlichkeit schuldig, welche ich von
übrigen Theilen vernünftiger Kreaturen erwarte.
an hat die meisten von ihnen in dem Verdachte ge
t, daß sie in ihrer Art so wenig redlich sind, als an
e. Künftig darf man ihnen diesen Ruhm nicht
itig machen, und das haben sie mir zu danken.
nmehr können sie von ihrer großen Belesenheit, von

ihrer Unpartheylichkeit, von ihrem Eifer für das gemeine Beste, von dem wichtigen Nutzen reden, mit welchem sie durch ihre Schriften ein ganzes Land beseligen. Man ist schuldig, es ihnen zu glauben. Keiner wird mehr ein Pedant seyn, der es nicht selbst von sich sagt: keiner wird sich des Vorwurfs einer dummen Unwissenheit wider seinen ausdrücklichen Willen befürchten dürfen. Alle Vorreden werden untrügliche Zeugnisse ihrer wichtigen Verdienste, ihrer gründlichen Wissenschaften und ihrer Demuth werden, welche man bisher für lächerliche Großsprechereyen gehalten hat; und alle Zueignungsschriften werden unpartheyische Denkmäler ihrer Ehrfurcht gegen ihre Mäcenaten seyn, welche zeither niemand lesen mögen, weil man in dem Vorurtheile stund, daß es niederträchtige und eigennützige Schmeicheleyen wären.

So weit kann ich allein es bringen, und wie glücklich wäre die Welt, wenn ein jeder sich des gemeinen Wesens so sorgfältig annähme, als ich es thue, da ich bewiesen habe, daß keines Menschen Ehrlichkeit uns eher verdächtig seyn darf, bis er uns das Gegentheil selbst zugesteht.

Der geneigte Leser wird mir großgünstig erlauben, daß ich mich hier ein wenig erhole. Dieser Beweis von der Ehrlichkeit meiner Mitbürger ist mir sehr schwer geworden. Es war ein verzweifelter Handel, den ich unternahm, und ich habe mich ganz aus dem Athem demonstrirt. Aber was thut man nicht dem Vaterlande zum Besten?

Nun will ich wieder fortfahren. Da ich diese große Wahrheit ausgeführt und festgestellet habe, daß niemand ein Schelm ist, als wer es selbst von sich gesteht; so wird es meinen Lesern nicht mehr paradox vor-

vorkommen, wenn ich behaupte, daß ehrlich am längsten währt. Dieses giebt uns den Schlüssel zu tausend Begebenheiten, bey welchen man lieber den Himmel einer Ungerechtigkeit und zaudernden Rache beschuldigen möchte. Ich will hier ein alphabetisches Verzeichniß der berühmtesten Männer unsrer Zeit einrücken, von denen, außer ihnen, alle Welt versichert, daß sie die größten Schelme und Betrüger sind, und die doch in so vergnügten und glücklichen Umständen leben, daß sie nicht nöthig haben, auf dergleichen Vorwürfe zu achten, welche ihnen ohnedem, wegen ihrer in Händen habenden Gewalt, niemand ins Gesicht sagen darf. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Namen der Welt bekannter mache. Da sie es niemals zugestehen, daß sie Betrüger sind, so zweifle ich nicht eine Minute an ihrer Ehrlichkeit. Sie haben sich einer des andern nicht zu schämen, weil gewiß einer so ehrlich ist, wie der andre, und ich habe gegen ihre Glücksumstände so viele Hochachtung, daß ich mir nichts vortheilhafteres wünschen kann, als ihr hohes Wohlwollen und ihre Freundschaft. Ich werde mich der Kürze, so viel möglich ist und so viel es ohne Abbruch der Wahrheit geschehen kann, befleißigen.

Seine Hochwürdige Gnaden . . . . . .

. . . . . .

. . . . . *)

*) So geht es, wenn man uns Autoren nicht die gehörige Freyheit läßt, die für die schönen Wissenschaften doch so unentbehrlich ist. Ich bin mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, daß man erst alle Bücher muß censiren lassen. Ich bin im Namen mei-

Bey dieſer Gelegenheit muß ich eine Thorheit bekennen, welche vielleicht nur um deswillen noch zu vergeben iſt, weil ich ſie ſo aufrichtig bekenne. Ehe ich noch die vortheilhafte Wahrheit ausfindig gemacht hatte, daß keiner ein Schelm ſey, der es nicht ſelbſt bekenne, und daß alle Leute ehrlich wären, welche es von ſich ſelbſt ſagten; ſo war ich mit der ganzen Welt mißvergnügt. Beſtändig fand ich an meinen Mitbürgern etwas zu meiſtern. Es kam mir vor, als gienge man mit vereinten Kräften darauf um, wie man die Ehrlichkeit ohne alles Erbarmen völlig ausrotten wollte. Es gieng mir, wie es abergläubiſchen und furchtſamen Leu-

meines Verlegers ganz untröſtbar, daß mir hier eine der ſchönſten und wichtigſten Stellen weggeſtrichen worden iſt. Ich hatte das alphabetiſche Verzeichniß nach den drey Hauptſtänden eingetheilt. Jeder Stand nahm etliche Bogen ein, und ich verſprach alle Jahre noch eine kleine Nachleſe von den jungen Betrügern, welche uns jährlich zuwachſen. Es hätte dieſes auch alle Meſſen etliche Bogen betragen können, und mein unglückſeliger Verleger hatte ſchon einen vortheilhaften Ueberſchlag gemacht, wie viel er verdienen würde, wenn er in zwanzig Jahren das ganze Werk in Format des Theatri Europaei zuſammen drucken ließe. Aber leider! die ganze Rechnung war vergebens. Aller triftigen Vorſtellungen ungeachtet, war es nicht möglich, es durch die Cenſur zu bringen. Ich meines Orts verliere am wenigſten dabey. Mein Entſchluß iſt ſchon gefaßt. Künftige Meſſe will ich dieſes

Leuten geht, welche immer Geſpenſter ſehen, wo keine ſind. Ich glaubte, daß man in dieſem Unternehmen ſchon ſehr weit gekommen wäre, und es ſey hohe Zeit, ſich der guten Ehrlichkeit anzunehmen, wenn es nicht in kurzem ganz vergebens ſeyn ſollte. In dieſem unbedachtſamen Eifer ſetzte ich mich nieder, mein Vaterland aus dem Verderben zu retten, es koſte auch, was es wolle. Ich glaubte ſehr weislich zu handeln, wenn ich mehr als eine Wunde auf einmal verbände, und nahm mir daher vor, beſonders drey Sachen zu ver-

ſes Verzeichniß als ein beſonderes Werk zu Baſel in groß Oktav drucken laſſen. Auf jedes Exemplar werden zwey und vierzig Kreuzer pränumerirt. Für jede Nachleſe, welche ordentlich kommen ſoll, werden zwölf Kreuzer gezahlt. Wer zehn angeſehene und glückliche Betrüger mit ihrem umſtändlichen Charakter einſendet, erhält ein Exemplar auf Schreibepapier umſonſt. Geht das Werk gut ab, wie ich gewiß hoffe; ſo verſpricht der daſige Verleger, bey der neuen Auflage die vornehmſten Betrüger in Kupfer ſtechen zu laſſen. Es wird mir ein Gefallen geſchehen, wenn man mir von Zeit zu Zeit Nachricht giebt, was der eine oder der andere für ein Ende genommen hat. Es kann geſchehen, daß viele davon auf dem Rabenſteine ſterben, oder ſich ſelbſt erhängen; und es ſoll mir lieb ſeyn, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, dieſes Werk luſtig und zugleich erbaulich zu machen, da ich mir Mühe geben werde, von einem jeden derſelben die Umſtände ſeines Todes und ſeiner Aufführung dabey, ſo genau als möglich iſt, zu beſchreiben.

theidigen, deren, wie ich glaubte, sich kein Mensch mehr annehme. Mit einem Worte, ich entwarf eine Schrift, worinnen ich meinen verirrten Mitbürgern sehr patriotisch zu Gemüthe führte, wie unrecht sie thäten, daß sie das sechste Gebot aufheben, die Ehrlichkeit ganz und gar vertilgen und den Sonntag abschaffen wollten. In kurzer Zeit hatte ich so viel zusammen geschrieben, daß es ein ziemliches Oktavbändchen hätte werden können, wenn es gedruckt worden wäre. So weit kann sich ein Mensch vergehen, der die Welt nicht kennt; und so vieles Unrecht kann man seinem Nächsten anthun, wenn man, von Vorurtheilen eingenommen, ihn nur nach dem Aeußerlichen beurtheilt! Zu meinem größten Glücke fand ich keinen Verleger. Sie entschuldigten sich alle: das Werkchen würde nicht gehen, es würden sich keine Käufer finden, man würde es für eine Schrift wider den Staat ansehen, und es sey gefährlich, dergleichen Verlag zu unternehmen. Ich würde viele von den Großen beleidigen, wenn ich mich des sechsten Gebotes so öffentlich annähme; ich würde dadurch die Armee wider mich aufbringen, und unsre studierende Jugend würde noch sehr glimpflich urtheilen, wenn sie mich für einen traurigen Pedanten hielte. Selbst viele von denen, welche das sechste Gebot Berufs wegen noch dann und wann erwähnen müßten, würden mirs in ihrem Herzen wenig Dank wissen. Wider die Abstellung des Sonntags zu eifern, sey gar vergebens. Der Sonntag bleibe wohl ohne meine Predigt, und es sey noch niemand darauf gefallen, ihn abzuschaffen, so wenig als den Montag, und noch viel weniger. Es liege den Leuten an Beybehaltung des Sonntags gar zu viel. Die Hälfte von den vornehmen Leuten werde krank werden, wenn kein Sonntag

mehr

mehr seyn sollte, weil man an keinem Tage mit mehrerer Bequemlichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage. Unser Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil sie an diesem Tage am besten sich putzen, am bequemsten mit einander plaudern und den Anzug einer ganzen Gemeine, welche sie sonst nur stückweise richteten, beurtheilen, und am sanftesten schlafen könnten. Ein großer Theil der Stadt, welcher die Woche über nur im Verborgenen müßig gehen müßte, hätte an diesem Tage die christliche Gewissensfreyheit, es öffentlich zu thun, und thäte es mit Vergnügen, weil dieses der einzige wesentliche Umstand ihrer Religion wäre, durch welchen sie sich von den blinden Heiden unterschieden, daß sie an diesem Tage müßig giengen. Sollte meine Absicht etwan diese seyn, den Leuten die Feyer des Sonntags nach dem Exempel unsrer ungesitteten Vorfahren anzupreisen; so möchte ich es nur selbst verlegen, oder es dem Waisenhause in Halle geben: denn bey uns würde sich sogar der Setzer ein Gewissen daraus machen, dergleichen oft aufgewärmtes Gewäsche zu drucken. Was ich mit der Ehrlichkeit haben wollte; das verstünden sie gar nicht und ließen sich auch nicht darauf ein, weil sie sich nicht getrauten, so viel damit zu verdienen, als Papier und Druckerlohn betragen würden.

Das waren ohngefähr die Antworten, welche mir fast in allen Buchläden gegeben wurden, als ich mit meinem kostbaren Werke hausiren gieng. Ich verlangte nicht einmal etwas für meine Arbeit; aber auch umsonst, welches fast unglaublich ist, wollte es kein Verleger annehmen. Ein einziger unter ihnen war noch so billig und bot mir zur Vergeltung Skrivers

Seelenschatz an, wofern ich den Vorschuß auf meine Gefahr thun, zwey hundert Exemplare für baares Geld annehmen, für die zweyte Auflage nichts verlangen und für alle Verantwortung stehen wollte.

So empfindlich mir damals diese abschläglichen Antworten fielen; so sehr erfreue ich mich itzt drüber. Ich habe die Welt seitdem viel besser kennen lernen. Noch auf dem Todbette würde ich mich über das Unrecht geängstigt haben, das ich meinem Vaterlande angethan hätte, und ich bekenne itzt vor der ganzen Welt meine jugendliche Uebereilung, andern zum Exempel, welche eben so thöricht denken, als ich damals dachte. Die eifrigen Abhandlungen zur Vertheidigung des sechsten Gebots habe ich mit eignen Händen in den Kamin geworfen und sie verdienten eine dergleichen Strafe. Die einzige Deduktion von dem unentbehrlichen Nutzen der Ehrlichkeit habe ich zu meiner eignen Warnung noch aufgehoben, damit ich mich in künftigen Zeiten noch daran spiegeln und nicht wieder in die Versuchung fallen möge, etwas so kindisches zu schreiben. Man kann es als eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung ansehen, und mir eben die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die jener heilige Heuchler verdiente, wenn ich meine gelehrten Jugendsünden auf eine anmuthige und lesenswürdige Art bekenne. Ich will bey dieser Gelegenheit etliche Stellen davon bekannt machen, und ich versichere meine Leser, daß ich über dieses voreilige Beginnen mehr Thränen vergossen habe, als nach meinem alten Wahne Betrüger in der Welt waren. Eine erstaunende Menge Thränen! Ich wiederhole es noch einmal, itzt bin ich ganz anders gesinnt; itzt weis ich, daß diese Welt die beste ist; itzt

weis

weis ich, daß niemand verdient, ein Schelm genannt zu werden, welcher es nicht selbst bekennt.

Nach diesem abgelegten Glaubensbekenntnisse will ich einige Stellen davon hier einrücken:

* * * * * * * * * * * *

* * * * * * * und dieses wären also die wichtigsten Ursachen, warum ich der Meynung bin, daß man das sechste Gebot als ein Ceremonialgesetz ansehen und es noch einige Zeit, bis sich die äußerlichen Umstände ändern, beybehalten möge.

Es wird freylich mehr Beredtsamkeit erfordern, zu beweisen, daß die Ehrlichkeit unentbehrlich sey, und daß ihre Beybehaltung in unser ganzes Leben und in unsre ökonomische Glückseligkeit einen so merklichen Einfluß habe. Dennoch verzweifle ich nicht ganz an meinem Vorhaben und ich schmeichle mir gewiß, da ein jeder nur auf seinen Nutzen sieht, so werde auch ein jedweder, seines eignen Nutzens wegen, meinen heilsamen Lehren und Vermahnungen Beyfall geben. Es betrifft hier nicht, wie bey den ersten Punkten, die Seligkeit eines Menschen. So viel bescheide ich mich wohl, daß ich von etwas wichtigerm handeln muß, wenn ich den Beyfall meiner Leser gewinnen will, und daß man mit jenem nur Kinder und alte Weiber zu fürchten macht. Ich rede auch von etwas wichtigerm; ich rede von ihren zeitlichen Vortheilen, von der Vermehrung ihres Vermögens, von der Befestigung ihres Glücks, mit einem Worte, von allem dem, was uns in der Welt am nöthigsten und vor allen Dingen am liebsten ist; von dem rede ich. Wem dieses am Herzen liegt, und ich hoffe, es liege allen am Herzen, der höre auf mich. Durch mich, durch meine Vorstellungen, durch meine wohlgemeinten Bemühungen, soll er

groß, soll er angesehen, soll er glücklich werden. Ich verlange nicht zu viel von ihm. Ich will nur haben, daß er die Ehrlichkeit nicht als eine gleichgültige Sache ansehen, daß er den Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht ganz verachten soll. Vielleicht scheint dieses Ansinnen noch vielen etwas zu hart; ich will mich näher erklären.

* * * * * * * * * * * * *

Ich würde ihrer menschlichen Schwachheit zu viel zumuthen, wenn ich verlangen wollte, daß sie wirklich ehrlich seyn sollten. Es gehört die Ehrlichkeit unter diejenigen Tugenden, welche man wie die Gebeine der Heiligen anbetet, ohne den Heiligen selbst nachzuahmen. Ich sage schon sehr viel, daß ich dieses einräume, und ich meyne nur die mittlern Zeiten, in welchen man mit der Ehrlichkeit noch viel Ceremonien machte. Itzt ist es freylich so weit gekommen, daß derjenige ein witziger Kopf heißt, der mit der Religion spottet, und niemand zu leben weis, welcher nicht über die Ehrlichkeit lacht.

* * * * * * * * * * * * *

In allen Ständen, in allen Gesellschaften, wo ich hinsehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, wie mit einer alten Mode, und welche noch sehr billig seyn wollen, wenn sie dieselbe noch denjenigen zulassen, welche ihr Stand oder ihr Alter nöthigen, sich an die alten Moden zu halten, und die, ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begehen, es nicht wagen dürfen, die neuen Moden nachzumachen. * * * *

Hierinnen geht man zu weit! Man schadet sich selbst! Da ich so billig bin und unmögliche Sachen von ihnen nicht verlange: da ich ihnen nicht zumuthe, ehrlich zu werden, sondern nur haben will, daß sie ehrlich scheinen mögen; so kann ich dieses als ein Recht

von

von ihnen verlangen. Nicht meinetwegen verlange ich dieſes: nein, ihres eignen Nutzens wegen wünſche ich es. Man verſpotte die Ehrlichkeit nur nicht öffentlich; nur öffentlich ſchäme man ſich nicht des Namens eines ehrlichen Mannes! Dieſes verlange ich; mehr nicht. Man mache es mit der Ehrlichkeit, wie es ein wohlgezogner Jüngling mit einem ehrwürdigen Alten macht, wenn er ihm begegnet. Er grüßt ihn, ohne ſich viel um ihn zu bekümmern. Aber er grüßt ihn, um nicht ungeſittet zu ſcheinen. Nur darum bitte ich! Bitte ich wohl zu viel? Die Ehrlichkeit iſt alt genug, ſie iſt ehrwürdig genug, daß wir ihr einige äuſſerliche Höflichkeiten erzeigen. Freylich iſt ſie zu alt und zu mürriſch, als daß wir ihren täglichen Umgang und eine nähere Bekanntſchaft mit ihr wünſchen ſollten; das iſt meine Abſicht gar nicht. Ein jeder iſt ſich ſelbſt [illegible] viel ſchuldig, daß er den äußerlichen Wohlſtand in Acht nehme, daß er auf dieſem Theater die Maske eines ehrlichen Mannes vor das Geſicht halte, daß er nicht öffentlich mit der Ehrlichkeit ſpotte. Verlange ich denn etwas, das unbillig iſt, oder das uns zu ſchwer fallen ſollte? Uns, die wir von Natur zur Verſtellung ſo ſehr geneigt ſind? Da ich, wie ich hoffe, meinen Leſern deutlich genug erklärt habe, wie wenig ich ihnen zumuthe, und wie billig das iſt, was ich von ihnen bitte; ſo will ich auch mit wenigem zeigen, wie groß der Vortheil iſt, den ſie zu erwarten haben, wenn ſie meinem Rathe folgen. . . . .

. . . . . .

Allen Ständen, Leuten, die es am wenigſten glauben, Leuten, die von Betrügerey leben, dieſen iſt die Ehrlichkeit, oder welches einerley iſt, der Schein der Ehrlichkeit am unentbehrlichſten . . . . . .

Ich

Ich will mit meinen Beweisen bey den Richtern und Advokaten anfangen. Von denen rede ich nicht, welche wirklich ehrlich sind, und es giebt deren noch verschiedne unter ihnen. Da diese die Ehrlichkeit gar zu hoch treiben und lieber bey einem redlichen Gewissen verhungern, als bey einem angenommenen Scheine der Ehrlichkeit groß und reich werden wollen; so haben sie meiner Ermahnungen nicht nöthig. Ich rede nur von dem großen Haufen . . . . . .

. . . . . .

Wer sich auf die Physionomie versteht, dem rathe ich, des Mittags von eilf bis zwölf Uhr vor unsre Gerichtsbänke zu gehen. Hier wird er einen Trupp Männer finden, welche alle Priester der Gerechtigkeit heissen, und worunter doch viele sind, welchen man an ihren hungrigen Mienen ansieht, daß sie nur da stehen, um die armen Klienten zu belagern und der gedrückten Unschuld aufzulauren. Sie sind so wenig besorgt, ihre Absichten zu verbergen, daß man ihnen den Galgen an der Stirne ansieht, von dem sie andere retten wollen. In allen ihren Schriften, in ihrem mündlichen Verfahren, von dem Provokationssatze an bis auf die Liquidationes, findet man vielmals nicht den geringsten Schein der Redlichkeit. Wie wenig meynen sie es mit sich selbst gut! wie viel glücklicher würden sie bey ihrer Praxi seyn, wenn sie sich angewöhnen könnten, wenigstens von außen ehrlich zu scheinen! Das Erste, was sie ihren Klienten fragen, ist gemeiniglich dieses, ob er schwören könne? ob er Geld habe? Wie viele werden dadurch abgeschreckt, welche noch einiges Gewissen und wenig Geld haben! Würden sie nicht viel weiter kommen, wenn sie mehrere Gleichgültigkeit für ihren eignen Nutzen blicken ließen;

wenn

wenn sie thäten, als wollten sie sich der gerechten Sache ihrer Klienten nur darum annehmen, weil ihre Sache die gerechte Sache wäre; wenn sie wider die Bevortheilung des Gegenparts, wider die Sportelsucht des Advokaten, wider die vortheilhafte Langwierigkeit der Processe eiferten? Ihre Klienten würden bey diesen einschmeichelnden Reden beräubt werden und mit Vergnügen den Beutel offen halten, um diesen wackern Rechtsgelehrten, diesen Vater der Wittwen und Waisen, für seine redlichen Absichten taxmäßig zu bezahlen: Da im Gegentheile bey vielen ihre Unverschämtheit, ihre so wenig verstellte Begierde nach Gelde, die traurige Ursache ist, daß ein nur einiger maßen vorsichtiger Klient sich scheuet, den Weg Rechtens zu ergreifen, und sich lieber mit einigem Schaden vergleichen, als mit seinem völligen Untergange den Proceß gewinnen will. Diese Weisheit, ich will es nur gestehen, habe ich nicht von mir selbst: Sie gründet sich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welcher weit ehrlicher aussieht, als er ist, und er befindet sich ungemein wohl dabey. * * * * * * *

Die Richter, denn die Richter sind auch Menschen, würden durch den angenommenen Schein der Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen seyn und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu sprechen, anstatt daß sie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit ablegen müssen, von welcher viele von ihnen außerdem sogar abgesagte Feinde nicht sind. Sie sind schon etwas behutsamer. Bey einer Gerechtigkeitliebenden Miene sind sie immer im Stande, alles, was sie sagen, von Rechtswegen zu sagen, und sie sind in der Kunst, sich zu verstellen, so gesetzt, daß sie auch in dreyßig Jahren noch, denn so lange währt gemeiniglich der geringste

Pro-

Proceß, eben die ehrliche Miene beybehalten, welche sie gleich anfangs machten, als der Krieg Rechtens befestigt ward. Ich finde um deswillen bey den Richtern wenig zu erinnern, und es sind nur einige, welche sich so unvorsichtig bezeigen, daß man es ihnen gleich an dem Maule ansehen kann, daß sie mit dem Advokaten einstimmig geworden sind, sich in die Beute zu theilen. Diese wenigen werden sich ohne mein weiteres Erinnern an dem Exempel anderer erbauen und vorsichtiger werden, damit sie, obschon nicht ehrlich, doch reich werden mögen. . . . . .

Auf der Börse, (man wird mich vielleicht auslachen, daß ich so etwas behaupte, aber es sey drum!) auf der Börse, sage ich, ist die Ehrlichkeit beynahe unentbehrlicher, als irgendswo. . . . . Was ich hier sage, ist freylich kein allgemeiner Satz. . . . . .

Man darf nur eine Stunde lang in einer solchen Gesellschaft seyn, so wird man von dem, was ich behaupte, überzeugt werden. Mir ist es so gegangen. Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo verschiedne zusammen kamen, von denen man mich versicherte, daß sie angesehene Kaufleute wären. Sie traten mit einer rechnenden Miene und einem so zerstreueten Gesichte in das Zimmer, daß ich mir, ehe ich wußte, wer sie wären, nichts gutes zu ihnen versah. Ich nahm meinen Geldbeutel in Acht und verbarg meine Uhr, weil ich sie für Leute hielt, welche auf dergleichen Sachen ihre Absicht haben. Ich fand mich, zu meinem Vergnügen, in meiner Furcht betrogen. Ein Glas Wein machte sie offenherzig. Der eine erzählte, wie viel

viel er bey einem unmündigen Verschwender gewonnen habe, dem er auf die Versicherung, daß sein reicher Vater nicht lange mehr leben könne, ein ansehnliches Kapital zu seinem nothdürftigen Plaisir, wie er es nannte, theils in baarem Gelde, theils an verschiednen Waaren und theils an altem, doch ganz brauchbarem Hausgeräthe vorgeschossen habe. Ein andrer zog eine Bilance vor, nach welcher er dreyßig Procent gewinnen könnte, wenn er auf künftige Messe Bankrot machte, wobey er versicherte, daß keiner von den Anwesenden, noch von ihren Korrespondenten, sondern nur einige Mündel, einige abgelebte Wittwen, die das Geld ohnedem nicht zu genießen wüßten, drey bis vier Geistliche und etliche benachbarte von Adel Einbuße haben sollten. Noch ein andrer erzählte den Profit, den er mit Kassenscheinen gemacht, welche er einigen abgedrungen, die Wechselzahlung gehabt hätten. Weil sich dieser unter die Gelehrten rechnet und in der That noch etwas mehr versteht, als einen Frachtzettel zu schreiben; so las er uns den Plan einer Abhandlung vor, in welcher er aus dem Lichte der Vernunft erwiesen und mit Exempeln bestätigt hatte, daß man so viel Procent nehmen dürfe, als man bekommen könne. Statt einer Vorrede waren die Vortheile ausgeführt, deren man sich bedienen kann, wenn man ohne Beunruhigung seines Gewissens, einen Wechsel abschwören wolle. Den Schluß machte ein weitläuftiges Verzeichniß aller möglichen Unglücksfälle, die ein jeder zu seinem Behuf anziehen könne, welcher einen ehrlichen Bankerot, sich und seiner Frau zum Besten, machen wolle. Ich freue mich, wenn das Werkchen wird zu Stande kommen. Der geschickte Herr Verfasser wird es selbst verlegen, und er hat ausgerechnet, daß er wenig

nigſtens drey tauſend vier hundert und ſechs und funfzig Exemplare vertreiben wolle, wenn ſich ein jeder von ſeinen Freunden, welcher ſich eines oder des andern dieſer glücklichen Handgriffe mit gutem Vortheile bedient, ein Exemplar davon an ſich zu kaufen, entſchließen ſollte. Ich weis nicht, wie es kam, daß er mich für einen holländiſchen Juden anſah. Meine Miene, welche freylich die vortheilhafteſte eben nicht iſt, mochte ihn betrogen haben. Ohne weiter zu fragen, ob ich wirklich ein holländiſcher Jude ſey? bat er mich, ſo viel Exemplare, als ich könnte, unter meine Freunde zu vertheilen. Er verſprach mir drey Groſchen vom Gulden Rabatt, und verſicherte mich, daß ich binnen Jahr und Tag mit leichter Mühe fünf hundert Gulden dadurch verdienen könnte. Zu meiner Aufmunterung geſtund er mir im Vertrauen, daß er noch ein Werk unter der Feder habe, welches den Titel führe: Praktiſche Anweiſung, wie die Handelsbücher geſchickt zu verfälſchen wären, und worinnen der wahre Nutzen gezeigt würde, den eine Handlung habe, wenn zweyerley Handelsbücher geführt würden. Er machte mir die Schmeicheley, daß er gewiß glaubte, ich würde ſehr geſchickt ſeyn, ihm bey Verfertigung dieſes Buchs beyzuſtehen, und bat mich ſehr verbindlich darum. Ich ſah mich genöthigt, ihm zu bekennen, daß ich kein Kaufmann, am wenigſten ein holländiſcher Jude wäre. Er und die ganze Geſellſchaft erſchracken darüber, und ich merkte, daß ihre unvorſichtige Offenherzigkeit ſie gereute. Sie drehten ihr Geſpräche, ſo viel als möglich war, ab, und redeten von gleichgültigen Dingen, von den verfallnen Münzſorten, von den ſchweren Impoſten und von den verderbten Zeiten. . . . . .

Da-

Damit ich zeige, wie gerecht ich in meinen Urtheilen bin; so muß ich hier öffentlich bekennen, daß nur wenige sind, welche den Mangel ihrer Ehrlichkeit auf eine so ausnehmende Art bloß geben. Die meisten bekennen durch ihre täglichen Handlungen das, was jene mit dem Munde bey einer trunkenen Vertraulichkeit gestunden. Welche von beiden die ehrlichsten sind, kann ich nicht wohl entscheiden.

Anderweitige Fortsetzung.

Alte Liebe rostet nicht.

Wer nicht die eigentliche Bedeutung einer jeden Sylbe von diesem Sprüchwort genau bestimmt, dem wird es eben so gehen, wie es mir eine lange Zeit gegangen ist. Er wird sich wundern, daß man hat einen Satz zum Sprüchworte machen können, dem die Erfahrung alle Tage widerspricht. Sind wohl unter zehn Ehen fünfe, wo die alte Liebe nicht gerostet ist? Und auch unter diesen fünfen sind wenigstens drey, wo die Liebe doch nicht gar zu alt ist.

Diese anscheinenden Widersprüche werden wegfallen, wenn man diese Wahrheiten annimmt, daß eine Liebe von vier Wochen schon eine alte Liebe und im Ehestande ein Jahr schon eine Ewigkeit ist. Setze ich dieses zum voraus; so wird man, wie ich hoffe, noch hin und wieder Exempel finden, wo eine alte Liebe von vier Wochen, und eine ewige Liebe von einem Jahre noch nicht gerostet sind. Freylich darf man die Sache nicht höher treiben; aber das ist auch die Absicht unsers Sprüchworts nicht.

Man wird solches noch allgemeiner machen können, wenn man es nicht von der Liebe verheuratheter Personen versteht. In der That glaube ich auch, daß es wider die wahre Bedeutung des Wortes und wider den Sprachgebrauch ist, wenn man die Liebe auf

diese

diese Art verstehen will. Für den Ehestand gehört Pflicht, und für unverheurathete Personen Liebe.

Es wäre eine große Uebereilung von meinen Lesern, wenn sie glaubten, daß ich diese Einschränkung bloß aus einem mißvergnügten Andenken wagte, welches bey mir von einer übelgewählten und unglücklichen Ehe herkomme. Es ist vorbey, und ich habe meiner Frau alle Beleidigungen vergeben, da sie so billig gewesen und gestorben ist. Ich habe nicht nöthig, mich weiter zu entschuldigen. Der allgemeine Gebrauch unsrer Sprache ist für mich die beste Entschuldigung. Ich will nur noch ein paar Exempel anführen.

Vor Liebe sterben! Von wem sagt man das, als von jungen Personen, die sich noch nicht verheurathet haben? Ein verliebtes Paar: Sind das Mann und Frau? Eine ewige Liebe zuschwören: Thut man das nicht vor der Verbindung? Die Liebe ist blind: Gewiß nicht in der Ehe; denn alsdann sieht eines des andern Fehler nur gar zu genau. Er schmachtet vor Liebe. Wer? Der Mann? Ja wohl der Mann; aber vor Liebe zum Kammermädchen. Das laß ich gelten! Und die gnädige Frau? Die ist rasend verliebt . . . . . in den Heyducken. Tausend Redensarten wollte ich anführen, wo das Wort Liebe nur von unverheuratheten, niemals von verehlichten Personen, oder in diesem Falle nur poetisch und metaphorisch gebraucht wird. Wenn man dieses einräumt, so ist unser Sprüchwort gerettet, und es bleibt allemal wahr, daß alte Liebe gegen Personen die sich nicht verheurathet haben, niemals rostet.

Aber auch bey verehlichten Personen findet es seinen Platz, wenn die Liebe von andern Sachen, als

von der Frau oder dem Manne verſtanden wird. Mein reicher Nachbar, ein Mann, der niemals denkt, als wenn er Geld zählt, hat ſeine Frau nur aus Liebe zu ihrem Vermögen geheurathet. Dieſe Liebe dauert nun mehr ins vierzigſte Jahr und roſtet nicht, ſo alt ſie auch iſt. Er liebäugelt gegen das Geld ſeiner Frau noch eben ſo zärtlich, als er es im erſten Jahre that. Seine Frau iſt vergeſſen; ſchon vor neun und dreyßig Jahren vergeſſen. Er würde ſich gar nicht mehr darauf beſinnen, daß ſie ſeine Frau wäre, wofern ſie ihn nicht alle Tage durch ihr eigenſinniges Zanken daran erinnerte.

Macht es Klimene beſſer? Sie liebt Ihren Mann? Nichts weniger. Sie liebt die Pracht, welche ſie, in Anſehung des Ranges, führen darf, den ihr Mann bekleidet. Sie heurathete; nicht ihn, denn ſie hatte bey aller Eitelkeit doch zu viel Geſchmack, einen Mann zu heurathen, den die vornehmſten Ausſchweifungen ſeiner Jugend ekelhaft gemacht hatten; ſie heurathete ſeinen Wagen mit ſechs Pferden und ſechs Bedienten. Dieſe Pracht liebt ſie noch itzt ſo ſehr, als in der erſten Woche ihrer Vermählung. Ihr Mann, das hochgebohrne Vieh, folgt den gewohnten Ausſchweifungen nach, und iſt viel zu galant, als daß er ſeine Frau ein einziges mal daran erinnern ſollte, daß er ihr Mann ſey. Klimene haßt ihren Mann, und liebt ſeine Equipage. Eine Liebe, die gewiß nicht eher roſten wird, als bis man ihren ſtolzen Reſt auf einem prächtigen Trauerwagen zur Ruhe bringen wird!

In dieſem Verſtande will ich wohl glauben, daß alte Liebe auch bey verheuratheten Perſonen nicht roſten wird.

Wi-

Wider den Roſt der Liebe zwiſchen verehelichten
Perſonen iſt ein abwechſelnder Zank ein bewährtes
Mittel. Durch eine beſtändige Ausſöhnung wird die
Liebe immer neu. Eheleute, die ſich die Fehler nicht
agen, welche ſie an einander wahrnehmen, näh-
en, bey dieſer verſtellten Zurückhaltung, beſtändig ei-
en Groll, welcher die Liebe nicht aufkommen läßt.
Aber ein werthes Paar, das ſich aus voller Lunge zankt
und ſich die Fehler ohne Verſchonung vorwirft; das
t immer geneigt, ſich bald zu verſöhnen. Nun iſt
ihnen das Herz leicht. Sie haben beide ihre Fehler
erfahren; ſie ſind vom Zanken ermüdet, ſie ſchweigen
beide ſtill. Der Mann, welcher mit zornigen Schrit-
en in dem Zimmer auf und ab gieng, ſieht ſeine ſchö-
e Hälfte in einem Winkel bittre Thränen vergießen.
Er iſt zwar das Haupt und hat ein Recht zur Herr-
chaft, welches ihm Schrift und Geſetze geben; aber
in paar weibliche Thränen ſchwemmen dieſes ganze
prächtige Gebäude der Herrſchaft vom Grunde weg.
Er bleibt vor ihr ſtehen: mein Kind, ſagt er; aber ſie
bleibt ſtumm, und nunmehr verdöppeln ſich ihre Thrä-
nen, da ſie die Reue ihres Mannes merkt. Er naht
ſich ihr, und nimmt ihre beleidigte Hand, die ſich trot-
zig zurück zieht. . . . Aber mein Engel! und er
bemächtigt ſich mit einer zärtlichen Gewalt dieſer rebel-
ſchen Hand. Nun verdoppelt ſich das Schluchzen.
Der Mann ſoll es empfinden, wie ſehr ſeine unſchuldi-
ge Frau beleidigt worden iſt; denn eine Frau, die ſich
mit ihrem Manne zankt, iſt allemal unſchuldig. Er
ſetzt ſich neben ſie; ſie weint noch. Er ſchlägt ſeinen
Arm ganz bußfertig um ihren Hals; ſie ſieht ihn mit
einem Blicke an, der Vergebung hoffen läßt. Er küßt
ihre Hand, und ſie ſeufzet. Er küßt ihren Mund,

und die Thränen vertrocknen. Sie küßt ihn wieder; doch mitten unter dem Küssen murrt sie noch zärtlich über das erlittene Unrecht. Er weis sie ganz zu beruhigen. Und nun wundern sie sich beide, wie es möglich gewesen, daß sie sich über eine solche Kleinigkeit haben zanken können. Sie lieben sich beide so empfindlich, als in den ersten vier und zwanzig Stunden ihrer Ehe. Nun schwören sie einander zu, sich ewig und ohne Verdruß zu lieben: Und zanken sich doch in den nächsten vier und zwanzig Stunden noch einmal, versöhnen sich auf eben diese Art noch einmal, und schwören noch einmal. Auf diese Art bleibt ihre Liebe immer neu; sie kann nicht rosten, denn sie fangen alle vier und zwanzig Stunden von neuem an, sich zu lieben. Ein solcher Zank ist in der Ehe, wie ein fruchtbares Gewitter im Sommer.

Vielleicht wundert man sich, warum ich dieses Bild so sorgfältig ausgemalt habe? Es ist eine Schmeicheley, die ich meinem Wirthe schuldig bin, welcher auch auf dergleichen Art übermorgen fünf und zwanzig Jahr im Ehestande lebt. Er und seine Frau lieben sich so herzlich, wie die Kinder: sie zanken sich aber auch so. Zwölf Jahre hat er sich mit ihr gezankt, zwölf Jahre mit ihr ausgesöhnt, und ein Jahr ungefähr rechnet er auf die Zeit, wo sie beide geschmollt haben. Diese beständige Abwechselung hat ihm seinen Ehestand so neu gemacht, daß er seine Frau noch diese Stunde nicht überdrüßig ist. Er liebte sie von ganzem Herzen; und sollte sie sterben . . . ich wünsche es dem ehrlichen Manne nicht . . . aber sollte der Himmel über sie gebieten; er würde untröstbar, ganz untröstbar seyn. Wenigstens in den ersten vier Wochen würde er nicht wieder heurathen.

Ich

Ich habe oben gesagt, daß die Liebe, welche nicht ſtet, vornehmlich nur von der Liebe unverheuratheter erſonen zu verſtehen ſey. Mich dünkt, ich habe dieſe Jahrheit ſchon deutlich genug erwieſen; aber zum eberfluß will ich noch ein Paar Geſchichten erzählen, elche ſie ganz unumſtößlich machen ſollen.

Meine alten Landsleute, die Spanier, ſind wohl nſtreitig diejenigen, die bey ihrer ernſthaften Liebe am ſtändigſten lieben. In Buentara, einem Städtchen n pyrenäiſchen Gebürge, lebten, unter der Regierung rdinands, zwo junge Perſonen, die ſich ſchon i erſten Jahre zwar kindiſch, doch vorzüglich bten. Diego und Iſabelle waren ihre Namen. eide waren die einzigen Erben ziemlich reicher Kaufute. Die Aeltern ſchienen mit dem vertrauten Umnge ihrer Kinder ſehr wohl zufrieden zu ſeyn. Die ebe macht vor den Jahren verſtändig und alt; daer kam es, daß unſer junges Paar ſchon in denen ahren, wo andre Kinder noch nicht aufhören zu ſpien, ſich ernſthaft liebten und eine ewige Treue ſchwun. Der junge Diego ſaß halbe Nächte unter dem rker ſeiner Gebieterinn, und kratzte ihr, nach der Geohnheit des Landes, auf der Cither ſeine Liebe vor. ieſes Vergnügen dauerte nicht lange. Ein unglückher Zufall machte, daß ſein Vater auf einmal ſein nzes Vermögen und ſeine Freyheit verlor. Iſabellen ihrte dieſer Umſtand nicht mehr, als ſie das Unglück nes Freundes rühren mußte. In ihrer Liebe machte keine Aenderung; und weil ſie großmüthig genug ar, ſo gab ſie ihrer Mutter zu verſtehen, daß ſie nunehr durch Beſchleunigung der Heurath die beſte Gelenheit habe, dem Diego zu zeigen, wie uneigennützig re Liebe ſey. Der Vater, ein vollkommener Kauf-

mann, war ganz andrer Meynung. Er rechnete nach, und fand, daß Diego nicht liebenswürdig genug sey. Seine Tochter zwang er, einen reichen Wittwer zu heurathen, dessen kränklicher Körper alle Hoffnung machte, daß er bald sterben würde. Der unglückliche Diego hatte das Versprechen der Aeltern und das Herz der Isabelle vor sich; aber er war zu arm, als daß der Richter seine Ansprüche hätte billig finden sollen. Es war ihm unmöglich, länger an diesem Orte zu leben. Er floh in seinem achtzehnten Jahre aus seinem Vaterlande; und Isabelle, die nur ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte, war bey einem sehr zärtlichen Abschiede zu tugendhaft, ihm etwas mehrers zu erlauben, als die Hoffnung, daß sie ihn ewig lieben werde. Diego suchte, nach den Regeln der spanischen Romane, seinen Tod im Kriege. Diesen fand er nicht; aber dafür eine traurige Gefangenschaft, welche ihn hinderte, seiner Freundinn Nachricht von sich zu geben. Isabellens unglückliche Ehe dauerte nicht länger als acht Jahre, da ihr eifersüchtiger Tyrann starb, und ihr das Andenken vieler mißvergnügten Stunden, zugleich aber auch ein ansehnliches Vermögen verließ, welches durch den Tod ihres Vaters um die Hälfte vermehrt ward. Nun war sie Herr von ihren Schätzen und ihrer Hand. Sie suchte ihren Diego; aber es war unmöglich, einige Nachricht von ihm zu erlangen. Zehen Jahre lang erwartete sie seine Zurückkunft, nach dem Beyspiele einer zärtlichen Penelope; welche Geschichte aber so sonderbar ist, daß nicht einmal die Dichter das Herz gehabt haben, sie für etwas anders, als für eine Fabel auszugeben. Endlich bekam Isabelle die schreckliche Nachricht, daß ihr Diego schon vor funfzehn Jahren in einem unglücklichen Treffen geblieben sey. Sie

weihte

weihte seinem Andenken die redlichsten Thränen, legte seinetwegen öffentliche Trauer an, und ließ sich sodann durch das Zureden ihrer Freunde bewegen, sich wieder zu verheirathen. Inzwischen hatte Diego das Glück gehabt, aus seiner Gefangenschaft zu entkommen. Er erfuhr in Barcelona, daß Isabellens Tyrann gestorben und ihre Hand noch frey sey. Er flog nach Buentara, und der Unglückliche vernahm, daß seine Geliebte, nur vor einigen Wochen, eine neue Wahl getroffen habe; aber zugleich erfuhr er auch, zu seiner großen Beruhigung, mit wie viel Sehnsucht Isabelle seine Rückkunft erwartet, und sich zur neuen Heurath eher nicht entschlossen habe, bis man ihr seinen Tod versichert. Er wagte es nicht, sie zu sprechen; denn er hörte, ihr Mann sey so eifersüchtig, daß man selbst in Spanien seine Eifersucht tadelte. Er gab ihr schriftlich die Versicherung von seiner alten unverrosteten Liebe; und eben dergleichen Versicherung erhielt er von ihr. Er ließ ihr bey seinem Abschiede wissen, daß er in die amerikanischen Colonien gehen würde, sein Glück durch den Handel zu versuchen. Isabelle war untröstbar. Diego fand in Amerika sein Glück, und gelangte durch eine Heurath zu großen Schätzen. Er lebte mit seiner Frau sehr zufrieden, und wußte an ihr nichts zu tadeln, als daß sie nicht Isabelle war. Diese hatte sechs Jahre unter der Tyranney ihres Eifersüchtigen geseufzet, und ihr Unglück alsdann doppelt empfunden, wenn es ihr einfiel, daß es ihre eigne Wahl gewesen, und daß sie mit ihrem Diego hätte glücklich leben können, wenn sie nur noch einen Monat mit dieser Wahl angestanden. Der Tod war zum zweyten male so gefällig, sie aus diesem Joche zu reißen. So bald die Zeit vorbey war, welche, nicht die Liebe, sondern der Wohlstand

zur Trauer erfoderte; ſo gab ſie ſich Mühe, zu erfahren, ob Diego lebe. Sie erfuhr gar bald, daß er in Mexiko ſey. Man wußte nichts von ſeiner Heurath; und vor heftiger Liebe vergaß ſie, ſich darnach genauer zu erkundigen. Eben dieſe Liebe verhinderte ſie, auf den Zweifel zu fallen, ob ſie wohl ihrem Diego im vierzigſten Jahre noch eben ſo reizend ſeyn werde, als ſie es im ſechzehnten geweſen war. Sie eilte von den Füßen der pyrenäiſchen Gebürge nach Mexiko, in Begleitung eines ihrer nahen Verwandten, der ein Kaufmann war. Sie kam geſund an, und war trunken von zärtlicher Hofnung, daß ſie wenigſtens nunmehr die Glückliche werden würde, welche ſie ſeit dreyßig Jahren zu ſeyn gewünſcht. Eben war ſie im Begriffe, ans Land zu ſteigen, als ſie ihren Diego an dem Ufer gehen ſah, um deſſen Arm ſich ein Frauenzimmer ſehr vertraulich geſchlungen hatte. Sie glaubte zu träumen; die Knie zitterten ihr, und ſie fiel in die Arme ihres Vetters zurück. Ohnmächtig? Ja freylich! Was wäre das für ein Roman, wo die Heldinn nicht wenigſtens einmal ohnmächtig würde? Endlich erholte ſie ſich; ſie klagte ihr Unglück ihrem Vetter, dem die Urſachen dieſer verliebten Wallfahrt nicht ganz unbekannt waren. Der Schluß ward gefaßt, daß ſie ſich verborgen halten und mit dem nächſten Schiffe nach Cadix zurück gehen ſolle. Es geſchah dieſes nach wenigen Tagen, die ſie anwandte, von dem Glücke ihres angebeteten Freundes genaue Erkundigung einzuziehen. Sie hielt ſich während derſelben ſehr forgfältig verborgen, und er hatte keine Vermuthung, daß ihm diejenige Perſon ſo nahe ſey, welche vielleicht allein vermögend geweſen wäre, ſo viel bey ihm auszuwirken, daß ihn die getroffene Verbindung mit ſeiner liebenswürdigen Frau

ge-

gereuet hätte. So großmüthig war Isabelle, ihrem Diego eine Unruhe zu ersparen. Sie blieb in Cadix, in dem Hause ihres Verwandten. Sie that dieses, um demjenigen näher zu seyn, der ihr Herz hatte: So würde ich sagen, wenn ich einen förmlichen Roman schriebe. Aber, weil ich den nicht schreibe, so will ich aufrichtig gestehen, daß ich es nicht weis, warum sie es that. Hier brachte sie dreyzehn Jahre in einer todten Einsamkeit, unter den zärtlichsten Seufzern nach ihrem Diego, zu. Ihr Verwandter gab ihr mit jedem Schiffe Nachricht, daß er gesund und vergnügt lebe; sie freute sich über sein Glück, und vergoß stille Zähren, daß nicht sie dieses Glück mit ihm theilen sollte. Die beständig wiederholten Nachrichten, daß die Frau des Diego gesund sey, benahmen ihr alle Hoffnung, und brachten sie auf die frommen Gedanken, in ein Kloster zu gehen. Die Widerwärtigkeit, die sie in der Welt ausgestanden hatte, und der Kummer, der ihr freundschaftliches Herz nagte, machten ihr diesen Einfall angenehm und ernstlich. Der Geistliche, dem sie die Sorge für ihre Seele anvertrauet hatte, ermunterte sie noch mehr dazu und freute sich, daß er dem Himmel ein geheiligtes Opfer und dem Kloster eine reiche Wittwe zuführen sollte. Binnen der Zeit hatte Diego so viel Reichthümer erworben, daß er, ob er schon ein Kaufmann war, doch glaubte, er habe genug. Er wünschte sich, solche in seinem Vaterlande ruhig zu genießen, und wer Lust hat, Böses zu denken, der kann glauben, daß er es auch darum wünschte, um sein Leben in der Gesellschaft der unvergeßnen Isabelle zu beschliessen. Er eröffnete sein Vorhaben seiner Frau, und diese widersprach ihm nicht; denn in der neuen Welt hatte man vor zweyhundert Jahren verschiedene Exempel,

daß

daß die Weiber den Männern nicht widersprachen. Sie begaben sich beide zu Schiffe und näherten sich glücklich den Küsten von Spanien. Nun werden meine Leser den Ausgang dieser Geschichte bald argwohnen können. Vielleicht sind sie für mich besorgt, was ich mit seiner Frau anfangen will, in deren Gesellschaft er nach seinem Vaterlande zurück kehrte? Der Sache ist bald abzuhelfen. Sie sind noch hundert Meilen von Cadix entfernt. Vielleicht kömmt ein Sturm, vielleicht ein Seeräuber? Aber sie nähern sich der Küste glücklich; sie erblickten den gewünschten Hafen schon von ferne. Was soll ich mit der Frau anfangen? . . . Gut; sie muß sterben! . . . . . Diego, den der Anblick seines Vaterlandes von neuem belebte, hatte in der letzten Nacht das unvermuthete Unglück, daß sein Weib, das er in der That mehr liebte, als ein Weib, in seinen Armen starb. Dieser Vorfall nöthigte ihn, einige Monate in Cadix zu bleiben. Er hörte in verschiedenen Gesellschaften den Ruhm einer heiligen Isabelle, welche der Ueberfluß ihrer zeitlichen Güter nicht abhalten könne, den Ueberrest ihrer Jahre der Andacht und dem Kloster zu widmen. Die Neugier und vielleicht ein unbekannter Trieb, bewegte ihn, diese fromme Heldinn kennen zu lernen. Er sah sie, und er glaubte, er sähe die Mutter seiner angebeteten Isabelle. Sein Herz schlug ihm; er betrachtete sie genauer, und zitterte vor Freuden; denn er sah, daß sie wirklich seine Isabelle war. Er näherte sich ihr mit bebenden Schritten und redete sie stammelnd an. Isabelle nahm die Brille von ihrem ehrwürdigen Gesichte, und in dem Augenblick sagten ihr das Herz und die Augen, ihr Diego sey es. Sie sank vor . . . . nein, das war zu viel. Verliebte Wittwen von sechs und funfzig Jahren sinken

nicht

nicht mehr in Ohnmacht. Sie blieb alſo ſtehen. Sie freute ſich, ihn zu ſehen, wie ſich eine Schweſter über die unerwartete Ankunft eines geliebten Bruders freuet. Sie erkundigte ſich nach der Urſache ſeiner tiefen Trauer, und erfuhr eine Neuigkeit, bey der ihre Runzeln erröteten. Diego wiederholte einige Tage hinter einander ſeinen Beſuch. Er war frey. Iſabelle hatte den Schritt noch nicht gethan, der ſie genöthiget hätte, eine Gelübde zu halten, die ihr nunmehr gewiß eben ſo unerträglich würde geweſen ſeyn, als ſie einem feurigen Kinde von funfzehn Jahren iſt, welche der Geiz des Vaters und der Haß einer eigennützigen Stiefmutter dem Herrn opfert. Diego und Iſabelle geſtunden alſo einander, daß ſie ſich noch beide eben ſo liebten, wie vor vierzig Jahren. Nun war keine Hinderung weiter im Wege, welche ſie abhalten konnte, ihre Liebe öffentlich zu geſtehen. Sie reiſten nach Buentarq, und ſahen einander noch eben ſo zärtlich an, als ſie vor vierzig Jahren einander geküßt hatten. Wenn Diego recht jugendlich vergnügt ſeyn wollte: ſo ſetzte er ſich mit ſeiner Cither unter eben den Erker, unter welchem er in ſeiner Jugend geſeufzet hatte. Hier ſpielte er zu Ehren ſeiner Iſabelle den horchenden Enkeln die rührenden Liede vor, über welche ihre Großväter ſo oft eiferſüchtig geworden waren. Sein Glück dauerte nicht lange. Er ſtarb, und hinterließ Iſabellen, als eine Wittwe von ein und ſechzig Jahren, welche über dieſen Tod ſo untröſtbar war, daß ſie, wie man mich gewiß verſichern wollen, ſich nach ſeinem Tode niemals hat entſchließen können, wieder zu heurathen. Iſt wohl ein Beweis in der ganzen Welt ſtärker, als dieſer, daß alte Liebe nicht roſtet?

Ich habe meinen Lesern zum Beweis dieses Satzes noch ein Exempel versprochen. Es ist, wie ich hoffe, eben so erbaulich, wenn es gleich nicht so merkwürdig und so weitläuftig ist.

Auf der hohen Schule zu Leyden habe ich dem Begräbnisse einer ehrwürdigen Jungfer beygewohnt, welche sich nicht eher, als im siebenzigsten Jahre durch den Tod in einer Liebe hatte stören lassen, die sich im vierzehnten Jahre angefangen hatte. In diesem Jahre stund sie, da sie einen jungen Baron von gutem Hause kennen lernte, der sich in Leyden seiner Studien wegen aufhielte. Brigitta liebte ihn, so bald sie ihn sah. Es war ihre erste Liebe, und die erste Liebe eines jungen Mädchens ist gemeiniglich so heftig, daß sie sich schwerlich verbergen läßt. Am wenigsten hatte sie in Willens, solche vor dem Baron zu verbergen. Diese jungen Herren verstehen sehr oft auf Universitäten die Sprache der Augen besser, als die Sprache des Lehrers. Der Baron glaubte, seine müßigen Stunden, und deren hatte er täglich vier und zwanzig, nicht besser anwenden zu können, als wenn er mit dem hübschen Bürgermädchen tändelte. Das arme Kind liebte ernsthafter. Sie schwur ihn ewig zu lieben; dem Baron war es nichts neues, eben so zu schwören. Die leichtgläubige Brigitta war vor Vergnügen ganz außer sich. Aber die Zeit kam, wo der Baron nach Hause gehen mußte. Er verließ die Universität, schwur beym Abschiede noch hundertmal, und vergaß Brigitten. Diese Unglückliche hatte den Baron zu vertraut geliebt; die Folgen davon waren ihr und ihrer Familie beschwerlich. In kurzem erfuhr sie, daß der Baron gleich nach seiner Zurückkunft geheurathet hatte. Diese Nachricht verdoppelte ihre Thränen; aber sie hörte nicht auf, ihn zu

lie-

lieben, auch alsdann, da sie ihn ganz ohne Hoffnung liebte. In dieser Einsamkeit waren zwanzig Jahre vorbey gegangen. Der Sohn ihres Meineidigen kam auf eben die hohe Schule, und fand Gelegenheit, Brigitten kennen zu lernen. Es giebt Gesichter, die so frisch sind, daß sie auch noch in ihrem vier und dreyßigsten Jahre einen jungen Menschen reizen können, der zum ersten mal in die Welt kömmt. Ja' oft reizen sie mit beßerm Erfolge, wenn ihre Annehmlichkeiten mit einer künstlichen Koquetterie verbunden sind. Brigitta war entzückt, den Sohn desjenigen vor ihren Füßen zu sehen, den sie noch nicht vergessen hatte, und den sie nunmehr in seinem Sohne zu lieben glaubte. Sie liebte den jungen Baron, und liebte ihn so ernstlich, wie den Vater; doch mit dem Unterschiede, daß sie ihn allein schwören ließ, und selbst nicht schwur. Die Erfahrung hatte sie seit der Zeit gelehrt, daß ein Universitätsroman länger nicht, als höchstens drey Jahre dauert. Itzt sah sie der Entwickelung ihres Romans ganz gelassen entgegen und nutzte die kurze Zeit sehr vorsichtig. Sie ließ ihn endlich aus ihren Armen, nicht mit der wilden Empfindung einer jungen Liebhaberinn, sondern mit der ernsthaften Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter, welche ihren Sohn von sich läßt, ohne Hoffnung zu haben, ihn wieder zu sehen. Die Thränen, welche sie bey dem Abschiede vergoß, waren Thränen, welche sie dem Andenken seines Vaters weihete. Der junge Baron machte es, wie sein Vater. Er setzte sich auf seine Güter, heurathete und vergaß Brigitten, welche an ihn immer mit Vergnügen und an seinen Vater nicht ohne Seufzer dachte. Unter einer bequemen Ruhe, die sie bey ihrem ansehnlichen Vermögen sich verschaffen konnte, war sie in ihr neun

und

und funfzigste Jahr getreten, da sie erfuhr, daß der Enkel ihres noch angebeteten Barons, und der Sohn ihres noch unvergeßnen Liebhabers auf die hohe Schule gekommen sey. Es gieng ihr nahe, da man ihr zugleich die Nachricht gab, daß die Familie durch verschiedenes Unglück in gänzlichen Verfall gekommen sey. Dieses war eine Ursache mehr, warum sie verlangte, den jungen Baron kennen zu lernen. Sie wollte gegen sich selbst eine Liebe verbergen, die bey ihren Jahren lächerlich war; sie beredete sich also, es sey nur ein freundschaftliches Mitleiden, welches sie dem Andenken seines Vaters und seines Großvaters schuldig sey. Aber sie betrog sich selbst. Es war die uralte Liebe zu seinem Großvater, und die alte Liebe zu seinem Vater, daß sie die Freundschaft des Enkels suchte. Dieses unschuldige Kind war in seinem siebzehnten Jahre. Der Mangel nöthigte ihn, eingezogen, demüthig und fleißig zu seyn. Brigitta machte sich diesen glücklichen Umstand zu Nutze. Sie wußte es durch ihre Freunde so einzurichten, daß der Baron die Zimmer von ihr miethete und an ihrem Tische speiste. Der tägliche Umgang und die mütterliche Vorsorge der Brigitte, wirkte bey dem unerfahrnen Baron eine gewisse Empfindung, die er Dankbarkeit nannte. Seine Versorgerinn hatte noch in ihrem neun und funfzigsten Jahre einigen Rest derjenigen Annehmlichkeit übrig, welche seinem Großvater so gefährlich gewesen war. Der tägliche Umgang mit ihr machte ihn gegen diesen Rest empfindlich. Mit einem Worte; ehe die drey Universitätsjahre völlig verflossen waren, so bewies Brigitta durch ihre Geschicklichkeit den wahren Satz, daß gemeiniglich junge Liebhaber ihre ersten Zärtlichkeiten in den Armen einer alten Buhlerinn verschwenden. Sie empfand in diesem

an-

angenehmen Augenblicke ein dreyfaches Vergnügen daß sie bey den Schmeicheleyen des Enkels sich mit einem male aller der Entzückungen erinnerte, welche sie in den Umarmungen des Vaters und des Großvaters genossen hatte. Damit meine Leser nicht die geringste Unwahrscheinlichkeit in dieser Geschichte finden; so muß ich erinnern, daß die Mutter der Brigitte keine frostige Niederländerinn, sondern von Cuen war.

Werden meine Leser nunmehro noch einen Augenblick zweifeln können, daß alte Liebe nicht rostet?

Ehe ich schließe, will ich noch eine Anmerkung machen. Ich kenne Leute, welche glauben, daß die Liebe einer unverheuratheten Mannsperson gegen ein verehlichtes Frauenzimmer die empfindlichste und dauerhafteste Liebe sey. Die Ursachen, die man davon anführen wollen, sind bekannt; man weis auch solche durch verschiedne Exempel erheblich zu machen, da eine solche Liebe sich erst nach vielen Jahren mit dem Tode geendigt hat. Es kann seyn; und dennoch bin ich einer ganz andern Meynung. Die Provinz Grenada hatte in vorigen Zeiten verschiedne besondere Rechte, die ihren Ursprung noch von den barbarischen Mauren haben mochten. Unter solchen war ein schreckliches Gesetz, welches dergleichen Liebe auf diese Art bestrafte. Ward eine Frau, oder ein Mann eines solchen Umganges überzeugt, so trennte man zuvörderst die Ehe, nöthigte den ungetreuen Theil, diejenige Person, welche sie wider die Gesetze geliebt hatte, so fort zu heurathen; und eine solche Ehe konnte nimmermehr wieder getrennt werden. Ich läugne es nicht, diese Gerechtigkeit ist entsetzlich. Gegen diese sind alle andre Strafen, so unnatürlich sie auch zu seyn scheinen, doch nur ein

Spiel. Man ſtelle ſich einmal eine unglückliche Mannsperſon vor, welche auf eine ſolche Art genöthiget wird, eine Frau auf ewig zu heurathen, die ſie nur wegen ihrer Laſter liebt. Hat dieſer Umgang ſchon einige Zeit gedauert, ſo iſt der ekelhafte Ueberdruß die natürliche Folge; und itzt ſoll er gezwungen werden, ſeinen Eheſtand mit eben dem Widerwillen anzufangen, mit dem ihn andere beſchließen. Er kennt ſchon die Untreue ſeiner itzigen Frau: Hat er wohl den geringſten Grund zu glauben, daß ſie ihm getreuer ſeyn werde? Er hat ſie alle Vortheile gelehrt, ihren erſten Mann zu betrügen; nun wird ſie dieſe wider ihn anwenden. Er weis das, und darf ihr nicht einmal Vorwürfe darüber machen, ohne ſich ſelbſt zu verdammen. Eine Eiferſucht von dieſer Art muß eine Hölle und ihm deſto ſchrecklicher ſeyn; denn er fühlt, das er ſie verdient hat. Ein jeder Blick von ſeinen Bekannten iſt für ihn eine Spötterey. Man flieht ſeinen Umgang, wie den Umgang eines Unglücklichen, der wegen ſeiner Verbrechen auf die Galeeren geſchmiedet iſt. Vielleicht wäre ſeine Strafe nur halb empfindlich, wenn ſeine ungetreue Frau eben ſo ſehr dadurch gezüchtiget würde. Aber er empfindet ſie ganz allein, da ſie ſich ihren Ausſchweifungen ohne die geringſte Sorge überlaſſen darf. Denn nunmehr iſt ſie dafür ſicher, wegen ihrer Untreue jemals von ihrem itzigen Manne gekennt zu werden, welchen die Geſetze ganz hülflos laſſen, da er der erſte geweſen iſt, der ſie gegen ihren vorigen Mann untreu gemacht hat.

Ich will nicht wünſchen, daß dieſes Geſetz auch unter uns deutſchen Chriſten eingeführt werden möge. Was für eine jämmerliche Verwüſtung würde dieſes unter unſrer galanten Jugend anrichten! Was für

Zer-

Zerrüttungen würden daraus in den ansehnlichsten Familien entstehen! Was für unnatürliche Ehen würden daraus erwachsen, wenn Seine Excellenz die Tochter des Verwalters, und der Kutscher die gnädige Frau heurathen müßte? Deutschland würde zur Hölle, die Hälfte der Häuser würden zu Zuchthäusern werden. Die traurigsten Proben davon habe ich bey verschiednen Ehen gesehen, wo die Mannspersonen, ohne einigen Zwang der Gesetze, die verwegne Uebereilung begangen haben, sich mit derjenigen Frau zu verheurathen, welche sie beym Leben des ersten Mannes zur Untreue verführt hatten. Nicht eine einzige ist vergnügt gewesen. Der Mann war unter ihnen der glücklichste, der zuerst starb *).

Ich habe für nöthig angesehen, mich hierbey etwas länger aufzuhalten, da diese Nachricht zu einem neuen Beweise dienen konnte, daß alte Liebe hauptsächlich nur bey unverheuratheten Personen nicht rostet, bey dem Zwange der Ehe aber sehr leicht verrostet.

*) Man sieht wohl, daß Herr Anton Panßa dieses in Westphalen geschrieben hat. Wäre er in Sachsen gewesen; so würde er es mit mehrerer Einschränkung behauptet haben: denn in Sachsen, wo man zu leben weis, giebt es noch hin und wieder solche glückliche Ehebrecher.

Eine Hand wäſcht die andere.

In dieſem Sprüchworte liegt der Grund aller geſelligen Pflichten und aller daraus entſpringenden Glückſeligkeit der Menſchen. Unſre Philoſophen mögen gleich ganze Laſten moraliſcher Quartanten auf einander häufen, ſo werden ſie doch darinnen weiter nichts ſagen können, als was uns dieſes einzige Sprüchwort lehrt. Wer dieſes in ſeinem ganzen Umfange kennt, und mit der Vorſicht eines vernünftigen Mannes ausübt; der kann ſeines Glücks gewiß ſeyn. Er wird bey mittelmäßigen Gaben groß, und, wenn er auch Fehler hat, doch bey jedermann beliebt ſeyn. Verſäumt er aber die große Pflicht, auf die uns dieſes Sprüchwort weiſt; ſo iſt er unvermeidlich verloren. Ohne die Tugend ſcheint uns der größte Prinz nur ein verächtlicher Verwalter fremder Güter zu ſeyn, der auf Rechnung ſitzt. Der Staatsmann wird zum Finanzenpachter, der Finanzenpachter zum Pedanten, und der Pedant zum Klotze, wenn er vergißt, daß er auch für andre lebt, und daß er nicht glücklich ſeyn kann, ohne vorher andre glücklich zu machen, oder, mit unſerm Texte zu reden, wenn er vergißt, daß keine Hand ſich ſelbſt waſchen könne.

Ich gebe mir bey aller Gelegenheit Mühe, zu zeigen, daß wir Menſchen ſo verderbt nicht ſind, als es uns der finſtre Eigenſinn einiger milzſüchtigen Moraliſten bereden will. Ich behalte mir vor, dieſes in einer beſondern Abhandlung zu thun, und freue mich, daß ich alsdann mein menſchenfreundliches Amt ausüben und diejenigen, welche entweder durch traurige Vorurtheile eingenommen, oder doch auf die Tugenden andrer

ter Menschen so aufmerksam nicht sind, als ich es bin; daß ich diese überführen kann, wie ängstlich unsre Nebenmenschen sich angelegen seyn lassen, in allen Ständen die große Pflicht zu erfüllen, welche mein Sprüchwort predigt.

Itzt bitte ich mir nur die Erlaubniß aus, einige Betrachtungen über die gewöhnlichsten Ursachen anzustellen, welche die Menschen bewegen, andern zu dienen.

Hierzu gehört mehr nicht, als eine nur mittelmäßige Aufmerksamkeit auf die Handlungen, welche täglich um uns herum vorgehen; so wird man sehen, daß beynahe alle Dienstgefälligkeiten, welche ein Mensch dem andern leistet, vornehmlich in der Absicht geschehen, sich selbst einen noch größern Dienst zu leisten. Eine Pflicht, die uns die Natur lehret! Der Philosoph erfindet neue Wahrheiten, lauter neue, wichtige Wahrheiten; aber seine Schüler und der Verleger müssen sie bezahlen. Der Advokat zankt sich und lästert für unsre gerechte und ungerechte Sache; etwann nur aus Liebe zu uns? Nein, er liquidirt. Umsonst tödtet kein Arzt. Der Poet bewegt Himmel und Hölle, seinen Mäcenat zu vergöttern; warum? Das weis sein Mäcenat wohl.

Dieses ist nur ein einziger Blick, den ich meine Leser auf die Handlungen einiger Stände thun lasse, und zwar solcher Stände, deren Vortheil es schlechterdings verlangt, allen Leuten, mit denen sie zu thun haben, gleich anfangs die Ursachen deutlich zu sagen, warum sie eigentlich dienstfertig sind.

Wie viel neue Beweise meiner großen Wahrheit würden wir finden, wenn wir uns die Mühe nicht wollten dauern lassen, mit einer genauen Aufmerksam-

keit auch diejenigen Handlungen der Menſchen zu betrachten, welche ganz uneigennützig zu ſeyn ſcheinen!

In einem kleinen Städtchen, drey Meilen von mir, wohnt ein Mann, der ſich von guten Werken nährt. Er verließ eine volkreiche Stadt und zog an dieſen öden Ort, wo ſeine liebreichen Verdienſte gegen den Nächſten etwas beſſer bemerkt werden, als unter jenem Getümmel. Er erquickt von Zeit zu Zeit einige arme Familien durch kleine Wohlthaten, die er ihnen durch verſchiedene Umwege zufließen läßt. Er wird es niemals geſtehen, daß ſie von ihm kommen. Sein Geſicht hat er gewöhnt, zu erröthen, ſo bald man ihm merken läßt, daß man nur ihn für dieſen unbekannten Vater der Wittwen und Waiſen hält. Er betheuert uns, er ſey dieſer Glückliche nicht, welchem der Himmel ſo vieles Vermögen anvertrauet habe, daß er andern wohlthun könne. Er betheuert dieſes; aber nimmermehr wird er es euch verzeihen, wenn ihr ſeinen Betheurungen glaubt. Er weis die Perſonen ſehr vorſichtig zu wählen, durch die er ſeine guten Werke ausſäet. Allzu verſchwiegen dürfen ſie nicht ſeyn. Er macht ſie geſchwätzig, indem er ſie beſchwört, ihn nicht zu verrathen. Mit einem Worte! Seine Hand rauſcht im Stillen, um bemerkt zu werden. Thut er dieſes ohne Vortheil? Nichts weniger. Hundert erwirbt er mit Hunderten. Selten wird ein Teſtament einer reichen Betſchweſter oder eines bußfertigen Wucherers eröffnet, in welchem nicht die anſehnlichſte Summe dieſem Manne zufällt, der nichts für ſich, ſondern alles für die nothleidenden Armen beſitzt. Die einträglichſten Aemter überläßt man ihm, da man niemanden kennt, der ſie ſo uneigennützig verwalte. Die reichſten Familien halten es für einen Segen, ſich

mit

mit seiner Familie zu verbinden. Könnte dieser Heuchler, denn ein Heuchler ist er, ich kenne ihn besser; könnte er durch Straßenraub mehr verdienen, als er durch seine guten Werke verdient? Dieser fromme Mäckler ist bey seinem heiligen Wucher, den die Gesetze auf keine pro Cent einschränken, so lange sicher, als er sich hütet, daß der eigennützige Heuchler nicht entdeckt wird.

Ich fühle es, ich werde zu ernsthaft. Ich predige Buße, und hatte mir vorgesetzt, zu lachen. Ich will nicht weiter an diesen Elenden denken. Meine Leser werden vielleicht mehr Vergnügen darinnen finden, wenn ich ihnen durch einige Exempel zeige, wie allgemein diese Wahrheit sey, daß eine Hand die andere wäscht, und wie sorgfältig unsre Mitbürger andern Gefälligkeiten erzeigen, um ihren eignen Nutzen desto mehr zu befördern.

Macht Platz! Hier kömmt ein armer Bauer, welcher unter der Last eines Scheffel Mehls gebückt zu seinem Richter kriecht. Seine Frau begleitet ihn mit sorgsamen Blicken und trägt einen Theil des rechtlichen Beweises in ihrer Schürze. An der linken Hand führt sie den ältesten ihrer Söhne, welcher schon stark genug ist, zwo Hüner zum Opfer zu schleppen. Armer Freund! wo willst du hin? wessen Hand willst du waschen? Wer ist deine Gegenpart? .... Einfältiger Tropf! Für so viele Hände soll dieses Wenige. Den Augenblick begegnete mir dein Widerpart in einer Kutsche mit sechs Pferden, in welche er ein ganzes Vorwerk aufgeladen hatte. .... Die Gerechtigkeit deiner Sache? wie thöricht denkst du? Ehrlich, wie ein Bauer, aber eben so dumm! Eine gefüllte Börse thut mehr, als Pergament und zwanzig Zeugen. Und darüber

wunderst du dich noch? Nein, mein gutes Weib, mit Thränen macht ihr es nicht aus! Was soll des Amtmanns Frau mit diesem elenden Flachse machen? ... Ja, das glaube ich wohl, daß es euch sauer wird, so viel bey eurer Armuth zu entbehren; aber, mein Kind, fünf Schragen Holz! bedenkt es nur selbst, fünf Schragen hartes Holz! Wie geschwind wird hier euer Flachs in die Höhe lodern! .... Nun meinethalben! Wenn ihr glaubt, es besser zu verstehn, so geht immer hin. Ich wünsche euch Glück!

Der Mann dauert mich. Er hat ein ehrliches Herz, er hat eine gerechte Sache; aber Geld hat der Narr nicht. Inzwischen habe ich doch aus seinen Reden so viel angemerkt, daß er von der Wahrheit unsers Sprüchworts: Eine Hand wäscht die andre, völlig überzeugt ist. Die Hüner sollten dem Schreiber. »Aber, warum eben diesem?« fragte ich. Je Herr, sagte der Bauer, er steht gut bey der Frau Amtmannin. »Und das Mehl?« Das kriegt des Bürgermeisters Frau. »Aber wie kömmt diese dazu?« Hum! Unser Herr Amtmann kann sie wohl leiden.

Die Logik unsers Bauers ist gar nicht unrecht; aber der Nachdruck fehlt seinen Schlüssen. Der Bauer den Schreiber, dieser die Amtmänninn, diese ihren Mann; Auf der andern Seite, der Bauer die Bürgermeisterinn, und diese den Amtmann. So waschen diese Hände einander in der schönsten Ordnung; und gar weibliche Hände die waschen scharf!

Und doch verliert der arme Bauer gewiß. Er hat einen zu wichtigen Gegner. Dieser badet gar. Seine eigennützige Aufmerksamkeit erstreckt sich bis auf die geringsten Personen, von denen er vermuthen kann, daß sie einen Zutritt zu demjenigen haben, der angese-

hen

ben und wichtig genug ist, sein Glück zu hindern. Der Gerichtsdiener ist der erste, welchen er auf seine Seite zu bringen sucht. Dieser elende Mensch, so gering er ist, hat dennoch sehr vornehme Fehler. Er ist hochmüthig; denn er hat keine Verdienste. Er liebt den Trunk; zwar trinkt er nur Branntwein; aber wäre er Rath, so würde er sich im Rheinweine berauschen. Er liebt die Geschenke so sehr, wie sein Herr. Unser vernünftige Beklagte weis sich dieses alles zu Nutze zu machen. So bald er aus dem Wagen steigt, grüßt er mit einer besondern Freundlichkeit den Gerichtsdiener, der ihn an der Thüre hungrig erwartet. Er drückt ihm die Hand, und in dem Hause des Richters ist die Hand eines Beklagten niemals ledig, wenn sie drückt. Da er die Hand der Allerniedrigsten mit so vieler Aufmerksam wäscht; so kann man selbst errathen, wie lezal er die übrigen schmiert, auf deren verdientes Wohlwollen und erkauften Ausspruch weit mehr, als auf die unmündigen Gesetze, der Ausschlag seines Processes ankömmt. Von dem untersten Schreiber bis auf den obersten Richter, überzeugt er durch proportionirliche Geschenke alle von der Ungerechtigkeit des verarmten Klägers. Sie bearbeiten sich nunmehr unter einander selbst, sich von der Billigkeit der Sache dieses freygebigen Beklagten zu überführen. Einer arbeitet an dem andern, wie bey einer Uhr ein Rad in das andere greift. Der erste Druck, wodurch Beklagter den Gerichtsdiener bewegt, bringt die ganze große Maschine der Gerechtigkeit in Bewegung. Das ist die Wäsche der Gerechtigkeit, von der ich nicht nöthig haben werde, noch mehr zu sagen, da nicht leicht einer von meinen Lesern seyn wird, dem nicht die eigne Erfahrung Gelegenheit giebt, meinen Satz weiter auszuführen.

chengeschichte also werden die Wege und Wendungen erzählt, welche die Geistlichkeit in den glücklichen Zeiten des Don Quixots angewendet hat, zu ihren Aemtern und Pfründen zu kommen. Die Erzählung hebt vom Erzbischoffe zu Toledo an, und geht bis an den Küster zu Mancha. Die Nachricht vom Pfarrer in Mancha ist eine der lesenswürdigsten; denn keiner von allen hat so viel Hände und auf so vielerley Art gewaschen, als er, um sich in den geistlichen Schafstall einzudrängen. Selbst die Ausgeberinn des Don Quixots, als eines Gerichtsherrns vom Orte, hat einen großen Antheil an dem göttlichen Rufe. Bey denen, welche nur die geistlichen Rechte, und nicht die Kunst zu leben wissen, würde die Erzählung dieses Berufs ziemlich Aergerniß erwecken. Ich kann auch nicht läugnen, daß sie mit vieler Bitterkeit vorgetragen ist, und eben dieses bringt mich auf die Vermuthung, daß sie der Eidam, Pedro, geschrieben habe, den der Pfarrer sehr verfolgte, weil er auch ihn für einen neuen Christen hielt. Meine Begierde, niemanden zu beleidigen, nöthigt mich hievon weiter nichts zu sagen. Da ich mich zu einer andern Kirche gewendet habe; so würde die römische Geistlichkeit es für eine rachsüchtige Verleumdung auslegen. Aber eben diese Vorsicht nöthigt mich, von den Geistlichen derjenigen Kirche nichts zu erwähnen, zu welcher ich übergetreten bin; denn auch diese sind eben so geneigt, diejenigen zu Ketzern zu machen, welche das Herz haben, ihren Beruf zu untersuchen; und doch ist ihr Beruf nicht allemal erbaulich.

Wer die wichtige Kunst, die Hände zu waschen, in ihrer Vollkommenheit sehen will, der muß auf diejenigen Achtung geben, welche die große Welt vorstellen. Die wenigen Exempel, die ich bisher angeführt

habe,

habe, sind nur Kleinigkeiten, welche unbemerkt bleiben, so bald man seine Aufmerksamkeit auf diejenigen richtet, welche ihre Geburt, oder auch eben so oft ihre Einbildung über andere erhebt. Eine jede Handlung, die sie vornehmen, wenn man sie recht betrachtet, ist nichts anders, als die Beschäfftigung, andern die Hände zu waschen, damit sie die ihrigen wieder waschen mögen. Eine Verbeugung verlangt eine Gegenverbeugung; Ein unterthäniger Diener fodert einen ganz unterthänigen Diener heraus. In öffentlichen Gesellschaften redet man von demjenigen Gutes, den man in seinem Herzen, oder in der Gesellschaft weniger Freunde so sehr verachtet, als er es verdient. Warum? die Unverschämtheit dieses Mannes kann uns bey dem gefährlich seyn, der unser Glück in seinen Händen hat. Er soll wieder Gutes von uns reden. Der eigennützige Rath, den man in seiner Stadt kennen wird, so bald ich ihn eigennützig nenne, verspielt in einem Abende mit einer gelassenen Miene hundert Dukaten an die Gemahlinn des Präsidenten. Man wundert sich; aber man weis nicht, daß er im Begriffe ist, mit Erlaubniß des Präsidenten, sein Amt zu verkaufen, und sich für seinen zehnjährigen patriotischen Müßiggang eine Pension von hundert Dukaten zu erbitten. Er wird sie gewiß erhalten; denn die Gemahlinn versteht das Spiel, und sie ist Präsident.

Die Gastfreyheit des fürstlichen Beamten setzt euch in Verwunderung! Er ist prächtig; alle, die mit speisen wollen, empfängt er mit offnen Armen; er läßt den Wein in euern Keller schaffen, ohne daß ihr es vorher wißt. So lange er auf der Meße zu Frankfurt sich aufhält, so lange ist seine Tafel die offene Tafel für alle Diener seines Prinzen und für alle ihre

Freun-

Freunde. Ist das nicht von einem Pachter unerhört? Ja wohl! Aber wißt ihr nicht, daß der Prinz traktirt, und niemals der Beamte? Wer soll es nun wagen, und dem Prinzen den Betrug verrathen; ohne sich selbst um so viele nahrhafte Mahlzeiten zu bringen, und ohne den Haß so vieler auf sich zu laden, welche unmöglich reden können, da sie das Maul voll haben? **Leben und leben lassen!** Damit beruhigen sie ihr Gewissen und werden fett.

Aus diesem kurzen Abrisse kann man sehen, daß in dem Sprüchwort: **Eine Hand wäscht die andre**, die Philosophie des Hofs unda lles begriffen ist, was der Mensch braucht, sein Glück zu machen.

Wie können also diejenigen verlangen, glücklich zu seyn, welche zu ungeschickt, oder zu eigensinnig sind, die Vorschriften dieses Sprüchworts zu beobachten? Es giebt Leute, welche, nach ihrer Art zu reden, sich ein Gewissen daraus machen, dergleichen Mittel zur Beförderung ihres Glücks anzuwenden. Sie erwarten es mit aufgesperrtem Maule. Dieser stolzen Unbewegsamkeit wissen sie verschiedne Namen zu geben, die ehrwürdig genug sind, die aber sogleich verschwinden, wenn man genauer auf sie Achtung giebt. Der Hochmuth ist wohl die gemeinste Quelle davon. Sie kennen ihre Verdienste; sie verlangen also, daß sie die Welt auch kennen und belohnen soll: und thut sie es nicht, so ist es ein Unglück für die Welt, welche diese großen Verdienste nicht zu gebrauchen weis. Sie sehen, daß andere, welche, wie sie glauben, gar keine Verdienste haben, dennoch empor kommen, da sie durch allerley Dienstbeflissenheit diejenigen auf ihre Seite zu bringen wissen, bey denen es steht, ihr Glück zu machen.

chen. Dieſes ſehen ſie mit neidiſchen Augen; aber uns wollen ſie bereden, daß ſie ſich ſchämen, ſo niederträchtige Wege zu wählen. Fehlt es ihnen wirklich an Geſchicklichkeit und Verdienſten; ſo gewinnen ſie wenigſtens dadurch, daß ſie der verderbten Welt die Schuld geben, welche Verdienſte nicht kennt, nicht ſucht und nicht belohnet. Bey vielen iſt die Unterlaſſung der Pflicht, andern die Hände zu waſchen, ein unvorſichtiger Eigennutz. Sie bevortheilen ihre Obern vielleicht eben ſo ſehr, als diejenigen, welche leben und leben laſſen: aber ſie wollen dieſe Vortheile allein genießen; und wenn ſie, wie es nicht fehlen kann, darinnen von denen geſtört werden, welche allemal gerecht ſind, wenn ſie nicht einen Theil von der Beute bekommen, ſo klagen ſie den Himmel an, daß dieſer nicht, zu Rettung der Unſchuld, ihren hungrigen Feinden den Mund geſtopft habe. Eine Sache, die ſie ſelbſt hätten thun können, ohne ſie vom Himmel zu erwarten!

Jung gewohnt, alt gethan.

Ich bin noch bis auf gegenwärtige Stunde ungewiß, ob ich dieſes Sprüchwort für wahr halten, oder glauben ſoll, daß es, wo nicht gar ungegründet, doch bey uns wenigſtens ganz aus der Mode gekommen ſey.

Alle Weltweiſen, in der unendlichen langen Reihe, vom großen Sokrates bis auf unſern kleinen . . . .*) tummeln ſich mit dieſer alten Wahrheit, an der ſie innerlich ſelbſt zweifeln, weil ein Philoſoph gar ſelten die moraliſchen Wahrheiten glaubt, die er andern lehrt.

Und wo ſoll ich den Beweis von der Wahrheit dieſes Sprüchworts hernehmen, wenn mir die Philoſophen heucheln, wenn mir die Aufführung der halben Welt bezeuget, daß man es für ungegründet hält, und wenn ich ſo viel Menſchen vor mir ſehe, die in ihrem Alter etwas ganz anders thun, als ſie in ihrer Jugend gewohnt geweſen ſind?

Glaubte die Welt, daß die erſten Angewohnheiten der Jugend einen unvermeidlichen Einfluß in den übrigen Theil des Lebens hätten; ſo würden diejenigen, denen die Natur, oder die Obrigkeit, die Erziehung der Jugend auferlegt, ſehr unverantwortlich handeln, daß ſie die Pflichten mit der Gleichgültigkeit erfüllen, die man faſt in allen Familien und in den meiſten Schulen wahrnimmt. Weil aber die Welt dieſe Folgen nicht glaubt; ſo iſt es ſehr billig, dieſen Leichtſinn zu entſchuldigen, der ohnedem nur eine Art des Wohlſtandes

* Eine jede philoſophiſche Sekte hat die Freyheit, dieſe Lücke auszufüllen.

s und eine Hauptregel von derjenigen Kunst geworn
n ist, die heut zu Tage die Kunst zu leben heißt. Ich
abe schon bey einer andern Gelegenheit das Vergnü-
en gehabt, die Einsicht der Menschen zu loben, welche
h die Pflichten der Erziehung so bequem zu machen
issen, und der guten Natur alles überlassen, ohne sich
it einer vorwitzigen Verwegenheit in ihre Wirkung
mengen.

Wie mühsam ist man, junge Hunde zur Jagd,
nge Pferde zur Pracht und zum Nutzen, und ver-
iedne Thiere in Zeiten an Bewegungen und Töne
gewöhnen, die uns belustigen können! Es würde
nz vergebens seyn, dergleichen Unterweisungen als-
nn erst vorzunehmen, wenn diese Geschöpfe zu alt ge-
orden sind; ja es würde gar lächerlich seyn, wenn
an diese Sachen und Dienste von ihnen fodern wollte,
hne sie dazu anzugewöhnen. Alles dieses räume ich
n; aber was will man daraus folgern? Etwan die-
s, daß man mit der Jugend auch so mühsam und
rgfältig verfahren müsse? Das heißt die Vorzüge
er Menschheit beleidigen und vernünftige Geschöpfe
is zum Viehe herab stoßen.

Nur die Vernunft unterscheidet uns Menschen
on dem unvernünftigen Viehe; müssen wir etwan
iesen Unterschied erst durch die Erziehung erlangen?
Müssen wir erst durch Regeln vernünftig werden?
Wie wenig würden wir von dem Viehe in den ersten
Jahren unterschieden seyn, da wir noch keiner Lehren
nd Erziehung fähig sind! Ich erschrecke, wenn ich
iesem verwegenen Gedanken weiter nachdenke. Sonst
achte ich auch so, ich läugne es nicht; ich war so
infältig zu glauben, daß die Erziehung Menschen ma-

ehe, daß ein Mensch ohne vernünftige Erziehung wenig von dem Viehe unterschieden sey: So dachte ich sonst, aber nicht länger, als bis ich die Welt kennen lernte. Ich schäme mich nunmehr meiner bürgerlichen Einfalt.

Poeten werden geboren: uns räumen alle Gelehrte ein; Und warum nur Poeten allein? Warum denn nicht auch Bürgermeister, Magnificenzen, Hochwürdige Gnaden, Excellenzen und Väter des Vaterlandes? Ist es nicht zu pedantisch, wenn man glaubt, nur an Poeten verschwende die Natur ihre mütterliche Vorsorge, und sey gegen diejenigen geiziger, ohne welche die gebornen Poeten gewiß verhungern müßten? Welches Geschöpf ist in der Natur wohl wichtiger; ein Poet, oder ein Mäcenat? Ein Mann, der witzig ist, oder ein Mann, der Geld hat? Und doch wird jener geboren, und dieser soll erst durch Kunst erzwungen werden?

Es folget also hieraus, daß die Natur alles thut, daß die Erziehung ganz überflüßig, wenigstens in dem Falle nicht nöthig ist, wo man nur die vornehme Absicht hat, angesehen, groß und reich zu werden; mit einem Worte, wo die Geburt uns in die glücklichen Umstände setzet, daß wir Verstand und Tugend entbehren können.

Ich kann den ungeschickten Einwurf noch immer nicht verschmerzen, den man mir oben von der nöthigen Abrichtung unvernünftiger Thiere gemacht hat. Gesetzt nun auch, es wäre nöthig, die Jugend eben so mühsam zu unterrichten; folgte denn hieraus, daß man davon eben den Nutzen, wie bey den Thieren, haben könnte, und daß es der Kosten und Mühe wohl werth sey, die man darauf wenden muß?

So

Sagen Sie mir einmal, gnädiger Junker, was
ſt Ihnen lieber, Ihr Pferd, oder Ihre Gemahlinn,
hr Hünerhund, oder Ihr Sohn? Wahrhaftig, ich
ußte Sie nicht kennen, ich mußte nicht eine Stunde
ug bey Ihnen geweſen ſeyn, wenn ich nicht wüßte,
aß Ihnen Pferd und Hund lieber ſey, als Frau und
ind. Wie edel denken Eure Gnaden; wie unend-
ch iſt Ihre Einſicht über die niedrigen Vorurtheile des
adlichen Pöbels erhaben! Ich erinnere mich mit
nterthäniger Ehrfurcht derjenigen Meſſe noch ſehr
ohl, da Sie Ihren Apfelſchimmel kauften. Sie bo-
n den guten Rath aller Ihrer Freunde auf, Sie
rauchten drey Tage Zeit, ehe Sie ſich zu dieſem Kaufe
rſchließen konnten, und nunmehr ſind Sie von Ih-
m guten Kaufe ſo entzückt, daß Sie eine Stunden
ng mit den Tugenden Ihres Apfelſchimmels unter-
alten. Von Ihrer Gemahlinn reden Sie deſto we-
iger, und ſind ſehr zufrieden, wenn andere Leute Sie
icht daran erinnern. Sie verbanden ſich mit ihr
hne lange Ueberlegung, ohne ſie genau zu kennen, und
nnen ſie noch itzt nicht. Es iſt auch eben nicht nö-
ig: Denn Sie heurratheten ſie weder zum Umgange,
och zur Wirthſchaft, ſondern nur, Lehnsfolger zu be-
ommen. Dieſen großen Endzweck haben Sie erlangt;
ie Güter bleiben bey der Familie, und Sie haben alles
ethan, was man von Ihrer Klugheit erwarten kön-
en. Es iſt wahr, Ihre Gemahlinn iſt liebenswürdig,
g, ſie iſt tugendhaft, ſie nimmt ſich des Armuths und
ſonders ihrer Unterthanen an, ſo viel ſie kann, ſie
t großmüthig, ohne ſtolz zu ſeyn, ſie iſt eine liebreiche
nd ſorgfältige Mutter, eine gute Chriſtinn. . . . .
Geduld, gnädiger Junker! wie verdrüßlich ſehen Sie
us! Ich will nicht ein Wort mehr von Ihrer Ge-

mahlinn sagen ... was das für ein Apfelschimmel ist! Wie die Schenkel arbeiten! er geht, als wenn er tanzte; welch ein niedlicher Kopf! Ein ganz vortreffliches Gebäude! ... Sind Sie nun wieder besänftigt, gnädiger Herr? Wie freundlich Sie lächeln! Aber, nur noch ein einziges Wort von Ihrem jungen Herrn ... Nein, gewiß nicht mehr, als nur ein einziges Wort. Er wächst heran; die Jahre kommen, wo er eine anständige Erziehung nöthig hat. Sie müssen ihm einen Hofmeister halten. Gelehrt soll er nicht werden: das wird er ohnedem so geschwind nicht; nur darf er nicht so unwissend bleiben. Er muß Sprachen lernen, er muß fechten und tanzen lernen; Sie müssen ihn unter fremde Leute thun, damit er die Dorfluft entwohnt. ... O! Sie verstehn mich unrecht, gnädiger Herr, lassen Sie mich nur ausreden. Ich meines Orts halte es ja gar nicht für nöthig: Ich kenne Ihren alten Adel wohl. Er braucht in der That alle die Pedantereyen nicht, da haben Sie völlig recht; aber, der Hof ... verstehn Sie mich .... es ist freylich schlimm genug, aber es ist einmal so: Der Hof will schlechterdings haben, daß unsre Kavaliere noch zu etwas mehrerm zu gebrauchen sind, als Füchse zu graben; vernünftige, gelehrte, geschickte Männer will er haben, und nicht adeliche Bauern. Der Hof sagt das; ich sage es ja nicht. Es kostet etwas Geld; freylich kostet es Geld; aber was sie an seine Erziehung wenden, ist ihm nützlicher, als was er von Ihnen erbt. Lassen Sie alle Jahre ein paar hundert Thaler mehr ... Mein Gott, wie können Sie so hitzig seyn! ... Sa! Perdrix! apporte! apporte! Das ist ein prächtiger Hünerhund! Wie schön er behangen ist! Wie schön er gezeichnet ist! Der muß theuer

theuer gewesen seyn, und Ihnen viel kosten, ehe er so vollkommen abgerichtet worden ist . . . Zehn Louisd'ors? Ist das möglich? Aber dafür haben Sie auch einen Hünerhund, der Ihrem Revier Ehre macht.

Was glauben meine Leser? Hat mein Dorfjunker nicht recht? Ich sollte es wohl meynen. Und wenn es nun nach seinen Grundsätzen wahr ist, daß ein Fräulein, auch ohne alle Erziehung eine rechtschaffene Frau und eine redliche Mutter werden, daß ein junger Edelmann die Vorrechte seines Adels behaupten kann, ohne in demjenigen unterrichtet zu werden, was man Sitten, Wohlstand und Gelehrsamkeit nennt; wenn dieses wahr ist: wozu sind uns denn die kostbaren Leute nöthig, die uns alles dieses erst lehren sollen? Und wenn der Adel sich an der Vorsorge der Natur genügen läßt, ohne an seinem Verstande zu künsteln; was wollen denn wir Bürger uns unterstehen, der Natur durch eine sorgfältige Erziehung zu Hülfe zu kommen? Das ist ein strafbarer Vorwitz!

Ich habe Leute gesprochen, die meinen gnädigen Dorfjunker von seiner ersten Jugend an gekannt haben. Bey ihm ist alles lauter Natur. Sein Vater war ein alter guter Biedermann, so unwissend wie seine Ahnen, und eine wahre Zierde Deutschlands, wenn er mit seiner Nachbarschaft soff. Dieser ehrliche Vater ließ es unserm Junker Hanns weder an Essen noch Trinken fehlen, welche liebreiche Vorsorge der Himmel dergestalt segnete, daß er schon im achten Jahre starke dauerhafte Knochen kriegte. Nun setzte er ihn auf ein Pferd. Im neunten Jahre schoß dieser hoffnungsvolle Junge seinen ersten Hasen, zur Freude der ganzen hohen Familie. Diese Ritterübung trieb er bis ins

zwölfte Jahr, da ſich der Vater entſchloß, ihm zu allem Ueberfluß ſo viel Unterricht geben zu laſſen, als nöthig war, ſeinen Namen zu ſchreiben und Geſchriebnes zu leſen. Der Schulmeiſter quälte ihn ein ganzes Jahr damit; er war ſchon ziemlich weit in beidem gekommen, als der Vater ſtarb. Nun hatte die Pedanterey ein Ende. Die Vormünder wollten die Koſten nicht weiter dran wenden, und in der That ſchickte ſich auch nicht, daß ſo ein anſehnlicher Landſtand in die Schule gieng. Was er als Erb- Lehn- und Gerichtsherr zu wiſſen nöthig hätte, verſtund er nach ihrer Meynung ſchon. Er konnte eſſen, trinken, ſchlafen, reiten, hetzen, die Bauern prügeln, den Pfarrer tummeln, wider den Hof eifern und bey einem gnädigen Fräulein ſchlafen; um deswillen ließ er ſich mündig ſprechen, nahm die Güter an und heurathete. Sollte man wohl glauben, daß Junker Hanns bey dieſer Erziehung derjenige geworden iſt, den ſeine Nachbarn wegen ſeiner guten Tafel lieben, wegen ſeiner vortreflichen Pferde und Hunde, als einen Mann von guter Einſicht bewundern, und wegen der Unverſchämtheit, mit welcher er bey Tiſche wider die Regierung eifert, als einen Patrioten anbeten? Vermuthlich hätte er alle dieſe Vorzüge nicht, wenn er anwer geboren und ſorgfältig erzogen worden wäre!

Ich glaube, was ich bisher angeführet habe, wird hinreichend ſeyn, zu beweiſen, daß man, wenigſtens in der großen Welt, eine mühſame Erziehung der Jugend für überflüßig hält; daß man glaubt, die Natur bilde die Gemüther ſchon ſelbſt, ohne dieſe Erziehung; daß man ſich die geringſte Sorge nicht macht, es werden die übeln Angewohnheiten der Jugend einen Einfluß in die männlichen Jahre haben; mit einem Worte, man

man werde das im Alter thun, was man in der Jugend zu thun gewohnt ist.

Wer noch einen Augenblick daran zweifelt, der gehe sich die Mühe und prüfe die Kinderzucht seiner Bekannten. Zwey Drittheile von ihnen bekräftigen meinen Satz, und das übrige dritte Theil gehört zur Ausnahme, die keine Regel macht.

Am allermeisten bestätigt die Erfahrung, daß das Sprüchwort: Jung gewohnt, alt gethan, gar eine allgemeine Wahrheit sey.

Der Graf N. N. war bis in sein zwanzigstes Jahr unter der strengen Zucht eines harten und eigensinnigen Vaters, einer abergläubischen Mutter und eines pedantischen Informators. Der Vater wollte ihn mit Ohrfeigen zwingen, politisch und ein Staatsmann zu werden; die Mutter prügelte ihn zum Christen, und der traurige Informator blökte ihn bey jedem Donatschnitzer menschenfeindlich an. Was waren die Folgen dieser Zucht? Er war sehr jung an die Bücher und zum Gebete gewöhnt: Hätte man nicht glauben sollen, daß er sich bis in sein Alter damit beschäftigen würde? Nichts weniger. Der unvermuthete Tod seines Vaters veränderte diesen ganzen Plan. Er war im ein und zwanzigsten Jahre mündig, und zugleich Herr von weitläuftigen Gütern, ohne von seiner Mutter und dem Hofmeister abzuhangen. Nun hörte er, daß er ohne Zügel war. Diese Freyheit war ihm ganz neu; er wußte sich nicht darein zu schicken. Die vernünftige Mittelstraße zwischen einer pedantischen Sklaverey und einer ausschweifenden Freyheit hatte man ihn niemals kennen gelehrt. Von jener riß er sich mit einer jugendlichen Wildheit los; in

diese stürzte er sich blindlings. Den Hofmeister jagte er auf eine schimpfliche Art von sich, und verschwur zugleich alles, was zur Gelehrsamkeit, und zu den schönen Wissenschaften gehört. Diesen Schwur hielt er Zeitlebens so heilig, daß er dümmer starb, als er geboren war. Seine Mutter konnte er nicht lieben; er scheute sich noch immer vor ihr, aber er flohe sie. Und da er merkte, daß er sich vor ihr weiter nicht zu fürchten hatte, so fieng er an, sie zu verachten, und endlich spottete er ihrer Heiligkeit auf eine unanständige Weise. Er konnte es nicht vergessen, daß er zum Gebet so oft geprügelt worden war. Wie ruhig war er nun, da ihn niemand weiter dazu zwang! Noch einige Zeit fuhr er fort, in den gewöhnlichen Stunden zu beten; so wie ein Rad sich noch einige Minuten durch die Gewalt des letzten Drucks bewegt. Nach und nach ward er in seiner maschinenmäßigen Andacht gleichgültig. Ein übelgewählter Umgang machte ihn in kurzem leichtsinnig. Die Gesellschaft roher Jugend brachte ihn so weit, daß er über die Religion lachte, und endlich fiel er einem jungen Engelländer in die Hände, der in London ein Narr, und in Deutschland ein witziger Freygeist war; dieser zeigte ihm auf die lustigste Art von der Welt, daß die ganze Religion ein Gespenst für kriechende Geister, nur für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen sey. Was konnte unserm unglücklichen Grafen angenehmer seyn, als diese Entdeckung, welche seinen innerlichen Haß gegen die ihm eingeprügelte Religion rechtfertigte! Ohne weiter nachzudenken, umarmte er seinen Engelländer, trank Punsch und spottete über die christliche Dummheit, die einen Gott glaubt. So bald er diesen wichtigen Schritt gethan hatte, so bald waren ihm alle Verbrechen geringe,

zu denen er hingerissen ward. Sein ganzes Leben war nur ein Gewebe von niederträchtigen Bosheiten und lasterhaften Ausschweifungen, die ihn sehr frühzeitig dem Tode entgegen führten. Er starb endlich mit der Angst eines Menschen, der sich wider die innern Regungen seiner Seele so lange Mühe gegeben hat, sich und andre zu bereden, daß kein Gott sey. Dieses Elende, welcher seine erste Jugend unter gelehrter Pedanterey und einer übertriebenen Frömmigkeit zugebracht hatte, lebte und starb endlich als ein Verächter der schönen Wissenschaften und als ein Feind der Religion. Er war erzogen, wie Julian; und wie Julian starb er, nur unwissender und nicht so vornehm verstockt!

Was für ein Lärm entsteht unter meinem Fenster? Ich höre eine gebieterische Stimme trotziger Heyducken, welche das Volk nöthigen, auszuweichen. Wer sitzt in dieser vergoldeten Kutsche? Sejan! Wollen Eure Excellenz nur einen Augenblick verziehen; ich brauche Ihr Bild.

Dieser prächtig geputzte Klumpen Fleisch beschäftigt die Hände von sechs Bedienten; und noch vor zehn Jahren glaubte man, er sey geboren, andre zu bedienen. Damals machte ihn die Armuth demüthig. Er hat alles das vergessen, und kennt auch die nicht mehr, denen er die Hände küßte, wenn er von ihrer Großmuth seinen nothdürftigen Unterhalt erhielt. Er war dienstfertig und sparsam; der Sejan, der itzt mit einer finstern Strenge diejenigen beleidigt, denen er seinen Dienst versagt, und auch die mit seinem Stolze demüthigt, denen er seinen Dienst nicht hat abschlagen können. Seine Sparsamkeit war eine Folge des

Mangels und keine Tugend. Itzt lebt er im Ueberfluſſe; er verſchwendet alſo bey aller Gelegenheit, aber nur da nicht, wo er durch eine mäßige Freygebigkeit großmüthig und edel ſeyn könnte. Die Verfolgungen, welche ſeinen Vater unſchuldiger Weiſe trafen, erweckten in ihm einen billigen Abſcheu vor der Ungerechtigkeit der Obern; er flehte den Himmel mit Thränen um Hülfe an: und itzt läßt er unſchuldiger Weiſe die Strenge ſeiner Rache unzählige Unglückſelige empfinden, die vor ihm mit thränenden Augen ſtehen und ihm in ihrem jammernden Herzen fluchen. Er war in ſeiner Jugend im Schooße der Muſen erzogen: Nun ſchämt er ſich ihrer, ſieht verächtlich auf ſie herab, und errüthet, wenn man ihn erinnert, daß er gelehrt geweſen ſey. Durch eine vernünftige Erziehung brachte man ihm die Hochachtung für die Religion bey, die ein jeder haben muß, wenn er ein guter Bürger und ein rechtſchaffner Mann ſeyn will. Er verlangt beides weiter nicht zu ſeyn. Für die Religion iſt er itzt zu groß; er giebt ſich Mühe, ſie zu verachten, weil ſie ihm nicht zuläßt, daß er ſeine Bosheiten ruhig genieße. Mit einem Worte: Sejan war in ſeiner Jugend demüthig, dankbar, dienſtfertig, auf eine anſtändige Art ſparſam, mitleidig; ſein Herz war freundſchaftlich, ſeine Seele edel; er war zu allen Tugenden angewöhnt, und eben daher liebenswürdig. Itzt, da er vornehm und älter geworden, nun iſt er dieſes alles nicht mehr, man haßt ihn.

Das iſt Ihr Bild, gnädiger Herr! Kennen Sie ſich? Ich will Sie nicht länger aufhalten. Tragt ihn fort!

Der

Der Unglückselige! Wie sehr wäre ihm zu wünschen, daß er noch in seinem Alter das thun möchte, woran er in seiner Jugend gewöhnt worden ist!

Kennen Sie den Greis, welcher dort auf dem Markte unter den Buden herum schleicht und sich in einen alten blauen Mantel gehüllet hat? Grüßen Sie ihn, er kann Ihnen nicht danken: denn er trägt unter dem Mantel in beiden Händen die Käse und die Wurzeln, die er selbst eingekauft hat, um sich die Woche hindurch nothdürftig davon zu nähren. Wie reich glauben Sie wohl, daß er sey? Urtheilen Sie nicht nach seiner verhungerten Miene, und noch weniger nach den zerrissenen Kleidern, die ihm an dem Leibe verfaulen. Er hat zehn Tausend Thaler auf Hypotheken, und noch über dieß so viel baares Geld, daß er der halben Stadt auf Pfänder leiht. Und noch ist alles dieses nicht vermögend, ihm die ängstliche Sorge zu benehmen, daß er in seinem acht und sechzigsten Jahre gar leicht Hungers sterben könnte. Seine nächsten Anverwandten müssen neben ihm darben. Er läßt sie nichts von seinen Schätzen genießen: denn er glaubt, der Himmel habe sie nicht ohne weise Ursachen so arm werden lassen; und den Absichten des Himmels sich zu widersetzen, das hält sein frommer Geiz für eine große Sünde. Er weis, daß seine Anverwandten auf seinen Tod ängstlich warten; um deswillen hält er sie für seine gefährlichsten Feinde. Weil er gehört hat, daß man in jenem Leben weder Nahrung, noch Kleider brauche; so wünschte er sich freylich wohl ein sanftes und seliges Ende, wenn er sich nur nicht vor den Begräbnißkosten so sehr fürchtete. Das kann er gar nicht begreifen, was die liebe Obrigkeit denkt, daß sie den

Geiz

Geiſtlichen zuläßt, ſo viel Unkoſten für ein kleines Grab zu fodern. Die Erde iſt ja des Herrn, wie er immer ſeufzet; und ihm würde es daher einerley ſeyn, ob man ihn auf den Kirchhof, oder auf den Anger begrübe, wenn es nur ohne Unkoſten geſchehen könnte. Seiner Schweſter Sohne, einem vernünftigen und geſchickten Manne, hat er den Fluch gegeben, weil er wider ſeinen Willen ein tugendhaftes Mädchen ohne Geld geheurathet hat; und da dieſer aus einer guten Abſicht, und ſeine Freundſchaft wieder zu gewinnen, ihn zu Gevattern hat, ſo ſchwur er, ihn zu enterben, und war durch nichts zu beſänftigen, als durch die Erklärung, daß er kein Pathengeld geben und für die Erziehung des Kindes auf keine Weiſe ſorgen ſollte. Den Wein flieht er, wie die Peſt; wenigſtens auf ſeiner Stube flieht er ihn. Wenn er ein Mädchen ſieht, ſo ſchüttelt er den Kopf, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, der ihm ein keuſches Herz gegeben hat, welches alle üppige und koſtbare Laſter verabſcheuet. Die Kleiderpracht iſt ihm was ſchreckliches; man kann es wohl aus ſeinem Anzuge ſehn. Auch alsdann eifert er dawider, wenn junge Verſchwender ihre geſtickten Kleider bey ihm verſetzen. Er thut dieſes allemal mit einem jüdiſchen Wucher, und doch hält er es für Gott gefällige Werke, weil er dadurch die eitele Jugend außer Stand ſetzt, ſich durch Hoffarth in Kleidern zu verſündigen. Nach der Verſchwendung iſt ihm das Spielen die größte Sünde. Liegt ihm ein Kartenblatt im Wege, ſo weicht er mit zitternden Schritten aus; denn er glaubt, daß der Teufel dahinter ſtecke und auf ſeine arme Seele laure. Länger als ein Jahr kann die Welt nun nicht mehr ſtehen; das hat er mir geſtern ſelbſt geklagt, da man ihn beredet hatte, daß ein ſtarker

Schoß

Schoß von den Köpfen, ohne Ansehn des Alters, und eine erhöhete Abgabe von dem Vermögen entrichtet werden solle. Er bittet Gott, er möchte ihn vor dem nächsten Termine zu sich nehmen; und wenn er ihm ja sein kümmerliches Leben fristen sollte, so könne er doch ganz unmöglich von seinem bischen Armuth was geben, und wenn es auch zum Schwure kommen müßte.

Dieser niederträchtige Greis ist in seiner Jugend der größte Verschwender gewesen. Von seinem funfzehnten Jahre an hatte er sich in die kostbarsten Ausschweiffungen gestürzt. Sein Vater kränkte sich über diesen ungerathenen Sohn und starb. Die Hälfte des hinterlassenen Vermögens reichte kaum zu, die Schulden zu bezahlen, die er bey Lebzeiten seines Vaters durch die hungrige Dienstfertigkeit der Wucherer gemacht hatte. Nunmehr war die andre Hälfte, in der Gesellschaft der lüderlichsten Weibspersonen und der niederträchtigsten Schmarotzer verpraßt. Seine Anverwandten merkten, daß er nur noch einen Schritt bis zur äußersten Armuth zu thun hätte und ihnen hernach zur Last fallen würde. Sie stellten dieses der Obrigkeit vor, und man brachte ihn, als einen Verschwender, in das Zuchthaus. Die kostbaren Kleider und das prächtige Hausgeräthe, so noch übrig waren, verkaufte man und machte ein Kapital daraus, wovon er sehr nothdürftig leben sollte.

Auf diese Art brachte er sechzehn Jahre zu, als ein Vetter von ihm in Batavia starb und ihm ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man hatte nun keinen Vorwand weiter, ihn eingeschlossen zu halten. Er ward frey gelassen; und von diesem Augenblicke an hat er so gelebt, wie er itzt lebt.

Wer

Wer hätte glauben sollen, daß aus diesem unsinnigen Verschwender ein so niederträchtiger Wucherer werden sollte?

Hier habe ich unter so vielen hundert Exempeln nur drey gewählt, welche, wie ich glaube, hinreichend seyn werden, deutlich zu beweisen, daß die Wahrheit des Sprüchworts: **Jung gewohnt, alt gethan**, gar nicht allgemein ist.

Und dieses deutlichen Beweises unerachtet, bin ich niemals zweifelhafter gewesen, als itzt, da ich Gelegenheit gehabt habe, weiter nachzudenken und mich unter meinen Mitbürgern aufmerksamer umzusehen.

Es sind mir so viele in die Augen gefallen, welche die guten und bösen Angewohnheiten ihrer Jugend, bis in ihr hohes Alter, hartnäckig beybehalten haben. Und wenn man auch beym ersten Anblicke zuweilen glaubt, eine Aenderung an ihnen zu finden; so wird man doch bey einer genauern Untersuchung merken, daß es eben die Leidenschaften, eben die Angewohnheiten ihrer Jugend, nur unter einem andern Anstriche sind: So wie das Gesicht des Greises in Ansehung der Hauptlineamente noch eben das Gesicht ist, das der Jüngling gehabt hat; die Runzeln haben ihm nur ein anderes Ansehen gegeben.

Wer sollte glauben, daß die Frau Richardinn, diese alte Betschwester, noch in diesem Augenblicke eben die feine Buhlerinn ist, die sie vor fünf und zwanzig Jahren war? Damals schminkte sie sich, um schön aus zu sehen; itzt thut sie es nicht, um den heuchlerischen Ruhm einer frommen und einfältigen Christinn zu erlangen. Ihre schmachtenden Blicke flatterten in Gesellschaften und in der Kirche herum, um neue Erobe-

run-

rungen zu machen. Diese Bewegungen sind ihre Augen einmal gewohnt; sie können noch itzt nicht ruhen, und weil die verderbte Welt diese matten Augen nicht weiter bemerken will, so wälzen sie sich andächtig herum und sehen gen Himmel. Man gebe einmal auf sie Achtung, wenn sie in ihrem Betstuhle kniet, den sie aus ihrem alten Triebe, bewundert zu werden, mitten in der Kirche und vor den Augen des Priesters genähret hat; man gebe nur einige Minuten auf sie Acht! Wenn die ganze Versammlung stille ist, so wird man hören, daß sie mit den großen silbernen Schlössern ihres Gebetbuchs eben so künstlich rauscht, als sie es in jungen Jahren mit dem Fächer that. Vor vierzig Jahren seufzete sie; sie seufzet noch itzt. Damals sang sie verbuhlte Lieder, und lachte; Was soll sie nun thun? Sie singt noch, und weint, nicht über ihre Sünden, nein, über ihre Runzeln. Als ein junges Mädchen richtete sie den Putz, die Mienen, die unschuldigen Handlungen andrer Mädchen, denn aus Hochmuth wollte sie gefallen: Hat sie wohl eine andre Absicht, wenn sie itzt ihren Nächsten verdammt? Sonst gab sie sich Mühe, lebhaft zu scheinen, wenn sie die stärksten Gesellschaften mit ihren gedankenlosen Reden übertäubte und bey allen Gelegenheiten allein plauderte; hat sie sich vielleicht hierinnen geändert? Nichts weniger. Ihr alter andächtiger Hals überschreyt eine ganze christliche Gemeine, mit ihrem gedankenlosen Singen. Niemand verlangt weiter mit ihr zu reden; sie plaudert also mit Gott, und das nennt sie, Beten. Es ist wahr, sie kleidet sich schlecht, einförmig und bis zum Ekel unachtsam; gleichwohl erinnern sich noch viel Leute ihrer Eitelkeit und ausschweifenden Kleiderpracht. Das ist keine Veränderung. Sonst liebte sie den Putz, um ihre

Schön-

Bey Messalinen, die wir in voriger Wo
graben haben, konnte man viel leichter entdecken,
in ihrem Alter noch eben diejenige war, die sie i
Jugend gewesen. Sie war das seltne Beyspie
standhaften Jungfer, welche sich niemals hat entsc
können, eine Mannsperson ganz und gar zu heu
Dieses hinderte sie nicht, von ihrem vierzehnten
an bis ins vierzigste in einem beständig abwech
Ehestande zu leben. Der Reiz verschwand mi
Jugend; der Zeit zum Trotz malte sie den entfl
Reiz auf ihre Wangen. Noch auf ihrem Todbe
ihr Beichtvater zu ihr kommen und ihr den
Dienst leisten wollte, den Sterbende verlangen
alsdenn ließ sie sich den Spiegel vors Bette setzen,
den sparsamen Rest ihrer grauen Haare in Locken,
zwey kleine verrätherische Muschen zwischen die N
an den Augen; lächelte sich im Spiegel beyfäll
und schob das Halstuch nachläßig zurück. Dur
Zubereitung zu ihrem Ende erkältete sie sich, und
noch ehe der Beichtvater kam, der beym ersten
über den unvermutheten Anblick dieser geschn
Mumie allerdings sehr erschrack.

liches Weib, das ihren Mann aufrichtig liebte; aller Welt mit Vergnügen diente, keinen Menschen beleidigte. Den einzigen Fehler hatte sie von ihrer Mutter, die sich sehr gern, sehr sorgfältig und bey aller Gelegenheit putzte. Aber auch dieser Fehler war noch zu entschuldigen, da sie es weder aus Eitelkeit, noch aus Wollust, sondern blos aus Angewohnheit that, nur, sich zu putzen. Sie war eben so vergnügt, wenn sie andre Frauenzimmer anputzen konnte. Sie verschwendete nichts; denn ihr Putz war sehr wohlfeil, aber nur immer neu. Von keinem Menschen redete sie in Gesellschaft Böses, aber von Kleidern, von Spitzen, von neuen Moden, von dergleichen artigen Tändeleyen redete sie beständig. Unter dieser angenehmen Beschäftigung brachte sie ihr sechs und dreyßigstes Jahr heran, da sie in eine unvermuthete Krankheit fiel, die auf einmal so heftig wurde, daß der Arzt aufrichtig gestund, es sey unmöglich, daß sie noch vier und zwanzig Stunden leben könne. Wer sollte diese traurige Bothschaft der Kranken bringen, die so gern lebte und mit so vielem Geschmacke gelebet hatte? Ihr Mann liebte sie zu sehr, und war in der That allzu sehr bewegt, als daß er im Stande gewesen wäre, ihr den Tod anzukündigen. Der Geistliche sollte es thun. Er that es auch mit der Vorsicht, die man in dergleichen Fällen von einem vernünftigen Manne fodern kann. Er beklagte sie wegen ihrer jählingen Unpäßlichkeit; er machte ihr einige Hoffnung zu ihrer Genesung; zugleich stellte er ihr auch die Möglichkeit eines geschwinden Todes vor; und zeigte aus verschiednen Zufällen, die sie selbst entdeckte, wie wahrscheinlich diese Möglichkeit sey. Bey dieser Vorstellung hielt er sich einige Minuten auf; nach und nach führte er sie unter den angenehmsten Be-

schreibungen eines sanften Todes auf den Punkt, welcher so kützlich zu sagen war, und als er sie endlich mit so vielen Umschweifen zubereitet hatte, so wagte er es und eröffnete ihr: Sie müsse sterben. Ich sterben? rief sie, und fuhr in dem Bette auf; ich, in meinem sechs und dreyßigsten Jahre sterben? Was fehlt mir? Bin ich so krank? Wo ist der Medikus? Sie sah sich wild in der Stube um; sie erblickte ihren Mann und ihre Freunde in der traurigsten Stellung. Das vermehrte ihre Unruhe. Der Geistliche wollte noch einen Versuch seiner Redekunst wagen; aber sie war außer sich. Sie fiel ihm mit Ungestüm in die Rede und hieß ihn schweigen. Ich sterbe nicht, rief sie: Bin ich allein die Sünderinn, die so früh sterben sollte? Sie drückte ihrem Manne die Hände und bat, er möchte den Geistlichen von ihr gehen lassen, welcher auch so bescheiden war und in das nächste Zimmer gieng. Inzwischen kam der Arzt. So bald er herein trat, rief sie ihm mit einer röchelnden Stimme entgegen: Ist es wahr? muß ich sterben? Der Arzt schwieg und zuckte die Achseln. Sie verstund diese traurige Sprache. Verräther! durch Ihre Verwahrlosung sterbe ich! Das sagte sie mit einer ihr ungewöhnlichen Wut. Der Arzt wollte ihr nach dem Pulse greifen; sie stieß ihn von sich und hüllte den Kopf in das Bette. Was sollten wir nun anfangen? Wir sahen aus ihren Bewegungen die Angst der Verzweiflung, mit der sie rang. Der Arzt versicherte uns, daß dieses ihren Tod beschleunige, und daß sie, bey diesen heftigen Erschütterungen ihres Körpers, kaum noch eine Stunde leben könne. Wir waren außer uns. Endlich trug man es mir auf, sie zu besänftigen. Ich nahm mir vor, mir ihre Neigungen zu Nutze zu machen und ihr den Tod so geputzt zu

zeigen, als es möglich seyn wollte. Ich näherte mich ganz gelassen ihrem Bette. Sie schlug die Augen auf und sah mich schüchtern an. Sind Sie auch ein Bote des Todes? Ja! ich will sterben, ich Unglückliche, ich will gern sterben. Das sagte sie mit knirschenden Zähnen. Vielleicht ist diese Furcht noch zu früh: war meine Antwort. Meynen Sie, Herr Schwager, sollte ich wohl noch leben können? Ist diese Furcht noch zu früh? Sie sind doch ein rechtschaffner Freund von mir; mit Ihnen kann man doch vernünftig reden. Glauben Sie in der That noch, daß Hoffnung übrig ist? Aber schmeicheln Sie mir nicht. Bey dieser Anrede merkte ich gar deutlich, daß ihre Seele die letzten Kräfte sammlete, die Freude auszudrücken, die sie über ein längeres Leben hatte. Ich bemächtigte mich dieses vortheilhaften Augenblicks, setzte mich an ihr Bette und faßte sie bey ihrer sterbenden Hand. Ich zeigte ihr, daß vielleicht noch Hoffnung zum Leben übrig seyn könnte, daß wir es alle so sehr wünschten, als sie es selbst kaum wünschen könne, daß ich als ihr wahrer Freund ganz untröstbar seyn würde, wenn sie sterben sollte. Ich hoffte, es solle nicht geschehen. Weil aber doch ein vernünftiger Mensch sich auf alle Fälle müsse gefaßt halten; so bäte ich sie, mir zu sagen, wie sie auf diesen unverhofften Fall wünschte, im Sarge angekleidet zu seyn. Ich hatte diese Worte kaum ausgesprochen; so fühlte ich an ihrer Hand, daß der Puls stärker schlug. Ihre halbgebrochnen Augen bekamen wieder etwas von ihrem vorigen Feuer; sie lächelte mich mit einer christlichen Gelassenheit an, drückte mir die Hand und sagte: Wie Gott will! Wir sind alle sterblich! Und wenn ich ja sterben soll, so beschwöre ich Sie bey Ihrer Freundschaft, lassen Sie bey meiner Beerdigung

nichts fehlen. Der Sarg muß von eichenem Holze seyn; aber Herr Schwager, ja nicht so einen schlechten fleckigten Sarg, wie ihn die Stadtrichterinn hatte. Lassen Sie ihn so glatt hobnen, als es die kurze Zeit erlaubt. Hier fuhr sie, fast eine halbe Stunde, mit einer innerlichen Zufriedenheit fort, mir die Beschlagung des Sarges, dessen Bedeckung, die Anzahl der Lichter, so um den Sarg stehen sollten, die Leichenprocession, die Trauer für die Bedienten, die monatlichen Veränderungen, die ihr Mann bey seiner Trauer im ersten Jahre beobachten sollte; mit einem Worte, die geringsten Kleinigkeiten vorzuschreiben, die ich nicht verstund und die ich unmöglich merken konnte. Sie war vom langen Reden sehr entkräftet: ich bat sie, sich zu schonen. Lieber Gott, antwortete sie seufzend, lassen Sie mich immer reden; vielleicht habe ich kaum noch eine Viertelstunde zu leben. Diese will ich noch anwenden, mich zu meinem Ende zu bereiten. Denn sehen Sie nur, Herr Schwager, ich habe alles bey mir sehr vernünftig überlegt. Da mich Gott von meinem Manne und meinen lieben Kindern im sechs und dreyßigsten Jahre, ja wohl in der Blüthe meines Alters! dahin reißt, so wird man es mir bey meiner Jugend nicht für eine Eitelkeit auslegen können, wenn ich rothen Atlaß zum Kissen nehme. Auf eben die Art soll auch der Sarg ausgeschlagen werden. Ich fühle, daß ich matt werde, ich kann kaum mehr reden. Wie flüchtig ist doch unser Leben! . . Hier ruhte sie einige Minuten, und ich gab einen Wink, daß man den Geistlichen wieder holen möchte. . . . Also, mit rothem Atlaß ausgeschlagen; das waren meine Gedanken, Herr Schwager. Dort in jener Kommode, im mittelsten Fache rechter Hand, bey meinem neuen Fächer . . . .

den

den haben Sie wohl noch nicht gesehen, Herr Schwager? Sie sollen ihn gleich sehen ... dort liegt ein Stück silberne Spitzchen. Mit diesen wollen wir die Kissen und den Atlaß im Sarge besetzen, alles bogenweise; sehn Sie auf mich, Herr Schwager, so, wie ichs Ihnen hier weise; (und sie wies mir es mit Fingern auf dem Bette) aber so, ja nicht anders, und die Bogen bey Leibe nicht zu klein, es ist sonst gar kein Geschmack darinnen. Die Haare soll mir meine Schwester frisiren lassen, so, wie ich sie vor vier Wochen trug, als ich Gevatter stund; nur nicht zu weit ins Gesichte; man sieht wie eine Eule aus. Mein Sterbekleid aber ... Hier trat der Geistliche ins Zimmer. Kommen Sie, Herr Beichtvater, kommen Sie zu mir her. Gott hat mir die Gnade gegeben, daß ich mich auf alle Fälle fassen können. Vielleicht fristet mir der Himmel das Leben noch; inzwischen will ich doch, als eine gute Christin, mich zu meiner Hinfahrt bereiten. Der Geistliche war über diese geschwinde Veränderung erstaunt, und schickte sich an, seine Kranke die letzte Handlung eines sterbenden Christen verrichten zu lassen. Ich wollte mit den übrigen aus der Stube gehen und sie allein lassen; aber sie hielt mich fest beym Rocke und sagte ganz sachte zu mir: Sie müssen bey mir bleiben; ich habe noch verschiednes mit Ihnen zu reden. Ich blieb also bey ihr, und bewunderte nunmehr ihre wahre Standhaftigkeit, mit welcher sie die Vermahnung des Geistlichen hörte und ihren Tod mit einer zuversichtlichen Gelassenheit zu erwarten schien. Ueber dieser andächtigen Handlung mochte wohl eine halbe Stunde verstrichen seyn. Ihre Freunde traten wieder ins Zimmer, und sie war so matt, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Durch viele Mühe kam sie wieder zu sich selbst.

Sie fragte, wo ich wäre? und ich stund bey ihr; aber die Augen waren schon trübe. Sie faßte mich wieder bey der Hand: Nur noch ein Wort, Herr Schwager; denn ich fühle es, es wird bald das Letzte seyn. Zu meinem Sterbekleide also nehmen Sie weißen Atlaß, so rein Sie ihn kaufen können. Wir wollen es mit silbernen Spitzen besetzen, von dem Muster, wie ich auf meiner neuen Andrienne habe ... Gerechter Gott! Die Andrienne werde ich nun auch nicht wieder anziehen. Was sind wir elende Menschen doch mit allen unsern weitaussehenden Anschlägen! ... Meine Wäsche ... Hier fiel sie in eine neue Ohnmacht; aber sie erholte sich geschwind wieder: denn sie hatte mir noch zu sagen, daß sie nicht wüßte, was sie für Schuhe anziehen sollte. Ich schlug ihr in der Angst vor, sie sollte die Brautschuhe nehmen; allein sie schüttelte mit dem Kopfe und sagte: Die altväterischen Schuhe! Endlich wählte sie ein andres Paar Schuhe, ich weis nicht mehr, welches. Die dritte Ohnmacht überfiel sie. Es kostete viel Mühe, ihre fliehenden Lebensgeister zurück zu bringen: Endlich gelung es dem Arzte. Sie erwachte, aber die Sprache hatte sie verloren. Sie winkte ihrem Manne, den sie zärtlich umarmte. Man führte ihre beiden Kinder ans Bette, denen sie die Hand auflegte und einige Thränen dabey fallen ließ. Gegen die Anwesenden machte sie eine freundschaftliche Bewegung, die die Stelle eines Abschiedes vertrat. Wir waren alle aufs äußerste gerührt. Ich mußte noch einmal zu ihr treten: Sie versuchte zu reden; aber es war ihr unmöglich. Sie wies etliche mal zwischen die Brust und ward ungeduldig, daß ich sie nicht verstehen konnte. Sie wiederholte diese Zeichen noch einmal und drückte die zusammengeballte Hand zwischen die Brust. Nun ver-

verstund ich sie und sagte: Einen Strauß meynen Sie? Sie sollen ihn recht schön haben! So bald ich dieses gesprochen hatte, lächelte sie mich dankbar an, drückte sich die Augen selbst zu und verschied.

Sieht man wohl oft so ein ruhiges Ende, als das Ende dieser Heldinn war! Noch ihre letzte Miene war ein Beweis, daß man das im Alter und im letzten Augenblicke des Lebens thut, was man in der Jugend sich angewöhnt hat.

Diese drey Exempel sind so überzeugend deutlich, daß ich nicht Ursache haben würde, noch weitläuftiger meinen Satz zu beweisen, daß das Sprüchwort: **Jung gewohnt, alt gethan**, eine ziemlich allgemeine Wahrheit sey. Aber ich darf hierbey nicht stehen bleiben. Diese Exempel sind alle drey von dem weiblichen Geschlecht entlehnt. Dadurch würde ich mich den empfindlichen Vorwürfen einer meiner Freundinnen in Kleve bloß stellen, welche mir immer Schuld giebt, daß ich mich in meinen Reden und Schriften zu sehr an dem Frauenzimmer versündige. Sie lobt mich mit Beyfall, wenn sie findet, daß ich keinem Stande und keinem Alter schmeichle. Die Gelehrten, den Soldatenstand, auch die Geistlichen, alle überläßt sie mir: Ja, gewisser Ursachen wegen, würde sie es gern sehen, wenn ich weniger behutsam mit den Obern verführe: denn sie ist eine hitzige Patriotinn, und ihr Mann ist kein Freund von Steuern und Gaben. Aber, das kann sie durchaus nicht leiden, daß ich das Frauenzimmer so oft, und, wie sie glaubt, immer nicht auf eine Art erwähne, die für eine Schmeicheley angesehen werden könne. Darüber eifert sie mit einer Heftigkeit, die dem Zanke sehr nahe kömmt. Sie würde mich

böse machen, wenn sie nicht schön aussähe. Aber, ihr kleiner Mund bekommt einen ganz neuen Reiz, wenn er schmält; ihre Augen sind auf eine besondre Art angenehm, wenn sie ein wenig grimmig werden. Ich liebe diese kleine Kunstrichterinn in der wilden Unordnung, worein sie die Liebe zu ihrem Geschlecht setzt. Ich werde mich wohl noch weiter auf diese Art versündigen. Ich würde gar zu viel verlieren, wenn ich sie nicht wider mich erzürnte. Wie reizend wird sie mit ihren weißen Zähnen knirschen, wenn sie diese Stelle so unvermuthet in meinen Sprüchwörtern findet! Ich habe ihr gedroht, daß ich ihre Partheylichkeit der Welt verrathen wollte, wenn sie nicht aufhörte, mich mit ihrer Kritik zu martern. In der That hat sie bey ihren tugendhaften Vollkommenheiten gar nicht Ursache, sich der Fehler ihres Geschlechts anzunehmen. Sie sollte bedenken, daß ihr Geschlecht die Hälfte der Welt ausmacht; so würde sie selbst nachrechnen können, daß ich niemals zween tugendhafte, oder zween lächerliche Karaktere malen kann, ohne den einen von dem Frauenzimmer zu borgen. Gleichwohl entschuldige ich bey ihr diese Vorurtheile. Sie thut nichts, als was der größte Theil der Leser thut, welche zwar geschehen lassen, daß man aller Fehler spottet, aber alsdann die Stirne runzeln, wenn man den ihrigen zu nahe kömmt. Sehn Sie, Madame, wie billig ich bin. Und damit ich Sie noch mehr beruhige; so will ich dieses Sprüchwort nicht eher schließen, bis ich einige Exempel angeführt, daß auch bey uns Mannspersonen die Thorheiten der Jugend noch im Alter ihre volle Kraft unverändert behalten. Können Sie wohl mehr von mir verlangen, Madame? Ich küsse Ihnen die Hände!

Der

Der ungerechte Herkommann, dieser Vater der Sporteln und Hoheprieſter der Chicane, wird auf dem Rathhauſe unvergeſſen ſeyn, ſo lange man noch einen Schelm nennt. Den erſten Schritt, den er in die hohe Schule that, den that er in das Haus eines Mannes, welches von den Thränen der Wittwen und dem geraubten Brodte der Waiſen erbaut war. Dieſer geſchworne Feind der Gerechtigkeit empfieng ihn, als den hoffnungsvollen Sohn ſeines würdigen Freundes, mit offenen Armen. Ich darf nicht vergeſſen zu erwähnen, daß der Vater unſers Herkommanns im Gefängniſſe geſtorben war, und dieſes um einer Kleinigkeit willen: Mit einem Worte, er hatte ein paar falſche Wechſel gemacht. In der That war dieſes unter allen ſeinen Verbrechen das kleinſte. Herkommann entdeckte ſeinem neuen Vater gar zeitig die großen Gaben, die in ihm noch unausgebildet lagen. Ohne ſich auf der Univerſität lange mit dem zu martern, was man Theorie nennt, ſchritt er gleich im erſten Jahre zur Praxi. Es verfliengen nicht vier Monate, ſo war er im Stande, alle Hände nachzumalen. Bey müßigen Nebenſtunden übte er ſich in der Geſchicklichkeit, Siegel nachzudrücken und Briefe unvermerkt zu öffnen. Damit er einige Nahrung haben und deſto mehr aufgemuntert werde; ſo lehrte ihn ſein Gönner die einträgliche Kunſt, Zeugniſſe abzulegen, und brachte ihn in kurzem dergeſtalt in die Kundſchaft, daß er der ganzen Gegend, in allen möglichen Fällen, und wo es nur verlangt ward, mit ſeinem Zeugniſſe gegen die Gebühr diente. Hievon hatte er einen dreyfachen Nutzen: Er verdiente Geld; er ward ſo unverſchämt, als nach den Grundſätzen ſeines Lehrers ein Advokat ſeiner Art ſeyn mußte; und endlich lernte er zugleich durch eigne Erfahrung, wie

man Zeugen abrichtet. Dieſe zween letzten Vortheile bringen noch mehr ein, als alle Titel aus den Pandekten. Nunmehr fand ihn ſein Lehrer fähig, der Gerechtigkeit den Krieg anzukündigen und zu prakticiren. Seinen erſten Proceß verlor er. Sein Gegner war ein Advokat, der geſchickt, ehrlich und unerſchrocken war: Sein Richter war einſehend und unpartheyiſch. Unſer Herkommann war noch nicht abgehärtet und unverſchämt genug, vor den Augen eines gerechten Richters, und eines Gegners, den die Wahrheit muthig machte, die augenſcheinliche Ungerechtigkeit ſeiner Sache zu vertheidigen. Er konnte ſich nicht faſſen. Der Richter überführte ihn ſeiner Bosheit; ſein Klient verlor ſeine Anſprüche und ſein baares Geld; der unglückliche Herkommann aber ſchlich beſchämt nach Hauſe und klagte ſeinem Meiſter den traurigen Ausgang ſeines erſten Angriffs. Dieſer erfahrne Mann munterte ihn auf. Er geſtund ihm, daß es ſehr ſchwer ſey, vor den Augen eines unpartheyiſchen Richters und eines erfahrnen Gegners eine ungerechte Sache gelaſſen zu vertheidigen: Zugleich aber verſicherte er ihn, es ſey ein ſehr ſeltnes Phönomenon, einen ſolchen Richter und einen ſolchen Gegner beyſammen zu finden. Muth müſſe er faſſen, dem Richter beſtändig widerſprechen, ſeinen Gegner durch perſönliche Vorwürfe und Grobheiten erhitzen; mit einem Worte, wenn er ſie nicht mit der Bindigkeit der Beweiſe überführen könne, ſo müſſe er ſie durch die Stärke ſeiner Lunge überſchreyen. Oft lernt ein junger Feldherr durch den Verluſt einer Schlacht mehr Kriegskunſt, als durch den vortheilhafteſten Sieg: Unſerm Herkommann wiederfuhr eben dieſes. Durch ſein Unglück ward er groß. Bisher hatte er ſich vornehmlich nur dieſes angelegen ſeyn laſſen,

ſen,

, wie er die unbequemen Regungen eines ſterbenden
:wiſſens niederdrücke und ſein Geſicht gewöhne, nie-
als zu erröthen. Nun arbeitete er auch an ſeiner
nge und arbeitete mit einem ſo glücklichen Erfolge,
ß er mit der Dreiſtigkeit eines alten legalen Betrü-
:s in kurzer Zeit den Richter betäubte und den Ge-
ıtheil überſchrie. Nunmehr ward er allen Richter-
ıen ſchrecklich und in der ganzen Gegend als ein
oßer Advokat berühmt. Wittwen und Waiſen zit-
ten vor ſeinem Namen; aber allen denen war er
ıe ſichre Zuflucht, welche verdienten, gehangen zu wer-
n. So ſeltne Verdienſte ſind einer ſeltnen Beloh-
ung würdig. Der alte getreue Wegweiſer unſers
erkommanns erſtaunte über den geſchwinden Fort-
ng dieſes jungen Rabuliſten. Er freute ſich über
:ſes Werk ſeiner Hände, und liebte ihn, wie ein reiſ-
ıder Wolf ſeine Jungen liebt. Die Erfahrung hatte
n gelehrt, wie wenig Zeit dazu gehöre, ſich reich zu
ündern. Schon im Geiſte ſtellte er ſich die Größe
ıd die Reichthümer ſeines muthigen Herkommanns
r. Zur Belohnung ſeiner ihm geleiſteten Dienſte,
ollte er ſein Glück mit dem Glücke dieſes hoffnungs-
ollen Mannes verbinden: Er gab ihm alſo ſeine ein-
ge Tochter. Die vertraulichſte Einigkeit der Straßen-
ıuber iſt von keiner Dauer und nimmt oft ein blutiges
nde. Herkommann und ſein Schwiegervater waren
:de zu boshaft, als daß ſie lange Zeit mit einander in ei-
:m Hauſe ruhig leben konnten. Ihre Feindſchaft brach
it Heftigkeit aus; ſie verklagten einander vor dem Rich-
r. Die ganze Stadt war aufmerkſam, wie bey dem raſen-
n Kampfe zwoer grimmiger Beſtien. Herkommann,
elchen die Chicane vorzüglich liebte, wie das Glück
nge Helden liebt und alten untreu wird; Herkom-
mann,

mann, den sein Schwiegervater zum Raube eingesegnet und zum Betrüger abgerichtet hatte, dieser undankbare Herkommann bestritt ihn mit seinen eignen Waffen, und siegte. Er war so geschickt, daß er seinen Schwiegervater um das Haus und um sein ganzes Vermögen brachte. Er ließ ihn elendiglich verhungern. Nun war ihm weiter nichts im Wege, ungehindert zu würgen. Er that es dreyßig Jahre lang und verwüstete die ganze Gegend. Das war ihm noch nicht genug: Auch nach seinem Tode wollte er noch schaden. Er machte ein Testament, welches seine Erben in die größte Verbitterung und in Processe stürzte, die ihnen nicht allein die Erbschaft zernichteten, sondern auch noch ihr eignes Vermögen kosteten. Herkommann that also in seinem Alter das, woran er sich in seiner Jugend gewöhnt hatte. Er war ein junger Böſewicht, ein alter Räuber und auch nach seinem Tode noch ein schändlicher Betrüger. Es fällt mir noch eine merkwürdige Handlung seiner standhaften Bosheit ein. Wenig Stunden vor seinem Tode entschloß er sich, des Wohlstandes wegen den Beichtvater zu sich kommen zu lassen. Dieser segnete ihn endlich ein, und beym Einsegnen merkte Herkommann, daß er kontrebantes Tuch zum Priesterrocke hatte. Er ließ den Fiscal rufen, gab es an und starb.

N. N. ward durch den Tod seiner Aeltern der unwürdige Erbe eines ansehnlichen Vermögens. Sein rechtschaffner Vater kannte ihn genauer, als viele Väter ihre Kinder nicht kennen. Er hatte gemerkt, daß sein Sohn, von den ersten Jahren an, das Geld, das man ihm in die Hände gab, auf die niederträchtigste Art verschwendete. Er bemühte sich, den Folgen davon durch

durch ein sehr sorgfältig eingerichtetes Testament vorzukommen. Diese Sorgfalt war vergebens. In der verabscheuungswürdigsten Gesellschaft von eigennützigen Freunden, von Spielern und Huren brachte er sein Vermögen durch, ohne es selbst zu genießen. Itzt lebt er von dem Allmosen seiner Freunde. Weder die Verachtung der ganzen Stadt, noch die nagende Armuth noch eine Zeit von funfzig traurigen Jahren sind vermögend gewesen, ihn vernünftig zu machen. An seine rasenden Ausschweifungen denkt er mit Vergnügen, und versichert mit den schrecklichsten Flüchen alle, die es hören wollen, daß, wenn sein Vater heute stürbe, er noch heute Anstalt machen würde, das ererbte Vermögen mit eben der wilden Art zu zerstreuen, wie er es vor dreßig Jahren gethan habe.

Veit Knollius war des Verwalters Sohn, und in seinem Dorfe der gelehrteste Bauerjunge. Seine zärtliche Mutter war erkenntlich; drum lobte ihn der Schulmeister alle Sonntage. Das machte den albernen Buben hochmüthig; er verachtete die andern Knaben, welche nicht so fix lesen und schreiben konnten. Es war ihm unleidlich, wenn ihm einer von seinen Mitschülern widersprach, und da ihm die Natur, außer seinem großen Verstande, auch große Fäuste gegeben hatte, so prügelte er auf die armen Jungen despotisch los. In dieser Gemüthsverfassung kam er auf eine Stadtschule, wo er alle Tage gelehrter und alle Tage unbescheidner ward. Auf hohen Schulen brachte er es in der Grobheit immer weiter. Er war unermüdet fleißig, um andern ins Gesicht sagen zu können, daß sie unwissender Pöbel wären. In kurzem sagte er dieses seinem eignen Lehrer; und damit er die Freyheit er-

erlangen möge, es öffentlich behaupten zu dürfen, so öffnete er sich den Weg zur Katheder, und wies der Welt in dem schönsten Lateine, dessen sich in Rom kein Bootsknecht hätte schämen dürfen, daß alle seine Kollegen unwissende Esel und deutsche Ochsen wären, und daß nur einer von den Musen gesandt wäre, seinem blinden Vaterlande die Augen zu öffnen und den hochmüthigen Ausländern einen Mann entgegen zu setzen, der Knollius heiße. Es waren einige Theile der Gelehrsamkeit, um die er wahre Verdienste hatte; seine Feinde selbst konnten ihm das nicht absprechen. Aber auch seine besten Freunde mußten gestehen, daß diese Verdienste durch seine Eigenliebe und beleidigende Grobheiten dergestalt verdunkelt würden, daß er allen unerträglich sey und ein unparteyischer Richter immer unschlüßig bleibe, ob man mehr Ursache habe, ihn hochzuschätzen, oder ihn zu verachten. Diese Aufführung, welche sogar die Kritici in den Niederlanden für unhöflich hielten, erregte ihm viele heftige Gegner. Man griff ihn von allen Seiten unbarmherzig an, und zeigte ihm theils mit einer ernsthaften Gelassenheit, theils mit beißender Bitterkeit, theils aber in seiner eignen groben Sprache, daß er der gelehrteste Limmel seiner Zeit sey. Bey allen diesen Anfällen blieb er muthig stehen. Er war von seinen Verdiensten so trunken, und von der dankbaren Ehrfurcht, die ihm die späteste Nachwelt bezeigen würde, so gewiß überzeugt, daß er die vernünftigen und unvernünftigen Vorwürfe mit gleichem Hochmuth verachtete. Grotius und Bayle waren große Männer gewesen, und eben um deswillen waren sie den feindseligen Spöttereyen ihrer neidischen Gegner ausgesetzt. Dieses war sein Trost; aber er besann sich nicht, daß auch Bav und Mav verspottet wor-

worden waren. Unſer groſser Knollius hatte in lateiniſchen Büchern geleſen, daß die ungeſittetſten Männer durch die Liebe menſchlich und beſcheiden worden waren. Dieſes nannte er weibiſch. Er flohe alſo den Umgang mit Frauenzimmer. Er heurathete nicht, er liebte niemals und flüchtete ſich vor der Liebe hinter ſeine fürchterlichen Folianten, um nicht menſchlich und geſittet zu werden. Denn nur hoffte er, zur Vergeltung ſeiner Unempfindlichkeit, ein deſto gröſserer Gelehrter, ſeinen Feinden nun ſchrecklicher und unſterblicher zu werden. Unter dergleichen menſchenfeindlichen Beſchäftigungen iſt er alt worden. Man will der Nachwelt ſeinen Ruhm überlaſſen, und fängt daher ſchon itzt an, ihn zu vergeſſen. Dieſe Verachtung fühlt er nicht. Noch ſchreibt er muthig fort. Es fehlt ihm nicht ganz an Schülern und Bewunderern, ſo unbeſcheiden er auch iſt. Die junge grobe Brut giebt ſeinem gelehrten Hochmuthe immer neue Nahrung. Er zieht ſie für die Nachwelt heran, ſo, wie er erzogen worden iſt. Er braucht ſie bereits zu kleinen kritiſchen Streifereyen, und ſegnet ſie in ſeinem väterlichen Schooſse, wenn ſie mit Schlägen zurück gejagt werden. Es iſt zu befürchten, daß unſer Knollius noch lange lebt. Man kann aber gewiß glauben, daß er ſich niemals ändern wird, da er ſich in funfzig Jahren nicht geändert hat. Schon auf dem Dorfe bey ſeinem Vater war er der unerträgliche Bube, der mit Fäuſten darein ſchlug, wenn ihm widerſprochen ward: Noch in dieſem Augenblicke iſt er eben ſo ein kritiſcher Bengel, und verfolgt alle die mit ſeinen gelehrten Grobheiten, die ſo unbedachtſam ſind, ihm zu widerſprechen. Ich freue mich, daß ich auch unter dem gelehrten Pöbel Männer finde, die die Wahrheit meines Sprüchworts beweiſen.

Die-

160

Diejenigen, welche eine bürgerliche Erziehung, oder der Mangel, oder der Geiz, oder der Hochmuth, oder alle die Umstände zusammen nöthigen, zu arbeiten, diese sind immer ungerecht genug, zu behaupten, daß der Müßiggang eine sehr leichte Sache sey, daß aus demselben viel Schaden für das geneine Wesen entstehe, und daß es ihnen ganz unbegreiflich sey, wie ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug haben könne, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an, bis in das höchste Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Auf diese Vorwürfe will ich nur mit wenigem im Namen der Müßiggänger antworten, da es zu viel Arbeit für sie seyn würde, wenn sie es selbst thun sollten.

Es ist ungerecht zu sagen, daß der Müßiggang eine leichte Sache sey. Man betrachte nur die unruhige Wirksamkeit der Seele, welche sich beständig beschäftigen, beständig mit neuen Vorwürfen unterhalten, niemals, so gar im Schlafe nicht, ruhen will. Wie viel Arbeit gehört dazu, die geschäftige Seele in eine ruhige Unempfindlichkeit einzuwiegen? Wie schrecklich muß einem Menschen, der des Müßiggangs noch ungewohnt ist, die traurige Aussicht in das Leere des langen Tages seyn, welchen er beym Erwachen anfängt? Er wird es durch die Zeit gewohnt; er gähnt dem Tage entgegen, nährt seinen Körper, sucht sich in Gesellschaft andrer Müßiggänger zu zerstreuen, und freut sich, wenn die erquickende Stunde kömmt, wo er sich vor dem Getöse der arbeitenden Welt in sein Bette flüchten kann. Wie dieser Tag ist, so sind die vielen tausend Tage, die er zu leben hat. Bey einer solchen gedankenlosen Einförmigkeit würde sich ein Engelländer hän-

ngen; aber ein ſich ſelbſt gelaſſener Deutſcher wird bey fett. Iſt der Müßiggang ſo leichte, warum hen ihn diejenigen ſo ſehr, die dergleichen Vorwürfe chen?

Alſo iſt es nicht leicht, müßig zu gehen; ich will er auch beweiſen, daß aus dem Müßiggange nicht ein gar kein Schaden für das gemeine Weſen ent- ht, ſondern daß ſolcher demſelben ungemein vortheil- ſt iſt. Die Stärke eines Landes beſteht in der Nah- ng, das iſt ausgemacht; die meiſte Nahrung iſt da, das meiſte verzehrt wird, das iſt auch ausgemacht; d nirgends wird mehr verzehrt, als wo viel Müßig- nger ſind. Verlanget man davon Beweis? Ich ll es nicht hoffen. So bald ein Müßiggänger auf- ıt, ſo bald fängt er an zu verzehren; und kaut noch dem Augenblicke, da er ſich, obwohl ſpät, zu Bette t. Von den zwölf Stunden, die er wachte, werden te mit Eſſen und Trinken zugebracht, und da er nie- ls ißt, wenn ihn hungert, und niemals trinkt, wenn dürſtet, ſo ſind es nur theure Speiſen und koſtbare tränke, die er wählt, ſeinen Geſchmack zu reizen. Mann, der durch Arbeit ſein Brod verdient, lebt meiſten Tage über ſparſam und verthut gemeiniglich wenige Groſchen. Ein Müßiggänger hingegen, ſen Vater ihm das Brodt verdient hat, wird mehr aler verzehren, als jener Groſchen braucht. Nun me man ſelbſt nach, (denn itzt rede ich nur mit de- , die rechnen) welcher von beiden dem Vaterlande meiſten nützlich ſey. Ich will weder von dem übri- Aufwande in Kleidung, im Spielen, noch von dem baren Viehe reden, das gemeiniglich ein vornehmer üßiggänger zu ſeiner Geſellſchaft unterhält. Man e hieraus deutlich, wie unentbehrlich die Müßiggän-

ger dem Kommerze sind. Das wird man wohl ohne mein Erinnern verstehn, daß ich nicht vom Pöbel, oder armen Müßiggängern rede; eben darum sind diese zur Arbeit verdammt, weil sie Pöbel und arm sind. Nur von denen rede ich, welche entweder den guten Einfall gehabt haben, sich von reichen Müttern gebären zu lassen, oder denen die Vorsicht des Himmels eine reiche Frau gegeben, oder welche die vornehme Kunst verstehen, das Vermögen andrer Leute zu verzehren.

Außer diesem Nutzen, welcher dem Vaterlande durch dergleichen Müßiggänger in Ansehung des Konsumo, wie man es künstmäßig nennt, zuwächst, ist auch noch ein Vortheil, den die arbeitenden Mitbürger zu genießen haben. Dadurch, daß jene zu groß sind, als daß sie arbeiten sollten, bleiben Aemter genug übrig, durch welche diese ihr Brodt verdienen können: Und wenn auch, wie es oft geschieht, vornehme Müßiggänger wichtige Aemter bekleiden; so hat doch der Himmel, der alle seine Gaben so weislich eintheilt, gemeiniglich dasjenige, so er durch den Rang und das Vermögen an sie verschwendet, ihnen wieder am Verstande abgebrochen und dadurch sie in die Nothwendigkeit gesetzt, diejenigen zu Hülfe zu rufen, welche für sie und ihr Amt, gegen billige Bezahlung, Verstand genug haben.

Was ich hier mit wenigem berührt habe, ist weiter nichts, als ein kurzer Entwurf eines weitläuftigen Buchs, welches ich künftig unter dem Titel: Die schwere Kunst, müßig zu gehen, dem geliebten Vaterlande liefern werde, wenn mir der Himmel mein Leben und meine rechte Hand fristet. Itzt also will ich davon weiter nichts sagen und nur diejenigen freund-

schaft-

schaftlich warnen, welche immer so übereilend sind, auf den Müßiggang zu schmälen und die Müßiggänger zu verachten, ohne zu bedenken, daß sie unrecht haben und sich der Feindschaft so vieler Erlauchter und Hochwürdiger Müßiggänger aussetzen.

Der letzte Vorwurf ist noch zu beantworten übrig. Es können nämlich meine Gegner nicht begreifen, wie ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug habe, sein ganzes Leben von den ersten Jahren an, bis in das höchste Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Ich kann es nicht läugnen, mir war es anfänglich auch ganz unbegreiflich; ich fragte also Seine Excellenz, den Herrn Baron von * * *, einen meiner größten Gönner und Beförderer, darum, welcher nunmehr, durch die Gnade des Himmels und seines ererbten Vermögens, zwey und siebenzig Jahre rühmlichst müßig gegangen ist. Er lag eben auf dem Kanapee und rauchte Tabak, da ich ihm meinen Zweifel vortrug. Allein er lächelte mich mit seiner faulen Miene an und sagte: Sind Sie auch so ein Narr, Herr Panßa? Wissen Sie das noch nicht? Nach Tische will ich es Ihnen sagen, wenn ich Zeit haben werde. Aber bis itzt hat er noch keine Zeit gehabt; und er wird verdrüßlich, wenn ich ihn an sein Versprechen erinnere. Ich muß also warten, bis die glückliche Stunde kömmt, wo er sich die Zeit nehmen wird, mir das große Geheimniß zu entdecken. Bis dahin müssen sich meine Leser gedulden; ich kann ihnen nicht helfen.

Damit ich aber doch etwas thue, so will ich der Welt eine kurze Nachricht von diesem patriotischen Müßiggänger geben. Sein Vater, welchen die Nach-

barſchaft nur unter dem Namen des alten Junkers kannte, war wegen ſeiner Wuchereyen berühmt. Er hielt die empfindlichſten Vorwürfe aus, um ein pro Cent mehr zu gewinnen. Sein Haus war ein Magazin von Geräthe und andern Sachen, welche die Nothdürftigen in daſiger Gegend bey ihm, als Pfänder, verſetzten. Durch beſtändige Proceſſe gewann er beynahe noch mehr, als ſein Advokat. Er ſtritt mit allen Nachbarn, und brachte die anſehnlichſten Familien an den Bettelſtab. Mit einem Worte: er ſcharrte ein erſtaunendes Vermögen zuſammen, welches er ſeinem einzigen Sohne, meinem größten Mäcenaten, hinterließ. Dieſer kam auf die Welt, da ſein Vater ſchon fünf und ſechzig Jahre alt war. Die Feinde ſeiner Mutter, einer jungen und liebenswürdigen Frau, hielten ſeine Geburt für ſehr problematiſch, und machten ſeinen Vater, nicht ſo wohl durch die Vorſtellungen, daß er ein Hahnrey ſeyn könnte, als vielmehr dadurch unruhig, daß er einen ziemlichen Theil ſeines Vermögens auf die Erziehung dieſes ungehoffften Kindes würde verwenden müſſen. In dieſer ängſtlichen Ungewißheit blieb er faſt ein halbes Jahr, da er endlich merkte, daß dieſes Kind ſehr wenig Nahrung zu ſich nahm, und wenn es am heftigſten weinte und ſchrie, dennoch den Augenblick beruhigt ward und munter lächelte, ſo bald man mit einem Beutel voll Geld klirrte. Dieſe Sparſamkeit und dieſer natürliche Hang zum Gelde überzeugte ihn, wider alle Vorwürfe der Natur, daß dieſes Kind ſein leiblicher Sohn ſey. Er freute ſich über dieſe Entdeckung; er nahm ſich großmüthig vor, ſeinem Sohne eine anſtändige Erziehung zu verſchaffen und ihn ſchreiben und rechnen zu lehren.

Die

Dieſes liebenswürdige Kind gab gar zeitig die deutlichſten Merkmale von ſich, daß ihn die Natur erſchaffen habe, nichts zu thun. Er ſchlief beſtändig, und niemals ruhiger, als an der Bruſt ſeiner Amme. Mit dem erſten Jahre wollte man ihn entwöhnen; aber es war ihm viel zu mühſam, zu kauen: man ſah ſich daher genöthigt, ihn bis ins dritte Jahr zu ſtillen. Bis ins zehnte Jahr gängelte man ihn, weil er niemals laufen wollte, allein laufen, ſondern beſtändig im Stuhle ſitzen blieb. Um dieſe Zeit fieng er auch an zu reden, aber ſehr langſam; und noch itzt iſt ſeine Sprache ſo lallend, wie die Sprache eines Kindes; denn er glaubt, es entkräfte ihn zu ſehr, wenn er ordentlich und vernehmlich rede. Des Wohlſtandes wegen hielt man ihm einen Hofmeiſter, welcher ſehr ſcharfen Befehl hatte, das gute Kind nicht zu übertreiben, am wenigſten ſtrenge zu halten. Es blieb ihm alſo weiter nichts zu thun übrig, als dieſes, daß er ſeinen Schüler früh um zehn Uhr aufweckte, bis um zwölf Uhr anziehen ließ, über der Tafel für ſeine Nahrung ſorgte, nach Tiſche ſich neben das Kanapee ſetzte, und von dem kleinen Junker, ſo lange er Mittagsruhe hielt, die Fliegen abwehrte; hernach Kaffee mit ihm trank, ein paar Stunden ſpatzieren gieng, um ihn zum Abendeſſen vorzubereiten, und wenn auch dieſes überſtanden war, ihn endlich zu ſeiner Ruhe brachte. Dieſes waren die täglichen Beſchäfftigungen ſeines Hofmeiſters. Wie viel geſchickte Hofmeiſter würden in der Welt ſeyn, wenn man auch ſo billig wäre, von ihnen weiter nichts zu fodern, als was der alte Junker von dieſem forderte! Ungeachtet dieſer ſpielenden Art zu unterrichten, war doch unſer junger Herr ſchon im achtzehnten Jahre ſo weit gekommen, daß er buchſtabiren konnte. Um deswillen

ſchickten ihn die Vormünder auf die hohe Schule, wo er drey Jahre lang ſchlief und aß; und nach rühmlichſt abſolvirten akademiſchen Studien, wie ihm alle Profeſſores und Weinſchenken bezeigten, mußte er auf Reiſen gehen. Man packte ihn alſo, unter der Begleitung eines alten Kammerdieners und eines erfahrnen Kochs, in einen ſehr bequemen Reiſewagen, und fuhr ihn faſt zwey Jahre, in Deutſchland, Frankreich und den Niederlanden herum. Alsdann ließ ihn ſeine gnädige Mama nach Hauſe kommen, um zu ſehen, wie ſich ihr einziger lieber Sohn in fremden Landen gemäſtet habe. Man wog ihn den Augenblick, da er vom Wagen ſtieg, denn man hatte ihn bey ſeiner Abreiſe gewogen; und da fand man ihn, zum unausſprechlichen Vergnügen ſeines hohen Hauſes, zwanzig Pfund ſchwerer, als vor zwey Jahren. Den nächſten Sonntag darauf mußten alle Bauern Gott danken, der dieſe Reiſe ſo augenſcheinlich geſegnet hatte. Es gab in der Nachbarſchaft leichtſinnige Gemüther, welche über dieſen zwanzigpfündigen Segen ſpotteten; aber ich glaube nicht, daß ſie recht thaten. Wie viele von unſern jungen Edelleuten gehen in fremde Länder, und haben von ihren koſtbaren Reiſen ſo vielen Nutzen bey weitem nicht, als dieſer hatte! Durch den Tod ſeiner Mutter, welcher kurz darauf erfolgte, ſah ſich unſer Junker genöthigt, die Verwaltung der Güter ſelbſt zu übernehmen. Weil er aber noch itzt eben die gemächliche Lebensart führte, die er unter der Aufſicht ſeines Hofmeiſters geführt hatte; ſo war es ihm nicht zuzumuthen, daß er ſich um die Einnahme und Ausgabe ſelbſt bekümmern ſollte. Er trug alſo dieſe gemeine Arbeit einigen ſeiner Bedienten auf; und weil er ſieht, daß ihm weder am Eſſen, Trinken, noch einiger Art der Bequemlichkeit etwas

abgeht, so ist er mit ihrer Verwaltung sehr wohl zufrieden. Sie werden reich, und er wird fett. Das ist alles, was er wünscht; denn dazu ist er zu faul, daß er geitzig seyn und erst mühsam untersuchen sollte, wo seine Bedienten in so kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Vermögen gelangen können. Er hat sich niemals entschließen können, zu heurathen; denn seine Lehnsfolger haben ihm bey aller Gelegenheit die schrecklichsten Vorstellungen gemacht, wie mühsam der Ehestand sey. Die schwerste Arbeit, die er in seinem Leben unternommen und glücklich ausgeführt hat, ist diese, daß er in seinem funfzigsten Jahre Baron geworden ist. Aber auch diese hat ihn tausendmal gereut, wenn er an die unruhigen Zeiten des fürchterlichen Bernhards von Galen zurück gedacht und sich die Möglichkeit vorgestellt hat, daß bey einem allgemeinen Aufgebote der Ritterschaft er vielleicht mit aufsitzen und als Baron sich an die Spitze stellen müsse, da er außerdem, als ein gemeiner Edelmann, sich in dem dicksten Haufen unbemerkt verbergen können. Denn der Blutdurst ist sein Fehler nicht, ob er sich schon niemals ohne Harnisch malen läßt; und aus Liebe zur Ruhe und einer guten Gemächlichkeit, bittet er Gott brünstig um die Erhaltung des lieben Friedens. Vor drey Wochen hat dieser ehrwürdige Greis sein zwey und siebenzigstes Jahr angetreten und den billigen Vorsatz gefaßt, den Rest seiner Tage in Ruhe zuzubringen. Zu dem Ende hat er sich ein geraumes Kanapee mit Stahlfedern machen lassen, in welchem er von zehn Uhr des Morgens, bis Abends um acht Uhr wohnt, und unter Essen, Trinken und Tabakrauchen, in der Gesellschaft einiger artigen Mopse, seinen Tod ruhig erwartet. Das Einzige, was ich wünsche, ist dieses, daß ihm der Himmel nur so lange

noch sein theures Leben fristen möge, bis er mir und meinen Lesern die schwere Frage aufgelöst hat, wie es möglich sey, daß ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug habe, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an, bis ins hohe Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen? Sollte ihn aber der Tod dahin raffen, ehe wir dieses von ihm erführen; so wird uns doch sein ungeschäftiges Leben zu einem Beweise dienen, daß auch ein Müßiggänger in seinem Alter nichts thue, da er in seiner Jugend nichts zu thun gewohnt gewesen ist.

Der Satz ist sehr richtig, daß man schon in dem Knaben den Mann erblickt, und aus den Handlungen der Kinder mit einiger Zuverläßigkeit prophezeihen kann, was für eine Rolle sie bey zunehmenden Jahren und im Alter spielen werden. Mein Onkel ist ein alter Winkelschulmeister, und hat sich durch seinen Fleiß so beliebt gemacht, daß ihm fast die halbe Stadt ihre Kinder zur Unterweisung anvertraut. Dieser Gelegenheit bediene ich mich, Betrachtungen anzustellen. Ich bin beständig unter diesen Kindern, die ich mir durch kleine Gefälligkeiten verbindlich zu machen gewußt habe. Da sie mich gewohnt sind und ich bey allen ihren kindischen Thorheiten freundlich bleibe; so verstellen sie sich in meiner Gegenwart nicht, und ich erlange dadurch das Vergnügen, mit einem prophetischen Auge in die Nachwelt unsrer Stadt zu sehen und für sie tausend gute und schlimme Folgen zu entdecken, die andern, welche nicht so aufmerksam sind, ganz verborgen bleiben. Ja, ich bin so weit gekommen, daß ich mir getraue, mit einer ziemlichen Gewißheit zu bestimmen, was wir in funfzehn Jahren für neue Sekten in der Kirche haben werden,

den, wie es mit der Handlung ſtehen wird, welche Art vom Witze alsdann mode ſeyn wird, und ob die Aemter auf dem Stadthauſe eben ſo machtſam und mit eben der Ungeſchicklichkeit, wie itzt, werden verwaltet werden *). Ich habe hiebey eben die Beluſtigung, die ein Menſch hat, der mit einem Sehrohre meilenweit neue Ausſichten und Gegenden entdeckt, die denen ganz unbekannt bleiben, welche bey ihren ſchwachen Augen nur wenige Schritte vor ſich hinſehen können. Da ich, als ein wahrer Menſchenfreund, niemals ein Vergnügen allein genießen kann; ſo will ich auch dieſes mit meinen Leſern theilen und ihnen von einigen Knaben die Charaktere beſchreiben, die ich an ihnen entdeckt habe. Sie können ſolche als moraliſche Aufgaben anſehen; denn ich überlaſſe ihnen das Urtheil, was für ein Mann aus einem jeden dieſer charakteriſirten Knaben werden dürfte.

Chriſtoph, der Junge eines Hufſchmidts, hat niederhangende Augenbraunen, unter denen er tückiſch hervor guckt. Er ſpricht wenig mit andern Jungen; mit ſich ſelbſt aber redet er beſtändig. Wenn er allein zu ſeyn glaubt, ſo ſtreichelt er ſich mit einer ſchmeichelhaften und beyfälligen Art auf den Backen und heißt ſich den groſſen Chriſtoph. Wenn er zween Jungen auf der Gaſſe beyſammen ſieht; ſo glaubt er, daß ſie mit Bewunderung von den Vokabeln reden, die er geſtern in der Schule gelernt hat. Er weis mit einer

*) Der Verleger erinnert hierbey, daß Herr Anton Panſa dieſes in J * * *, einem Städtchen in Weſtphalen ſchreibt, wie im Eingange dieſer Sprüchwörter angemerkt worden iſt.

wohlausgesuchten Unachtsamkeit den Donat, oder ein andres Schulbuch vor der Werkstatt seines Vaters liegen zu lassen, damit die Vorbeygehenden merken sollen, daß in diesem Hause der gelehrte Junge wohnt, der lateinisch lernt. Vor ein paar Wochen warf dieser Bube dem Kapellan vor, daß er in der Kinderlehre den Spruch unrichtig gebetet habe, und so bald er nach Hause kam, erzählte er es seiner Mutter mit großem Geschrey, daß er den Spruch besser beten könnte, als der Magister. Schreiben kann er noch nicht, denn er ist erst neun Jahr alt: dem ungeachtet schmiert er sich beständig Dinte an die Finger, damit die Bürger glauben sollen, Schmidts Christoph könne schon schreiben. Ja er geht so weit, daß er Dintenflecke in die Wäsche macht; und als ihm seine Mutter unlängst dieses mit ein paar Ohrfeigen verwies, so war der kleine Schurke so boshaft, daß er sie mit einer verächtlichen Miene ansah und ihr vorwarf, sie rede, wie der unwissende Pöbel, der es auch nicht besser verstehe. Nichts thut er lieber, als daß er mit der Feder ein Blatt Papier voll kritzelt, und mir sodann mit einer tiefen Verbeugung solches überreicht, wobey er mich allezeit mit den Worten anredet: Nach Stand und Würden geehrter Leser. Ich gebe ihm gemeiniglich dafür einige Kreuzer, und lasse mir erklären, was er eigentlich geschrieben haben wolle. Im Anfange schrieb er nichts als Gesangbücher. Hiebey hätte er gar wohl können stehen bleiben, da es ehrwürdige Männer giebt, die auf die Unsterblichkeit einen Anspruch machen, wenn sie die christlich singende Gemeine mit einem vermehrten und verbesserten Gesangbuche irre gemacht haben. Aber mein ehrgeiziger Christoph gieng weiter. Denn da er das kleine a. b. c. schreiben konnte; so schmierte er einen

nen Bogen in Quart voll und sagte, er überreiche mir den ersten Band seiner Herzenspostille. So viel muß ich ihm nachrühmen, daß ich diesen Bogen durchlesen konnte, ohne zu gähnen und ohne zu schlafen; ich vergäß aber damals, ihm seine gewöhnlichen zween Kreuzer zu geben, welches den Buben dergestalt ärgerte, daß er allen Leuten sagte: Herr Anton Panßa ist ein Feind der Geistlichen und kann nicht einmal Geschriebenes lesen. Noch weit schlimmer gieng es in voriger Woche einem von seinen Mitschülern, welchem er einen vollgekritzelten Zeddel wies und ihn bereden wollte, es sey ein Kalender, den er geschrieben habe. Weil aber dieser arme Knabe in seiner Einfalt sagte, das wäre nur ein Wisch und kein Kalender; so drückte ihn Christoph unter sich, (denn handfest ist Christoph) und prügelte ihn unbarmherzig, damit er gestehen sollte, es sey ein Kalender; und weil er das nicht thun wollte, (denn gemeiniglich sind die Leser eigensinnig) so kniete er ihm auf den Leib und wollte ihn mit geballter Faust zwingen, das Blatt zu fressen; ja er stopfte es ihm bereits ins Maul, als ich unverhofft dazu kam und den unschuldigen Knaben rettete. Was glauben meine Leser, was wird wohl aus dem Christoph mit der Zeit werden?

Der Herr Fiskal, mein Nachbar, hat zween rothköpfigte Jungen, über die ich mir viel Sorge mache. Der älteste wird ohngefähr funfzehn Jahr alt seyn. Er weis mit einer gefälligen Art sich in allen Häusern einzuschmeicheln, und dieses thut er nur in der Absicht, seiner neugierigen Mutter ins Ohr zu sagen, wo frische Küchen gebacken werden, in welcher Familie Kaffeebesuch erwartet wird, ob es wahr ist, daß jener Nachbar

seine

seine Frau prügle und was eigentlich die Ursache seyn müsse, warum diese oder jene Frau ihre Magd mit Ohrfeigen aus dem Dienste gejagt hat. Alle diese gleichgültigen Zeitungen gewinnen in dem Munde dieses kleinen Spions ein boshaftes Ansehen; und er hat sich von seiner horchenden Mutter bereits alle die vielbedeutenden und richtenden Mienen angewöhnt, welche sie bey der Anhörung eines neuen Märchens macht. Diese Mienen machen seine Erzählungen doppelt gefährlich, weil man dabey lachen muß. Kann er seiner Mutter keine neuen Klatschereyen von andern Familien erzählen, so geht er in fremden Häusern herum und macht seine eigne Mutter lächerlich.

Der andre Junge, welcher erst vor ein paar Monaten ins vierzehnte Jahr getreten ist, scheint mir noch weit gefährlicher zu seyn. Er hat durch seine Schmeicheleyen das Herz meines Onkels, seines Schulmeisters, so einzunehmen gewußt, daß er die Schule mehr regiert, als mein Onkel. Schon itzt ist er ein vollkommner Tartüffe. Er begeht alle Bosheiten, deren ein Knabe von seinem Alter fähig ist, und dennoch heißt ihn der Schulmeister beständig seinen lieben Sohn, sein bestes Kind. Er hat ihm um deswillen aufgetragen, in seiner Abwesenheit auf die übrigen Knaben Achtung zu geben und es ihm treulich zu hinterbringen, wenn einer oder der andre nicht stille sitzt und kindische Ausschweifungen begeht. Dieses Amt macht den Buben dem ganzen Haufen schrecklich, und er mißbraucht es eben so, wie mancher fürstliche Bediente, dem die Aufsicht über einen Theil des Landes aufgetragen ist. Die Jungen, die ihn vordem gerauft, oder ihm den Hut vom Kopfe geschmissen haben, verfolgt er unbarm-

herz-

hetzig. Eine Rache ist ihm zu wenig; dadurch wird er noch nicht besänftigt: er rächt sich, so oft er kann. Merkt er, daß einer von ihnen Nüsse oder Aepfel im Schubsacke hat, so stellt er ihm so lange nach, bis er ihn auf einem Versehen ertappt; und alsdann ist nichts möglich, diesen Unglückseligen von der Anklage zu retten, als wenn er ihm seine Nüsse und Aepfel aufopfert, die er gleichwohl mit der großen Miene eines Richters annimmt, welcher sich bestechen läßt und doch auf den Schein einer unparteyischen Gerechtigkeit eifersüchtig ist. Seine Leichtfertigkeit geht so weit, daß er anfänglich die boshaften Streiche anstellt und sodann mit der heuchlerischen Miene, als ob es ihm bitterlich gereue, sich selbst anklagt, um seine Gespielen in Strafe zu bringen. Wenn einer von ihnen wegen einer That gezüchtiget werden soll, deren er noch nicht überwiesen ist; so ist dieser verrätherische Bube allemal bereit, wider ihn zu zeugen. Findet er gar keine Gelegenheit, diesen oder jenen zu verklagen; so reißt er selbst einige Blätter aus dessen Buche und verklagt ihn wegen dieser Unordnung beym Schulmeister. Vor kurzem ward er über einer solchen Bosheit ertappt. Der ganze Haufe seiner Mitschüler wachte wider ihn auf und öffnete dem alten Lehrer die Augen, und entdeckte diesem eine ganze Menge von Bosheiten, die er bisher niemals hatte glauben wollen. Mein Alter gerieth in die grimmige Wut eines verspotteten Lehrmeisters. Er faßte ihn bey den Hosen und stäupte ihn vor den Augen der jauchzenden Schüler, von denen einige so dienstfertig waren, ihn zu halten, um ihn die Strafe besser fühlen zu lassen. Was sollte der arme Inquisit thun, da er überzeugt war und sich weder entschuldigen, noch retten konnte? Er hielt seinen Schillig bußfertig aus,

kroch

kroch zu den Füßen seines beleidigten Lehrers, ge
sein Verbrechen, versprach Besserung und bat es
mit Thränen ab. Das that er, um das Vertr
dieses leichtgläubigen Alten und seinen vorigen P
wieder zu erlangen, damit er sich an denen rächen
ne, welche itzt über ihn triumphirt hatten. In w
Tagen war er wieder der vertraute Liebling, d
sonst gewesen. Nun ist er seinen Mitschülern wei
fährlicher, als jemals. Es ist keine Art der B
gung, die er nicht wider sie ausübt. Mein Onk
ein Liebhaber von jungen Tauben; der Böswicht
das und dreht ihnen allen in einer Nacht die Hälse
Den Morgen darauf wird eine scharfe Untersuc
angestellt. Unser Tartüffe tritt auf und zeiht die
dem Sohne eines Barbiers, dessen unversöhnlicher
er ist, weil dieser bey der großen Exekution ihm
Hosen gehalten hatte. Was für Ungerechtigk
wird dieser Knabe in zwanzig Jahren begehen, we
Stadtschulze werden sollte!

Ich rauche in müßigen Stunden eine Pfeif
bak bey einem Würzkrämer, welcher eine ziemliche
zahl Kinder hat. Unter diesen bin ich besonders
zween Knaben und ein Mädchen aufmerksam.

Der älteste von ihnen ist ein stilles und flei
Kind, welches alle Tage seinen Spruch lernt, weil
die Mutter für jeden Spruch einen Pfennig giebt.
bekommt auch bey andern Gelegenheiten einige
schen in seine Sparbüchse, die er sehr sorgfältig
melt, anstatt daß seine übrigen Geschwister ihr Gel
naschen. So oft er aus der Schule kömmt, zäh
nach, ob er sein Geld noch beysammen hat. Er i
der Kunst, reich zu werden, schon so weit gekom

daß er einigemal den Bettelleuten den Kreuzer, so ei ihnen bringen sollen, unterschlagen und ihnen nur einen Heller vor die Thüre gebracht hat. Ein alter Bürger, sein Pathe, der auf Pfänder leiht, hat unaussprechliche Freude über die gute Wirthschaft dieses Knabens. Um ihn besser aufzumuntern und zugleich seinen Scherz mit ihm zu haben, borgt er ihm von Zeit zu Zeit gegen schriftliche Versicherung einige Groschen auf ein paar Wochen ab, und zahlt sie ihm sodann in neuen Münzen, mit einer starken Interesse zurück. Dadurch ist der Junge schon so weit gekommen, daß er von Agio, von pro Cent, von Versicherung, vom Wechselrechte plaudert.

Sein jüngerer Bruder ist ein munterer Kopf und zugleich der feinste Böswicht, den man unter Kindern von zwölf Jahren suchen kann. Er borgte ihm einige Kreuzer ab, und versprach ihm nebst richtiger Bezahlung, die Interessen an Kuchen und Obste zu geben. Er zahlte auch die Interesse einige Tage richtig, weil er beredt genug war, seinem übrigen Geschwister solche abzuschwatzen. In kurzem waren sie diese Freygebigkeit überdrüßig. Die Interessen blieben also außen und der Gläubiger drang auf die Bezahlung. Was soll unser junger Schuldner in der Angst thun? Er hat von dem alten Nachbar gesehen, daß man ein Blatt Papier giebt, welches ein Wechsel heißt: Er thut daher seinem wuchernden Bruder den Vorschlag, daß er ihm das übrige Geld gegen Wechsel auch leihen solle, verspricht ihm dafür, nebst reichen Interessen, alle Zahlpfennige, die er von den andern Jungen gewinnen werde, und nebst den Zahlpfennigen alle Tage einen Apfel. Diese Vorschläge gefallen; der ältere Bruder leiht

leiht ihm, in der Hoffnung eines so ansehnlichen Gewinnstes, die ganze Sparbüchse, und erhält dafür ein mit Dinte beschmiertes Zeddelchen, ungefähr in der Größe, wie die Wechselbriefe des Pathens gewesen waren. Endlich rückte die Verfallzeit heran; aber da war keine Möglichkeit, weder Kapital, noch Interessen zu bezahlen. Der betrogne Gläubiger klagte es seinen Aeltern, und bescheinigte seine Forderung mit dem ausgestellten Wechsel, von dem aber sein Bruder durchaus nichts wissen wollte. Ich war eben zugegen. Der Vater lachte über diese leichefertigen Betrügereyen; ich aber erschrak ungemein, weil ich bey beiden die Folgen übersah, die ihre Wucherey und ihre Verschwendung in künftigen Jahren haben würde. Inzwischen entschied sich, auf meine Parere, der ganze Konkurs mit ein paar Ohrfeigen, die Kläger und Beklagter zu gleichen Theilen bekamen.

Ich war aber doch neugierig, zu erfahren, wo dieser kleine Bankerottirer das erborgte Kapital hin gethan hätte; und die Schuld kam auf seine jüngere Schwester, welche der Knabe unendlich liebte. Diese hatte ihm mit guten Worten, oder im Spielen, oder auch unterm Vorwande, sich einige Tändeleyen zu kaufen, das meiste von dem geborgten Gelde abzuschwatzen gewußt, und, wenn er etwann einmal unerbittlich war, ihm gedroht, der Mutter zu entdecken, daß er einen Theil davon vernascht habe. Ich erstaunte über diese gewinnsüchtige Bosheit, so sehr ihre Mutter darüber lachte. Ich drang mit Ernst darauf, daß das Mädchen vorgefodert werden mußte. Sie trat ganz unerschrocken in die Stube, läugnete die ganze Anschuldigung, fuhr ihrem dienstfertigen Bruder, der

sie

sie verrathen hatte, nach den Augen, und trotzte auf ihre Unschuld. Endlich ward ihre Sparbüchse geholt, und hier fand man das Corpus delicti. Ich, als ein strenger Richter, that den Ausspruch, daß sie dem ältern Bruder das Geld wieder geben und ihm einen Theil seines übrigen Verlusts ersetzen sollte. Sie zitterte über mein Urtheil, das ich sogleich selbst vollzog, und sie bezeigte sich dabey so jämmerlich, als sich die Frau eines bankerotten Kaufmanns kaum bezeigen kann, welche durch ihren Aufwand und Eigennutz ihn in dieses Unglück gestürzt hat, und wider alle Landesgesetze und Gewohnheiten nunmehr angehalten werden soll, mit ihrem zusammen geplünderten Vermögen die betrognen Gläubiger zu bezahlen.

Ich hoffe, es soll meinen Lesern nicht schwer fallen, zu errathen, was für Rollen diese drey Geschwister in Ihren ältern Jahren spielen werden.

Ich vergnüge mich oft durch die Unterredung mit einem Knaben, der bereits in seinem dreyzehnten Jahre alle Eitelkeiten eines Theatermarquis hat. Er beschäftigt sich beständig mit der Erhaltung seiner glatten Haut, er lockt seine gelben Haare sorgfältig, und kleidet sich so reinlich, als es die Armuth seiner Aeltern erlaubt. Er lächelt immer, er verliert niemals seine kleine erobernde Miene, und sogar alsdann sieht er noch süß und zärtlich aus, wenn er meinem alten Onkel in seine stäupenden Hände fällt. So bald er einige Kreuzer zusammen gespart hat, so kauft er sich ein Bändchen, oder eine andre dergleichen Tändeley. Er geht sehr ehrerbietig und geheimnißvoll damit um; und wenn er endlich die andern Jungen neugierig gemacht hat, so läßt er sich mit vieler Mühe das Geheimniß ablocken, daß dieses Bändchen ein vertrautes Geschenk von Nach-

bars Lieschen sey. Er geht oft in Gedanken, sieht traurig aus und seufzet; zu einer andern Zeit stolpert er triumphirend durch die Gasse, und läßt die armen Mädchen verzweifeln. Ich bin sein Vertrauter. Er entdeckt mir alle Anfälle, die die Mädchen auf ihn thun, und weil ich weis, daß diese Art von Narren nicht leicht anders, als durch die Zeit zu bessern ist, so lasse ich ihn ruhig in dieser Narrheit, damit er nicht in eine noch größre fallen möge. Die einzige Sorge, die ich mir dabey mache, ist seine Dreistigkeit, mit welcher er sich in die Gesellschaft von Mädchen drängt, bey denen er oft, und besonders seit einigen Wochen, so unverschämt wird, daß die Mädchen im Ernste anfangen, ihn lieb zu gewinnen. Eine von ihnen, die ungefähr in seinem Alter seyn wird, ist schon so weit verführt, daß sie ihn vorgestern sehr vorsichtig auf die Hand schlug und den losen Christel hieß.

Damit ich diesen fliegenden Korydon ein wenig in der Demüthigung erhalte; so bediene ich mich der Großsprecherey eines andern Knaben, den ich wider ihn zum Nebenbuhler aufhetze. Dieser besitzt bey der größten Feigherzigkeit dennoch, wie gewöhnlich, die Gabe, alle Welt zitternd zu machen. Wenn er auf der Gasse geht, so drückt er seinen Strohhut tief ins Gesicht, ist in seinem Anzuge unordentlich und fährt allen Jungen in die Haare, die schwächer, oder noch furchtsamer sind, als er. Er ist so sinnreich, daß er sich alle Vorfälle zu Nutze machen und neue Beweise seiner Tapferkeit daher nehmen kann. Er mag nun von der Treppe herab fallen, oder von der Mutter blau geprügelt worden seyn; so erzählt er die Sache allemal zu seinem Vortheil, und versichert seine Mitschüler mit männlichen Schwüren, daß er diese Striemen bekommen, als er

ein

ein gewisses Mädchen, das er nicht nennt, einem gewissen Jungen, den er auch nicht nennen will, vor einer gewissen Hausthüre, die sie wohl selbst errathen würden, abgejagt und sie im Triumphe nach Hause geführt habe.

Ich hoffe, durch diese Exempel bewiesen zu haben, daß zwischen dem Knaben und dem Manne kein Unterschied ist, als die Größe, und daß man schon aus seinen kindischen Handlungen die Thorheiten, oder auch die Bosheiten bestimmen kann, durch die er sich bey zunehmenden Jahren lächerlich, oder verhaßt machen wird.

Meine Leser werden sich eine ganz besondre Art des Vergnügens verschaffen, wenn sie mit kritischer Aufmerksamkeit, eben so, wie ich es in der Schule meines Onkels thue, auf ihre eignen Familien, oder auf die Kinder andrer Leute Acht haben, und urtheilen, was sich die Nachwelt von diesen jungen Bürgern zu versprechen habe. Vielleicht hat sodann die Aufmerksamkeit auch den Nutzen, daß man die Fehler dieser Kinder durch eine desto sorgfältigere Erziehung zu bessern sucht.

Gut macht Muth.

Da das Geld alle Verdienſte in ſich begreift, deren ein Menſch fähig iſt; ſo iſt auch nichts natürlicher und billiger, als der Stolz eines Menſchen, welcher dergleichen baare Verdienſte beſitzt. Dieſer einzige Umſtand macht den weſentlichen Unterſchied zwiſchen einem vernünftigen Geſchöpfe, das reich, aber geizig iſt, und zwiſchen einem Mauleſel, der die Schätze ſeines Herrn auf dem Buckel trägt. Dieſer verſteht die Kraft ſeiner Schätze nicht, und eben um deswillen hängt er die demüthigen Ohren: Jener verſteht die Verdienſte, die auf dem Gelde ruhen, und deswegen verachtet er die Armen.

Das Urtheil der ganzen Welt rechtfertigt den Stolz des Reichen. Er wird geliebt; man bemüht ſich, ſeine Freundſchaft zu gewinnen; man verehret, man vergöttert ihn. Er iſt von geringem Herkommen; aber er iſt reich. Seine Aufführung iſt ſo niederträchtig, wie ſeine Erziehung; aber er iſt reich. Wenn er lacht, ſo lacht er wie ein Thor, und wenn er ſeine wichtige Amtsmiene annimmt, ſo ſieht er wie ein Narr; aber er iſt reich. Seine Bosheit, mit welcher er das Armuth niederdrückt, ſeine Ungerechtigkeit verdient den Strang: Kleinigkeiten! Nur ein Menſch, der die Welt nicht kennt, wird ſo einfältig urtheilen. Gargil, denn ich weis es doch, du meyneſt Gargilen, Gargil, der Sohn des vergeßnen Tagelöhners, iſt hochgeboren, wohlgeſittet, witzig in ſeinem Scherze und verehrungswürdig in ſeinen Geſchäften; ein Vater der Armen, ein Patriot! denn Gargil iſt ein Herr von Millionen!

Aber ein Unglücksfall, oder die Gerechtigkeit, welche nie zu spät erwacht, raubt diese Millionen dem trotzigen Gargil und macht ihn ärmer, als sein Vater war: Was glaubt die Welt nun von ihm? Man erschrickt über seinen Fall; man verflucht sein Andenken, und morgen ist er vergessen!

Ein sichrer Beweis, daß man alle diese Schmeicheleyen seinem Gelde und nicht eine einzige seiner Person gemacht hat. That Gargil wohl unrecht, wenn er sich Mühe gab, seine Schätze zu häufen; wenn er nur auf seine Schätze stolz war; wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftigen Geschöpfe gehörten, die seine Achtung und Vorsorge verdienen könnten?

Ich habe angemerkt, daß man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und sammeln, die unbarmherzigsten Spöttereyen vorbringt. Nie ist der Gelehrte und der Ungelehrte in seinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es ist hiebey eine sehr große Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, sondern die Welt ist an allen diesen Thorheiten Schuld. Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch seine Vorsorge tausend Familien glücklich zu machen sucht, welcher an seinen eignen Vortheil zuletzt, und zuerst an das Wohl derer jenigen denkt, die seiner Aufsicht empfohlen sind; wüste die Welt diese Verdienste nach Würden zu schätzen: so würde Gargil sich eben so viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig und großmüthig zu seyn, als durch Laster sich empor zu schwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bey seinen Handlungen empfindet, ist der

angenehmste Lohn, von welchem der Lasterhafte nichts weis, und dessen Grösse ihm doch, mitten in seiner Pracht, die empfindlichsten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groß und angesehen zu werden; und er kam in eine Welt, welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die stillen Tugenden eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge hielt. Wer hatte nun die meiste Schuld? Gargil, oder die Welt.

Diese ungerechten Vorurtheile der Welt sind Ursache, daß die Tugend allemal schüchtern zurücke tritt und in dem Getümmel der reichen Thoren sich verdrängen lassen muß. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott und seinen Fürsten kennt, der diese Pflichten sorgfältig beobachtet, der sie andern lehrt, der durch diese Lehren und seine Exempel dem Staate tausend gute Bürger schafft: Dieser rechtschaffne Mann lebt unbemerkt, und stirbt unbeklagt; denn er ist arm. Er hatte nicht Muth genug, sich der Welt zu zeigen: denn seine und andrer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daß die Welt ihn verachten müsse, so bald sie ihn erblicke.

Es kann dieses genug seyn, zu beweisen, daß das Sprüchwort: **Gut macht Muth**, sehr gegründet ist. Zugleich habe ich die Ursache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen nicht eifersüchtig zu seyn, so bin ich so gerecht gewesen, zu zeigen, daß die Schuld nicht so wohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: Ich glaube, ich habe alles gethan, was man von einem unparteyischen Moralisten verlangen kann. Nun will ich auch die andre Seite von meinem Sprüchworte ansehen und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug

und

und in Gesellschaften vielmals weit unerträglicher sind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer ist der schmuzige Cyniker, welcher dort an seinem Pulte die Nägel kaut und mit einer bittern Wut lächelt? Es ist der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um sich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerrißner Mantel bedeckt ein stolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er ist eben derjenige, der am meisten wider die eifert, welche Verdienste nicht belohnen, da sie doch die Gewalt hätten, ihn aus seinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, Glück und Geschicklichkeit, sich durch Fleiß und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er spottet also über die Pracht der Großen und nennt sie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben diese Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich zu seyn? Versteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unser Timon besser versteht, als seine Muttersprache? Die Sitten der Griechen sind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal und laßt euch mit ihm an seinem Pulte in eine Unterredung ein: Er wird eure Unwissenheit beschämen; er wird euch mit Syllogismen stumm machen, die ihr nicht einmal zu nennen wißt. Ihr werdet auf seiner Studierstube eben so unwissend und albern vor ihm da stehen, als er in eurem Vorzimmer vor euch zittert. Sind dieses nicht Verdienste genug, welche belohnt werden sollen, welche dem Timon ein Recht geben, bey seiner gelehrten Armuth stolz zu seyn und Muth genug zu haben, die Eitelkeit der prächtigen Elenden zu verachten, welche weder Griechisch noch Latein verstehn, welche den Hek-

tor für eine große Dogge halten; welche sich einbilden, bindig zu denken, und doch nicht einmal wissen, in welcher Form sie denken, welche bey aller dieser Unwissenheit dennoch das prächtige Glück genießen, das nur der weise Timon genießen sollte, wenn der Himmel gerecht und die Welt erkenntlich wäre? Mitten in seiner Armuth ist Timon so muthig, daß er mit dem Himmel und der Welt zankt; daß er auf sein Elend stolz ist, von welchem er sich nicht los zu wickeln weis.

Man glaube nur nicht, daß Timon beständig so großmüthig gedacht hat. Der erste Schritt, den er aus der Schule in die Welt that, war, seinen Wünschen und seiner Einbildung nach, der Schritt zu Reichthum und Ehre. Er kroch bettelnd vor den Füßen derjenigen herum, die itzt sein pedantischer Stolz verachtet. Er suchte ihren Beyfall auf eine niederträchtige Art zu gewinnen. Er rühmte ihre Verdienste und ihren Verstand: zwo Sachen, die er ihnen itzt gar abspricht. Die Sprache der Götter, welche bey uns der Mißbrauch zur Sprache der Bettler gemacht hat, war diejenige, die er mit ihnen am liebsten redete, weil sie gemeiniglich baar bezahlt wird. Er beunruhigte die Asche der alten Helden, um wenigstens einen zu finden, mit dem er seinen Mäcenat vergleichen könnte. Nur der Nachwelt sang er dessen Ruhm vor: Die Nachwelt horchte erstaunt, wenn er sang; und sein unempfindlicher Mäcenat schlief darüber ein. Mit einem Worte: Timon erlangte seinen Zweck nicht. Er schmeichelte zwar, aber nicht in der Sprache des Hofes; die Sprache eines Pedanten war es. Dieses machte ihn lächerlich; und weil er nicht leiden wollte, daß man über ihn spottete und ihn mit seiner Weisheit zum Narren mach-

machte, (ein Weg, welcher zu seinem Glücke der nächste hätte seyn können,) so verließ er murrend den undankbaren Hof, verschloß sich bey seinem Pulte, fühlte seinen Hunger, aber auch seinen Werth, hüllte sich stolz in seine Gelehrsamkeit ein und verachtete den erleuchten Pöbel; denn so nannte er diejenigen, deren Glück er besungen hatte und nunmehr beneidete. Zwar anfangs kam es ihm schwer an, etwas zu sagen, was wider seine eigne Empfindung war; aber die fortdauernde Verachtung und die Gewohnheit, dergleichen täglich zu sagen, hat es bey ihm so weit gebracht, daß er sich beredet, er eifre mit Ueberzeugung und aus einer philosophischen Großmuth. Nun ist er bey seiner Armuth stolz und verachtet alle diejenigen, welche in Ansehen und Ueberfluße leben.

Diese Anmerkung ist der wahre Schlüssel zu den meisten Satyren wider den Reichthum und das Glück der Großen.

Diejenigen, welche reich gewesen und durch verschiedne Unglücksfälle arm geworden sind, gehören auch zu denen, die wider den Reichthum eifern. Sie haben ihre Schätze verloren; aber den Muth haben sie noch behalten, andre zu verachten. Wider die Armen dürfen sie ihre Verachtung nicht äußern; denn sie sind selbst arm geworden: Sie verachten also die Reichen, wie Timon, und mit viel stärkerer Bitterkeit, als er, da sie wirklich dasjenige genossen haben, was jener nur wünschte. Das traurige Andenken ihres vorigen Glücks macht sie wütend, so wie der Haß eines Renegaten weit unversöhnlicher ist, als der Haß eines gebornen Muselmanns.

Zu diesen beiden Exempeln von dem Muthe der Armen will ich noch das dritte nehmen.

Ein Mann, der seine Pracht mit durch das erborgte Geld seiner betrognen Gläubiger unterhält, ist, wie mich dünkt, unendlich ärmer, als ein Mann, der gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden hat; und dennoch ist der Muth dieses prächtigen Armen weit unerträglicher, als der Muth eines Reichen.

Ich rede hier von jenem Manne, der die vornehme Kunst gelernt hat, die Einfalt, oder auch den Wucher seiner Mitbürger zu nutzen, und Geld zu borgen, ohne das Vermögen, oder auch nur den Willen zu haben, es jemals wieder zu bezahlen. Anfangs gab er sich Mühe, sich den nöthigen Kredit durch eine ordentliche und eingeschränkte Wirthschaft zu erwerben. Es gelung ihm, und man hielt ihn für reich, weil er beständig über schwere Zeiten und die geringe Verlassenschaft klagte, die er von seinen Aeltern überkommen hätte. Er läugnete nicht, daß er Schulden habe; allein er brauchte die Vorsicht, daß er im Stillen borgte und mit vielem Geräusche dadurch alte Schulden bezahlte. Dieses öffnete ihm die Beutel seiner Freunde, seiner Klienten und aller Wucherer. Nun fieng er an, seine Mienen zu ändern. Er verschwendete mit großer Pracht. Seine Freunde genossen seine Verschwendung und zogen ihren Beutel zurück. Seine Klienten zuckten die Achseln und verloren dadurch ihren Mäcenaten, ihr Geld und ihre Hoffnung. Aber die Wucherer drängten sich zu ihm und hofften bey seinem Untergange Beute zu machen, so, wie etwan ein christlicher Räuber am Strande, unter dem Schutze seiner Gesetze, unglückliche Reisende plündert, welche an sein Ufer gescheitert sind.

Aber

Aber die Wucherer haben an ihm einen Mann gefunden, der ihrer werth ist. Sie fodern ihr Geld; aber eher werden sie den Proteus fest halten, als diesen Schuldner. Er empfängt sie mit offnen Armen, aber er läßt sich auch verläugnen; er schmeichelt, er ist frostig; er bittet freundschaftlich, er trotzt; er küßt sie, er wirft sie auch wohl die Treppe herab; er zeigt ihnen neue Hoffnung, oder auch den großen Verlust: Alles, wie er es nach Beschaffenheit der Gläubiger und der Zeit für gut befindet. Nun weis alle Welt, daß er ein Betrüger ist; aber für desto nöthiger hält er es nunmehr, durch einen unverschämten Hochmuth sein schlechtes Spiel zu verstecken. Er wirft sich mit einer stolzen Miene in seinen vergoldeten Wagen, und rollt durch die Gassen der Stadt. Der ehrliche Handwerksmann, dem er den Wagen noch nicht bezahlt hat, bückt sich demüthig vor seinem Wagen, und kaum wird er gesehen. Er fährt vor dem Laden des Kaufmanns vorbey, den er in voriger Messe um das reiche Kleid betrog, das er itzt anhat. Der Kaufmann grüßt ihn trotzig; aber sein vornehmer Schuldner lächelt ihn freundschaftlich an: denn im künftigen Monate ist große Gala, und er braucht ein neues Kleid. In diesem Augenblick kömmt der Prinz gegangen. Unser Hofmann springt aus dem Wagen, küßt ihm die Hand und sagt ihm eine wichtige Kleinigkeit ins Ohr; der Prinz lächelt und geht fort. Das sieht der unzufriedene Kaufmann. Einen Herrn, den der Prinz anlächelt, muß man zur Kunde behalten. Er grüßt seine Excellenz demüthig und bedauert, daß seine Waaren ihm gar nicht mehr anständig sind. Dieser eigennützige Wunsch wird endlich in Gnaden erhört und ein neues Kleid ausgenommen, und ihm zwar kein Geld, aber

aber neue Versicherung vom Schutze und hohen Wohlwollen gegeben. So muthig ist dieser Elende, welcher weit ärmer ist, als sein Bedienter.

Ich erinnere mich bey dieser Geschichte eines Gesetzes, welches, nach unsern Familiennachrichten, mein Urältervater, Sancho Panßa, seinen glücklichen Unterthanen zu Barataria geben wollte. Schon am ersten Tage seiner Regierung hatte er wahrgenommen, wie nachtheilig dem gemeinen Wesen dergleichen Schuldner sind, welche durch ihre Person und ihre Art zu leben, dieser Betrügerey ein verführendes Ansehen zu geben wissen. Der Handwerksmann verliert seinen nothdürftigen Unterhalt und wird, wider seinen Willen, unter einer Art von Schulden gedrückt, die er niemals bezahlen kann, und doch ehrlich zu bezahlen wünscht, weil er ein armer Handwerksmann ist. Der Kredit, welcher in einer Handlung so unentbehrlich ist, verliert sich, so bald es erlaubt ist, ungestraft zu betrügen. Die Gesetze werden stumm und endlich verachtet. Der große Sancho sah dieses, und stampfte dreymal mit seinen krummen Füßen; und dreymal strich er zornig den Bart, und schwur bey der heiligen Hermandad, dieses schändliche Geschlecht zu demüthigen, ja, wo möglich, von seiner Insel zu vertilgen. Er würde es gewiß gehalten haben; aber diese Feinde waren ihm zu mächtig. Man erfuhr sein Vorhaben; und die größten Häuser verschworen sich wider ihn. Mit einem Worte: der patriotische Sancho mußte fliehen. Die Welt weiß diese traurige Geschichte seiner Flucht; mir ist es empfindlich, sie zu erzählen. Aber ich, als sein Nachkomme, bin es seinem Andenken schuldig, das Projekt bekannt zu machen, das ich wegen dieses rühmlichen Vorhabens unter mei-

ienen Papieren finde. Er wollte nämlich, daß die läubiger eines ſolchen allgemeinen Schuldners aus Kaſſe des Landes bezahlt werden ſollten; aber da, r ſollten dieſe losgekauften Schuldner Knechte des ndes ſeyn, niemals die Freyheit haben, den Hut auf r Straße aufzuſetzen, und wenn ihnen einer von ih- n alten Gläubigern begegnete, dieſem, und wäre es ich der geringſte Handwerksmann, kniend die Hand ſſen und ſeine Befehle erwarten.

So groß mein Eifer für die Gerechtigkeit iſt, ſo ihe geht es mir doch, wenn ich an dieſes unglückliche rojekt gedenke. Ohne dieſes würde Sancho Regent blieben ſeyn. Seine Herrſchaft wäre ohne Zweifel blich, ſeine Kinder würden Grandes und Biſchöffe worden ſeyn, und ich . . . wenigſtens würde ich och nicht nöthig gehabt haben, mich als Autor ſo ümmerlich zu nähren!

Ehen

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Dieses Sprüchwort wird auf zweyerley Art verstanden. Die erste Art ist zu wichtig und allzu ernsthaft, als daß ich in gegenwärtiger Abhandlung weitläuftig davon reden sollte. Der andre Verstand, in welchem es die meisten nehmen, gehört zu meinen Absichten, und ich will mich darüber erklären.

Schon unsre Vorfahren haben das Geheimniß erfunden, ihre Thorheiten dem Himmel Schuld zu geben. Wir sind noch thörichter, als unsre Vorfahren; und, wenn der alte Satz wahr ist; so werden unsre Nachkommen noch mehrere Thorheiten begehen, als wir, wo es anders möglich ist. Um deswillen ist es sehr ersprießlich, daß wir das Geheimniß beybehalten und auf unsre Nachwelt fortpflanzen. Nichts schmeichelt unsrer Eigenliebe mehr, als das Vergnügen, sich zu entschuldigen und jemanden auszufinden, dem wir unser Vergehen zur Last legen können.

Je größer dieses ist, desto sorgfältiger sehen wir uns nach einer Ausflucht um. Und da einer von den griechischen Weisen angemerkt haben will, daß in keinen Handlungen mehr Fehler begangen werden, als bey Schließung der Ehen; so sind diese Thorheiten wichtig genug, daß wir sie dem Himmel Schuld geben. Ein Ueberrest vom Gewissen, welchen man nicht allen Leuten absprechen kann, verhindert uns, auf den Himmel zu lästern; wir finden also wenigstens bey einem innerlichen Murren eine ziemliche Erleichterung, und wir glauben, recht andächtig zu murren, wenn wir sagen, daß unsre Ehen, welche wir öfters auf eine so närrische

Art

Art anfangen, im Himmel geschlossen sind. Können also wir etwas für unsre Thorheiten? Ist es unser Fehler, wenn wir Narren gewesen sind? Die Ehen werden im Himmel geschlossen! Wir sind völlig entschuldigt.

Dieses ist der wahre Ursprung des Sprüchworts in dem allgemeinsten Verstande.

Die Quellen sind vielerley, aus denen solche Ehen entspringen, deren unglücklichen Ausgang der unschuldige Himmel auf seine Rechnung nehmen soll.

Die Ehen aus Neigung machen die stärkste Anzahl davon aus. Derjenige ist der hochdeutschen Sprache noch nicht mächtig genug und kann mich also nicht verstehen, welcher glaubt, Neigung bedeute so viel, als eine freundschaftliche und vorzügliche Liebe, so sich auf Tugend und Verdienste des geliebten Gegenstandes gründet. Diese Begriffe haben noch itzt einige, es ist wahr, und diese Einige sind beneidenswürdig: Aber unsre Muttersprache ist viel reicher, als daß sie sich auf eine so enge Bedeutung einschränken sollte. Wenn ich sage: ich habe Neigung gegen dieses Frauenzimmer; so heißt das so viel: die Augen dieses Mädchens gefallen mir, sie hat einen schönen Mund, ihre runde Hand reizt auch einen Philosophen zum Kusse, sie ist wohl gebaut, ihr Gang edel, ihr Fuß englisch, ihr Verstand . . . Nein, das war falsch, der Verstand gehört nicht dazu; genug, das Mädchen ist schön, ich liebe sie, ich bete sie an, ich seufze, ich seufze, bis sie mich erhört. Und wenn diese Schöne so fein ist, daß sie die Seufzer dieses schmachtenden Seladons nicht allzu zeitig erhört; so hat sie das gewünschte Glück, seine Frau zu werden. Er hat sie aus Neigung geliebt und aus Neigung

gung geheurathet. Noch einige Zeit liebt er auf eben dieſe Art brünſtig. Er wird ihre reizende Augen, ihren ſchönen Mund gewohnt; er liebt ſie noch, ohne ſie brünſtig zu lieben. Das Feuer der Augen verliert ſich; die Liebe zu ihr wird matt. Nun wird er gegen ſeine Frau gleichgültig; er wird bey dem täglichen Umgange froſtig gegen ſie. Sie hat nicht Verſtand genug, ſeine Liebe ſich zu erhalten. Eine Krankheit ſtürzt mit dem Reſte der Schönheit alle Neigung über einen Haufen. Nun iſt ſie ihm ganz unerträglich. Er ſeufzet noch, der unglückliche Seladon; aber er ſeufzet nicht mehr für ſeine Schöne. Er ſeufzet über ſich, über die traurige Verwandlung; über den Himmel ſeufzet er, daß er ihn nicht bey den Haaren von einer Thorheit zurück gezogen, zu welcher ihn ſeine Neigung riß. Alle Freunde, welche ſeine Frau nicht vor dem Verfalle ihrer Schönheit gekannt haben, wundern ſich über ſeine lächerliche Wahl. Einer von ihnen iſt ſo vertraut, ihn zu fragen, wie er ſich habe entſchließen können, eine Frau ohne Schönheit, ohne Geld, ohne Aufführung, ohne Verſtand zu heurathen? Er zuckt mit den Achſeln; die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, antwortet er. Er thut ſehr wohl, daß er ſo antwortet. Soll er etwan ſprechen: Dieſe matten Augen, mein Herr, waren voll Feuer, als ich ſie liebte; ihren unwitzigen Mund küßte ich mit Entzücken, denn er war ſchön; ich liebte die ſchön gemalte Puppe, und war ein Thor, ſie zu heurathen, und war ſo närriſch, daß ich glaubte, ich heurathete ſie aus vernünftiger Neigung? Nein, dieſes offenherzige Geſtändniß kann man ihm, zu thun, nicht zumuthen. Der Himmel, wie geſagt, nur der Himmel iſt Schuld daran! Seladon bleibt vernünftig; nur iſt er unglücklich.

Nach

Nach diesem Charakter, den ich von ihm gemacht habe, wird seine Frau allein Ursache an dieser unglücklichen Verbindung seyn? Sie hat ihn verführt, sie hat ihn mit ihren flüchtigen Reizungen geblendet. Nein! Sie ist eben so wohl, wie er, zu entschuldigen; sie hat ihn aus Neigung, aus bloßer Neigung geheurathet. Was beym Frauenzimmer Neigung heißt, brauche ich hier nicht zu erklären; die Bedeutung soll in der neusten Auflage des Frauenzimmerlexikon ausgeführt werden. Es war auf einem Balle, wo sie ihn das erstemal kennen lernte. Er tanzte, und dieses mit der Artigkeit eines Menschen, welcher tanzt, um bewundert zu werden. Ein weißer seidener Strumpf hob den Werth eines wohlgemachten Fußes und einer beredten Wade. Selinde wird niedergeschlagen; er hat mit ihr noch nicht getanzt. Nun tanzt er mit ihr; sie bewundert ihn. Alles überführt sie von seinen Verdiensten; der Kopf, die Bewegung der Arme, seine Blicke. Er führt sie wieder an ihren Ort, er küßt ihr die Hand. Wie zärtlich küßt der artige Seladon! Er nennt sie eine Göttinn. Sie antwortet ihm ganz sittsam mit einem schamhaften: »Ach nein!« Er küßt ihr die Hand noch feuriger, und schwört, sie sey eine englische Schöne! Soll das gute Kind seinem Schwure nicht glauben? Er redet von seelenvollen Augen, von zernichtenden Blicken, von lachenden Grübchen, vom Purpur der Lippen, vom blendenden Schnee ihrer runden Hände; und dreymal hat er schon geseufzet, da er dieses sagt. Er schwatzt ihr viel Zärtliches von Opfern und Herzen vor, und will in Fesseln vor ihren Füßen sterben. »Ach nein, mein Herr,« sagt sie ganz weichmüthig zu ihm, »ach nein;« und überläßt ihm ihre Hand, ohne es zu wissen, und ohne etwas weiter zu sagen, als ein stammelndes: »O, gehn Sie doch!«

Sie verspürt in sich selbst etwas gegen ihn, das sie Neigung nennt; sie ist ihm gut, dem artigen Seladon. Der Ball endigt sich. Er führt seine Schöne zum Wagen, und ist so geschickt, ihr einen Stab in dem Fächer zu zerbrechen, um das Vergnügen zu haben, ihr morgen mit einer neuen Garnitur aufzuwarten. Der schalkhafte Seladon! So weit hat er es in einem einzigen Abende gebracht!

Wer die Welt nur ein wenig kennt, der wird mir bezeugen können, wie vortheilhaft es einem Liebhaber sey, wenn er zu rechter Zeit einen Fächer zerbricht, und auf eine anständige und freygebige Art diesen Schaden wieder ersetzt. Auf eine anständige Art, sage ich, damit es sich derjenige gelehrte Schriftsteller nicht anmaße, der im vorigen Sommer einen Fächer für acht Thaler zerbrach, und dafür dem Frauenzimmer zween Bände von seinen Schriften verehrte, die in seinen Augen einen unendlichen Werth hatten, dem Frauenzimmer aber nur zu Papilloten nützlich waren.

Nach dieser Ausschweifung komme ich wieder auf unsern Seladon. Man kann glauben, daß ihm sein Sieg nicht schwer gemacht ward. Da er schon am ersten Abend es so weit gebracht hatte, so nahm sich seine Schöne nicht mehr Zeit, als es die Vorsicht und der Wohlstand erfoderte, ihn auf eine verbindende Art der Neigung zu versichern, die sie gegen seine tugendhaften Vollkommenheiten, oder, die Wahrheit zu reden, gegen seine artige Person, seinen wohlgewachsenen Körper, seinen gutgestalteten und flüchtigen Fuß, gegen seinen schmeichelhaften Mund und seine erobernden Blicke empfand. Sie gab ihm ihre Hand, und ward seine Frau.

Und seine Frau mußte sie bleiben, ungeachtet bey einem täglichen Umgange sich mit ihrem Reize auch seine

tugend-

tugendhaften Vollkommenheiten verloren. Seine artige Person war nicht mehr für sie artig; sein Mund schmeichelte allen Schönen, nur ihr nicht; und seine erobernden Blicke hatten sich in mürrische Blicke eines mißvergnügten Ehemanns verwandelt. Womit beruhiget sich diese Unglückliche? Mit dem Schicksale, welches so grausam ist, daß es den Thoren nicht mit Gewalt verwehrt, Thoren zu seyn, oder, andächtig zu reden, mit dem Himmel, in welchem ihre närrische Ehe soll geschlossen worden seyn.

Es kann dieses genug seyn, den Satz von den Ehen zu erläutern, welche aus Neigung geschlossen werden. Allemal ist es nicht nöthig, daß so vielerley reizende Umstände zusammenkommen, welche zwo junge Personen zärtlich machen. Ein einziger ist oft hinreichend. Eine weiße runde Hand, welche zu rechter Zeit aus den Falten eines schwarzen Sammtmantels einen verrätherischen Ausfall that, hat einen jungen Menschen um seine Freyheit gebracht, der auf seinen flatterhaften Leichtsinn stolz war. Eine volle Brust, welche hinter dem leichten Palatin auf Eroberungen lauerte, hat meinen besten Freund unglücklich gemacht. Ein Paar schmachtende blaue Augen sind die ersten Dollmetscher einer Liebe gewesen, die sich nunmehr in die traurigste Ehe verwandelt hat. Meine selige Frau hatte ein Paar schwarze Augen, so schwarz, als keine selige Frau in ganz Westphalen! Sie entzückten mich, und machten mir ihre ganze Person angenehm. Ich heurathete sie; ja wohl heurathete ich sie! Könnte sie wohl ein Paar so schwarze Augen haben, wenn sie nicht der Sitz einer tugendhaften, vernünftigen und zärtlichen Seele wären? so dachte ich bey mir selbst; aber länger als ein Jahr, dachte ich nicht so. Schwarz blieben ihre Augen immer, es ist wahr; aber Tugend, Ver-

nunft, Zärtlichkeit ... ja, meine Herren, es ist vorbey! Der Himmel, welcher diese Ehe schloß, hat sich meiner Noth erbarmt. Sie ist todt! O wären meine drey Freunde auch so glücklich, die unter dem tyrannischen Joche einer kleinen weißen Hand, einer vollen Brust, und ein Paar blauer schmachtender Augen, über die Strenge des Himmels noch itzt seufzen müssen.

Alles, was ich hier gesagt habe, wird den Satz bestätigen, daß die meisten Ehen, die aus dem Anblicke einer oder mehrerer Schönheiten entstehen, nicht im Himmel, nein, vor dem Spiegel geschlossen werden.

Da ich mit meinem eignen Schaden erfahren habe, was das sagen wolle; so möchte ich, als ein wahrer Patriot, wohl wünschen, daß man sichere Mittel ausfindig machte, diesen gefährlichen Reizungen zu steuern.

Dadurch möchte man dergleichen zärtlichen Uebereilungen wohl schwerlich vorbeugen, wenn man das Frauenzimmer auf morgenländische Art beständig im Zimmer oder unter Kappen gefangen hielte. Ja, es würde die Mannspersonen zu verliebten Einbrüchen und galanten Gewaltthätigkeiten verführen. Die Verhüllung des Gesichts würde nichts helfen; sie würde uns nur neugieriger machen. Der Ellbogen, die Spitze von einem kleinen Fuße, würde unter den empfindenden Mannspersonen alsdann eben diese traurige Verwüstung anrichten, welche wir einem ganz aufgedeckten Gesichte Schuld geben.

Wäre es nicht rathsamer, man gewöhnte die Jugend beiderley Geschlechts gleich in den ersten Jahren dazu an, daß sie vertraut mit einander umgehen möchten? Geschieht das nicht schon mehr, als zu sehr? wird man sagen. Nein, so sehr noch lange nicht, als ich will, daß man es thun solle.

Bey

Bey dem Umgange junger Leute, den man bisher zugelassen hat, ist eine beständige Art des Zwanges, den man Wohlstand nennet. Es sind nur gewisse Jahrszeiten, gewisse feyerliche Lustbarkeiten, gewisse Stunden des Tages, wo man der Jugend verstattet, mit einander umzugehen. Bey diesen abgemessenen Zusammenkünften bringen die Mädchen alle ihre Reize und Schönheiten in die Waffen, und werden gefährlich. Die jungen Mannspersonen richten ihre ganze Natur und Kleidung auf Eroberungen ein. So bald die ersten Gepränge des Wohlstands vorbey sind, so seufzen sie ein wenig, werden ziemlich unverschämt, und siegen. Man weis wohl, wie gefährlich eine Mannsperson ist, die bey einem wohlgebauten Körper die vornehme Kunst weis, mit Anstand unverschämt zu seyn. Es ist also diese Art des Umgangs meinen Absichten mehr hinderlich, als nutzbar.

Ich will, ich wünsche es wenigstens, daß man künftig jungen Personen beiderley Geschlechts, ohne Unterschied der Stunden, ohne die geringste Einschränkung, die Freyheit lasse, sich zu sprechen und zu besuchen. Hier muß keine argwöhnische Mutter, keine mürrische Tante in den Weg kommen. Dieser Zwang würde dem Besuche eine gewisse Annehmlichkeit geben, deren Folgen gefährlich wären. Wie viel werden manche Mädchen verlieren, wenn man sie überrascht, ehe sie Zeit gehabt haben, ihr Gesicht in Ordnung zu bringen! Nach der Einrichtung, wie junge Leute itzt einander besuchen, ist es beynahe nicht möglich, den wahren Charakter eines Frauenzimmers zu entdecken. Sie ist beständig auf ihrer Hut, um artig, um sittsam, um gefällig, um gelassen zu scheinen. Man überfalle sie einmal alsdann, wenn sie noch nicht Zeit gehabt hat, die zornigen Runzeln aus

ihrem kleinen heuchlerischen Gesichte zu streichen, welche sich über den Eigensinn ihrer Mutter, über die Unvorsichtigkeit ihres Bedienten, über andere Kleinigkeiten zusammengezogen haben; alsdann überfalle man sie: so wird man in dem Gesichte seiner huldreichen Göttinn die wütende Miene seiner künftigen Frau sehen. Wie sehr kann das zu unsrer Besserung dienen! Würden wir Gelegenheit haben, bey dieser Wahl vorsichtig zu werden, wenn wir nicht die Freyheit gehabt hätten, unsre Schöne unangemeldet zu besuchen?

Aber auf diese Art ist dergleichen uneingeschränkter Umgang den Mannspersonen allein vortheilhaft, und für das Frauenzimmer allein verrätherisch. Nichts weniger. Ein Mädchen, das die Freyheit hat, alle Tage Mannspersonen, alle Tage ihren Liebhaber um sich zu sehen, wird sich mit seinen thörichten Schmeicheleyen, mit seinem abgeschmackten Tändeln, mit seinen gedankenlosen Seufzern so bekannt machen, wie mit der Sonne, die alle Tage scheint. In kurzem wird sie gleichgültig dabey werden. Bald wird sie bey allen diesen Possen, bey diesen verliebten Verzückungen und zärtlichen Sprüngen nichts sehen, nichts hören und gar nichts fühlen. Wie viel hat ein Mädchen schon alsdann gewonnen, wenn sie vor dergleichen Anfällen sicher ist! Die Art, mit welcher diese hirnlosen Buhler stündlich um sie herum faseln, wird ihr erst zur Last, und endlich ekelhaft. Sie wünscht sich einen vernünftigen Umgang. Sie wird immer Mannspersonen genug finden, welche vernünftig und doch im Umgange artig sind. Von diesen wird sie sich einen Mann wählen, und wird glücklich seyn. Wäre sie es wohl geworden, wenn sie nicht die Erlaubniß gehabt hätte, die Gesellschaft nach ihrem Gefallen zu wählen? Würde sie

so

so leicht Gelegenheit gehabt haben, ihren vernünftigen Mann kennen zu lernen, wenn nicht der tägliche und freye Umgang mit ihren abgeschmackten Liebhabern ihr vor den Thorheiten derselben einen Ekel gemacht hätte?

Ich dächte, das wäre genug bewiesen, wie vortheilhaft mein Vorschlag dem gemeinen Wesen sey; wie nöthig es sey, daß junge Leute durch einen täglichen und freyen Umgang sich genau kennen lernen. Ich habe gezeigt, daß man auf diese Art die verstellten Fehler eines Mädchens und das Lächerliche eines Liebhabers am leichtesten entdecken kann. Wie viel unglückliche Ehen wird man dadurch vermeiden! Denn eben dadurch werden so viel Ehen unglücklich, daß der Mann und die Frau erst nach ihrer Verbindung die Erlaubniß haben, sich täglich, zu allen Stunden, und ganz ohne Zwang zu sprechen. Nun lernen sie erst auf beiden Seiten ihre Fehler kennen, aber zu spät; sie geben sich keine Mühe, sie länger gegen einander zu verbergen, und fangen an, kaltsinnig gegen einander zu werden, und hassen sich endlich als Mann und Frau.

Aber kann nicht ein dergleichen uneingeschränkter Umgang zwischen jungen Personen beiderley Geschlechts vielen gefährlich seyn? Das wäre allenfalls ein Einwurf wider meinen redlich gemeynten Vorschlag. Ich glaube, ich habe ihn schon oben im voraus beantwortet. Zum Ueberflusse will ich hier noch etwas sagen. Gesetzt, es kämen aus einem solchen Umgange einige traurige Folgen; so würden diese doch gegen den allgemeinen Nutzen nichts heißen, welchen die ganze Welt daher zu erwarten hätte. Sind einige durch ihre Unvorsichtigkeit unglücklich: so werden doch tausend glücklich, welche sich vorsichtiger dabey aufführen. Aber auch an diesen wenigen Un-

glücksfällen iſt mein Projekt nicht Schuld; oder man würde aus eben dieſem Grunde das Spatziergehen, die Bälle, die Komödien, ſelbſt die Zuſammenkünfte in Kirchen verdammen müſſen. Die billigſten, die unſchuldigſten Handlungen werden denen eine Gelegenheit zum Unglücke, welche Thoren ſind.

Ich will noch einen Vorſchlag thun; man ſieht, wie ſauer ich mir es werden laſſe, mich um meine Landsleute verdient zu machen. Dieſer Vorſchlag entdeckt mein ganzes patriotiſches Herz.

Die Erfahrung lehrt, daß die Menſchen alles dasjenige mit einem unruhigen und hitzigen Verlangen ſuchen, was ihnen verboten iſt, und im Gegentheile die angenehmſten Pflichten mit Widerwillen erfüllen, zu denen ſie ein ernſthafter Befehl ihrer Obern anweiſt. Kann eine Beſchäfftigung angenehmer ſeyn, als diejenige iſt, wenn wir unſre Nächſten glücklich machen? Warum wird uns dieſes Vergnügen ſo ſauer? Weil es eine Pflicht iſt, weil wir es thun ſollen? Die Andacht, die Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes iſt eine von denen Handlungen, die einem vernünftigen und dankbaren Weſen ſo anſtändig ſind. Wir laſſen unſer Leben dafür, ſo bald ſie uns bey Strafe des Todes verboten wird; verlangen aber die Landesgeſetze, daß wir ſolche mit Eifer thun ſollen, ſo machen wir die Leichtſinnigkeit und den Ungehorſam zu einer Art der Galanterie. Nur der dumme Pöbel mag andächtig ſeyn; für Vornehme, für Leute, die die Welt kennen, läßt es einfältig: denn durch den Befehl iſt es ein Zwang geworden, andächtig zu ſeyn. Soll ich noch ein Wort von der Ehe ſagen? Warum ſind die meiſten Eheleute ſo kaltſinnig in ihrer Liebe? Weil ihnen der Prieſter befiehlt, zu lieben.

Die-

Diese alten Wahrheiten bringen mich auf den neuen Einfall, daß man jungen Leuten beiderley Geschlechts durch geschärfte Landesgesetze ernstlich anbefehlen solle, von ihrem zwölften Jahre an, täglich, ohne Aufsicht ihrer Aeltern oder Verwandten, und ohne den geringsten Zwang mit einander umzugehen, und sich auf eine vertraute uneingeschränkte Art zu sprechen. Wer es von ihnen nicht thut, oder bey diesem Umgange zu vorsichtig ist, der soll in eine namhafte Geldstrafe verfallen seyn. Diese wird ihm künftig von seinem Erbe abgezogen, und an das Waisenhaus gezahlt. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht dieser Zwang dem Frauenzimmer sowohl, als den Mannspersonen Gelegenheit geben sollte, in ihrem Umgange nicht zu vertraut, sehr eingeschränkt und beständig vorsichtig zu seyn; geschähe es auch nur um deswillen, weil sie es nicht seyn sollen. Den täglichen Umgang würden sie zwar nicht vermeiden können, weil sie sich der Ahndung der Gesetze so bloß stellten; aber dieser Umgang würde sehr behutsam, und also ohne gefährliche Folgen seyn, weil die Gesetze diese Behutsamkeit zu bestrafen drohen. Man kann hieraus eine Folge ableiten, die alle Gesetzgeber sich wohl empfohlen seyn lassen möchten. Sie müssen sich nicht sowohl angelegen seyn lassen, ihre Unterthanen tugendhaft und vernünftig zu machen; es ist ganz unmöglich, dieses durch den Zwang der Gesetze zu bewirken: sie müssen vielmehr darauf sehen, wie sie sich die lasterhaften Reizungen und die Thorheiten ihrer Unterthanen so zu Nutze machen, daß sie wider ihren Willen diejenigen bürgerlichen Pflichten ausüben, welche Tugendhafte und Vernünftige ohne Gesetze thun. Wie wichtig diese Weisheit sey, das habe ich nunmehr durch mein Exempel und durch die Verordnung bewiesen, die ich in meiner neuen Republik der verliebten Jugend

allgemein und geltend zu machen wünsche. Man befehle der flüchtigen Jugend mit Ernst, thöricht zu seyn, so wird sie alle Kräfte daran setzen, vernünftig zu lieben; und man wird keine von den traurigen Folgen befürchten dürfen, welche aus einem uneingeschränkten Umgange außerdem erwachsen könnten.

Da ich itzt mein Herz wegen der übereilten Ehen ausgeschüttet habe, welche sich nur auf den flüchtigen Eindruck der Schönheit gründen; so ist meine Meynung gar nicht, zu behaupten, daß man nicht eben so thöricht wählen könne, wenn man ein häßliches Frauenzimmer heurathet. Die Schönheit macht nicht tugendhaft; aber die Häßlichkeit eben so wenig. Das ist vielleicht noch der einzige Unterschied, daß ich mit einem schönen Bilde ohne Seele wenigstens einige Minuten vergnügt leben kann, mit einem häßlichen Frauenzimmer aber, nicht einen Augenblick.

Damit man finden möge, daß ich den Werth der Schönheit einsehe; daß ich sehr wünsche, es möge ihn ein jedweder mit Vernunft zu schätzen wissen, und daß ich nur damit nicht zufrieden bin, wenn man bloß die Schönheit, und so bald diese verschwunden ist, gar nichts mehr an der Person liebt: so will ich zwey Recepte geben, welche eine solche Wahl dauerhaft machen können.

Will ein Liebhaber wissen, ob die Schönheit seines Mädchens dauerhaft sey, so sehe er auf das Gesicht ihrer Mutter. So ungefähr wird sein Mädchen in zwanzig Jahren auch aussehen. Wird er dieses Gesicht noch in zwanzig Jahren lieben können? Viele Schönheiten zwingen uns auch alsdann noch zur Hochachtung und Ehrfurcht, wenn sie uns gleich nicht mehr

zur

zur Zärtlichkeit bewegen können. Dieses Recept ist für die Mannspersonen.

Für die Frauenzimmer will ich ein Mittel bekannt machen, das ihre Schönheit, und also einen großen Theil ihres Werths, sehr dauerhaft und sie ihren Männern lange Zeit schätzbar erhalten soll. Sie müssen sich vor solchen unanständigen Heftigkeiten hüten, die ihnen alle Lineamente in Unordnung bringen und ihnen wirklich ihre ganzen Gesichtszüge verzerren, wenn sie sich dergleichen heftigen Bewegungen zu oft überlassen. Ein hochmüthiges Frauenzimmer, welches ihre kleine Person allen andern vorzieht, läuft Gefahr, sehr geschwind ungestaltet zu werden. Sie bekommt einen steifen Nacken, verrückte Schultern, einen schweren bäurischen Gang, kurzen Athem, weil sie ihre Brust beständig hervorpreßt; ihre Unterlippe senkt sich, und sie kann die Zähne kaum bedecken; ihre Nase verliert die richtige Stellung und tritt in die Höhe; ihre Augen werden größer, als sie seyn sollten, sie werden starr und schielend, weil sie nichts mit einer gebührenden Achtsamkeit, sondern alles nur von der Seite mit halbgebrochnen Blicken ansieht. Die Sprache selbst leidet durch den Hochmuth; sie wird unangenehm, weil sich die Worte wider ihren Willen aus der hohlen Brust hervor drängen und durch den für die Gesellschaft nur halb geöffneten Mund brechen müssen. Ein neidisches hoshaftes Mädchen ist in eben der Gefahr, bald häßlich zu werden. Ihr Kopf senkt sich und der Nacken wird niedergekrümmt. Die Runzeln des Alters setzen sich schon in ihren besten Jahren auf ihrer Stirne fest; sie sieht unter ein paar niederhangenden Augenbraunen wild hervor und schielt tückisch um sich herum; die Augen werden roth und die Wangen gelb; der Mund

gei

geifert; mit einem Worte, sie wird, was der Neid ist, und mit zunehmenden Jahren wird sie noch häßlicher, als man den Neid malt. So verstellen auch andre ausschweifende Leidenschaften die Gesichtszüge unsrer Frauenzimmer. Ich will mich nicht länger aufhalten, sie zu schildern. Ich überlasse die Beschäftigung der lebhaftesten Einbildungskraft meiner Leser; es wird ihnen eine angenehme Beschäftigung seyn, wenn sie die traurigen Trümmer einer Verbuhlten, einer Spielerinn, einer Geizigen, einer Heuchlerinn malen.

Ich erinnere mich hier eines meiner Freunde, welcher sich in Utrecht aufhielt und selbst ein großer Maler war. Er malte das Bild seiner Frau alle fünf Jahre. Im ersten Jahre seiner Ehe malte er sie, und vielleicht etwas schmeichelhaft; denn im ersten Jahre schmeicheln die Männer ihren Weibern. Dem sey wie ihm wolle; er malte sie so reizend, daß er noch in seinem siebzigsten Jahre verliebt ward, wenn er dieses Bild ansah.

Fünf Jahre darauf malte er sie noch immer schön, aber nicht so reizend, wie vorher. Mit einem jeden der folgenden fünf Jahre verschwanden einige Reizungen, und also ward das dritte Bild nicht reizend, nicht schön, aber doch angenehm. Dieses Angenehme behauptete sich noch beym vierten Bilde. Seine Frau trat eben in das vierzigste Jahr, als er sie zum fünftenmale zeichnete. Sie schwur, sie sey gar nicht getroffen; denn sie fand das Muntre der Farbe nicht mehr, und warf dem Manne vor, er habe zu viel Schatten gemalt. Fünf Jahre darauf vermehrte dieser unparteyische Maler das Bild mit einigen Runzeln über den Augen. Die Frau seufzete, und hatte doch das Herz nicht, ihrem Manne und ihrem Spiegel zu widersprechen.

chen. Sie faßte ſich endlich; denn ſie war in der That vernünftig. Sie freute ſich, daß das nächſte Bild eine geſetzte und verehrungswürdige Miene zeigte. Nach fünf Jahren malte er ſie wieder, und ihre Miene ward andächtig. Endlich malte er das letzte Bild, da ſie ihrem ſechzigſten Jahre ſich näherte. Sie ſcherzte ſelbſt über die viele Mühe, die ihm ihre Runzeln und grauen Haare machten. Sie wies das Bild Kennern, und man verſicherte ſie, der Maler habe ein Meiſterſtück von einem ſchönen alten Kopfe gezeichnet.

Ich erzähle dieſe Geſchichte nicht umſonſt. Wollte der Himmel, unſre Weiber ließen ſich alle fünf Jahre malen! Wie lehrreich wäre dieſe Sammlung der Bilder für ihre Töchter! Eine Schöne von ſechzehn Jahren würde vielleicht etwas weniger ſtolz ſeyn, wenn ſie die Bilder ihrer vierzigjährigen Mutter und ihrer ſechzigjährigen Großmutter betrachtete, welche beide in ihrem ſechzehnten Jahre vermuthlich auf ihre Schönheit eben ſo ſtolz waren. Vielleicht würde ſie über dieſe großmütterlichen Runzeln manchmal ernſthafte Gedanken bekommen, welche einer jungen Schöne ſehr erbaulich ſeyn können. Und wir Mannsperſonen, wie vernünftig würden wir wählen, wie vernünftig würden wir lieben, wenn wir durch eine Reihe von ſolchen Bildern auf die Vorſtellung gebracht würden, ob wir unſre bezaubernde Phillis noch in vierzig Jahren, mit Runzeln und grauen Haaren, werden lieben können! Was würde gewöhnlicher ſeyn, als daß ein Liebhaber mitten unter den größten Schmeicheleyen, die er ſeiner Braut machte, einen Blick in die Zukunft thäte! Er würde ſeine Göttin

im zwanzigſten Jahre reizend,
im fünf und zwanzigſten ſchön,

im dreyßigsten angenehm,
im fünf und dreyßigsten noch immer angenehm,
im vierzigsten ohne mustre Farbe,
im fünf und vierzigsten mit einigen Runzeln an den Augen,
im funfzigsten gesetzt und verehrungswürdig,
im fünf und funfzigsten, mit einer andächtigen Miene,
und im sechzigsten Jahre, als einen schönen alten Kopf,

finden. Aber das setze ich zum voraus, daß seine Frau eben so tugendhaft, eben so vernünftig sey, als die Frau meines Freundes war; außerdem treffen diese Grade nicht ein. Das habe ich doch in der That vergessen, ob die Frau meines Freundes weiß oder braun war: Ich werde dieses dem Ausspruche meiner Leserinnen überlassen; denn mir ist es ganz unmöglich, mich darauf zu besinnen.

Ich habe mich vielleicht zu lange bey diesen Ehen aufgehalten, an denen die Schönheit mehr Antheil hat, als der Himmel. Aber vielleicht entschuldigen mich diejenigen, welche bey den Ehen unsrer Mitbürger so aufmerksam sind, wie ich, und daher auch so, wie ich, angemerkt haben, daß eben diese Ehen diejenigen sind, die dem lieben Himmel die meiste Verantwortung machen. Wir wollen weiter gehen.

Die Ehen, die man aus Eigennutze schließt, werden dem Himmel auch sauer genug. Ich will mich aber wohl hüten, von diesen Ehen gar zu viel Böses zu reden; denn meine Freunde geben mir Schuld, daß, wenn ich mich zum zweytenmale verheurathen sollte, so würde meine Ehe gewiß nicht im Himmel, sondern im Kom-

Komtoir geſchloſſen werden. Ich kann mich bey dieſem Vorwurfe beruhigen. Mir, als einem Wittwer, iſt es zu gute zu halten, wenn ich ein wenig mehr aufs Nützliche und Gründliche in der Ehe ſehe. Da ich jung war, verführten mich die ſchwarzen Augen meiner Frau, und ich ward unglücklich genug; da ich ſo jung nicht mehr bin, ſo hätte ich wohl Luſt, mir eine reiche Frau zu wählen, die Augen mögen ſehen, wie ſie wollen. Bin ich auch wieder unglücklich bey einer reichen Frau, wie ich es bey einer ſchönen war; ſo weis ich doch zum wenigſten, wo ich Troſt ſuchen ſoll. Den fand ich bey meiner erſten Frau nicht, ſo bald ein Jahr vorbey war; denn ihr ganzes Einbringen beſtund in zwey ſchwarzen Augen, bey denen der zärtlichſte Ehemann mit der Zeit verhungern kann. Ich habe die Anmerkung gemacht, daß wir Mannsperſonen bis in unſer zwanzigſtes Jahr vor Liebe zappeln, bis ins fünf und zwanzigſte dahlen und bis ins dreyßigſte lieben; heurathet man aber im vierzigſten Jahre, ſo handelt man Herz um Geld, Zug für Zug. Gezappelt habe ich, auch gedahlt und vielleicht einige Zeit geliebt: Nun wird man es mir in meinem vierzigſten Jahre nicht übel nehmen können, wenn ich ein wenig ernſthafter verfahre und ſehr genau überrechne, wie viel pro Cent ich mit einem Seufzer verdienen kann. Wer behaupten will, daß man bey den Ehen nicht aufs Geld ſehen ſoll, den halte ich, mit ſeiner gütigen Erlaubniß, für einen verliebten Pedanten, und wenn er darüber böſe wird, ſo wünſche ich ihm zur Strafe meine Erfahrung. Da waren die Mädchen ohne Geld noch ſehr nützlich, da ſie weiter nichts brauchten, als einen Mann; itzt aber, da ſie ſo viele koſtbare Kleinigkeiten verlangen, da der Mann nur ein Nebenwerk und die Pracht die vornehm,

nehmste Absicht ihrer Liebe ist, itzt ist so eine poetische Schäferliebe nicht jedermanns Werk. Man wird mir diese Lästerung vergeben; es fällt mir alle Augenblicke ein, daß ich auch so arkadisch geliebt habe.

Nach dem Vermögen meiner Frau werde ich meine Liebe einrichten. Ich habe nicht Willens, ein Mädchen zu betrügen; ich will also die Taxe von meinem Herzen bekannt machen und der Welt sagen, wie theuer ich liebe:

2000. Thaler; ich werde nicht gleichgültig seyn;
4000. Thaler, verdienen eine aufrichtige Gegenliebe;
6000. Thaler, eine zärtliche Gegenliebe;
10000. Thaler, eine inbrünstige Gegenliebe;
15000. Thaler, eine ewige Liebe;
20000. Thaler; o Mademoiselle! dafür bete ich Sie an und sterbe für Liebe, aber erst nach Ihrem Tode.

Mich dünkt, ich bin noch ganz billig und darf den Vorwurf nicht befürchten, daß ich die Mädchen übertheure. Denn das wird doch nicht strafbar seyn, daß ich ein wenig spröde und kostbar thue. Das ist immer die Sprache alter Junggesellen und Wittwer, wenn sie auch noch häßlicher aussehen, als ich; aber sie lassen mit sich handeln, die ehrlichen Leute, und ich will mich auch billig finden lassen. Kann man wohl mehr von mir verlangen?

Denenjenigen, welche sich einfallen lassen zu glauben, daß meine Liebe zu eigennützig sey, denen will ich beweisen, daß ich nach der Vorschrift der Natur liebe. Und dieses zu beweisen, brauche ich nichts, als das Vorspiel des Landmanns, welcher unschuldig und natürlich liebt, da ihn weder die Eitelkeit des Hofes leichtsinnig, noch der Eigennutz der Städte niederträchtig macht.

Es

Es werden ungefähr ein paar Monate seyn, als ich auf dem Landgute eines meiner Freunde das Vergnügen hatte zu hören, wie vorsichtig zween Väter um ihre Kinder handelten. Hanns, der Vater des erwachsenen Jungens, der freyen sollte, gieng zu seinem Nachbar, dem reichen Niklas, ans Fenster und machte ihm seine Tochter feil. Grüß euch Gott, Niklas! sagte der zärtliche Vater; wißt ihr was? Mein Bube soll das Gütchen annehmen, und ich suche ein feines Mensch für ihn, was gebt ihr eurer Tochter mit? Tausend Gulden, mehr nicht, antwortete ihm der Nachbar ganz gelassen. Hum! Nur tausend Gulden: das wäre ja gar nichts. Gebt ihr zwey tausend Gulden, so lasse ich meinem Sohne das Gut heute noch im Amte verschreiben. Seht nur, Gevatter, sprach Niklas, das kann ich mein Seele nicht. Zwey tausend Gulden ist zu viel. Mit einem Worte: zwölf hundert Gulden ist alles, was ich thun kann, und da nicht einen Kreuzer mehr. Je, geht doch, versetzte Hanns, ihr solltet euch schämen; so ein hübscher Nachbar im Dorfe! Niklas schüttelte seinen Kopf und blieb dabey, er könnte nicht mehr geben. Auch nicht funfzehn hundert Gulden? fragte Hanns ihn traurig. Nein, war die Antwort, mehr nicht, als zwölf hundert Gulden. Nun so behüte euch Gott, Gevatter, so will ich weiter gehen. Sie schieden ziemlich gelassen von einander. Hanns hatte kaum zwanzig Schritte gethan, als er mit einer rechnenden Miene stehen blieb, wieder umkehrte und an des Niklas Fenster mit seinem Stocke pochte. Gevatter Niklas, noch auf ein Wort! rief er. Wollt ihr auch nicht vierzehn hundert Gulden? Ich kann, straf mich Gott, nicht! dabey blieb Niklas. Hanns kehrte sich

trotzig um und sagte: Nun! so muß ich denken, daß es Gottes Wille nicht gewesen ist. Lebt wohl!

Wer hat diese Leute diese vorsichtige Art zu lieben gelehrt, wenn es die Natur nicht gewesen ist? Sollte ich wohl so rebellisch seyn und mich der mütterlichen Stimme der Natur widersetzen? Wie vornehm dachte mein Hanns, welcher wohl wußte, daß keine Ehe unter funfzehn hundert Gulden im Himmel geschlossen werden könnte!

In diesem Augenblicke fällt mir ein Aufsatz in die Hände, den ich machte, als ich noch verheurathet war. Es ist ein Trost für unglückliche Leute, wenn sie andre finden, die eben so unglücklich sind. Ich war damals sehr aufmerksam, Leute kennen zu lernen, die sich bey der Heurath eben so sehr übereilt hatten, als ich. Ich fand sie, und alle seufzten, wie ich, über den Himmel; keiner von ihnen war Schuld an seiner unglücklichen Ehe: Der Himmel blieb es allein, indem sie geschlossen waren.

Liste

einiger thörichten Ehen, die auf Rechnung des Himmels geschlossen worden sind.

Balthasar Mennig, mein Nachbar, ein Würzkrämer und ehrlicher Mann, war dreymal Wittwer geworden, und mißbrauchte die Geduld des Himmels zum viertenmale, da er in seinem neun und funfzigsten Jahre ein artiges Mädchen von siebzehn Jahren heurathete. Sie war eine Waise, ohne Vermögen; sie lebte sehr nothdürftig von der Barmherzigkeit ihrer Muh-

Muhme, welche sie so sklavisch und eingezogen hielt, daß das gute Kind keine Kirche versäumte, um Leute zu sehen. Mein Alter hatte seinen Kirchenstuhl nur wenige Schritte von dem ihrigen; er freute sich, als ein guter Nebenchrist, über diese fromme andächtige Seele mit weißen Haaren, blauen Augen und einer blendenden Haut; er vergaß seine Brille herunter zu nehmen, so lange sie vor ihm saß; ja er ward endlich so verliebt, daß er in einer elenden Predigt aushalten konnte, ohne zu schlafen. Er erfuhr ihre Wohnung, ihre Herkunft und ihre Armuth. Dieser letzte Umstand machte sein Christenthum rege; und weil er sich schämte, noch in seinem hohen Alter verliebt zu seyn, so gab er sich Mühe, sich zu bereden, daß ihm Gott dieses Mädchen zugewiesen habe, um sie glücklich zu machen. Er hatte es so oft gehört und vielleicht selbst erfahren, daß eigennützige Ehen gemeiniglich mißvergnügt ausschlagen; nun wollte er einmal ganz uneigennützig und, nach seiner großmüthigen Sprache zu reden, ein nackicht Mädchen heurathen. Er ließ der alten Muhme seine christlichen Absichten entdecken. Man freute sich und dankte Gott, der für arme Waisen so sichtbarlich sorgt. Das fromme Mädchen ward seine Frau. Wie geschäftig ist nicht der böse Feind! Kaum hatte sich die junge Frau vier Wochen lang ausgefüttert, prächtig gekleidet und ihre vorige Noth vergessen; so blies ihr der Teufel (denn wer sollte es sonst gewesen seyn?) boshaft ein, daß zur Ehe noch etwas mehr, als Essen, Trinken, Kleider und ein frommer ruhiger Greis von sechzig Jahren gehöre. In ihrer Handlung war ein Ladendiener, welcher der Frau Würzkrämerinn so zu schmeicheln wußte, daß sie sich und Pflicht vergaß, einen ziemlichen Theil des Vermögens mit ihm verschwendete, ihren Mann auf die em-

pfindlichſte Art verachtete und ſo unvorſichtig buhlte, daß die ganze Stadt darüber lachte. Die Ehe war im Himmel und wenigſtens in der Kirche geſchloſſen, das geſtunden alle Leute; allein, wo kam der Hahnrey her? Das weis ich nicht; aber das weis ich wohl, daß ſeine Frau einige Monate drauf im Kindbette ſtarb. Mein rechtſchaffner Alter hat mir mit der zufriednen Munterkeit eines ruhigen Gewiſſens geſtanden, daß er an dieſem frühzeitigen Tode nicht Urſache ſey.

Man weis die Noth der armen Wittwen. Faſt jeder ſucht ſie zu bevortheilen und niemand nimmt ſich ihrer an. Man wird wenig Exempel finden, daß eine Wittwe ſich um deswillen zum zweytenmale verheurathet, um zum zweytenmale einen Mann zu bekommen; o nein: um deswillen gar nicht! Nur darum geſchieht es, um eine Stütze in ihrer Noth zu haben und ſich einen Freund zu verbinden, der ſich ihres Hausweſens annähme, der ſie wider die Zunöthigungen ihrer Feinde ſchütze; mit einem Worte, der ihr Mann ſey.

Dieſe Sittenlehren verſtund meine alte Wirthinn aus dem Grunde. Sie war ſeit zehn Jahren Wittwe und ihre Feinde gaben ihr Schuld, daß ſie bey dem Abſterben ihres Mannes wenigſtens acht und vierzig Jahr alt geweſen ſey. Sie keuchte und zitterte ziemlich mit dem Kopfe; aber ihr Arzt, ein junger artiger Doktor, war ſo galant, ihr zu beweiſen, daß es von einem feurigen und wilden Geblüte herkomme. Sie brauchte eine Brille, es iſt wahr; aber es geſchah nur, ihre Augen deſto ſchärfer zu erhalten. Mit einem Worte: es fehlte ihr zu ihrer Zufriedenheit weiter nichts, als ein Freund, der für ſie ſorgte, der ſich ihrer annähme und der ihr ziemlich anſehnliches Vermögen wi-

wider die eigennützigen Nachstellungen ihrer Feinde vertheidigte. Dieser Freund hätte können bey Jahren, und wenigstens in ihrem Alter seyn; vielleicht wäre er alsdann vernünftiger und einsehender gewesen. Aber Vernunft und Einsicht war es doch nicht allein, was sie suchte. Bey einem alten Freunde hätte sie noch einmal können zur Wittwe werden; das wäre für sie was Schreckliches gewesen. Sie suchte sich also einen jungen dauerhaften Freund, bey dessen Umgange sie, wenigstens noch vierzig Jahre, ruhig und vergnügt zu leben hoffte. Gegen niemanden hatte sie so viel Verbindlichkeit, als gegen ihren jungen Arzt, der ihr feuriges und wildes Geblüte so wohl hatte kennen lernen. Sie bot ihm also ihre Hand an, und mit dieser Hand den ganzen Segen ihres Kastens. Er griff zu, denn er war arm. Er verließ sich auf seine Kunst, und hoffte gewiß, sie binnen zwey Jahren zu begraben. Und doch betrog er sich; so selten er sonst die Erben seiner Kranken in dergleichen Fällen betrogen hatte. Seine Frau lebte noch zehn Jahre. Er gab ihr gute und böse Worte, sie sollte sterben, sie starb nicht; er verachtete sie, und aus Demuth blieb sie leben. Endlich wurden sie mit einander so genau bekannt, daß er sie prügelte: allein dieses machte sie desto munterer, denn sie glaubte, sie, als eine gute Christinn, müsse sich standhaft in ihrem Leiden erhalten. Sie seufzete freylich über ihre unglückliche Ehe; aber sie erwartete Rettung und Hülfe vom Himmel, da sie ihre Ehe gewiß nicht ohne Gebet angefangen hatte. Mit einem Worte, die Frau war unglücklich, und der Mann in der größten Verzweiflung. Zehnjährige Geduld, Verachtung gegen sein ehrliches Gerippe, tausenderley Verdruß, so gar Schläge waren also nicht vermögend, ihr einen Ekel gegen diese vergängliche Welt zu machen. Sie lebte

ihm zum Trotze, und alle seine Arzneyen würden kaum im Stande gewesen seyn, ihre hartnäckige Seele aus dem alten Neste zu jagen, wenn sich nicht der Himmel der Ehen seiner angenommen und zugelassen hätte, daß das unbescheidne Weib ihren siebzigjährigen Hals brach, da sie eben im Begriffe war, ein Fläschchen Aquavit aus ihrer Schlafkammer zu holen.

Unser Herr Doktor Saft war also ein Wittwer. Nun hatte er Vermögen, und nun nahm er sich vor, vernünftiger zu heurathen; denn das gestund er, daß er das erstemal unvernünftig gewählt hätte. Er glaubte, es fehle ihm weiter nichts, als ein höherer Titel und die Verbindung mit einer ansehnlichen Familie, welche sein Glück auf eine dauerhafte Art befestigen, und ihm das Recht geben könne, eine wichtige Miene zu machen. Er fand beides; denn Titel sind immer feil, und immer giebt es ansehnliche Familien, mit noch ansehnlichern Schulden; Familien, die sich bey dem Vermögen ihrer Freunde wohl befinden. Herr Hofrath Saft suchte also die Tochter eines geheimen Raths zu erbeuten, welcher an einem kleinen Hofe vornehm genug war, den Ehrgeiz eines Schwiegersohns zu sättigen. Man überwindet sich endlich, ihm die Tochter zu geben, und es sind kaum zwey Jahre vorbey, als der arme Hofrath durch den Stolz seiner neuen Frau zu einer solchen Verzweiflung gebracht wird, daß er glaubt, seine erste Frau sey ihm noch viel zu früh gestorben. Die Reihe ist nunmehr an ihm, verachtet zu werden. Der meiste Theil seines Vermögens ist durch einen prächtigen Aufwand verschwendet worden. Seine Aeltern merken nunmehr, daß seine Reichthümer so unerschöpflich nicht sind, als er es ihnen anfänglich zu bereden gesucht hat. Sie fangen an, ihre Uebereilung zu bereuen, und werfen ihm vor, daß er sie

um ihre Tochter betrogen habe. Ihre Tochter glaubt eben das, und sieht dem Augenblicke mit Schrecken entgegen, wo sie die Frau eines Mannes ohne Familie, ohne Sitten, ohne Verstand, und was das allerschlimmste ist, ohne Vermögen bleiben soll. Das einzige Mittel, sich zu retten, ist der Tod ihres Mannes. Sie wünscht es, sie sagt es ihm, daß er sehr wohl thun werde, wenn er stürbe. Alle Kunstgriffe, die er angewendet hat, seiner ersten Frau das Leben verhaßt zu machen, werden itzt verdoppelt, ihn auf eben diesen guten Einfall zu bringen. Fast wünscht er sich selbst diese Art der Erlösung. Er könnte sich, als Medikus, die Mühe erleichtern; aber die Pflicht eines Arztes ist, nur andern in dergleichen Fällen zu dienen. Er lebt also, und erwartet den Tod sehnlich. Der Tod ist taub; denn man weis schon, wie viel dem Tode daran liegt, daß ein unwissender Medikus leben bleibe. Was soll unser armer Hofrath thun? Was soll seine trostlose Frau thun? Nun fehlt weiter nichts, als daß sie noch die Schläge rächt, die er seiner ersten Frau gegeben. Unter der Hand will man erfahren haben, daß sie zu ein paar Ohrfeigen Anstalt gemacht hat. Noch lebt er, und ich verlange sehr, den Ausgang dieser Ehe zu erfahren.

N. S. Sie leben noch beide, da ich dieses schreibe, und beide noch eben so mißvergnügt. Es geht nun ins achte Jahr, daß seine itzige Frau das schreckliche Werkzeug ist, die Beleidigungen zu rächen, die er seiner alten Wittwe angethan hat.

Zebedäus Schlau hatte in einem gelehrten Buche gelesen, daß eine kluge Frau für ihren Mann eine sehr gefährliche Sache seyn könnte. Er war also so fein, und wählte sich das dümmste Mädchen in der Stadt.

Sie war schön und aus guter Familie. Er machte sich Hoffnung, sie ganz nach seinem Willen zu lenken, da sie so albern war, daß sie kaum einen Willen zu haben schien. Er irrte sich sehr. Ungeachtet ihrer Einfalt, wußte sie doch, daß sie eine Frau war. Ihre Dummheit diente nur dazu, daß sie auf ihre weiblichen Rechte trotziger ward. Das Ansehen ihrer Familie nöthigte den Mann, vorsichtig zu seyn; beleidigen durfte er sie nicht. Durch den Schutz ihrer Anverwandten bemächtigte sie sich nach und nach einer Herrschaft über ihn. Je dümmer seine Frau war, desto schimpflicher war ihm seine Sklaverey. Sie starb sehr jung; ein Unglück, das sonst nur kluge Kinder trifft. Ich sprach ihn einige Wochen nach ihrem Tode; er versicherte mich, daß er in seiner ganzen Ehe nur zween vergnügte Augenblicke gehabt habe: In der Brautnacht, und bey ihrem Tode.

Valentin Pinsel, dessen Vater ein berüchtigter Quaker und die Mutter eine Betschwester gewesen war, hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die meisten Ehen um deswillen unglücklich wären, weil bey der Wahl so viel menschliches mit unterlaufe, wie er es nannte, oder nach unsrer Art zu reden, weil man mit zu viel Vorsicht heurathe. Diese Vorsicht hielt er für Sünde. Er wollte also heurathen, ohne den Himmel zu versuchen. Diesem überließ er die Wahl. Es war an einem Sonntage sehr früh, als er sich mit vieler Andacht rüstete, der Person entgegen zu gehen, die ihm der Himmel zu seiner künftigen Braut zuführen würde. Diese sollte nach seinem Gelübde, so er gethan hatte, das erste unverheurathete Frauenzimmer seyn, das ihm begegnen würde. Er blieb an der Kirchthüre stehen, und erwartete sein Glück mit aufgesperrtem Maule. Das erste unverheurathete

Frau-

Frauenzimmer, so an die Kirchthüre kam, war eine Person von etlichen und zwanzig Jahren, welche bisher so ausgeschweift hatte, daß auch die ungesittetsten Mannspersonen öffentlich sich ihrer schämten. Er wußte dieses, und eben darinnen fand er einen besondern Wink des Himmels. Noch an diesem Tage wurde die Verbindung richtig; und nun werden es beynahe fünf Jahre seyn, daß er der unglücklichste Ehemann und ein Spott der ganzen Stadt ist. Hätte er wohl eine Thorheit andächtiger anfangen können, als diese? und doch glaubt er noch itzt, daß diese Ehe im Himmel geschlossen sey.

Meister Martin seliger, hat seine Frau aus keiner andern Ursache geheurathet, als weil sie Christine hieß. Und dieses liebe Christinchen hat ihn auf gut türkisch gepeinigt bis an sein seliges Ende, welches drey Tage darauf erfolgte, als sie ihm einen Tiegel an dem Kopfe zerschlagen hatte.

N. N. war ein Frauenzimmer von guter Erziehung, welche sie besonders ihrer Mutter zu danken hatte. Diese liebreiche Mutter starb, und überließ die Tochter der Vorsorge ihres Mannes, der weiter keinen Fehler hatte, als diesen, daß er niederträchtig geizig war. Dieser Fehler hinderte das Glück seiner Tochter; denn ihre Liebhaber hatten gemeiniglich auch den Fehler, daß sie keinen geizigen Schwiegervater leiden konnten. Ihre schönsten Jahre, die bey einem Mädchen der Liebe so heilig sind, verstrichen ungenossen. Sie war zu tugendhaft, sich zu vergehen; aber sie war gar zu sehr ein Frauenzimmer, als daß sie bey dieser Verzögerung ganz gleichgültig hätte seyn können. Der Geiz des Vaters verscheuchte ihre Anbeter. Sie ward traurig über die Einsamkeit, die sie um sich herum wahrnahm, und diese Traurigkeit ver-

mehrte sich, wenn sie an die künftigen Folgen dieser Einsamkeit gedachte. Endlich meldete sich ein junger Mensch, der sich vornahm, auf Konto zu lieben, und den Tod ihres Vaters zu erwarten. Er hatte kein Vermögen; das war für einen geizigen Vater Ursache genug, ihm die Tochter abzuschlagen. Diese Schwierigkeit machte ihn nunmehr im ganzen Ernste verliebt. Er versicherte seine Schöne, daß seine Liebe aufrichtig und vernünftig, und seine Absichten christlich wären. Bey einem Frauenzimmer von einer frommen und tugendhaften Erziehung ist diese ehrbare Sprache eben so gefährlich, als bey einem leichtsinnigen Frauenzimmer das Geschenk eines kostbaren und neumodischen Putzes. Ihre Standhaftigkeit fieng an zu wanken. Ihres Vaters Haus ward ihr alle Tage unerträglicher, und eben um deswillen fand sie ihren Freund alle Tage liebenswürdiger. Eine alte Muhme, (denn die alten Muhmen sind immer die Ehestandsapostel,) diese ihre alte Muhme mischte sich endlich in den Roman, und machte ihr begreiflich, daß eine Ehe zwischen einem jungen wohlgewachsenen Menschen und der Tochter eines reichen Vaters dem Himmel nicht anders als angenehm seyn könne. Die vernünftigen Lehren ihrer verstorbenen Mutter erhielten das gute Kind noch einige Tage zweifelhaft. Endlich kam die gefährliche Stunde. Der verdoppelte Eigensinn eines ungerechten Vaters, die Schmeicheleyen eines wohlgebildeten Freundes, den man liebt, die Befehle der Natur, die man in diesen Fällen empfindet, und gern empfindet, und endlich die Predigt einer alten dienstfertigen Muhme: diese Umstände zusammen müssen wohl die Philosophie eines fühlenden Mädchens über einen Haufen werfen. Sie ließ sich entführen, nachdem sie vorher den Himmel sehr andächtig um seinen Beystand angefleht, und ihm vorgehal-

gehalten hatte, daß diese Ehe durch ihn geschlossen wäre. Um ihr Gewissen noch mehr zu beruhigen, räumte sie ihrem Liebhaber die geringste Freyheit nicht ein, bevor sie in dem nächsten Kloster auf die feyerlichste Art getraut waren. Nun war sie Braut und Frau, und zugleich, unerachtet ihrer andächtigen Vorsicht, die unglücklichste Frau. Ihr harter Vater war beleidigt und unversöhnlich. Kaum verflossen acht Tage, als er sich seiner entflohenen Tochter zum Trotze wieder verheurathete, und sein ganzes Vermögen dieser Elenden entzog, welche die Feindschaft ihres Vaters nicht ertragen konnte. Sie lebte mit ihrem Manne nur wenige Jahre, traurig, elend und ohne Hülfe. Der Mangel und Kummer machten dieser übereilten Ehe ein betrübtes Ende. Ein jeder, nur ihr Vater nicht, bedauerte sie; der alten Muhme aber war das ganz unbegreiflich, wie eine Ehe habe so unglücklich seyn können, welche doch durch ihre Vermittelung im Himmel geschlossen worden sey.

Die Ehen, die man auf Schulen schließt, gehören, nach dem angenommenen Verstande unsers Sprüchworts, ganz unstreitig unter die Ehen, die im Himmel geschlossen werden; denn der Verstand hat selten einigen Antheil daran. Und dennoch glaube ich, daß sie sich nach der heutigen Art zu lieben und zu heurathen, wohl entschuldigen lassen. Man weis das deutsche Sprüchwort: **Jung gefreyt, hat niemanden gereut.** Das Sprüchwort hat Recht. Die Jugend ist zu ausschweifend, zu schwer zu bändigen, man lasse sie heurathen! Ein Jahr im Ehestande leben, macht weit zahmer, als zehn moralische Folianten lesen. Kann es wohl jemals einen jungen Menschen gereuen, daß er bey Zeiten vernünftig geworden ist? Die meisten jungen Leute, we-

nigſtens diejenigen, die aus vornehmen Häuſern ſind, wachſen nur um deswillen groß, damit ſie eine Frau nehmen können: ſo gebe man ihnen doch eine Frau, ſo bald ſie groß genug ſind, Vater zu werden. Mit einem Worte: man thut Unrecht, wenn man wider dergleichen Univerſitätsromane zu altväteriſch eifert. Es iſt wahr, ſolche verehlichte Kinder werden ſelten, vielleicht niemals, eine glückliche und vergnügte Ehe haben: aber heurathet man denn heut zu Tage nur um deswillen, daß man glücklich und vergnügt leben will? Ich wundere mich ſehr, daß man noch itzt ſolche Einwürfe machen kann, die ſich kaum bey unſern einfältigen Vorältern entſchuldigen ließen.

Alles dieſes führe ich auf Verlangen eines meiner Freunde an, welcher erſt ſechs und dreyßig Jahre alt, und ſchon Großvater, und dem ohnerachtet noch bis auf dieſe Stunde unmündig iſt. Ich will ſeinen kurzen Lebenslauf hier mit den Worten einrücken, wie er mir ihn ſelbſt aufgeſetzt hat:

„Ich war ſechzehn Jahre alt, als mich mein Vater nach Duisburg auf die Univerſität ſchickte. So lange ich bey ihm im Hauſe war, hielt er mich ſtrenge. Es geſchah dieß wider den Willen meiner Mutter. Ich war ihr einziger Erbe; ſie liebte mich alſo ſehr zärtlich. Wenn ich fromm und fleißig ſeyn würde, ſo ſollte ich auch eine hübſche Frau kriegen: dieſes war ihr täglicher Segen, welcher von meinem vierzehnten Jahre an ſo ſtark in meine Seele wirkte, daß ich immer glaubte, fromm und fleißig genug zu ſeyn, und immer mit Ungeduld auf eine hübſche Frau wartete. Die Ernſthaftigkeit meines Vaters ward mir unerträglich. Ich gewann meine Mutter, welche auf meine Vorſtellung glaubte,

ich

ich sey gelehrt genug, auf die Universität zu ziehen; und was sie glaubte, fand mein Vater immer billig, so strenge er sonst war. Ich kam also nach Duisburg, unter den zärtlichen Wünschen meiner Mutter, daß ich recht fromm und fleißig seyn möchte, damit sie mir bald eine hübsche Frau geben könnte. Dieser mütterliche Segen ward mir verdächtig, weil ich drey Jahre vergebens darauf gewartet hatte; ich nahm mir also vor, mich selbst zu segnen. Hierzu fand ich gar bald Gelegenheit, da man aus meinem Aufwande vermuthete, mein Vater sey sehr reich, und da mein Körper liebenswürdig genug gebaut war. Die Tochter eines Kaufmanns gefiel mir; ich machte mit ihr Bekanntschaft, und war vielleicht noch nicht verliebt: aber binnen kurzer Zeit ward ich es im ganzen Ernste, da das Mädchen sehr ehrbar und züchtig that, und mich beständig vor der Eifersucht und strengen Wachsamkeit ihrer Aeltern warnte, welche unerbittlich grausam gegen sie seyn würden, so bald sie den geringsten Argwohn von unsrer Vertraulichkeit fassen sollten. Ich war jung genug, alles dieses zu glauben; und da ich noch schlauer seyn wollte, als die scharfsichtigen Aeltern meiner Schöne, so versprach ich ihr ingeheim die Ehe, heurathete sie eben so geheim, und genoß das so lange erwartete Vergnügen, welches nach dem Ausspruche meiner Mutter eine Belohnung für ihren fleißigen und frommen Sohn bleiben sollte. Mit einem Worte, im sechzehnten Jahre meines Alters, und noch im ersten Jahre meines akademischen Lebens, war ich verliebt, verheurathet und Vater. Es war also nicht mehr Zeit, das zu verbergen, was wir gethan hatten. Die Aeltern meiner Frau gaben uns einen liebreichen Verweis, anstatt daß ich die heftigsten Begegnungen von ihnen erwartete. Diese Nachsicht würde mir unbegreiflich gewesen seyn,

wenn

wenn ich nicht zu gleicher Zeit gemerkt hätte, daß diese wachsamen und unerbittlich grausamen Aeltern vom Anfange an die Vertrauten meiner Frau in ihrer Liebe gewesen wären. Sie nannten es nunmehr einen Jugendfehler, und dankten dem Himmel, der für ihr Kind so väterlich gesorgt hätte. Meine Aeltern hingegen waren ganz untröstlich. Ich gab mir Mühe, meinem Vater begreiflich zu machen, wie vortheilhaft es für mich sey, die Tochter eines reichen Kaufmanns auf eine so feine Art erhascht zu haben; denn das Geld war bey meinem Vater ein Umstand, der viel Thorheiten entschuldigte. Allein meine Vorstellungen fanden kein Gehör. Er wußte bereits mehr als ich; er wußte die schlechten Umstände meiner neuen Familie, welches sich in ein paar Monaten noch besser äußerte, da mein Schwiegervater einen so ungeschickten und unverantwortlichen Bankrot machte, daß er nicht allein den geringsten Vortheil davon nicht hatte, sondern so gar in die äußerste Armuth gerieth; einen Bankrot wider alle Regeln der Handlung! Nun war ich und das Geld meines Vaters der einzige Trost dieser Unglückseligen; aber ich blieb es nicht lange. Mein Vater starb; der Hof bemächtigte sich seines Vermögens, welches nicht einmal zureichend war, dasjenige zu ersetzen, was man fodrte. Sie können glauben, wie sehr mich dieses alles beunruhigte. Ein junger unerfahrner Mensch von siebzehn Jahren, welcher nicht Zeit gehabt hat, das geringste zu lernen, womit er sein Brodt verdienen könnte; dieser soll für den Unterhalt so vieler Personen sorgen, und kann sich selbst nicht ernähren! Nunmehr ließ mich es meine Frau empfinden, was für ein schreckliches Verbrechen es sey, kein Geld zu haben. Meine Schwiegeraltern hielten mich für den größten Böswicht; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich ihr

armes

armes, unſchuldiges Kind verführt hätte. Mit einem Worte, ich habe ſeit achtzehn Jahren unter der ſtrengen Vormundſchaft meiner Frau ein trauriges Leben geführt. Gleichwohl hat ſie mich immer nothdürftig ernähret; das kann ich ihr nachrühmen. Ich würde kaum begreifen können, wo dieſer Segen herkäme; aber der Herr Kammerrath und der Herr Oberamtmann ſind ein Paar liebenswürdige Männer, und meine Frau ſieht in der That noch reinlich genug aus, chriſtliche und mildthätige Seelen zu erwecken. Dieſe rechtſchaffenen Patrone haben auch für meine älteſte Tochter väterlich geſorgt, und ihr in ihrem ſechzehnten Jahre einen Mann gegeben, der beym Herrn Kammerrathe Verwalter iſt, einen feinen frommen gelaſſenen Mann, wie ich bin, mir noch einmal ſo alt, als ich. Sie leben recht gut mit einander; denn meine Tochter iſt das wahre Ebenbild von ihrer Mutter. Sie hat mich auch ſchon zu einem vergnügten Großvater gemacht, und ihrem guten Manne ein Töchterchen geſchenkt, welches dem Vater bis auf die grauen Haare ſo ähnlich ſieht, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Ich habe das aus des Herrn Kammerraths eignem Munde; denn mir kam es nicht ſo vor. Sehen Sie, mein Herr, ſo lebe ich itzt! Der Himmel, der für eine Frau und für Kinder geſorgt hat, wird auch für Brodt ſorgen. Er erhalte nur meiner Frau ihre Geſichtsbildung, und dem Herrn Oberamtmanne ſein chriſtliches Herz! Ich will mir alles gefallen laſſen! Das iſt mein Lebenslauf, wie Sie ihn verlangt haben. Leben Sie wohl!

N. N. iſt ein unglückliches Opfer von dem Eigennutze ihres Vaters geworden. Sie beſaß alle Tugenden

den einer Weibsperson, und faſt keinen einzigen von den Fehlern derſelben. Sie war ſo ſchön gebildet, daß ſelbſt Frauenzimmer nichts an ihrer Schönheit zu tadeln fanden, und doch war ſie dabey ſo tugendhaft, daß auch die ungezogenſten Mannsperſonen Ehrfurcht für ſie hegten, und in ihrer Gegenwart ſich vernünftig aufführten. Mit einem Worte: Sie war das, was alle ihres Geſchlechts ſeyn wollen, und nicht alle ſind. Sie war alſo eines vernünftigen Vaters und eines beſſern Glücks würdig. Ihr ungerechter Vater hatte die Vormundſchaft über einen jungen Menſchen gehabt, und dieſe ſo eigennützig verwaltet, daß er mit Zittern an die Zeit gedachte, in welcher ihn die Obrigkeit nöthigen würde, Rechnung abzulegen. Dieſer Mündel beſaß, außer einer anſehnlichen Herkunft und einem großen Vermögen, die geringſten Eigenſchaften nicht, die ihm einiges Vorrecht vor dem Pöbel gegeben hätten. Ein Körper, der nach allen Regeln der Häßlichkeit gebaut war, würde ſich haben entſchuldigen laſſen, wenn ſeine Seele nicht noch häßlicher geweſen wäre. Von ſeinen erſten Jahren an hatte man ihm alle Ausſchweifungen verſtattet. Nach dem Tode der Aeltern fiel er in die Hände des Vormundes, dem ſehr viel daran lag, daß er nicht vernünftiger werden ſollte. Er gab ihm, ſo viel er zu ſeinen Ausſchweifungen brauchte, um ihn deſto ſicherer plündern zu können. Die Jahre kamen endlich, da er auf Reiſen gehen ſollte; denn zur Schande unſers Vaterlandes kriegen Ausländer mehr Narren, als vernünftige Deutſche, zu ſehen. Das Ceremoniell erfoderte, ihm einen Hofmeiſter mitzugeben; unſer Vormund wählte ihn ſelbſt: man kann alſo wohl glauben, daß der Hofmei-

meister nicht vernünftiger war, als sein Untergebener, der nunmehr in die Welt geschickt ward, ohne Wissenschaft, ohne Sitten, ohne Redlichkeit. Nur sein Körper war noch gesund, und gegen die Religion beobachtete er noch den äußerlichen Wohlstand. Nach einigen Jahren kam er zurück, noch unwissender, noch weit ungesitteter, eben so unredlich, als er fortgereist war. Nunmehr war das sein größter Witz, wenn er öffentlich der Religion spotten konnte; und so bald diese Spöttereyen erschöpft waren, so erzählte er der Gesellschaft alle Krankheiten, die er in Paris ausgestanden hatte, und erzählte aus Ehrgeiz vielleicht noch mehr, als geschehen war.

Er hatte die Jahre erreicht, sein Geld ohne Vormund zu verschwenden. Was sollte dieser nunmehr thun? Seine Tochter sollte unglücklich werden, damit er, als Vater, ehrlich bleiben könnte. Sie gefiel diesem jungen Böswichte. Anfänglich hatte er die Absicht gar nicht, sie zu heurathen; er wollte sie nur als ein Kavalier, der zu leben weis, unglücklich machen. Ihre Tugend demüthigte ihn zeitig genug. Er empfand Hochachtung und Ehrfurcht gegen sie; eine Empfindung, die ihm ganz neu war; er wollte sie also heurathen. Er entdeckte es ihrem Vater, welcher diesen Vorschlag mit Freuden annahm, und seine Tochter auf die grausamste Art zwang, ihm die Hand zu geben. Nun waren die Vormundschaftsrechnungen richtig, seine unschuldige Tochter aber ganz verloren. Sie lebte nur wenige Jahre mit diesem Unmenschen, der alle Tage verabscheuungswürdiger, und durch seine pöbelhaften Ausschweifungen so ungesund

ward, daß er dieſe Elende in eine Krankheit ſtürzte, die ihrer Noth ein betrübtes Ende machte. Der Mann freuete ſich über das Ende ſeines Eheſtandes; der grauſame Vater tröſtete ſich über den Tod ſeiner Tochter, und war noch unverſchämt genug zu glauben, der Himmel habe dieſe Ehe geſtiftet, um ſeiner Tochter einen reichen Mann zu geben, und ihn, als Vormund, vom Galgen zu retten.

William van Baaken aus Saerdam, dachte, wie ein alter Holländer, und faſelte, wie ein junger Franzos. Er fand in Spaa Klarimenen, ein Frauenzimmer, welches die große Welt kannte, welches die große Welt ziemlich genoſſen hatte, und ſehr unzufrieden wär, wenn man den Selbſtmord der Lukretia entſchuldigte. Van Baaken ſprach ſie zum erſten male auf einem Balle in einer anſehnlichen Geſellſchaft. Ihre Mienen waren eben nicht abergläubiſch, und dieſes machte ihm Muth, ihr einige galante Unflätereyen öffentlich vorzuſagen. Vielleicht hätte Klarimene dieſe lieber in ihrem Zimmer gehört, als auf dem Balle; doch weil des van Baakens Perſon eben nicht ſo gebaut war, daß man aus Liebe zu ihm eine Grobheit überſah; ſo glaubte ſie, ihrem guten Namen ſo viel ſchuldig zu ſeyn, daß ſie ihren Unwillen darüber äuſſerte. Er hatte auf Reiſen weiter nichts gelernt, als unverſchämt zu ſeyn; er wiederholte alſo mit lauter Stimme ſeinen Bootswitz, und bekam dafür von Klarimenen ein Paar derbe frießländiſche Ohrfeigen. Van Baaken ward beſtürzt. Er ſah es ein, daß er Unrecht gehabt hatte; und weil ſein Herz nicht ſo wohl boshaft, als dummkühn war, ſo machte ihn dieſer Zufall

fall leutseliger, als er seit seiner Rückkunft von Paris gewesen war. Er hielt diese Ohrfeigen für einen göttlichen Wink, Klarimenen zu heurathen; denn er schloß von ihrer geäußerten Empfindlichkeit auf ihre Keuschheit, von ihrer Keuschheit auf alle übrige weibliche Tugenden, und von diesen auf das seine Glück, das er in einer Ehe mit ihr zu genießen haben würde. Er war sehr eifersüchtig; und bey Klarimenen hoffte er, nicht Ursache zu haben, eifersüchtig zu seyn. War etwas natürlicher, als seine Hoffnung, Klarimette, welche als Jungfer eine zärtliche Unstäterey mit ein Paar so männlichen Ohrfeigen bestrafte, werde, so bald sie seine Frau sey, diejenigen mit Füßen treten, die die Verwegenheit hätten, ihre eheliche Treue wankend zu machen? So schloß der unerfahrne Mensch! Der Vorwand, ihr die Beleidigung abzubitten, schaffte ihm eine nähere Bekanntschaft. Er versicherte sie seiner Hochachtung, seiner Liebe, seiner guten Absichten; und Klarimene, welche sich schon längst einen so reichen und so dummen Mann gewünscht hatte, ließ sich nach einigen unumgänglichen Weigerungen so weit bringen, daß sie ihm die Hand gab. Er heurathete sie, ehe er von Spaa gieng. Er führte sie in seine Vaterstadt, und rühmte sich seiner erhaltenen Ohrfeigen mehr, als mancher junger Officier seiner Wunden, die er, Gott weis, wo? bekommen hat. Die ganze Gegend ward begierig, diese wilde Spröde kennen zu lernen. Es gab junge muthige Liebhaber, welche diese Sprödigkeit verwägen machte; und wider Vermuthen fanden sie diese Amazone so zahm, wie ein Lamm. Sie war Frau, und hielt also weiter nicht für nöthig, der Welt schrecklich zu seyn, da ihr Glück

nun gemacht war. Mit einem Worte: Ehe noch ein halbes Jahr vergieng, wußte das ganze Land, daß sie ihrem Manne ungetreu war. Ihr Mann wußte es selbst, und war ganz trostlos. Er hätte sich die wahrsagenden Ohrfeigen gern noch einmal vom Himmel ausgebeten, wenn dieses ein Mittel gewesen wäre, von seiner Frau wieder loszukommen: denn nun merkte er beynahe, daß er diesen Wink des Himmels falsch verstanden hatte. Er faßte also einen andern Entschluß: Er floh im ersten Jahre seines Ehestandes von seiner ungetreuen Tyranninn, und gieng nach Surinam, wo er sich viele Jahre lang aufhielt, bis er erfuhr, daß sie gestorben war, und ihm, ungeachtet seiner Abwesenheit, eine zahlreiche Familie verlassen hatte.

Gedanken sind zollfrey; und damit bin ich sehr unzufrieden.

In denen nehlichen Stunden, wo mein Geist mürrisch ist, wo er nichts denkt, wo er so unwirksam ist, wie der Geist eines trunknen Finanzenpachters; in diesen traurigen Stunden beurtheile ich die Fehler des Staats und mache Projekte.

Da ich dieses erinnere, so sollte ich wohl den gemeinen Vorwurf befürchten, daß das Projektmachen meistentheils die Beschäftigung solcher Köpfe sey, welche zu ungeschickt sind, etwas wichtigers zu thun, und welche weder den Willen, noch das Vermögen besitzen, ihre Mitbürger glücklich zu machen; dagegen aber, unter dem scheinbaren Vorwande, die allgemeinen Einkünfte zu verdoppeln, hungrig und boshaft genug sind, sich mit dem Schaden des Armuths zu bereichern und ihr ungewisses Glück auf das augenscheinliche Elend tausend entkräfteter Familien zu bauen. Allein, ich kann vor dergleichen Vorwürfen ruhig seyn, da ich niemals die Absicht habe, den geringsten Vortheil von meinen Projekten zu ziehen, da ich nicht in Willens habe, die öffentlichen Einkünfte zu vermehren, sondern nur Mittel ausfindig zu machen, wodurch die Kosten aufgebracht werden können, welche nöthig sind, für die Bequemlichkeit derjenigen unter meinen Mitbürgern auf eine dauerhafte Art zu sorgen, für welche bisher am wenigsten gesorgt worden ist.

Außer dem guten Zeugnisse, welches mir mein eignes Gewissen von der Billigkeit meiner Absichten giebt, rechtfertigt mich noch ein andrer Umstand, der in der spanischen Geschichte bekannt genug ist. Mein Urälter-

tervater, Sancho Panza, war einige Zeit Regent der groſsen Inſel Barataria *); und machte ſich in etlichen Tagen durch ſeine Gerechtigkeit und tiefe Einſicht in die Kunſt zu regieren, um ſein Land weit verdienter, als viele Prinzen, welche von ihren Unterthanen und Nachbarn dreyſsig Jahre lang gefürchtet und ewig verabſcheuet werden. Von dieſer Zeit an haben wir Nachkommen des glorwürdigſten Sancho einen innerlichen Trieb zu regieren; und weil bereits alle Throne und Regierungen beſetzt ſind, ſo behalten wir doch, ungeachtet des traurigen Verfalls unſrer Familie, beſtändig, auch als Privatperſonen noch, den Trieb, die Fehler der Regenten zu beurtheilen, dem Elende, das ein Land dadurch empfindet, abzuhelfen und allerunterthänigſte Projekte zu machen, da wir nicht im Stande ſind, allergnädigſte Befehle zu geben.

Ich, als der einzige männliche Erbe des unſterblichen Sancho, beſitze dieſen Familienſchatz von einigen hundert Projekten, welche meine Vorfahren und ich aufgezeichnet haben. Sie betreffen ſo wohl wichtige, als geringere Sachen; denn wir haben nicht allein für die nöthige Bevölkerung des Königreichs Spanien, ſondern auch für eine bequemere Art, weſtphäliſche Schinken zu räuchern, in unſerm patriotiſchen Eifer geſorgt. Ich werde mich ſehr billig finden laſſen, wenn ich den europäiſchen Staaten, oder auch Einem Ehrenveſten Rathe des Städtleins J . . ., wo ich mich itzt aufhalte, mit meinen geſammelten Projekten dienen kann. Ich hoffe, das groſsmüthige Anerbieten wird angenommen werden, da nicht der geringſte Eigennutz dabey vorwaltet, ſondern da ich ſolches in der Abſicht thue, der Welt zu dienen und mich

*) S. Don Quixot Th. II. Kap. 44.

mich mit einigen Schritten derjenigen Unsterblichkeit zu nähern, welche mein Erlauchter Vater Sancho, mit seinem getreuen Esel und vielen großen Projektmachern des itzigen Jahrhunderts, rühmlichst erlangt hat.

Ich verlange nicht, daß man mir auf mein Wort glaube; ich will eine Probe von meinem Versprechen geben. Diese Probe biete ich hiemit vorzüglich dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation an, da ich in Deutschland, die meiste Zeit über, meinen Unterhalt gefunden habe, und um deswillen gegen dieses nahrhafte Land erkenntlicher seyn will, als ein großer Theil seiner Nachbarn, welche sich viele Jahre von dem deutschen Brodte mästen und dennoch immer, bey einer stolzen Eigenliebe, undankbar sind.

Mein Projekt soll alle die unentbehrlichsten Eigenschaften haben, die den meisten Projekten fehlen. Es soll, ohne Ansehen der Person, eine durchgängige Gleichheit beobachtet werden; der Arme und der gemeine Mann soll entweder gar frey gelassen, oder doch am meisten geschont, der Vornehme aber, nach Beschaffenheit seiner Umstände und Absichten, am meisten zur Mitleidenheit gezogen werden; die inländischen Manufakturen sollen dadurch auf keinerley Art niedergedruckt und eben so wenig der freye Handel mit den Ausländern gehemmet werden; die Einkünfte von diesem Projekte sollen nicht durch die eigennützigen Hände einiger Privatpersonen dem gemeinen Besten entrissen, sondern vor den Augen des ganzen Landes so vertheilt und angewendet werden, daß es gewissen preßhaften Personen vorzüglich zu Nutzen gereicht und dieser Nutzen sich hernach wieder durch das ganze Land zertheilt. Ich will es so einrichten, daß alle diese Einkünfte nur

durch wenige Bediente verwaltet werden können und alſo dem gemeinen Weſen wenig dadurch entzogen wird. Ich ſchmeichle mir, daß man bey meinem Projekte nicht nöthig haben wird, die geringſten Zwangsmittel anzuwenden: Es iſt für alle Stände ſo vortheilhaft, daß ſich gewiß ein jeder von ſelbſt beeifern wird, ſeinen Beytrag zu entrichten und des Vortheils öffentlich zu genießen, den er durch ſeine Beyſteuer erlangt. So gar Ausländer werden ſich darzu drängen und zur Bereicherung unſers Landes die Schätze aus ganz Europa zu uns ſchleppen, um die Erlaubniß zu erhalten, daß ſie an den glücklichen Folgen dieſes Projekts Antheil nehmen dürfen. Ja, ich will noch mehr thun: Ich will nicht allein keinen Genuß von der Erfindung dieſes Projekts haben, ſondern auch, als ein billiger Kontribuent, meinen Antheil ſelbſt dazu erlegen. So großmüthig werden wohl wenig Projektmacher ſeyn!

Da ich auf dieſe Art die beträchtlichen Vorzüge meines Projekts ſo deutlich gewieſen habe; ſo will ich auch nunmehr mit wenigem meine Gedanken ſagen, für wenn ich eigentlich die Einkünfte von dieſem gerühmten Projekte beſtimmt habe.

Nach der mir angebornen politiſchen Einſicht halte ich es für einen großen Fehler, daß man zwar diejenigen in Zucht- und Spinnhäuſern ernährt, welche durch ihre üble Aufführung in der Republick Unruhen anfangen; gleichwohl für die Ernährung derjenigen niemals ſorgt, welche unter dem ſcheinbarſten Vorwande und den prächtigſten Titeln, in dem gemeinen Weſen erſtaunende Unordnung anrichten; und dieſes blos aus Mangel der Nahrung. Man gebe ihnen Brodt, ſo werden ſie aufhören, dem Lande ſchädlich zu ſeyn; denn nur aus Hunger ſchaden ſie.

Die-

Dieſes deutlicher zu machen, will ich hier einige von denenjenigen nennen, für welche ich die Einkünfte meines Projekts eben deswegen beſtimmt habe, weil die Obrigkeit zu großen Schaden des Landes für ihren Unterhalt gar nicht ſorgt und ſie eben dadurch in die verzweifelte Nothwendigkeit ſetzt, das zu ſeyn, was ſie ſind, und welches ſie gewiß nicht ſeyn würden, wenn ſie nur einigermaßen Mittel wüßten, ſich auf andre Art zu nähren. Die wenigen Beweiſe, die ich hier anführe, werden von dem großen Umfange meines Geiſtes und meiner großen Einſicht in die Kunſt zu regieren zeugen.

Unmittelbar nach den Raupen und Heuſchrecken kommen die Rabuliſten; ein gefräßiges Ungeziefer! Man kennet ſie; ich habe alſo nicht nöthig, ſie zu beſchreiben. Man weis die allgemeine Verwüſtung, die ſie in einem Lande anrichten, und doch duldet man ſie und giebt ihnen Ehrentitel: Man ſcheut ſie und ſucht doch ihre Freundſchaft. Und erwacht auch einmal die Gerechtigkeit wider ſie und giebt neue Geſetze zu ihrer Vertilgung; wer ſollte darüber halten? Vielleicht die Richter? Viele Richter würden untröſtbar ſeyn, wenn alle Advokaten gewiſſenhaft wären. Dazu habe ich zu viel Menſchenliebe, daß ich glauben ſollte, die Bosheit eines Rabuliſten ſey eine Handlung, deren ein Menſch freywillig und ohne von der äußerſten Noth gedrungen, fähig ſeyn könne: Zur Ehre meiner Mitmenſchen glaube ich das nicht. Die größte Verzweiflung muß es ſeyn, die ein vernünftiges Geſchöpf zu einer ſo abſcheulichen Nahrung treibt. Nicht im Willen, nicht im Herzen; nein, in einem hungrigen Magen, nur in dieſem allein, iſt die ganze Quelle der Rabuliſterey zu ſuchen. Der Hunger iſt es, der Poeten, der Patrio-

ten, der Schriftſteller, der Goldmacher, der Rabuliſten ſchaffet. Ich will dieſem Uebel ſteuern. Von den Einkünften meines Projekts ſoll kein Theil angewendet werden, die Rabuliſten zu füttern; dadurch werde ich ſie nicht allein von ihrer ſchändlichen Raubereyabzie-hen, ſondern ich werde auch dem gemeinen Weſen an ihnen ſolche Mitglieder ſchaffen, die ihm die wichtigſten Dienſte leiſten können. Es iſt hier der Ort nicht, weiter davon zu reden; im Vorbeygehen will ich nur ſo viel gedenken, daß ein dergleichen ausgefütterter Ra-huliſt ſehr geſchickt iſt, in der Gerichtsſtube Fiſkal zu werden. Er kennt die Schwäche der Richter und die Bosheit der Advokaten. Er wird alsdann alle Par-theylichkeit und Rabuliſterey am beſten entdecken können, ſo, wie diejenigen die beſten Zollbedienten ſind, die den Zoll am meiſten betrogen haben, ehe ſie bankrot wur-den. Dieſes Kapitel aus der Finanz verdient eine be-ſondre Abhandlung, die ich mir vorbehalte.

Für die Freygeiſter will ich auch ſorgen. Sie werden die Einkünfte meines Projekts ziemlich erſchö-pfen: denn ſie vermehren ſich täglich. Aber deſto nö-thiger iſt es auch, daß man ihnen Brodt giebt, damit ſie Chriſten werden: denn nur am Brodte fehlt es ihnen und nicht an der innerlichen Empfindung. Unter tauſend Freygeiſtern iſt vielleicht nur einer, der mit Ueberzeugung nichts von Gott und der Religion glaubt, und dieſer Eine wird gewiß am wenigſten ſchaden, weil er zu vernünftig iſt, ſeinen Unglauben merken zu laſſen, und weil er ſich bey ſeiner Vernunft ſchämen muß, in der Geſellſchaft einer ſo abgeſchmackten Bande Gaukler zu ſeyn, welche zu dumm ſind, von der Religion nichts zu glauben. Denn von der Religion im Ernſte nichts

zu

zu glauben, das ist weit schwerer, als ein guter Christ zu seyn. Also sorge ich bey meinem Projekte bloß für diese starken Geister, die wider ihre Ueberzeugung, nur aus Hunger, Lügen predigen, wie etwan die Zigeuner nur aus Hunger wahrsagen. Ich schreibe gar nichts aus mütterlichen Vorurtheilen, was ich hier schreibe; ich berufe mich auf die Erfahrung und bitte mir von meinen Lesern nur eine kleine Aufmerksamkeit auf dergleichen Geschöpfe aus, welche so verwegen sind, sich Atheisten zu nennen. Bey allen, ich sage nicht zu viel, wenn ich dieses sage; bey allen werden sie finden, daß ihr Leichtsinn sich bloß aus einem Mangel der Nahrung herschreibe. Ein junger Mensch, der sein Vermögen durchgebracht, dem der wollüstige Müßiggang das Gemüthe zu höhern Beschäftigungen träge gemacht und die Knochen zur Arbeit entkräftet hat, den das Andenken seiner vorigen Glückseligkeit verzweifelnd und der gegenwärtige Mangel unverschämt macht, der es nicht gewohnen kann, unbemerkt zu leben, da er nur vor kurzem durch seine kostbaren Thorheiten die Augen der ganzen Stadt auf sich zog; ein Mensch von dieser Art, und deren sind unzählige, wird eine Beruhigung für seinen Hochmuth und für seinen Hunger finden, wenn er zuerst die innerlichen Vorwürfe seines eignen Gewissens damit übertäuben kann, daß alle heilige und bürgerliche Pflichten, die uns die Religion predigt, ein eigennütziges Gewäsche der Pfaffen, und daß alle Strafen, mit denen die Offenbarung die Uebertreter dieser Pflichten so schrecklich bedroht, ein kindisches Märchen christlicher Weiber sind. Hat er es erst mit sich selbst so weit gebracht; so liegt ihm daran, daß er sein eingeschläfertes Gewissen in dieser Betäubung erhalte und daß er auch gegen die Welt seine Thorheiten rechtfertige. Am füglich-

lichſten geſchieht dieſes dadurch, daß er ſich ſelbſt und allen, die es hören und die es auch nicht hören wollen, die neuen Entdeckungen täglich vorſagt, die ſein ſtarker Geiſt aus Schaam und Verzweiflung, wider die Religion erfunden hat. Der Mangel hat ihn ſo vorſichtig gemacht, daß er vornehmlich diejenigen von ihrem Aberglauben zu bekehren ſucht, welche am wenigſten Verſtand haben, ihm zu widerſprechen. Er wird ſich am liebſten reiche bejahrte Thoren und junge Narren aus guten Häuſern wählen. Jenen iſt es ungemein ſchmeichelhaft, daß man ihnen bey ihrer reichen Thorheit den Verſtand zutraut, wichtige neue Wahrheiten einzuſehen, die ſo viele vernünftige Leute und ihre eignen Beichtväter nicht einſehen können. Dieſe kützelnde Eitelkeit thut ihnen ſo ſanft, daß ſie mit freygebigen Händen demjenigen ihren Ueberfluß mittheilen, welcher ſo großmüthig geweſen iſt, ihnen auf eine ſo bequeme Art ſo viel Weisheit, ſo viel unerhörte Wahrheit mitzutheilen, die ihr Verſtand, ſo gar ihr Verſtand, ſo leicht hat faſſen können. Am beſten aber befinden ſich unſre predigenden Freygeiſter bey jungen bemittelten Narren, welche, ſo bald ſie die Religion weiter nicht ſchreckt, ganz ungeſtört ihren Ausſchweifungen nachhängen können. Sie laſſen mit Vergnügen ihren neuen Apoſtel an allen dieſen Ausſchweifungen Antheil nehmen; und dieſer nimmt ihn ſehr gern, weil er ſie gewohnt iſt, und befindet ſich bey dieſen jungen Verſchwendern am beſten, weil die alten bemittelten Thoren, mitten in ihrer Thorheit, noch immer rechnen und gewiſſe Ausſchweifungen verabſcheuen, die ihnen entweder zu theuer, oder für ihre abgelebten Körper zu jugendlich ſind. Ich habe hier das Bild eines Freygeiſtes von der mittlern Klaſſe gemalt. Denn von dem atheiſtiſchen Troſſe will

ich

ich hier gar nicht reden, welche von jenen nur alberne Affen sind und dasjenige nur abgeschmackt nachplaudern, was jene bey ihrer mittelmäßigen Einsicht vorschwatzen, und welche, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollen, starke Geister seyn wollen, weil dieses eine Modethorheit ist; welche endlich über Himmel und Hölle spotten, weder Engel noch Teufel glauben, und doch vor jeder alten Frau, die ihnen im Dunkeln begegnet, ein Kreuz machen. Diese kleinen Charlatane muß man weder bestrafen, noch auslachen. Man muß sie nicht merken: so werden sie schon selbst aufhören, närrisch zu seyn: denn nur darum sind sie es, damit sie nicht ganz unbemerkt in der Welt seyn wollen. Diese überlasse ich der Ruthe ihrer Ammen, oder der Faust des Vormunds. Nur für die mittlere Klasse sorge ich; und diese Vorsorge ist desto wichtiger, je größer der Schade ist, den ihre eigennützigen Schwärmereyen der Welt und vornehmlich der jungen flatterhaften Welt zuziehen. Vielleicht habe ich mich zu lange bey dieser Stelle aufgehalten. Ich bitte meine Leser um Vergebung. Es war nöthig, weil nicht alle die Genealogie der Atheisterey von dieser Seite kennen; weil keine Thorheit gefährlicher ist, als die, welche man für Verstand hält; und weil ich es genau bestimmen mußte, welche Art von Freygeistern eigentlich von meinem Projekte ernährt werden solle. Nunmehr wissen diese, wer sie künftig ernähren wird; und ich hoffe gewiß, sie werden sich schämen, wider ihre eigne Ueberzeugung Narren, und wider ihren natürlichen Ehrgeiz, den sie aus Noth verläugnen müssen, niederträchtige Schmeichler des reichen Pöbels zu seyn. Und damit diese Unglückseligen wegen ihrer künftigen Versorgung recht ruhig und sicher seyn können; so gebe ich ihnen mein Wort,

daß

daß bloß zur ihrer Unterhaltung alles dasjenige bestimmt bleiben soll, was durch mein Projekt von den Geistlichen und den Philosophen einkommen wird. Aus dem Projekte selbst werden sie sehen, wie ansehnlich der Betrag davon seyn müsse. Und ich bin gewiß überzeugt, die Geistlichen und Philosophen werden nun weit mehr beytragen, als von ihnen verlangt wird: Diese, weil sie von der Nichtswürdigkeit des Reichthums überzeugt sind und gewiß alles Geld hingeben werden, um einen einzigen Narren weise zu machen; jene aber, weil sie gewohnt sind, gute Werke zu thun und ihren verirrten Mitbrüdern nicht allein mit ihrem Segen, sondern auch mit ihrem Beutel zu dienen.

Ich habe lange bey mir selbst gezweifelt, ob ich die herumirrenden Goldmacher unter diejenigen mitleidenswürdigen Personen rechnen soll, für deren Unterhalt ich sorge, damit sie aufhören, unglückliche Thoren zu seyn. Sie sind dem gemeinen Wesen sehr verderblich; sie bringen oft ansehnliche Familien um ihr ganzes, oder doch um ihr meistes Vermögen. Aber sie sind zu entschuldigen, und mehr zu entschuldigen, als diejenigen, welche sich von ihnen mißbrauchen lassen. Wer ist lächerlicher? Ein Bettler, welcher, um nicht gar zu verhungern, einem Reichen das wichtige Geheimniß lehren will, zu großen Schätzen zu gelangen; oder dieser Reiche, welcher von den Händen eines hungrigen Landstreichers den Ueberfluß erwartet? Inzwischen will ich es doch auf einige Zeit versuchen, damit man mir nicht den geringsten Vorwurf einer Lieblosigkeit machen könne. Ich will diese Elende an meinem Projekte Antheil nehmen lassen: und damit sie zu ihrer Nebenausgabe doch etwas noch verdienen, so will ich ihnen von der Obrigkeit die Erlaubniß auswirken, daß sie auf den

Jahr-

Jahrmärkten herum ziehen und, in Gesellschaft andrer Taschenspieler, das neugierige Volk mit ihren chymischen Tändeleyen belustigen mögen.

Man hat angemerkt, daß diese Goldmacher, wenn sich ihre Betrügereyen weiter nicht verstecken lassen, gemeiniglich anfangen, die quackerische Sprache einer dunkeln Heiligkeit und mystischen Andacht anzunehmen. Dieses bringt mich auf den Einfall, bey meinem Projekte auch für die engbrüstigen Narren, mit triefenden Augen, schiefen Hälsen und verkrummten Händen zu sorgen, welche der Pöbel Heilige und ein vernünftiger Mann heuchlerische Betrüger nennt. Sie schleichen gebückt in die Häuser frommer Thoren und bemächtigen sich, unter dem Vorwande, mildthätige Beysteuern für arme Brüder zu sammeln, des Vermögens dieser Leichtgläubigen, welches sie im Dunkeln wollüstig verschwenden und diejenigen hungern lassen, denen sie es entreißen. Diesem Uebel will ich steuern. Ich will für den Unterhalt dieser andächtigen Räuber sorgen; denn aus Mangel des Unterhalts beten die meisten von ihnen die treuherzigen Thoren um ihr Vermögen; ob ich schon nicht läugnen will, daß viele nur aus Hochmuth heilig herum kriechen, um desto mehr verehrt zu werden. Für diese mag ich nicht sorgen: denn sie thun dem Vermögen meiner Mitbürger keinen sonderlichen Schaden.

Ich belustige mich beynahe in keiner Gesellschaft mehr, als in der Gesellschaft derjenigen, welche unter dem prächtigen Namen der Patrioten mit der Regierung unzufrieden sind. Man findet daselbst einen wahren Mischmasch von Hochmuthe, von Neide, von Vaterlandsliebe und von Hunger. Es steht in meinem

Ver-

Vermögen nicht, ihnen Aemter und Ehrenstellen zu geben: ich wollte es sonst mit Vergnügen thun. Ich weis gewiß, ich würde dadurch ihren Neid und ihren Hochmuth zugleich befriedigen. Denn, wie die Engelländer sagen, flucht derjenige der Regierung am meisten, der am meisten an der Regierung Antheil zu nehmen wünscht. Also will ich nur für ihren Hunger, oder welches einerley ist, für ihre Vaterlandsliebe sorgen. Sie sollen satt werden; und wenn ihr Magen noch so patriotisch wäre, so soll er doch satt werden. **Wirf dem Hunde Brodt hin, der dich beißen will,** sprechen die Bürger in Mancha: Das will ich auch thun; denn ich glaube, daß bey mir in Westphalen der Hunger eben so beißend macht, wie bey meines Urältervaters Nachbarn in Mancha. Wie erstaunend werden die Veränderungen seyn, die mein Projekt in einem Staate macht! Alle politische Schneider und Schuster, welche zeither mit aufgestemmten Armen hinter dem Bierkruge dem Fürsten geflucht, werden vor Freuden hervor taumeln und dem Himmel danken, der ihnen ein so weises Regiment und so gutes Bier verliehen. Der alte Ritter, welcher sich voll Mißvergnügen über seine ungesuchten Verdienste seit der letzten Regierung auf die Hufe geflüchtet, um daselbst murrend den Untergang seines Vaterlandes zu erwarten, das ohne ihn regieret wird; dieser wird sein bestes Kleid, in welchem er zum letztenmale gehuldiget hat, aus dem Kasten hervor suchen, um bey dem nächsten Gallatage mit steifer Pracht dem Hofe und seinem Dorfe Ehre zu machen. Und die mißvergnügten witzigen Köpfe! . . . Welchen Lärm sehe ich voraus! Wie wimmelt der Parnaß! Denn für eine Pension von hundert Gulden sollen sich zehn Reimer aus dem Athem singen.

Für

Für diese witzigen Geister will ich vorzüglich sorgen. Vielleicht haben sie bisher mit Ungeduld gewartet, bis ich ihrer erwähne. Ich habe es mit Fleiß unterlassen; denn ich weis, daß sie fodern können. Ich werde ihnen auf eine anständige Art Unterhalt verschaffen, damit sie keine Ursache weiter haben, durch schmeichlerische Thorheiten die schönen Wissenschaften verächtlich zu machen.

Diese wenigen Exempel werden genug seyn können, meinen Lesern einen ehrwürdigen Begriff von dem Nutzen des großen Projekts zu machen, womit ich die Welt beglücken will. Vermuthlich sind sie nunmehr neugierig genug, es zu erfahren, und vielleicht so ungeduldig, als ich es wünschen kann. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Neugierde so lange aufgehalten habe. Es war nöthig, um den Charakter der Projektmacher zu behaupten, welche die Welt mit dem erstaunenden Nutzen ihrer Erfindungen lange Zeit betäuben, ehe sie entdecken, was sie erfunden haben.

Mit einem Worte: Ich bin der große Mann, der zum Besten seiner dürftigen und verlaßnen Mitbürger auf den glücklichen Einfall gekommen ist, eine Gedankensteuer anzulegen. Ich will mich gleich deutlicher erklären.

Die Eigenliebe der Menschen hat keine angenehmere Beschäfftigung, als wenn sie sich mit den Vorzügen, die ihr doch fehlen, schmeichelhaft unterhält, und sie dafür denenjenigen abspricht, welche sie doch wirklich besitzen.

Von den ältesten Zeiten her haben sich die Philosophen bemüht, diese Leidenschaft sowohl ernstlich, als bitter zu bestrafen; und auch von den ältesten Zeiten her ist dieses Unternehmen vergebens gewesen.

Ich will einen Vorschlag thun, nicht so wohl wie man die Welt bessert: denn ich kenne die Welt; sondern wie man die hartnäckigen Thorheiten der Menschen zum Besten eines ganzen Landes nutzen soll. Anstatt also die Leute in dem angenehmen Traume ihrer eignen Verdienste zu stören, so will ich zufrieden seyn, daß sie sich für ihr Geld darinnen unterhalten; und anstatt, daß sie bisher nur schüchtern und im Winkel ihrer Eigenliebe geschmeichelt haben, so mögen sie sich nunmehr das Recht erkaufen, es öffentlich zu thun.

Aber erkaufen müssen sie dieses Recht; denn das können sie unmöglich verlangen, daß sie umsonst Narren seyn dürfen.

Sie sollen jährlich eine gewisse Steuer erlegen, und sich dafür die Freyheit lösen, öffentlich dasjenige von sich zu rühmen, was sie bisher nur heimlich gedacht haben.

So bald sie diese Gedankensteuer erlegen, bekommen sie einen Schein, und damit zugleich das Recht, daß niemand ihrer Eigenliebe widersprechen darf.

Dieser Schein soll sie wider alle Einwürfe mürrischer Philosophen, und wider alle bittre Satyren der Spötter schützen. Macht jemand in Gesellschaft die geringste Miene, als wollte er an ihrer Weisheit, an ihrer Tapferkeit, an ihrer Gelehrsamkeit, an ihrer Schönheit, an ihrem Reichthume, mit einem Worte, an ihren Verdiensten zweifeln; so dürfen sie nur ihren Gedankenschein vorzeigen, und die ganze Gesellschaft muß verstummen. Denn dieser Schein macht ihre Verdienste eben so unwidersprechlich und vor Gerichte gültig, als das öffentliche Zeugniß von Geschicklichkeit und Qualitäten, welches man denen für ein baares Geld beylegt, die sich Rang und Titel kaufen.

Nun

Nunmehr werden meine Leſer wohl im Stande ſeyn, zu überſehen, wie gegründet alles dasjenige ſey, was ich bisher von den Vortheilen meines Projekts geſprochen; ſie werden finden, daß ich aus Beſcheidenheit noch viel zu wenig geſagt habe.

Sie dürfen nur die Menge der Menſchen überdenken, welche ſich einbilden, das zu ſeyn, was ſie nicht ſind; ſo werden ſie ſofort eine erſtaunende Menge Kontribuenten erblicken.

Sie dürfen weiter nachdenken, wie hartnäckig die Menſchen auf dergleichen ſchmeichelhaften Vorurtheilen beharren, und wie ſie lieber alles daran wagen, ehe ſie ſich in dieſen Vorurtheilen ſtören laſſen; ſo werden ſie mit einem Blicke überſehen, wie willig dieſe unzählbare Menge der Kontribuenten herzu eilen wird, ſich die Freyheit zu löſen, daß ſie ungehindert thöricht ſeyn können.

Die Summen müſſen erſtaunend ſeyn, die dadurch zum Beſten des gemeinen Weſens zuſammenfließen, und die ohne Bedruckung des Armuths, ohne Hinderung des inländiſchen und auswärtigen Handels, ohne den geringſten Zwang zuſammengebracht werden. Dieſen einzigen Zwang nehme ich aus, daß niemand, ohne ſeinen Gedankenſchein zu löſen, auf Vorzüge ſtolz ſeyn darf, die er nicht beſitzt, und niemand ſich unterſtehen darf, demjenigen die gerühmten Vorzüge ſtreitig zu machen, der einen ſolchen Schein gelöſt hat. Dieſe zween Punkte ſind die einzigen, in welchen der Beyſtand der Obrigkeit nöthig iſt.

Es iſt meine Abſicht nicht, und der Raum würde es auch nicht verſtatten, einen Tarif oder ein ausführliches Verzeichniß von demjenigen zu geben, was eine jede Art der eingebildeten Thoren beyſteuern ſoll. So bald

ich aber über dieſes Projekt den gewöhnlichen Oktroy erlange; ſo bald will ich ein vollſtändiges Schatzungsregiſter durch öffentlichen Druck bekannt machen. Für itzt wird es genug ſeyn, eine kleine Probe davon zu geben, nach welcher man die übrige Einrichtung beurtheilen kann.

Dieſes will ich nur noch erinnern, daß die Weſtphälinger nur die Hälfte von jeder Anlage entrichten. Ich thue dieſes aus Erkenntlichkeit, daß ich unter ihnen wohne, und bey ihnen auch, als ein Fremder, mein Brodt ſo lange Zeit gehabt habe. Ich will dieſe Proben hinſetzen, ohne Ordnung, wie ſie mir einfallen. Künftighin werde ich ſchon wiſſen, die Sache kunſtmäßiger einzurichten.

Die Hageſtolzen ſind die erſten, die mir einfallen. Ich weis nicht, wie es kömmt; aber es ſey drum.

Ein alter Junggeſelle iſt mehrentheils ein Geſchöpf, das ſich viel, und gemeiniglich viel Lächerliches einbildet. Wenn man ihn reden hört, ſo hat es nur an ihm gelegen, eine tugendhafte, eine reiche, eine ſchöne Frau zu haben. Er hat ſie nicht haben mögen; denn ſie wäre doch allemal eine Frau geweſen. Alle Geſellſchaften unterhält er mit den Fehlern des Frauenzimmers, und glaubt nicht, daß die Geſellſchaft noch weit mehr Urſache habe, ſich mit ſeinen Fehlern zu unterhalten. Dieſer Weiſe lebt frey: denn er hat keine Frau, die ihm befiehlt; aber zu Hauſe hat er eine Magd, die ihn tyranniſirt.

Aus Achtung für einen meiner beſten Freunde will ich von den Hageſtolzen etwas Nachtheiliges weiter nicht ſagen. Ich würde ihn beleidigen, und meine Leſer würden ihn errathen. Er iſt ohnedem argwöhniſch, und, wenn ich noch zween Fehler von ihm ſagen darf, eigenſinnig

sinnig und unschlüßig. Ich erwähne diese Fehler ausdrücklich, damit diejenigen, die ihn von Person kennen, seinen Hagestolz entschuldigen, und nicht einen von denen Fehlern zur Ursache nehmen, die ich oben erwähnt habe. Ich muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Keiner von obigen Fehlern hält ihn ab. Er redet von sich wenig, und immer bescheiden. Für das Frauenzimmer hat er die größte Hochachtung; und nur aus Hochachtung kann es sich nicht entschließen, zu heurathen, weil er befürchtet, sein Eigensinn werde beleidigen. Diese kleine Schutzrede war ich meinem besten Freunde schuldig; ich komme wieder zum Hauptsatze.

Ein alter Junggeselle, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß er nur aus Vorsicht und Klugheit nicht heurathe, soll jährlich Gedankensteuer geben . . 2 fl.

Und so bald er damit den Schein gelöst hat, so soll, bey schwerer Strafe, kein Mensch in der Gesellschaft befugt seyn, ihn an die Körbe zu erinnern, die er, vom zwanzigsten bis ins funfzigste Jahr, bekommen hat.

Alte Junggesellen, die so unverschämt sind, zu glauben, daß es in ihren jungen Jahren Mädchen gegeben habe, die aus Liebe zu ihnen jämmerlich dahin gestorben sind: die sollen geben . . . 1 fl. Die aber noch in ihrem funfzigsten Jahre koquettiren, und albern genug sind, zu glauben, daß die schönen Kinder, so bald sie ihr zärtliches Gerippe erblicken, seufzen und nicht lachen, die geben . . . 2 fl. und also noch einmal so viel; denn sie sind noch einmal so große Thoren.

Bey uns in Westphalen, und vielleicht noch an mehrern Orten in Deutschland, giebt es keine größern Hahnreye, als die alten Junggesellen sind, welche sich Maitressen halten. Da die ganze Stadt dieses weiß,

und sie doch die ganze Stadt von der seltnen Keuschheit ihrer Beyschläferinnen überführen wollen; so werden sie es nicht unbillig finden, wenn ich die Taxe ein wenig hoch setze. Dieser Gedanke von der Treue ihrer Haushälterinn, oder wie sie etwan heißen mag, faßt so viele stolze Eigenliebe in sich, daß sie für die Freyheit, so zu denken, nicht genug geben können. Wie viel Reizungen, wie viel männliche Vollkommenheiten müssen sie von sich selbst träumen, wenn sie glauben, daß ihre Gebieterinnen, (denn Gebieterinnen sind sie immer,) nur ihnen nicht, sonst allen widerstehn, nur ihnen nicht untreu seyn können, da sie es vorher zehn andern gewesen, und, daß sie gegen alle Welt die unerbittliche Strenge vestalischer Jungfrauen gebrauchen werden, da doch sie vermögend waren, die zweydeutige Tugend derselben durch Ueberlassung mittelmäßiger Vortheile wankend zu machen! Kann wohl etwas lächerlicher seyn? Mit einem Worte: Sie sollen geben . . 5 fl. und dafür sollen sie das Recht haben, zu glauben, was kein Mensch glaubt.

Alte Junggesellen, welche an ihre Jugendsünden so wenig zurückdenken, daß sie das Herz haben, noch im funfzigsten Jahre ein Mädchen von zwanzig Jahren zu heurathen, sollen jährlich 1½ fl. erlegen und dafür die Freyheit erkaufen, nicht zu glauben, daß sie was thörichtes gethan haben.

Alte Junggesellen, die alte reiche Wittwen heurathen, um in den nächsten fünf Jahren reich zu sterben, sollen nichts geben und doch die Erlaubniß haben, zu denken, daß ihre Wahl sehr vernünftig sey. Die Freude ist ohnedem von kurzer Dauer, und sie werden nicht lange Zeit haben, es zu glauben. Sie sind zu un-

unglücklich, als daß sie noch zu einer allgemeinen Schatzung gezogen werden sollten. Und da sie bey ihrem zärtlichen Drachen im Hause so wenig gute Stunden haben, so wollen wir ihnen das Leben nicht noch schwerer in Gesellschaften machen. Ihr Unglück ist in der That zu groß, als daß ihnen ein einziger schmeichelhafter Gedanke einfallen sollte, es müßte denn dieser seyn, daß ihre Frau vor ihnen sterben werde. Und ihnen zum Trotz stirbt sie nicht! Diese unglücklichen Leute sollen also zur Gedankensteuer nichts geben. Man wird diesen Ausspruch billig finden, und niemand wird ihn billiger finden, als mein Freund, dessen ich oben erwähnt habe und welcher zu vielen Thorheiten zu klug ist, nur zu dieser nicht.

Die alten Jungfern werden es nicht übel nehmen, wenn ich sie den alten Junggesellen an die Seite setze; meine Leser werden es auch zufrieden seyn, denn es giebt kein Aergerniß und nimmt sich doch gut aus. Dergleichen Winterstücke zieren eine Galerie ungemein und heben die Farben der andern Schildereyen.

Es ist eines der ungegründetsten Vorurtheile der Menschen, welche gern lachen, daß sie am bittersten über alte Jungfern lachen.

Ist es etwa lächerlicher, keinen Mann zu haben, als ohne Frau zu bleiben? Und warum sind denn die alten Junggesellen nicht noch lächerlicher, da die Mannspersonen die ungerechte Freyheit haben, nach den Frauenzimmern zu gehen und sich eine Frau nach ihrem guten Gefallen im ganzen Lande auszulesen; die armen eingesperrten Mädchen aber nur hinterm Vorhange lauren dürfen, ob jemand kommen und sie suchen will? Und diesem ungeachtet, ist man so barbarisch, der armen Kinder zu spotten, wenn sie bis in ihr vierzigstes

Jahr vergebens aufgelauert haben! Ich nehme mich hiermit dieſer Verlaßnen an und bekenne vor der ganzen deutſchen Welt, daß über eine Jungfer, welche weder durch ihre unvorſichtige Aufführung, noch durch ihre Sprödigkeit, ihr Glück, wie es die Mannsperſonen nennen, von ſich geſtoßen haben, welche nur vielleicht aus Mangel der Schönheit, aus Mangel des Vermögens, oder aus einem gewöhnlichen Eigenſinne des Schickſals, bis in ihr vierzigſtes Jahr einſam und doch bey ihrer geſitteten Aufführung ungeändert geblieben iſt; daß, ſage ich, über dieſes Frauenzimmer nur Thoren ſpotten, und daß ſie bey vernünftigen unendlich mehr Hochachtung verdient, als eine Frau, welche ſich in die Arme des Mannes geworfen hat, um bey ihren Ausſchweifungen deſto ſichrer zu ſeyn. Ich würde nicht zu ihrer Vertheidigung noch viel mehr anführen können, wenn ich nicht befürchten müßte, man möchte meinen Eifer für eigennützig halten und gewiſſe Abſichten darunter ſuchen, da ich ein friſcher Wittwer bin. Ich will alſo gegenwärtig nur ſo viel ſagen, daß alte Jungfern von dieſer Klaſſe, von meiner Gedankenſteuer frey ſeyn ſollen: ja ſie ſollen das Recht haben, ohne Entgeld zu glauben, daß ſie darum gar nicht unglücklich ſind, weil ſie keinen Mann haben, und daß ſie es gewiß ſeyn würden, wenn die Narren ihre Männer wären, welche über ihre alte Jungferſchaft ſpotten. Ich will noch mehr thun. Diejenigen von ihnen, welche ihrer Armuth wegen übrig geblieben ſind, ſollen von den alten Junggeſellen, denen ſie nicht reich genug waren, ernährt werden, und zwar auf dieſe Art, daß ich die Hälfte der Gedankenſteuer, ſo dieſe eingebildeten Hageſtolze nach meinem Plane erlegen müſſen, anwenden werde, ihnen ihr Alter bequem zu machen.

Bey

Bey diesen Freyheiten, die ich einigen der alten Jungfern ertheile, wird meine Kasse so gar viel nicht verlieren. Es bleibt noch eine unendliche Menge von ihren Gespielinnen übrig, die ich bey der Gedankensteuer zur Mitleidenheit ziehen kann.

Zwischen hier und Osnabrück, rechter Hand der Straße, liegt ein Meyerhof, in welchem ein altes Fräulein spuckt. Vor dreyßig Jahren mag sie den Reisenden gefährlich gewesen seyn; nun ist sie ihnen nur schrecklich. Sie wohnt im Fenster; denn mit dem Anbruche des Tages steht sie am Fenster im Erker und erwartet die Reisenden. So bald sie von ferne einen Wagen merkt, so rückt sie ihr altes Gesicht in Ordnung und lächelt unter einer Wolke von Runzeln dem Wagen entgegen. Vermuthet sie aus der Menge der Bedienten, daß die Reisenden von vornehmen Stande sind: so wallt ihr adeliches Geblüte noch einmal so heftig; sie reißt das warme Halstuch herab und wirft einen verrätherischen Palatin flüchtig um, unter welchem der traurige Rest einer vierzigjährigen Reizung hervor gepreßt wird, der sich über Luft und Sonne wundert, die er seit zwanzig Jahren entwohnt ist. Ihr Vater war ein ehrlicher Junker, den sein Acker und der Handel mit gemästeten Schweinen nährte; denn ein Kaufmann konnte er nicht werden, ohne seinen alten Adel zu beschimpfen. Ein Soldat hätte er werden können; aber er hatte seine guten Ursachen, warum er es nicht ward. Er blieb also auf seiner väterlichen Hufe, nahm eine gnädige Viehmagd aus eben so altem Geschlechte, erhielt dadurch seinen Adel unbefleckt, bestellte seine Felder, predigte die tapfern Thaten seiner Vorfahren, soff mit seinen Nachbarn und zeugte Kinder, von denen keines mehr übrig ist, als unser Fräulein. Sie

ward also von den Ihrigen mit verdoppelter Zärtlichkeit erzogen, und ihre hohen Eltern liebten sie, wie die Alten ihre Jungen lieben. Sie war noch nicht zwölf Jahr alt, als ihre Mama so viel Schönheit an ihr zu merken glaubte, daß sie für nöthig hielt, argwöhnisch zu werden. Jeden Reiter auf der Straße sah sie für einen irrenden Ritter an. Alle Augenblicke unterhielt sie ihre liebe Tochter mit den Vorzügen, die ihr der Himmel vor hundert andern Fräulein, bey ihrem Verstande und bey ihrer Schönheit gegönnet hätte. Und so schön war ich auch in meiner Jugend; Himmel, wie die Zeit vergeht! Mit diesem Seufzer schlossen sich ihre Predigten allemal. Ihr Herr Vater aber schwur bey seiner armen Seele: Sie sey ein braves Mensch und verdiene einen hübschen Kerl; den wolle er ihr verschaffen, wenn sie gute Wirthschaft lerne. Nach diesen Gründen richteten Vater und Mutter ihre Erziehung ein, welche auch so gute Wirkung hatte, daß sie bey einer mittelmäßigen Häßlichkeit einige kleine Romane spielte, die verdrießliche Folgen hatten, und daß sie dennoch, bey ihrer mütterlichen Sprödigkeit, stolz genug war, alle Heurathen auszuschlagen, die ihr scharfer Verstand, (denn innerhalb einer Viertelmeile war sie das verständigste Fräulein,) die ihr Verstand für sich nicht ansehnlich und vortheilhaft genug fand. Unter diesem lächerlichen Mischmasche von Sprödigkeit und von Wollust, hat sie gestern ihr sechs und funfzigstes Jahr herangebuhlt, und unterhält sich in den Stunden, wo sie nicht betet, (denn seit sechs Jahren betet sie fleißig,) mit den Verdiensten, die die Welt entbehren muß, da sie nunmehr seit sechs Jahren sich im Ernste entschlossen hat, einsam auf ihrem Meyerhofe zu sterben. In diesem frommen Entschlusse mag

ich

ich sie nicht stören: damit sie aber dem gemeinen Wesen noch zu etwas nütze und damit sie mit einem ruhigen Gewissen ihrem stolzen Traume nachhängen könne, so will ich sie zu meiner Gedankensteuer ziehen, und ich hoffe, ein ansehnliches Stück Geld aus ihr zu lösen.

So oft sie die gefährlichen Schönheiten ihrer Jugend rühmt, so oft schmeichelt sie sich mit einer Einbildung, die ganz falsch ist. Dieses aber thun zu dürfen, zahlt sie ein Jahr über, . . 1 fl.

Sie erzählt, eben so wie ein junger Officier, sehr gern die Siege, die sie gehabt, und erzählt auch Siege, die sie nicht gehabt. Wir wollen ihr nicht wehren, sich so viel Liebhaber zu denken, als sie für gut findet; aber sie muß diese Liebhaber bezahlen, und giebt für jedes Stück 1 Blaffert.

Sie mag sich gern bunt kleiden, und daher kömmt es manchmal, daß sie in der Ferne Schaden thut. Mir ist es leider so gegangen. Ungeachtet meines geschwollnen Fußes, bin ich ihr einmal in Münster drey Gassen zärtlich nachgehinkt, um ein Gesicht zu sehen, das ich für jung und schön hielt. Aber die Untreue, die ich dadurch an meiner damals noch lebenden Frau erwies, strafte der Himmel schrecklich an mir; denn es war unser Fräulein, die ich erblickte. Man wird mir diese kleine Rache gönnen und erlauben, daß ich ihr für die Freyheit, sich dieser Maske eines jungen Mädchens zu bedienen, jährlich abfodre . . . ½ fl.

Für die Schminkpflästerchen, die sie in die Furchen ihres Gesichts so häufig säet, muß sie auch etwas geben. Freylich thut sie es nicht, wie unsre Frauenzimmer in der Stadt, ganz ohne Ursache: denn sie hat eine ungesunde Haut und unter jedem Pflästerchen einen heimlichen Schaden; aber sie thut es doch darum

nicht

nicht allein, sondern auch in der Absicht, hinter diesen kleinen Räubern unsrer Freyheit desto kräftiger zu buhlen. Besonders ist mir das große Pflaster verdächtig, welches sie in die ehrwürdige Höhlung ihres linken Schlafs, den benachbarten grauen Haaren zum Trotze, legt. Was für Unglück hätte es vor dreyßig Jahren anrichten können. Freylich hat es itzt nur den Willen, zu schaden; aber auch dieser muß bestraft werden. Sie giebt ihre Beysteuer für diese Erlaubniß, lächerlich zu seyn, und zahlt für ein jedes Schminkpflästerchen wöchentlich . . . . . 1 Albus.

Seit einiger Zeit habe ich sie im Verdachte, daß sie sich schminke. Das wäre zu arg! In ihrer Jugend hat sie es nicht gethan: denn die Landfräulein haben immer weniger nöthiger, ihrer Schönheit aufzuhelfen, als die Fräulein in der Stadt: desto unverantwortlicher wäre diese Thorheit itzt. Ein Freund von mir hat die Mühe auf sich genommen, es auszukundschaften. Thut sie es, so soll sie bey allen Thorheiten, die sie aus Eitelkeit begeht, doppelt zahlen; sie könnte sich denn überwinden, öffentlich zu gestehen, daß sie nur um deswillen sich schminke, weil sie so gar häßlich sey, daß sie ihres natürlichen Gesichts sich schämen müsse. Auf diesen Fall wollte ich Mitleiden mit ihrer Häßlichkeit haben und sie sollte für dieses geborgte Gesicht jährlich nur 4 Blafferte Miethzins zu meiner Gedankensteuer geben.

Sie will es nicht gestehen, daß ihre schwarzen Haare schon ziemlich ins Weiße fallen. Wenn sie alle Jahre . . ½ fl. . zahlt, soll niemand das Recht haben, ihren grauen Kopf zu merken.

Das

Das kann ich ihr nicht vergeben, daß sie oft, und besonders um die Zeit der Frankfurter Messe, am Fenster ihren Morgensegen mit entblößter Brust betet. Dadurch ärgert sie Himmel und Erde; und wenn sie es gar nicht unterlassen will, kann ich ihr weniger nicht, als 1½ fl. abfodern.

Ein Bedienter, den sie wegen seines Alters fortgejagt hat, will die Leute versichern, daß sie seit einiger Zeit sich an abgezogene Wasser gewöhnt habe, um immer lebhaft und munter zu seyn. Aus christlicher Liebe halte ich es für eine Verleumdung. Es wäre doch himmelschreyend, wenn sich alte Jungfern wollten zu jungen Mädchen saufen! Ich kann ihr diese Thorheit nicht wohlfeiler, als für 1 fl. . . verstatten. Derjenige, der das Herz hat, sie früh nüchtern zu küssen, um die Wahrheit von dieser Beschuldigung zu erfahren; der soll aus dem gemeinen Kasten eine ansehnliche Pension auf Lebenszeit erhalten.

Ich habe immer nicht begreifen können, warum sie bey allen Gelegenheiten in Gesellschaften, wider die unvorsichtige Zärtlichkeit unglücklicher Mädchen donnert, welche die Thorheit gehabt haben, den heiligen Schwüren ihrer betrügerischen Liebhaber zu glauben und sich zu einem Vorwitze bereden zu lassen, der sich nur für ihre Mütter schickt. Schon dieser verdammende Eifer verdient eine Geldbuße; und weil er immer aus einem Hochmuthe herkömmt, der seine eignen Tugenden fühlt, so würde ich ihr nicht zugelassen haben, ihre unglücklichen Schwestern zu richten, wenn sie nicht jährlich . . 1 fl. . . gezahlt hätte: Da ich aber sichre Nachricht bekommen, daß sie vor acht und zwanzig Jahren nach Spaa . . . Mit einem Worte, sie soll doppelt so viel ge-

geben; ich habe meine Urſachen, und ich habe es ausdrücklich von meiner ſeligen Frau gehört, die in dergleichen Sachen nichts weniger, als leichtgläubig war; und meine ſelige Frau hatte es auch von guter Hand. Will ſich das Fräulein zu dieſem Anſatze nicht bequemen, ſo will ich es ihr deutlicher erklären; aber ich denke wohl, ſie ſoll ſich geben.

Sie erzählt ſehr gern in Geſellſchaft ein gewiſſes Märchen, daß ein angeſehener und bemittelter Kaufmann in Emden ſie nur vor fünf Jahren noch, aus einer recht zärtlichen Liebe und ohne die geringſten Nebenabſichten heurathen wollen; aber, daß ſie wegen der ehrenrührigen Verwegenheit dieſes Würzkrämers, ihm die ſchimpfliche Antwort gegeben: »Es hätten ihre gnädigen Aeltern ſie nicht gezeugt, um bürgerliche Ba»ſtarte in ihre Familie einzupfropfen.» Dieſes Märchen koſtet vieler Urſachen wegen . . . 1 fl.
Gemeiniglich iſt die Moral von dieſer Fabel, daß es nur ihr guter Wille geweſen ſey, unverheurathet zu bleiben, und daß ſie mit Händen und Füßen ſich der Freyer erwehren müſſen. Für die Vergünſtigung, dieſe Unwahrheit zu ſagen, ohne roth zu werden, giebt ſie jährlich . . 5 Blafferte.
Und wenn ſie ſo gar dem Himmel dafür dankt, ſo koſtet es . . 20 Blafferte.

Es widerfährt ihr ſehr leicht, daß ſie ſich in ihrer veſtaliſchen Grauſamkeit vergißt. Das ſoll ſie nicht thun. Iſt ein junger Kavalier ſo boshaft und küßt ihr ſeufzend die Hand, und ſie giebt ihm nicht einen derben mütterlichen Verweis; ſo muß ſie für dieſe hochmüthige Leichtgläubigkeit erlegen . . . . . 1 Blaffert.

Nimmt

Nimmt sie es gar mit einem freundlichen Lächeln an, " " " " 2 Blafferte.
Heißt sie ihn einen losen Vogel, oder schlägt ihn mit dem Fächer " 3 Blafferte.
Und läßt sie es gar zu, daß er ihr den Palatin " "
O pfuy! das ist zu arg! das ist eine Sünde wider die Natur! Das soll sie nicht zulassen.

Ein Mann, welcher in seinen jüngern Jahren alle wollüstige Ausschweifungen begangen hat und dennoch so ungerecht ist, zu verlangen, daß die Person, die er zu seinem Weibe gewählt hat, tugendhafter gelebt habe, als er; der zahlt für die Ungerechtigkeit " " " " " " 4 fl. "
und kann hernach behaupten, daß dergleichen Ausschweifungen, welche das weibliche Geschlecht unvermeidlich um ihren guten Namen bringen, den Mannspersonen anständig und ein Beweis sind, daß der Mensch, welcher sie begeht, zu leben weis.

Ein Mann, welcher so oft die Redlichkeit andrer Weiber verführt hat und nunmehr bey seiner Frau die Untreue nicht leiden will, die er sonst Galanterie nannte; der soll entweder sein verdientes Schicksal ruhig tragen und mit geschloßnen Augen Abrechnung halten, oder für eine jede dergleichen Jugendsünde " " 2 fl. Nachschuß geben und alsdann verlangen dürfen, daß ihm seine Frau diese gebüßten Ausschweifungen nicht wieder vergelte.

Eine Frau, welche ihrem Manne untreu ist und dabey sich schmeichelt, daß diejenigen, denen sie ihren guten Namen aufopfert, sie in ihrem Herzen wirklich hochachten und sie nicht für das halten, was sie in der That ist, die soll nur " " 1 fl. "
und also halb so viel geben, als in dem vorstehenden Sa-

Satze geordnet ist. Ich finde dieses um deswillen billig, weil gemeiniglich ein Frauenzimmer mehr verführt wird, als es selbst verführt und weil ihre Liebhaber, nach obgedachter Verordnung, zu ihrer Zeit auch büßen müssen.

Ich kenne Väter, welche von den wilden Unordnungen ihrer Jugend niemals lebhafter und scherzender reden, als in Gegenwart ihrer Kinder. Sie sind stolz auf ihre Thorheiten. Indem sie solche wieder erzählen, so empfinden sie alles dasjenige von neuem, was ihnen sonst ihre Ausschweifungen so angenehm machte. Sie vergehen sich wohl oft so weit, daß sie Umstände erdichten, um ihre jugendlichen Bosheiten recht witzig vorzustellen. Ihre Kinder hören begieriger auf diese Erzählungen, als auf das Märchen der Amme. Sie lachen ihrem Vater nach, der bey den niederträchtigsten Thorheiten zuerst lacht. Sie erwarten die Gelegenheit und die Jahre mit Ungeduld, wo es ihnen erlaubt ist, eben so lustig zu leben, wie sie es nennen, als ihr Herr Vater gelebt hat. Sie bekommen unvermerkt gegen alle Laster eine Hochachtung, da es die Laster ihres Vaters gewesen sind. Es war freylich nicht recht, was ich that! Aber wie man nun ist, wenn man jung ist; Jugend hat Untugend! Mit dieser Vermahnung schließt der unbesonnene Vater seine gefährliche Erzählungen; und lächelt ganz beruhigt darüber, daß er ein Thor gewesen ist. Der älteste Sohn vergißt bey dieser Erzählung alle tugendhafte Lehren, die ihm seine Mutter und sein Katechismus gegeben haben: er merkt sich nur diese, daß Jugend Untugend hat; und diese merkt er um deswillen am liebsten, weil er die beste Entschuldigung für alle keimende Bosheiten seines Herzens darinnen findet. Er hört, daß sein Vater

schon

ſchon im zehnten Jahre ein leichtfertiger Schelm geweſen, und dem Kammermädchen der Mutter nachgeſchlichen iſt: nun ſchämt ſich der würdige Sohn des Vaters, daß er noch nicht einmal in ſeinem eilften Jahre auf dieſen artigen Einfall gekommen iſt. Nur aus kindlichem Ehrgeize ſchleicht er auch dem Kammermädchen ſeiner Mutter nach, und gewöhnt ſich ſpielend an eine Ausſchweifung, die ihn mit der Zeit unglücklich macht. Ich führe hier nur ein einziges Exempel an. Mit dem Spiele, mit dem Trunke, mit der Begierde, andern ihr Vermögen abzuſchwatzen, um ſeine Unordnungen unterhalten zu können, mit allen dieſen Laſtern hat es eine gleiche Bewandniß. Den erſten Trieb dazu empfindet der Sohn bey den luſtigen Erzählungen des Vaters. Er iſt von Natur boshafter, als ſein Vater; die itzigen Zeiten ſind für einen jungen Menſchen verführender, als die damaligen Zeiten waren, in denen ſein Vater noch als ein junger Thor lebte: iſt es nunmehr wohl Wunder, wenn der Sohn in ſeinen ſchändlichen Unordnungen viel weiter ausſchweift, als es der Vater gethan; wenn er ſich von ſeiner Verirrung niemals wieder zurecht findet, wie ſich doch der Vater gefunden hat; wenn dieſer unglückliche Greis endlich den kläglichen Untergang ſeines Sohnes mit Schrecken anſehen, und dabey ſich ſelbſt die nagenden Vorwürfe machen muß, daß nur er durch die unbedachtſamen Erzählungen ſeiner jugendlichen Thorheiten ſein Kind zur Bosheit gereizt habe, daß er ſelbſt der Henker ſeines unglücklichen Sohns ſey?

Weil eine dergleichen klägliche Erfahrung oft erſt nach ſpäten Jahren kömmt, und viele Aeltern ſie nicht einmal erleben; ſo will ich verſuchen, ob ich dieſen traurigen Folgen durch meine Gedankenſteuer vorbeugen kann.

Für eine jede Sünde ihrer Jugend, deren sie sich rühmen, erlegen sie 5 fl. — Und ist es nicht einmal wahr, daß sie diese Sünde begangen haben, wie es oft nicht wahr, und nur eine unbesonnene Eitelkeit ist, sich dergleichen zu rühmen; so geben sie diese Summe doppelt.

Für die schändliche Zufriedenheit, die diese alten Narren empfinden, daß sie Thoren gewesen sind, können sie weniger nicht geben, als 1 fl.

Wollen sie verlangen, daß ihre Kinder tugendhafter seyn sollen, als sie selbst gewesen sind; so erlegen sie 2 fl.

Finden sie, daß ihre Kinder in ihre Fußtapfen treten, und sind noch so ungerecht, darüber zu jammern, und mit einem albern: Aber zu unsrer Zeit war es ganz anders! die Schuld von sich weg und auf die verschlimmerten Zeiten zu schieben; so werden sie diese Eigenliebe nicht wohlfeiler, als mit 4 fl. büßen können.

Ich will sehen, wie weit ich mit dieser Taxe komme. Finde ich, daß sie noch zu schwach ist; so werde ich sie künftig erhöhen, und nach den verschiedenen Anmerkungen, die ich in einigen Familien machen werde, neue Taxen bestimmen.

Ich habe mir ein gewisses Haus auf dem Ringe zu F***t gemerkt, wo der Vater beym Kamine und die Mutter bey ihrem Nachttische alle Anstalten machen, ihre Kinder auf dergleichen Art zu verführen. Der Vater lacht über seine begangenen Thorheiten, bey einer Pfeife Tabak und in Gegenwart seines Sohnes so herzlich, daß ich große Ursache habe, zu befürchten, der Knabe werde gewiß im Hospitale sterben; und die Mutter buhlt vor ihrem Spiegel, in Gegenwart ihrer Tochter, so unvorsichtig

ſtichtig mit dem Buchhalter, daß ich ſchon im voraus den unglücklichen Mann herzlich bedaure, welcher dereinſt verdammt iſt, ihr Schwiegerſohn zu werden. An dieſem Hauſe will ich wahrnehmen, ob meine Vorſchläge von einiger Wirkſamkeit ſeyn werden. Sind ſie es nicht; ſo will ich meine Streiche verdoppeln, und machen, daß man dieſes Haus fliehen ſoll, wie man das Haus eines Mannes flieht, der an einer anſteckenden Seuche krank liegt.

Ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes, welches für gut angeſehen hat, ihr Geld an einen von Adel zu verheurathen, und welches ſich doch dabey einbildet, daß ihre Schönheit und ihre Verdienſte ſie zur gnädigen Frau gemacht haben, giebt monatlich 10 fl. Es iſt viel, und in der That ſcheint ſie für ihre Thorheit allzu theuer zu büßen: aber es war ſchlechterdings nöthig, eine ſtarke und ſo gar monatliche Lieferung anzuordnen, weil ich beſorgt, ihr Vermögen werde binnen zwey Jahren zerſtreut, und ſie alſo weiter nicht im Stande ſeyn, die Steuer zu erlegen, wenn ſie auch noch bey ihrer Armuth ſtolz genug bleiben möchte, zu glauben, daß ihre Wahl vernünftig geweſen wäre.

Ein Bürger ohne Erziehung und ohne Verdienſte, der bey ſeinem und ſeiner Aeltern erwucherten Vermögen diejenigen mit Verachtung überſieht, welche Erziehung und Geburt, aber nur kein Geld haben; ein ſolcher Bürger iſt bey ſeinem plumpen Stolze gemeiniglich eines der unerträglichſten Geſchöpfe. Ich will ihm zween Vorſchläge thun. Entweder, er ſoll denen von guter Geburt einen Theil ſeines Vermögens leihen, und dadurch das Recht behalten, zu glauben, daß er weſentliche Vorzüge vor ihnen habe; oder er ſoll die Erlaubniß, gegen Vor-

nehmere unbescheiden und gegen Geringere trotzig zu seyn, jährlich mit 20 fl. erkaufen. Ich glaube wohl, er wird den letzten Vorschlag wählen, weil er aus der Erfahrung hat, daß man nicht sicher genug ist, wenn man sich bereden läßt, Vornehmern zu leihen.

Es giebt Bürger, welche dem Vaterlande durch ihren Verstand, durch Tapferkeit und Fleiß so heilsame Dienste geleistet, daß ihre Versetzung in den Adelstand eine billige Belohnung, und zugleich für andre eine nützliche Aufmunterung ist, sich auf gleiche Art um ihr Vaterland verdient zu machen. Man hat sich schon oft Mühe gegeben, zu beweisen, daß ein solcher Mann, welcher durch seine eignen Verdienste den Vorzug erlangt, der erste Edelmann in seinem Hause zu seyn, mehr Achtung verdiene, als derjenige, welcher durch die Geburt der neunte Edelmann in seiner Familie, und also dieses Glück einem ganz ungefähren Zufalle, wenigstens seinen eignen Verdiensten nicht schuldig ist. Ungeachtet dieser gegründeten und so oft wiederholten Moral, lehrt doch die Erfahrung, daß die Neugeadelten gemeiniglich von jenen verachtet oder beneidet werden. Sie äußern diese unbillige Gesinnung öffentlich in Gesellschaften. Es sind nur zwo Ursachen, welche sie von dergleichen Beleidigung zurückhalten können: der Schutz des Prinzen, der die Verdienste dieser neuen Edelleute kennt; oder ihr Geld, welches, so neu es auch ist, denen von Adel doch immer angenehm und oft sehr unentbehrlich ist. Da ich sie nicht abhalten kann, so unbillig zu denken; so will ich doch wenigstens Anstalt machen, daß sie nicht umsonst ungerecht denken sollen. Dergleichen Edelleute von gutem Hause, aber ohne eigne Verdienste, sollen für jeden Ahnen, dessen sie nicht werth sind, und auf den sie doch so

gern

gern stolz seyn mögen, jährlich 2 fl. und für jede gute Eigenschaft, die ihnen fehlt, und die sie doch in Ansehung ihrer Ahnen und ihres Standes vorzüglich haben sollten, 3 fl. zahlen; und bevor sie diese Summe erlegt, kein Recht haben, auf Vorzüge stolz zu seyn, welche, als Vorzüge des blinden Glücks, auch der unedelsten Seele zufallen können.

Dergleichen Verachtung derer von guten Häusern gegen Neugeadelte ist bey aller dieser Unbilligkeit doch eher zu entschuldigen, als der ungeschickte Spott derer Bürger, welche jene für Ueberläufer ansehen. Je niedriger diese zu denken gewöhnt sind, desto niederträchtiger sind auch ihre Urtheile über diejenigen, deren verdienstliche Eigenschaften so vorzüglich belohnt werden. Neid und Eigenliebe sind die wahren Quellen, aus denen diese feindliche Urtheilsprüche fließen. Ein jeder von ihnen glaubt, eben so viel Verdienste zu haben, und der Aufmerksamkeit des Prinzen eben so wohl würdig zu seyn. Da aber der Prinz sie nicht belohnt, und ihre Verdienste unbemerkt bleiben: so wollen sie wenigstens dadurch sich schadlos halten, daß sie andre zu bereden suchen, ihr belohnter Mitbürger sey der verständige, der tapfre, der fleißige Mann gar nicht, für den ihn der Prinz halte. Indem sie andern dieses so oft vorsagen, so fangen sie unvermerkt an, es selbst zu glauben, und haben gewisse ruhige Minuten, in denen sie froh sind, daß man ihnen diese Würde nicht angesonnen, vielmehr ihnen die Freyheit gelassen hat, als gute ehrliche Bürger, wie ihr Vater und Großvater waren, zu sterben. Aber diese ruhigen Minuten dauren nicht lange. Ihr eingeschläferter Hochmuth erwacht von neuem, und sie sehen mit neidischen Augen neue Fehler an dem Manne, dessen verliehe-

ner Rang ihnen, und noch mehr ihren Weibern, ein Gräuel ist.

Wenn ein solcher Mann jährlich 10 fl. entrichtet, so soll er die Erlaubniß haben, alles, was ich oben angeführt, im Ernste zu glauben. Es soll ihm vergönnt seyn, in seiner Tabaksgesellschaft stolz auf seinen Bauch zu schlagen, und beym Teufel zu schwören, daß er es nicht einmal annehmen würde, wenn man ihn auch aus einem alten Bürger zum neuen Edelmanne machen wollte. Und giebt er jährlich noch etwas, als ein freywilliges Geschenk, in meine Gedankenkasse; so soll es seiner Frau erlaubt seyn, sich von ihrem Ladenjungen Ew. Gnaden nennen zu lassen.

Da ich mich hier, wie ich hoffe, so billig und unparteyisch gezeigt habe; so wird man mir verzeihen, wenn ich von denjenigen noch ein Wort sage, welche bey ihrem angeerbten Vermögen eher nicht ruhig seyn können, als bis sie die Vorzüge des Adels an sich gekauft haben. Weil sie den gänzlichen Mangel andrer Verdienste dadurch eingestehen, daß sie diese Würde für Geld erhandeln; weil sie die Thorheit haben, sich derer zu schämen, die ihnen an Geburt gleich sind, und sich in die Gesellschaft derjenigen einzudrängen, die sich ihrer schämen müssen: so will ich beiden, ohne Erlegung einiger Taxe, die Erlaubniß zugestehen, über diesen ohne alle Verdienste erlangten, und nur durch baares Geld erhandelten Adel zu spotten. Aber dieser Eitle soll jährlich für sich und seine Nachkommen 50 fl. steuern. Und hat er so gar eine zahlreiche Familie, und dennoch so viel Vermögen nicht, daß ein jedes von seinen Kindern mit eben der Gemächlichkeit, wie er es vielleicht thut, den nöthigen Aufwand bey seinem neuen Range behaupten kann; so soll

er,

er, zur Bestrafung dieser Liebloſigkeit gegen seine unschuldigen Nachkommen, obige Summe doppelt erlegen, und dadurch das Recht erlangen, sich niemals mit den traurigen Gedanken zu beunruhigen, daß er durch seine eitle Thorheit bemittelte Bürgerskinder zu armen Edelleuten gemacht habe.

Die unerwarteten politischen Veränderungen sind oft für die größten Staatsmänner ein unauflösliches Räthsel. Man giebt sie gemeiniglich dem Eigensinne des Glücks Schuld. Es ist unrecht. Ich will so mitleidig seyn, und die Welt aus einem Irrthume reißen, der dem Glücke so nachtheilig ist.

Peter Hum ist Schuld daran! Peter Hum? Ja freylich! Dieser Mann, den die Welt nicht kennt, den so gar in der Stadt, worinnen er wohnt, nur wenige kennen, dieser Mann ist seit Karls des Sechsten Tode an allen Verwirrungen Schuld. Er residirt in einem sehr weitläuftigen und weichgepolsterten Großvaterstuhle, in welchem sein politischer Bauch von früh neun Uhr bis Abends um acht Uhr ausgestreckt liegt, und die ganze Welt regiert. Denn das muß man wissen, daß dieser Mann ganz Bauch ist, nur für seinen Bauch lebt, und mit dem Bauche denkt. Sein Vater, ein geschickter und vermögender Kaufmann, war über die unempfindliche Trägheit seines sich mästenden Sohnes sehr bekümmert. Er sann immer auf Mittel, ihn in Bewegung und Geschäffte zu bringen; aber alle seine guten Absichten wurden durch die weibische Verzärtelung seiner Mutter hintertrieben, welche ihrem einzigen Sohne nichts verstattete, als zu schlafen und sich zu füttern. Sie wußte, daß ihr Vermögen hinreichend genug seyn würde, ihn gemächlich zu nähren: sie konnte es daher nicht über ihr mütterliches Gewissen bringen, daß sie ihm einige Arbeit

oder Beſchäfftigung hätte zulaſſen ſollen, welche ihn an der Verdauung hindern können. In den wenigen Stunden, wo er nicht ſchlief, und nicht aß, mußte er neben ihr auf dem Kanapee ſitzen, und ihr politiſche Zeitungen vorleſen, von welchen ſie, in Ermangelung neuer Stadtzeitungen, eine beſondre Liebhaberinn war. Sie freute ſich über die große Fähigkeit ihres lieben Sohnes, welcher ſchon im funfzehnten Jahre vermögend war, ganz deutlich und vernehmlich zu leſen. Sie war gewohnt, alle Staats- und andre Neuigkeiten zu beurtheilen, und kraft ihrer Einſicht die politiſchen Fehler gekrönter Häupter eben ſo ſcharf zu tadeln, als die wirthſchaftlichen Fehler ihrer Frau Gevatterinn. Dieſe vorwitzigen Urtheile gefielen ihrem feiſten Jungen. Er plauderte von den politiſchen Händeln damaliger Zeiten ſo dreiſt und ſo dumm, wie ſeine wertheſte Mama, welche vielmals über ſeinen frühzeitigen Verſtand die bitterſten Thränen vergoß, da ſie nicht ohne Grund befürchtete, daß das kluge Kind unmöglich lange leben könnte. So war die bequeme Erziehung, welche ihm die Mutter gab, und über welche ſich der Vater unendlich betrübte, ohne daß er im Stande geweſen wäre, dem Uebel abzuhelfen, weil er nur Vater war, die Mutter aber Europa und ſein ganzes Haus regierte. Endlich traf er doch die glückliche Stunde, wo er ihr begreiflich machen konnte, daß es der Geſundheit und dem guten Namen ihres Sohnes ſehr zuträglich ſeyn würde, wenn er auf Reiſen gienge. Nach vielen ängſtlichen Widerſprüchen gab ſie ihre Einwilligung darein, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſeine erſte Reiſe weiter nicht, als nach Holland zu ihren Freunden, gehen ſollte; ſo wie ein Vogel mit ſeiner jungen Brut aus dem Neſte zuerſt nur auf die nächſten Zweige flattert, wenn er ſie gewöhnen will, aus-

auszufliegen. Niemand, als die Mutter, war vermögend, ihren Sohn zu bereden, daß er sich diese Reise gefallen ließ. Er wußte wohl, daß er nirgends eine so liebe Mama, und nirgends ein so weiches Kanapee finden werde, als in dem väterlichen Hause. Endlich aber wälzte er sich doch aus seiner Mutter Schooße, und reiste von Münster bis nach Osnabrück, wo er bey seinen Freunden etliche Wochen ausruhete. Hier bekam er unvermuthet die Nachricht, daß sein Vater an einem Schlagflusse gestorben sey. Er kroch also ohne Verzug in das väterliche Haus zurück, nahm das hinterlaßne Vermögen in Besitz, streckte sich ruhig auf seinen Sopha, und übersah von diesem Posten, ohne sich um die Wirthschaft zu bekümmern, die er, nach dem Tode der Mutter, seine ehemalige Amme besorgen ließ, alle geheime Bewegungen der Potentaten, und überlegte mit seinem Markthelfer, in wie weit sie zu billigen wären, und dachte auf Vorschläge, sie zu hintertreiben, wenn sie seinen Absichten gefährlich zu seyn schienen. Seit dem Jahre 1740 ist er in großer Unruhe gewesen. Der Tod des Kaisers überraschte ihn zu geschwind, ehe er sich in gehörige Positur hatte setzen können. Anfänglich hielt er es mit den Franzosen; aber die Sache gieng zu weit, und weil sein Markthelfer einen Schwager unter den Husaren hatte, so schlug er sich zum Hause Oesterreich, und gab der Sache bald ein andres Ansehen. Der Aachner Friede ist gar nicht nach seinem Sinne; er hofft aber auch, ihn noch zu überleben. Persien hat er nun bald in Ordnung. Anfänglich wollte er, zur Ehre der christlichen Religion, den Prinz Heraklius auf den Thron bringen; da er aber von guter Hand erfuhr, daß derselbe der protestantischen Religion nicht zugethan sey, so schickte er ihn wieder nach Hause. Der König Theodor macht ihm viel Sorge. Er

möchte ihn, als seinen Landsmann, gern wieder auf den korsischen Thron bringen; nur kann er noch kein Mittel ausfinden, die Schulden desselben in England zu bezahlen. Er überlegt diese Sache mit seinem Barbier, den er in wichtigen Fällen zu Rathe zieht, wenn er es mit seinem Markthelfer nicht allein bestreiten kann.

Was soll ich mit diesem politischen Don Quixote machen? Weil er bey seiner Faulheit der Welt gar nichts nützt, so soll er doch wenigstens seine Staatsgedanken verzollen.

Für jeden feindlichen Einfall, den er in fremde Staaten thut, giebt er 5 fl.

Den Aachner Frieden soll er nicht wohlfeiler, als für 20 fl. brechen.

Für die asiatischen Händel zahlt er in Pausch und Bogen 50 fl.

Erfahre ich, wie ich es vermuthe, daß er mit den spanischen Küstenbewahrern unter einer Decke liegt; so soll er sich entweder zu den Engländern schlagen, oder jährlich für seine Kaperey 15 fl. erlegen.

So oft er an einem der europäischen Höfe einen Staatsfehler entdeckt, so soll er schuldig seyn, dieses Vergnügen über seine schlaue Einsicht mit 20 Stüvern zu lösen. Ich setze mit Fleiß keine große Summe; denn sonst würde ich ihn in kurzer Zeit an den Bettelstab bringen, da beynahe kein Posttag vergeht, wo er nicht einige dergleichen Fehler entdeckt.

Bringt er die Sache mit dem Könige Theodor nicht zu Stande; so soll er ein für allemal 10 fl. entrichten, und dafür die Erlaubniß haben, zu glauben, daß er gewiß zu seinem Zwecke gelangt seyn würde, wenn Theodor nicht selbst zu schläfrig gewesen wäre.

Ich will ihm erlauben, daß er sich zu dieser Gedankensteuer von seinem Markthelfer und dem Barbier einen Zuschuß geben lasse.

Es ist mir nahe gegangen, so oft ich an die Eifersucht gedacht habe, welche man an den meisten Orten zwischen den Gelehrten und den Kaufleuten wahrnimmt. Ich sage gar nichts neues, wenn ich behaupte, daß die Handlung das Leben eines Staats ist. Sie unterhält eine Menge von Menschen in Bewegung, welche den wichtigsten Theil der Unterthanen ausmachen. Hundert ämsige Familien haben ihr Brodt durch die Hand eines einzigen Kaufmanns, welcher in seiner Schreibstube die Korrespondenz führt. Dieses nützliche Mitglied des gemeinen Wesens sorgt für unsere Bequemlichkeit, und bringt uns mit den entferntesten Gegenden der Welt in die genaueste Verbindung, ohne daß wir es merken, und ohne daß wir nöthig haben, etwas weiter zu thun, als ihm einen geringen Vortheil für seine Mühe zu gönnen. Wie viel Sachen würden wir entbehren müssen, welche die Gewohnheit, die Bequemlichkeit, und, wenn ich es sagen darf, unsre Wollust unentbehrlich gemacht haben? Ohne die Handlung würden wir genöthigt seyn, uns mit der Armuth unsers Vaterlandes kümmerlich zu behelfen, anstatt daß wir uns nunmehr den Ueberfluß der entferntesten Himmelsgegenden eigen machen. Der Gelehrte sieht dieses; er läßt sich den Vortheil gefallen, und verachtet in seinem Herzen den Mann, der sein Leben und seine Bequemlichkeit daran gewagt, uns so viele Bequemlichkeit des Lebens zu verschaffen. Aber dieser Mann weis doch nichts von dem unendlich Theilbaren, nichts von Mitteln und Zwecken, nichts von dem Satze des Widerspruchs, nichts von Cirkulirung des Geblüts,

blüts, von seinen eignen Muskeln nichts. Er ißt, und weis nicht, wie er verdaut; er trinkt, und weis nicht, wie dieser Trank sich in so verschiedne Säfte verwandelt. Er wird nach Italien reisen, ohne den Vesuv zu besehen, und ohne in Rom nach der Gegend zu fragen, in welcher das Haus des Cicero gestanden hat. Er wird sich die Schätze von Florenz zeigen lassen; aber nicht den Kodex. Er kennt die Levante, und weis nicht, wo Troja gelegen hat. Xanthus ist ihm ein fremder Name: aber wo die Wolga fließt, das weis er wohl. . . . Ich gebe das alles zu. Aber schadet die Unwissenheit dieses Mannes dem Vaterlande so viel, als sein Fleiß ihm nützt? Er weis vieles nicht, es ist wahr; aber er weis Geld zu verdienen: eine Kunst, um welcher willen wir Gelehrte Tag und Nacht Quartanten lesen und Folianten schreiben, und doch oft in einem ganzen Jahre mit unserm Griechischen und Lateine so viel nicht verdienen, als der Kaufmann in einem Tage durch Provision verdient. Da der Kaufmann und der Gelehrte einerley Absichten, und doch nicht einerley Wege haben, zu dieser Absicht zu gelangen; so ist es mir immer unbegreiflich gewesen, wie es kommen müsse, daß sie sich unter einander anfeinden; und noch unbegreiflicher ist es mir, warum der Gelehrte den Kaufmann verachtet, da er sieht, daß dieser in Erlangung seiner Absichten viel glücklicher und geschwinder ist, und es immer höher bringt, als er. Ich wünschte wohl, daß die Gelehrten hierinnen billiger urtheilen möchten. Derjenige, welcher gut rechnet, und der, welcher gut denkt, sind beide dem Vaterlande unentbehrlich. Darf ich es wagen, meine Gedanken hiervon zu eröffnen? Ist nicht der Hochmuth unsrer Gelehrten, und folglich ihre Pedanterey, Schuld an der stolzen Miene, die sie dem Kaufmanne machen?

Ich

Ich werde dieſen Satz bey meiner Gedankenſteuer zum Grunde legen.

Ein Gelehrter, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß ſein Handel mit neuen Wahrheiten wichtiger und dem Vaterlande nützlicher ſey, als der Handel eines Kaufmanns mit Waaren aus inländiſchen Manufakturen, der ſoll ſich dieſes Recht jährlich mit 2 fl. erkaufen.

Hält ein Mann ſich um deswillen für gelehrt, weil er eine weitläuftige Kenntniß von alten Münzen beſitzt, und will er die Freyheit haben, den Kaufmann, weil er alles dieſes nicht weis, als einen Idioten zu verachten, ob dieſer gleich zu ſeinem beſſern Vortheile den Wechſelcours und die Agiorechnung gründlicher verſteht; ſo muß er für dieſe Freyheit geben 1 fl.

Will ihm der Philoſoph vorwerfen, daß er nichts verſtehe, da er nichts vom Satze des Widerſpruchs und andern tiefſinnigen Gaukeleyen weis, die mancher Philoſoph ſelbſt nicht verſteht, ſo ſoll er entweder 3 fl. entrichten, oder ſich im Komtoir des Kaufmanns ſeine philoſophiſchen Wahrheiten vom Widerſpruche, vom Unendlichtheilbaren, von Mitteln und Zwecken praktiſch lehren laſſen, die der Kaufmann immer am beſten verſteht und am nützlichſten ausübt, ohne zu wiſſen, daß ſie dergleichen zaubermäßige Namen haben.

Der Kaufmann weis vielleicht nicht, wie ſein Magen die Auſtern verdaut und in was für Säfte ſich der ungariſche Wein zertheilt, den er trinkt; aber ich glaube, er wird lieber in dieſer Unwiſſenheit bleiben, als an der ſparſamen Tafel ſeines Arztes eine Gelehrſamkeit erlangen wollen, welche ſo narrhaft bey weitem nicht iſt, als ſeine bisherige Ungelehrſamkeit, bey der es ihm wohl-

geſchmeckt hat. Ich will hier zween Vorſchläge thun: Entweder der Gelehrte ſoll an dem leckerhaften Ueberfluſſe der Tafel ſeines Kaufmanns Antheil nehmen und, ſo oft er von Tiſche aufſteht, bekennen, daß dieſer Ungelehrte gründlicher ſpeiſt, wenn auch er gründlicher denkt; oder wofern, wie ich faſt glaube, dieſes ſeinem gelehrten Ehrgeize zu empfindlich wäre, ſo ſoll er jährlich zu meiner Kaſſe entrichten 4 fl. und ſodann benugt ſeyn, zu glauben, daß es weit anſtändiger ſey, zu hungern und doch zu wiſſen, wie man verdaut, als bey dem Ueberfluſſe der Mahlzeit aufgeräumt und fett zu werden, ohne zu wiſſen, wie beides zugehe.

Ich bin überzeugt, daß mir dieſe Stelle von den Verdienſten der Kaufleute bey vielen Gelehrten eine verdrießliche Miene und in vielen Schreibeſtuben einen lauten Beyfall zuwege bringen wird. Ich will hoffen, daß ich dieſen durch das, was ich itzt ſagen will, nicht wieder verlieren werde.

So unerträglich mir der Stolz einiger Gelehrten iſt, welche den Handelsmann unendlich tief unter ſich zu ſeyn glauben; ſo unerträglich und noch weit abgeſchmackter iſt der pöbelhafte Hochmuth einiger Kaufleute, welche die weſentlichen Vorzüge eines Menſchen vor andern Geſchöpfen nur in der Geſchicklichkeit ſuchen, Reichthümer zu ſammeln; welche diejenigen ihrer Achtung nicht würdig ſchätzen, deren Beruf es iſt, mehr für die Ausarbeitung der Seele, als für die Füllung des Beutels zu ſorgen; mit einem Worte, welche alle Gelehrte anders nicht anſehen, als ihren Informator. Dieſe wuchernden Kreaturen, welche nicht weiter denken, als ſie rechnen können, ſollten überlegen, daß ſie nicht einmal rechnen könnten, wenn nicht der Gelehrte dieſe Kunſt zu der gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht

bracht hätte. Ohne die Entdeckung der Gelehrten würden die Kaufleute Batavia und Brasilien nicht zu finden wissen; und bey allen Reichthümern, die der Kaufmann gerechter, oder auch ungerechter Weise zusammen gescharrt hat, kann er nicht glücklich seyn, wenn er nicht denkt, wie der Philosoph.

Ich will versuchen, ob ich diesen Unbilligkeiten durch meine Gedankenspuer Einhalt thun kann. Vielleicht erhalte ich hier meinen Endzweck eher, als bey den Gelehrten, da die Gelehrten immer hartnäckiger sind und lieber den letzten Groschen hingeben, als gestehen, daß sie Unrecht haben; viele Kaufleute aber alles einräumen, was man von ihnen verlangt, wenn man nur kein Geld verlangt.

Ein Kaufmann, welcher glauben will, das edelste Geschöpf unter der Sonne sey dasjenige, welches weder ißt, noch trinkt, noch schläft, von wahrer Liebe, von wahrer Freundschaft, von Geselligkeit nichts weis, ausser der Rechenkunst alle Künste verachtet, aber welches anstatt dessen Reichthümer sammelt; ein Kaufmann, der dieses glauben will, der soll alle Jahre zehn pro Cent von demjenigen abgeben, was er durch Bevortheilung und dergleichen ungerechte Wege erbeutet. Das wird meiner Kasse erstaunende Summen einbringen. Denn ein Kaufmann, der im Stande ist, so niederträchtig zu denken, dem ist auch kein Mittel niederträchtig genug, reich zu werden. Ich kenne zwey gute Häuser, eines in Maynz, das andre in Straßburg, von denen ich durch diesen Satz jährlich wenigstens drey tausend Gulden zu heben hoffe.

Ein Kaufmann, welcher von allen schönen Wissenschaften ein so unwissender Feind ist, daß er die Ko-

sten

sten scheut, seinem einzigen Sohne eine anständige Erziehung zu geben und ihn noch etwas mehr lehren zu lassen, als was zum Buchhalter gehört, der soll jährlich geben 100 fl. Es ist eine ziemlich große Summe, ich läugne es nicht; aber er ist auch ein großer Narr, da er seinem Sohne auf diese Art alle Mittel benimmt, das bereits erworbene Vermögen vernünftig zu genießen, und da er ihn verdammt, in seinem ganzen Leben weiter nichts zu thun, als Geld zu sammeln und es auch nicht zu nutzen.

Glaubt ein Kaufmann, seine todten Reichthümer, die er für sich selbst sorgfältig verschließt, wären vermögend genug, ihm die Hochachtung der Vernünftigen, die zärtliche Liebe seiner Kinder und die segnenden Wünsche der Armen zuwege zu bringen; so soll er sich mit der Vorstellung eines solchen Glücks, das nur vernünftigen Reichen gehört, nicht länger schmeicheln, oder, wenn er es doch thun will, jährlich 200 fl. beysteuern; und alsdann soll kein Mensch befugt seyn, ihm zu entdecken, daß er seinen vernünftigen Mitbürgern lächerlich und verächtlich ist, daß seine Kinder mit ungeduldiger Sehnsucht auf seinen Tod warten, daß die Armen, die er Noth leiden läßt und denen er wohl nicht einmal das Schuldige bezahlt, ihn in ihrem bekümmerten Herzen und öffentlich verfluchen, und daß alle Patrioten dem Vaterlande zum Besten wünschen, daß er sich noch heuer über seiner Kasse aufhängen möge.

Dieses wäre also ein kurzer Entwurf von dem, was ich zur Abstellung der Eifersucht zwischen den Gelehrten und den Kaufleuten bey meiner Gedankensteuer anzuordnen gedenke. Ich will dadurch entweder der Ver-

Verachtung und den unbilligen Vorurtheilen beider Theile gegen einander vorbeugen; oder, wenn dieses ja nicht möglich seyn wollte, so hoffe ich doch wenigstens dadurch für das Vaterland einigen Nutzen von ihrer unverbesserlichen Thorheit zu ziehen.

Von dieser Klasse allein werde ich in Deutschland und in den Niederländen jährlich so ansehnliche Summen heben, daß ich einen großen Theil meiner wohlthätigen Ausgaben damit zu bestreiten, und nach dem Plane, den ich im Eingange dieses Projekts geäußert, wenigstens ein paar tausend schwärmende Freygeister und noch etliche verhungerte Goldmacher zu füttern im Stande bin.

Aus Engelland verspreche ich mir wenig Vortheil, wenn auch schon dieser Artikel daselbst angenommen werden sollte. Denn bey den Engelländern ist der Kaufmann ehrgeizig genug, sich den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und der Gelehrte niemals beredter und witziger, als wenn er auf die Vorzüge und nützlichen Verdienste der Kaufleute zu reden kommt.

Auch in Frankfurt und in Hannover hat man diese engelländische Art zu denken in etlichen Häusern zugleich mit dem Roastbeef angenommen.

Auf meiner letzten Reise nach Leipzig habe ich das unerwartete Vergnügen gehabt, viele Familien kennen zu lernen, wo schon die Väter so billig gedacht hatten. Ja, es behauptete so gar in öffentlicher Gesellschaft ein alter bemittelter Banquier; **Der Kaufmann belohne sich selbst durch seinen eignen Fleiß; aber Gelehrte müsse man durch Hochachtung und Belohnung aufmuntern, da sie gemeiniglich**

erſt von der Nachwelt belohnt würden. Ein Kaufmann, der dieſe Pflicht verſäume, ſey des Vermögens unwürdig, das ſein Fleiß erworben habe. Ich freute mich über dieſe großmüthigen Gedanken, und war dafür ſo erkenntlich, daß ich dieſem rechtſchaffnen Patrioten die Warnung ins Ohr ſagte: Er möchte es ja nicht wagen, eine ſolche Meynung in . . . zu äußern, weil er dadurch auf dem ganzen Platze ſeinen Kredit verlieren würde.

Ich werde mich bey dieſem Artikel von den Gelehrten noch etwas länger aufhalten. Die Materie iſt unerſchöpflich.

Wenn es in andern Kreiſen ſo iſt, wie bey uns; ſo wimmelt Deutſchland von lächerlichen Geſchöpfen, welche ſich unter einander Gelehrte nennen und doch auf dieſen ſo anſehnlichen Titel gar keinen Anſpruch weiter haben, als dieſen, daß ſie keine Handwerksleute ſind. Bisher hat man immer geglaubt, daß dieſe Leute dem Lande, wo nicht zur Laſt, doch wenigſtens unnütze wären. Ich aber bin dieſer Meynung niemals geweſen; denn ich habe nachgerechnet, daß allein in . . . die Acciſe jährlich neun hundert bis tauſend Gulden, nur von Papier, Federn und Dintenpulver gewinnt, welche daſelbſt konſumirt werden.

Deſto mehr freue ich mich, da ich eine Gelegenheit habe, dieſen ſo genannten Gelehrten ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch ſie ſich von allem Vorwurfe befreyen und der Welt zeigen können, wie nützlich ſie einem Lande ſind. Wenigſtens zur Kontribution ſind ſie vortreflich zu gebrauchen; ein Beweis, daß in der Welt nichts ſo ſchlecht und geringe ſey, es ſey wenigſtens zu etwas gut.

Ich

Ich will ihrentwegen einen Vorschlag thun, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht alle mit dem offnen Beutel in der Hand gelaufen kommen sollten, um ihre Schatzung zu entrichten.

Von den Gelehrten, die sich Dichter, die aber Vernünftige nur Schmierer und, wenn sie recht glimpflich urtheilen, Gratulanten nennen, will ich anfangen, da sie selbst gemeiniglich von sich und ihren Schriften zuerst anfangen. Denn nach derjenigen Rangordnung, welche diese Herren auf dem Parnasse eingeführt haben, kommen sie unmittelbar nach den Halbgöttern. Ja, man hat die Anmerkung gemacht: Je schlechter ein Poet ist, desto höher ist auch der Rang, dessen er sich über andre anmaßt. Um mich bey diesen verewigenden Reimern einzuschmeicheln, sollen sie unter meinen Gelehrten die ersten seyn, die ich in das Schatzungsregister bringe.

Diejenigen Dichter, welchen die Kritik diesen Titel zugesteht, mag ich nicht einmal schätzen; es würde die Mühe nicht verlohnen. Legte ich auch einen jeden mit zwanzig Gulden an, so würden doch kaum zwey hundert Gulden heraus kommen. Was will das sagen? Und auch diese wenige würden zu furchtsam seyn, es zu gestehen, daß sie wirklich gute Poeten sind. Denn das ist immer der Fehler von guten Dichtern, daß sie es am wenigsten glauben, und bey dem verdienten Lobe, das ihnen andre geben, noch immer schüchtern bleiben, und es eher für eine Schmeicheley, als für ein verdientes Lob halten. Diese wenige mögen frey bleiben, da ich sie ohnedem nach meinem ersten Entwurfe nicht füglich zu meiner Gedankensteuer ziehen kann, als welche den Kontribuenten ein Recht geben soll, sich das zu

dünken, was ſie nicht ſind; und da Dichter von dieſer Gattung immer, wie geſagt, weniger von ſich denken, als ſie zu denken wohl befugt wären.

Es giebt noch tauſend andre, welche dieſen Mangel reichlich erſetzen, und welche von ſich ſelbſt ſo viel unverdiente gute Einbildung haben, daß ſie die Erlaubniß dazu nicht theuer genug löſen könten.

Keiner von ihnen ſoll künftig das Recht haben, ſich des Titels eines unſterblichen Dichters anzumaßen, wenn er nicht ſeinen Lorber mit 5 fl. löſt.

Die Anzahl dieſer Dichter hat ſich im vorigen Jahre in Ober- und Niederſachſen auf ſechstauſend fünfhundert und ſechs und achtzig Stück belaufen, worunter diejenigen nicht einmal gerechnet ſind, welche dann und wann noch ein leidliches Gedicht machen. Dieſes trägt, richtig gerechnet, in einem Jahre . . 32930 fl.

Wer dieſe 5 fl. erlegt hat, und bey den Kunſtrichtern gehörige Quittung vorzeigt, dem ſoll niemand den Titel eines göttlichen Poeten abſprechen, bey Strafe von 20 Goldgülden Rheiniſch.

Wer von ihnen die Gewalt haben will, andre mit Vorleſung ſeiner Gedichte zu quälen, der muß dieſe Gewalt mit Geld erkaufen. Es iſt billig, daß die Angſt, welche einzelne Perſonen dabey ausſtehen, dem ganzen Lande zu gute komme. Umſonſt wenigſtens können ſie nicht verlangen, daß man ihnen zuhöre. Für das erſte Vorleſen zahlen ſie 2 Stüber; für das zweyte 4 Stüber, und für die dritte Wiederholung 8 Stüber. Oefter dürfen ſie es nicht thun. Die Zuhörer würden es in die Länge nicht ausſtehen können; und es iſt doch gleichwohl billig, daß man bey einer öffentlichen Anlage mitdarauf ſehe, daß wegen des gemeinen Beſten einzelne Unterthanen

en nicht ganz ruinirt werden. Weil nun vermöge der
:rfahrung alle ſchlechte Poeten ihre Schriften wenig-
:ens dreymal vorleſen, ſo beträgt dieſe Anlage = 14
5tüber.

Und da, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ein
der ſchlechter Poet das Jahr über zum wenigſten drey-
undert und fünf und ſechzig elende Gedichte verfertigt;
kommt eine anſehnliche Summe heraus.

Alle Poeten, die über ſechzig Jahre ſind, zahlen
eſe Taxe doppelt; denn unter allen ſind ſie am uner-
äglichſten.

Wer 30 Stüber zahlt, ſoll befugt ſeyn, die Leute
uf der Gaſſe anzufallen, und ihnen vorzuleſen.

Alle Poeten behalten die natürliche Freyheit, ihre
rbeiten, wenn ſie ganz allein ſind, laut zu leſen, ſo oft
e wollen. Sie dürfen auch darüber lachen, ohne einen
)eut Kontribution zu entrichten. Doch iſt wohl zu
erken; wenn ſie dieſes thun, ſo müſſen ihre Stuben
bgelegen, und die Vorhänge feſt zugezogen ſeyn, da-
it niemand von der Nachbarſchaft dadurch geärgert
erde.

Die Dichter, welche mit dem Weihrauche unter
em Volke herumgehen, und ihren Segen Bekannten
nd Unbekannten ertheilen, werden es nicht unbillig fin-
en, daß ſie auch einen Beytrag geben. Sie wünſchen
en Leuten beſtändig Gutes; nun mögen ſie ihnen auch
inmal Gutes thun. Ich will nicht ſo liebloß ſeyn, wie
ie Kunſtrichter, welche dieſe gratulirenden Inſekten lie-
er gar vom Parnaſſe vertilgen möchten, und ſie mit ih-
en ſchönen Spielwerken und bunten Raritäten nicht ein-
nal in den ſtillen Moräſten des Parnaſſes ruhig quaken
aſſen. Deſto billiger will ich ſeyn, da ich überzeugt bin,

daß die Natur nicht einmal den verachtetsten Wurm umsonst schafft, geschweige einen Gratulanten. Wie gesagt, ich will es billig mit ihnen machen; und ich erwarte auf meinen Geburtstag, welcher der dreyzehnte Oktober seyn wird, die gereimte Danksagung dafür.

Hier ist meine Taxe. Und wenn ich selbst ein Gratulant wäre, so könnte ich die Preiße nicht leidlicher setzen.

Ein Mäcenat. Wer diesen in seinen Versen braucht, giebt . . . . 1 Stüber.
Gepriesner Mäcenat . . 2 Stüber.
Saiten, Leyer, Rohr, für jedes . 2 Deut.
Ein Haberrohr, eben so viel. . .
Beschwörung der Alten . 1 Schilling.
Und wer den Achill bannt, zahlt 2 Schillinge.
Ein Gott durch die Bank . 1 Stüber.
aber Apoll geht umsonst mit darein.
Fama, nachdem sie stark oder schwach bläst, ... ½ Stüber.
oder auch . . . . . 1 Stüber.
Blitz, Hagel, Donner, oder andre Meteoren werden geschätzt auf . 1 Deut.
Ist die Dosis gar zu stark, so zahlt der Dichter . . . . 4 Deut.
Der Zeiten Zahn zu wetzen . 1 Deut.
Liebesgötter und Grazien werden in dem Preiße bezahlt, wie die Götter überhaupt.
Wenn die Grazien wiegen müssen, kostet es . . . . . 1 Fettmännchen
Flohr, Boy, Cypressen, wenn sie zu der Leiche eines Handwerksmannes gebraucht werden, kosten . . 1 Stüber.

Sind

Sind sie aber für eine Standesperson, nur . . . . ½ Stüber.

Ein Wortspiel auf den Namen desjenigen, den der Gratulant besingt, kostet billig . . . . 1 Schilling; und es ist nicht zu viel; denn in der That ist das Wortspiel gemeiniglich das Hauptwerk vom Gedichte.

Nach diesen Preißen werden die übrigen Taxen gar leicht festzustellen seyn.

Nun mache man einmal den Ueberschlag auf folgende Art: Unter 6586 elenden Dichtern sind wenigstens 4000 Gratulanten. In einem Jahre haben die Mäcenaten in Ober- und Niedersachsen, ich will nur wenig sagen,

10000 Geburtstage,
20000 Namenstage. Hierzu kommen:
1000 Hochzeiten ungefähr,
2000 Leichen, und
3000 außerordentliche Begebenheiten, die nothwendig besungen werden müssen. In einem jeden Liede, welches der Nachwelt angestimmt wird, kommen wenigstens 30 Stücke vor, die taxmäßig sind. Dieses beträgt nach einem Ueberschlage, den ich sehr sorgfältig gemacht habe,

. . 105426 fl. . 1½ Stüber

saluo errore calculi. Man kann mir nachrechnen, so wird man finden, daß die Summe richtig ist. Unter diese Gedichte muß der Gedankenkontributionseinnehmer pflichtmäßig attestiren, daß die Taxe ohne Reste, in guten gangbaren Münzsorten erlegt sey; und alsdann hat der Verfasser die Erlaubniß, sich mit der Unsterblichkeit zu schmeicheln; kein Mensch soll sich unterstehen, ihn ei-

nen elenden Reimer zu nennen, und niemand von der Gesellschaft soll, bey schwerer Pön, und bey Strafe, das ganze Gedicht siebenmal durchzulesen, befugt seyn, in das geistvolle Karmen eher, als nach völlig aufgehobner Tafel, Konfekt zu wickeln.

Da die arkadischen Dichter sich nur mit Klee und Milch behelfen; so wird ihnen das Geld ohnedem nichts nütze seyn, und desto eher können sie einen Beytrag geben. Zu Vermeidung aller Streitigkeiten will ich auch den vornehmsten Hausrath eines Schäferdichters taxiren.

Eine beperlte Flur	½ Stüver.
Krystallene Bäche	½ Stüver.
Wer in eine Buche den Namen schnelbet, giebt nach dem Holzmandate, ein altes Schock; thut nach unsrer Münze	6½ Schillinge.
Eine Heerde Lämmer	1 Stüver.
Ein Bock	1 Deut.
Ein Bock mit Glocken	2 Deute.
Hylax	4 Deute.
Käse, Milch und Butter wird um den gewöhnlichen Marktpreis bezahlt.	
Kosent ist steuerfrey.	
Phyllis	½ Schilling.
Eine grausame unerbittliche Phyllis	1 Schilling.
Giebt Phyllis dem Myrtill eine Ohrfeige, so zahlt der Dichter für ihre Grobheit	3 fl.
Erhängt sich Myrtill	3 Schillinge.
Ein Schäferengel, ein Limmel, wird unter den Bauern in Arkadien gebüßt mit	1 fl.

unsre

unſre geſitteten Schäferdichter können es alſo auch nicht wohlfeiler verlangen.

Wer ſich dieſen leidlichen Taxen unterwirft, dem gebe ich die Erlaubniß, zu glauben, daß ſein Schäfergedicht witzig, artig und ſchalkhaft ſey. Er ſoll niemals an den Virgil und Fontenelle gedenken, ohne mit der beruhigenden Zufriedenheit eines elenden Poeten über die unendlichen Vorzüge, die er vor jenen hat, beyfällig zu lächeln. Mit einem Worte: kraft dieſer erlegten Gedankenſteuer ſoll er der göttlichſte Dichter in Ober- und Niederſachſen ſeyn, da er außerdem freylich der unſinnigſte Narr in ganz Arkadien ſeyn würde.

Da gegenwärtige Abhandlung nur eine vorläufige Probe von dem Tarife ſeyn ſoll, welchen ich künftig wegen dieſer Gedankenſteuer bekannt machen will, woferne mein Vorſchlag den gehofften Beyfall finden ſollte; ſo werde ich für itzt nicht nöthig haben, die übrigen Arten der Gedichte auf eben dieſe Weiſe zu taxiren. Im Vorbeygehen will ich nur erinnern, daß in einem Trauerſpiele

ein O!	2 Stüver,
ein Ach!	2 Stüver,
ein O! und Ach! zuſammen	4 Stüver,
ein O! ihr Götter!	6 Stüver,
ein Dolchſtich	1 Schilling,
und ein jeder matter Gedanke	1 Deut,

koſten ſolle. Und wer ein gar zu elendes Trauerſpiel verfertigt, wenn es auch ſchon nach allen Regeln des Ariſtoteles elend wäre, der ſoll es entweder in ſeinem eignen Kamine verbrennen; oder, wenn er doch ſo hartnäckig iſt, es öffentlich aufführen zu laſſen, ſo ſoll er dem Publiko pro redimenda vexa 5 fl. erlegen, die ich zu mei-

meiner Gedankensteuer nehmen, und sodann auf meine Kosten die öffentliche Kritik veranlassen will: Daß wir nunmehr in unserm Vaterlande endlich einmal auch ein Original haben, welches wir unsern stolzen Nachbarn entgegensetzen können.

Bey den Lustspielen werde ich mich schon etwas länger aufhalten müssen. Da der Verfasser und die Komödianten mit den artigen Unflätereyen den meisten Beyfall und das meiste Geld verdienen; so werde ich wohl auf diese die stärkste Taxe legen. Ich werde aber einen sehr sorgfältigen Unterschied zwischen den witzigen Zoten des Dichters, zwischen dem zweydeutigen Schwunge, den die Mienen, die Aussprache, und besonders die Stellung des Frauenzimmers, welches die Rolle hat, einem oft gleichgültigen Ausdrucke geben, und endlich zwischen den unflätigen Auslegungen machen, welche der Parterrepöbel (denn auch in Deutschland giebt es auf dem Parterre viel witzigen und angesehenen Pöbel,) bey einer Stelle macht, die weder der Dichter unvorsichtig gedacht, noch der Komödiant leichtsinnig vorgestellt hat.

Wegen unsrer höhern Gedichte bin ich bey mir selbst noch sehr unschlüßig. Ich weis in der That noch nicht, wodurch ich am meisten verdienen werde: Ob durch das hoch am Olympe dahin ertönende Brüllen der Donner einiger unglücklichen Nachahmer des Hexameters; oder durch die glänzende Sonne und liebliche Wonne unsrer kriechenden Reimer. Ich will die Sache überlegen.

Weil meine patriotische Vorsorge sich auf alle Arten des Witzes erstreckt; so kann man wohl glauben, daß ich auch für diejenigen sorge, welche in den übrigen

Arten

Arten der Gedichte unſterblich werden wollen, ob man gleich einem ehrlichen Manne nicht einmal ihre Proſa zu leſen anſinnen darf. Ich gebe ihnen mein Wort: Sie ſollen in Geſellſchaften alle Vorzüge eines wahren Dichters haben; aber freylich, für baares Geld, denn ohne dieſes können ſie unmöglich verlangen, erträglich zu ſeyn.

Noch ein Paar Worte will ich von den andern Arten der Skribenten ſagen, welchen ich durch meine Taxen das Recht gebe, ſich unter die Gelehrten zu mengen, ob ihnen gleich die Welt, die Kunſtrichter, und vielmals ihr eignes Gewiſſen ſagen, daß ſie in dieſe ehrwürdige Zunft nicht gehören.

Ich habe an verſchiednen meiner Landsleute *) wahrgenommen, daß ihr Witz und ihr Verſtand mit den reifenden Jahren auf eben die Art abnimmt, wie er in andern Gegenden Deutſchlands, und, wie ich vermuthe, in der ganzen Welt zunimmt. Wo das herkommen mag, weis ich nicht; daß es aber in der That ſo iſt, lehrt mich die Erfahrung alle Meſſen. Ich habe weiſe Knaben kennen lernen, welche in ihrem ſechzehnten Jahre, durch verſchiedne Blätter in moraliſchem Formate, ſtrenge und einſehende Sittenrichter der Welt waren; und im dreyſſigſten Jahre waren ſie kaum noch geſchickt, einen Winkelſchulmeiſter abzugeben. Andere verfochten ſchon im funfzehnten Jahre das Anſehen und die Wahrheiten ihrer Kirche mit einer heiligen Wut, die man kaum von ihren Vätern, ſo gern auch dieſe verketzerten, erwartete; und zum großen Unglück unſrer Kirche waren ſie in ihrem vierzigſten Jahre ſo unwiſſend, daß man ihnen kaum mit

*) Daran dürfen wir unſre Leſer nicht mehr erinnern, in welchem Lande Herr Anton Panza dieſes ſchreibt.

mit gutem Gewiſſen eine Heerde Bauern anvertrauen konnte. Ich habe einen Vetter gehabt, der in ſeinen erſten Univerſitätsjahren neue Lesarten in den Pandekten erfund, und in dem Juſtinianus Schnitzer wies; aber was nahm es für ein Ende? Sein Verſtand hatte ſich übertrieben, wie eine frühzeitige Frucht, welche welkt, wenn ſie reifen ſoll. Je älter er ward, je weniger verſtand er; und itzt iſt er in ſeinem funfzigſten Jahre Pedell in Duisburg. Mit der Poeſie iſt es eben ſo. Unſre witzigen Kinder fangen mit Heldengedichten an, und hören mit Sinngedichten auf.

Ich habe keine Hoffnung, dieſe jungen Greiſe zu beſſern, wenn ich ihnen gleich aus unwiderſprechlichen Gründen darthun wollte, daß ſie gewiß länger verſtändig ſeyn würden, wenn ſie etwas ſpäter anfiengen, witzig zu ſeyn, und daß die Behutſamkeit, ſich in der erſten Jugend nicht allzu geſchwind zu verewigen, das ſicherſte Mittel eines Schriftſtellers ſey, ſich nicht zu überleben. Alles dieſes würde ich ihnen ſagen, und würde es ihnen beweiſen: aber die guten Kinder ſind gar zu ſcharfſinnig, als daß ſie es einſehen, und gar zu gelehrt, als daß ſie es verſtehen ſollten. Sie möchten weinen, wenn ich ihnen ihre Puppe nähme. Ich will ſie ihnen alſo laſſen, und ich will ihnen ſo gar die Freyheit laſſen, zu glauben, daß ſie erfahrne, beleſne, ſcharfſinnige, geiſtvolle . . . ich weis nicht alles, was ſie ſeyn wollen? mit einem Worte: ſie ſollen die Erlaubniß haben, zu glauben, daß ſie in der That das ſind, was ſie gewiß nicht ſind. Aber, meine Kinder, umſonſt kann ich Ihnen eine ſolche Thorheit nicht verſtatten. Sie müſſen mir für dieſe Erlaubniß etwas zu meiner Gedankenſteuer beytragen. Viel will ich von Ihnen nicht nehmen, weil Sie gröſtentheils

noch unmündig, und außer dem, was Ihnen Ihr milde thätiger Verleger großmüthig zuwirft, noch nicht Herren über Ihr Vermögen sind; aber gar umsonst können Sie es auch gewiß nicht verlangen. Und wenn Ihnen auch die Taxe ein wenig zu hoch vorkäme; so dürfen Sie ja nur bedenken, daß dergleichen Abgaben nicht länge, und nicht viel länger, als zehn Jahre, dauern. Denn, wer in seinem zwanzigsten Jahre ein unsterblicher Autor in Quart ist, der ist gemeiniglich im dreyßigsten Jahre Korrektor in einer Druckerey, und also von dieser Auflage befreyt.

So soll, zum Exempel, ein moralischer Knabe, welcher nur vor ein Paar Jahren noch am Kinderzaume lief, und itzt schon die Welt lehrt, wie sie auf dem Wege der Tugend wandeln solle, für das Vergnügen, ein lehrreicher Skribent zu heißen, in meine Kasse geben

½ fl.

Ist er in seinen Schriften satyrisch und macht die Welt lächerlich; so giebt er doppelt so viel.

Diese beiden Sätze verstehen sich nur von dem Falle, wenn unser Autor noch so billig ist, und es bey Verfertigung und Glückwünschungsschreiben auf den Geburtstag seines Herrn Vaters, oder auf den Namenstag seines Onkels, oder auf andre dergleichen Familienfeyer bewenden läßt. In diesen Fällen erlaube ich ihm, für diesen Preiß sich einer Arbeit und des damit verknüpften Titels anzumaßen, der sonst nur Männern gehört, welche schon seit vielen Jahren gewohnt sind, zu denken, welche die große Welt, und also mehr Leute kennen, als ihre Mütter und ihre lieben Ammen. Wagt sich aber unser schreibender Knabe weiter, und sucht seine Stadt mit moralischen Wochenblättern heim; so muß er wo-

chens

chentlich geben 4 Schill. Dieſes giebt er ſo lange, bis er ſich barbieren läßt. Damit aber auch hierbey kein Unterſchleif vorgehe, und er nicht etwan, wie verſchiedne Autores thun, ſich nur pro forma barbieren laſſe; ſo ſoll die erſte Verwüſtung ſeines Barts in Gegenwart eines Notarien geſchehen. Bezeugt dieſer ihm die erforderliche Reife, ſo giebt er nur monatlich 4 Schillinge. Ich wollte es gern auf eine jährliche Ablieferung ſetzen; ich darf es aber um deswillen nicht wagen, weil die Kräfte eines ſo zarten Moraliſten es ſelten ein Jahr lang aushalten; und gleichwohl mache ich mir ein Gewiſſen, die Taxe, wie ich ſonſt in Anſehung der Hinfälligkeit ihres Verſtandes und Witzes wohl thun könnte, zu erhöhen, da vielleicht dieſe guten Kinder, ohne es öffentlich zu geſtehen, die billige Abſicht haben, nach dem bekannten Sprüchworte, etwas zu lernen, da ſie andre lehren.

Mit den unbärtigen Zeloten werde ich gelinder verfahren müſſen. Es iſt gefährlich, ſie in ihrem heiligen Koller aufzuhalten; ſie kratzen, und ſprudeln lauter Ketzer um ſich. Aber ich habe noch mehrere Urſachen, als dieſe, ſie zu verſchonen. Vielleicht hat es in künftigen Zeiten für ihre Kirche einen guten Nutzen: ſo wie ich immer gern ſehe, wenn unſre Jungen auf der Gaſſe als Soldaten ſpielen, weil ich mir Hoffnung mache, daß mit der Zeit aus dieſen Buben ſtreitbare Männer werden können. Hierzu kömmt noch dieſes, daß gemeiniglich ihre eignen Verwandten an den Verketzerungen dieſer Unmündigen Urſache ſind. Sie führen gar oft ihre eignen Kriege durch die Feder dieſer jungen Helden. Sie freuen ſich, daß ihre Sache ſo gerecht iſt, daß ſie auch der Mund der Kinder und Säuglinge vertheidigen kann. In dergleichen Fällen alſo will ich ſie für ihre Perſon mit einem

Bey-

Beytrage zu meiner Gedankensteuer verschonen; aber ihre Aeltern, oder ihre Verwandten, oder auch ihre Lehrer, welche den Unverstand dieser guten Kinder mißbrauchen, sollen für sie bezahlen. Inzwischen ist es doch nöthig, zu sorgen, daß diese orthodoxen Baben nicht gar zu ungezogen werden, und, wie es immer geschieht, den Wohlstand nicht gar zu sehr beleidigen. Wagen sie sich zum Exempel an einen Mann, dessen Gelehrsamkeit und wahre Verdienste um alle Arten der Wissenschaften die unparteyische Welt erkennt, dessen Stand und ehrwürdiges Alter die Hochachtung aller Vernünftigen verdient, und welcher weiter keinen Fehler hat, als diesen, daß er nicht eben das glaubt, was unser Knabe und seine Mutter glauben; wagt er sich an diesen Mann, und beobachtet nicht alle Bescheidenheit, die gesittete Männer auch alsdann einander schuldig sind, wenn sie schon nicht einerley Meynung haben; redet er die Sprache des Pöbels, wenn er die Sprache des Glaubens zu reden vermeynt; so soll ihn sein Präceptor stäupen, und ihm für jeden ungesitteten Ausdruck einen Streich geben. Und dafür erlaube ich ihm das Vergnügen, sich einzubilden, daß er nicht wegen seines Muthwillens, sondern als ein junger Märtyrer gepeitschet werde.

Diese zwo Proben werden genug seyn, meinen Lesern einen Begriff von dem Plane zu machen, nach welchem ich junge Skribenten zu meiner Gedankensteuer ziehen will. Man wird daraus wahrnehmen können, daß ich diejenigen Schriftsteller und Gelehrte gewiß nicht vergessen werde, welche ihre Jahre vernünftig gemacht haben sollten, und welche dem unerachtet sich von ihrer Größe, von ihrer Gelehrsamkeit, von ihren Verdiensten um die Welt, und endlich von ihrer Unsterblichkeit ganz

ſolche, oder doch allzu ſchmeichelhafte Begriffe machen. Ich habe ſchon oben Gelegenheit gehabt, einige Proben davon zu geben. Damit ich dieſen Entwurf in ein noch deutlicheres Licht ſetze; ſo will ich ihn mit einigen Zügen vermehren.

Kommen Sie näher, meine Herren! Kriechen Sie einmal aus Ihren gelehrten Löchern hervor! Sie ſollen die Muſterung paſſiren.

Was für ein ungeheurer Schwarm von gelehrtem Pöbel läuft hier zuſammen! Was für finſtre und unbekannte Geſichter erblicke ich!

Aber Sie, mein Herr, mit der ſtolzen Autormiene, Sie kenne ich gar wohl. Dieſe hochmüthigen Züge habe ich vor dem großen Quartanten geſehen, in welchem Sie die Menſchen alle Pflichten lehren wollen, die ein geſittetes und tugendhaftes Leben erfodert. Ihr ſtolzes Lächeln verräth die Zufriedenheit, die Sie empfinden, indem Sie ſehen, wie genau ich von Ihrem Buche unterrichtet bin. Aber, hüten Sie ſich wohl, daß Sie nicht gar zu zeitig ſtolz werden. Ich habe Ihren Quartanten geleſen; aber zugleich habe ich auch die zehn Quartanten geleſen, aus welchen Sie den Ihrigen zuſammengeplündert haben. Dieſen Raub müſſen Sie büßen. Wenn die gelehrte Welt das Recht nicht haben ſoll, Sie wegen Ihres Diebſtahls vor das kritiſche Gericht zu ziehen; ſo geben Sie mir jährlich für dieſen ſaluum conductum 10 fl. Warum ſchütteln Sie mit dem Kopfe? Iſt es zu viel? Sie haben Recht; aber Sie geben dieſes auch nur ſo lange, bis Ihre gelehrte Schrift Makulatur wird, und ich hoffe, Sie werden dieſe Steuer kaum ein Jahr lang entrichten.

Aber, warum verkriecht ſich Ihr Kollege hinter Sie? Scheut er ſich vor meiner Taxe, oder vor ſeinem

Ge-

wissen? Nur heran, mein Freund! Warum verbergen Sie mir ein Gesicht, das sich an dem Laden Ihres Verlegers der Straße öffentlich zeigt? Ich kenne diese tartüffischen Züge noch wohl. Eben diese ist die heuchlerische und traurige Miene, die der Autor hat, welcher uns das Verderbniß des menschlichen Herzens, die verborgensten Ursachen dieses Verderbnisses, ihre unglücklichen Folgen, so wohl für den ganzen Staat, als für eine jede Familie insbesondere, die wahren Mittel, wie man diesem allgemeinen Verderbniß steuern und sich selbst vorsichtig darwider verwahren soll; mit einem Worte, der uns den Reiz der Tugend und das Verabscheuenswürdige aller lasterhaften Ausschweifungen auf eine so gründliche und so angenehme Art gezeigt hat, daß diese Schrift einen allgemeinen Beyfall und die größte Hochachtung verdient, so bald man vergessen haben wird, daß der Urheber derselben Sie sind ... Fassen Sie sich! Ihre drohenden Blicke schrecken mich gar nicht. Niederträchtiger! der Sie das Verderbniß des menschlichen Herzens so genau kennen, und doch vor sich selbst die Augen zudrücken! Der strenge Sittenrichter erlaubt sich die pöbelhaftesten Ausschweifungen. Er schleicht sich von der Seite einer liebenswürdigen Frau hinweg, um sich in die Arme einer unzüchtigen Person zu werfen, die er mit der ganzen Stadt gemein hat. Es kommen noch immer Augenblicke, wo ihm sein eigenes Gewissen nagende Vorwürfe macht: er kann sich gegen die Vorwürfe nicht verantworten; er ist aber auch zu verhärtet, als daß er sich diese zu Nutze machen sollte. Um deswillen unterdrückt er dergleichen beunruhigende Empfindungen durch den Wein. Es vergeht fast kein Tag, wo man nicht diesen strengen Richter des menschlichen Herzens trunken nach Hause schleppt. Seine Kinder sehen dieses. Die Töchter

weinen in dem Schooße der untröſtlichen Mutter; aber ſein Sohn erwartet ſchon mit Ungeduld die Jahre und die Gelegenheit, wo es ihm erlaubt ſeyn wird, ſich auch zu berauſchen. Eine ſolche Unordnung muß allerdings die völlige Zerrüttung ſeiner Wirthſchaft nach ſich ziehen. Er ſinnt alſo auf Mittel, den außerordentlichen Aufwand beſtreiten zu können. Er borgt, und hat ſchon ſo viel geborgt, daß ihm niemand mehr leihen will. Der unglückliche Mündel, den man ſeiner Vorſorge anvertraute, hat ſeine Ausſchweifungen noch einige Jahre lang unterhalten können. Nun iſt dieſe Quelle auch erſchöpft, und die Zeit kömmt, da er Rechnung ablegen ſoll. Er zittert, wenn er an dieſen ſchrecklichen Augenblick gedenkt; aber durch die freundſchaftliche Beyhülfe eines eben ſo großen Betrügers, als er iſt, hat er ſich mit untergeſchobnen Quittungen verſehen, und ſich gefaßt gemacht, einen Eid zu ſchwören. Ich zweifle, daß die Rache des Himmels ihn dieſe Zeit wird erleben laſſen. Seine täglichen Ausſchweifungen und ein Gewiſſen, welches ſich nicht ganz übertäuben läßt, verzehren die übrigen Kräfte ſeines Körpers. Seine unglückliche Wittwe wird er in der äußerſten Armuth verlaſſen. Sein Sohn wird, durch das Beyſpiel des Vaters geſtärkt, ein würdiger Sohn ſeines Vaters, und, wie er, ein elender Böſewicht ſeyn. Die betrognen Gläubiger werden ſein Andenken verfluchen; und wie viel Unſchuldige werden nach ſeinem Tode noch hungern müſſen, denen er ihr Vermögen geraubt hat! . . . Und Sie, mein Herr, der Sie dieſer Böſewicht ſind, Sie ſchämen ſich nicht, uns ein ſo vortreffliches Buch von der Verderbniß des menſchlichen Herzens zu ſchreiben, in welchem eine jede Zeile für Sie ein ſchreckliches Urtheil iſt? Ich mache mir ein Bedenken, Sie zu meiner Gedankenſteuer zu ziehen. Die ganze Geſellſchaft

der

der andern Kontribuenten würde ſich Ihrer ſchämen müſſen; denn dieſe Steuer iſt nur für lächerliche Thoren entworfen und nicht für Böſewichter, welche die Hand des Richters züchtigen muß. Und dieſer will ich Sie, Nichtswürdiger! überlaſſen.

Wer iſt der Unbeſcheidne, der mich ſo gewaltſam bey der Bruſt anfaßt? Bin ich an einem öffentlichen Orte und in Gegenwart ſo vieler Perſonen nicht ſicher? Hier iſt meine Uhr und meine Börſe, mehr habe ich nicht bey mir . . . Sie wollen beides nicht? alſo ſind Sie kein Straßenräuber? Aber warum packen Sie mich ſo mörderiſch an? . . . O das hätte ich nimmermehr errathen! alſo ſind Sie ein Advokat, der dieſem unglücklichen Moraliſten, wider den Richter und wider mich beyſtehen will? Aber warum wollen Sie mich Injuriarum belangen? Ich habe ja nichts geſagt, als was Sie ſelbſt geſtehen müſſen. Womit können Sie es verantworten, daß Sie dieſem Manne die falſchen Quittungen gefertigt und ihn aufgemuntert haben, einen ungerechten Eid zu ſchwören? . . . In Ihre Inauguraldiſputation hätten Sie dieſes mit einfließen laſſen? Und man hat Ihnen den Doktorhut aufgeſetzt, an ſtatt daß man Sie an den Pranger hätten ſchließen ſollen? Ueberhaupt iſt mir es ganz unbegreiflich, was Sie hier unter den Gelehrten wollen, und warum Sie hervor kommen, da ich die Gelehrten auffodre? . . Halten Sie dieſes etwan für eine neue Beleidigung? Es iſt nur für Sie eine neue Wahrheit. . . Beruhigen Sie ſich: Ich will ein Mittel vorſchlagen, wie wir uns verſöhnen können; aber verſprechen Sie mir auch, daß Sie mich los laſſen und keine Klage wider mich anſtellen wollen. Wiſſen Sie was: für einen ehrli-

chen Mann kann ich Sie unmöglich halten, und daran kann Ihnen auch wenig liegen, da Sie so wenig Mühe anwenden, als ein ehrlicher Mann vor der Welt zu erscheinen; aber für einen gelehrten Mann will ich Sie halten, und auch andre sollen Sie dafür halten, wenn Sie die Gebühr erlegen. Gelehrte Sprachen verstehn Sie zwar nicht; aber desto besser die Sprache der Rabulisterey, welche die Gelehrten auch nicht verstehn. Vernünftige Bücher haben Sie zwar niemals gelesen; aber dieses hindert Sie nicht, zum Beweise einer einzigen Unwahrheit, hundert große Rechtsgelehrte anzuführen, deren Namen Sie kaum zu schreiben wissen. Diese gelehrte Pralerey haben Sie mit vielen großen Männern gemein. Was Ihnen an Kenntniß der Bücher abgeht, das ersetzt Ihre Kenntniß von alten und neuen Manuskripten, da Sie die Geschicklichkeit haben, alte Dokumente nachzumachen und falsche Quittungen unterzuschieben. In der Beredtsamkeit haben Sie Ihre Stärke. Zwar denken Sie nicht, aber desto gründlicher schreyen Sie; und kommen Sie einmal zur Feder, so schmieren Sie, trotz unsern arbeitsamen Schriftstellern, und werden auch so wenig, als sie, gelesen. Es ist wahr, Sie sind in Ihren Ausdrücken beleidigend, grob und pöbelmäßig; aber man thut unrecht, wenn man Ihnen einen Vorwurf über eine Sache machen will, welche die Gewohnheit und Ihr Nutzen rechtfertigt. Schimpften Sie in altem und gutem Lateine, so würden Sie die Sprache unsrer belesensten Kritiker reden; aber, da Sie nur deutsch schimpfen, so sagt man, Sie redeten die Sprache des Pöbels. Neue Wahrheiten erfinden Sie freylich nicht; aber dafür sind Sie auch im Stande zu machen, daß man die alten Wahrheiten gar verliert. Die Arithmetik ist der Grund

aller

aller mathematischen Wissenschaften; und mich dünkt, Ihre Liquidationes sind Zeugen, daß Sie vortreflich rechnen können. Mit einem Worte, wenn Sie mich aus Ihren juristischen Klauen lassen und einen jährlichen Beytrag zu meiner Gedankensteuer erlegen wollen; so sollen Sie, ungeachtet Ihrer Unwissenheit und Niederträchtigkeit, dennoch das Recht haben, zu glauben, daß Sie ein großer Rechtsgelehrter sind. Aber, das wiederhole ich noch einmal: für einen ehrlichen Mann kann ich Sie unmöglich halten. . . . . Wie? und damit sind Sie noch nicht zufrieden? . . . Gut! so muß ich mir einen Mann suchen, der meine Sache vertheidigt.

O, mein Herr! Sie kommen mir gewünscht. Das Amt, bey welchem Sie als öffentlicher Lehrer beider Rechte besoldet werden, verbindet Sie, sich meiner vor dem Richter anzunehmen und mich wider diesen alten Zungendrescher zu vertheidigen. Legen Sie dieses Buch nur auf einen Augenblick aus Ihren Händen und hören Sie mein Anliegen. Dieser ungerechte Mann, welcher, wie Sie selbst sehen, mich bey der Gurgel fest hält . . . Ich verstehe Sie nicht. Was wollen Sie mit Ihrer formula actionis sagen? Dieser Mann hat mich hier an einem öffentlichen Orte gewaltsam angefallen; ich will beweisen, daß er mich nicht hätte anfallen sollen: Ist das nicht deutlich genug? . . . . Sie lächeln, Sie sehen mich und meinen Gegner mit Verachtung an und verlassen mich? Nur auf ein Wort! Verziehn Sie noch einen Augenblick: ich weiß nunmehr, wer Sie sind. Ein Böswicht sind Sie nicht, wie mein Gegner; aber eben so ein großer Thor. Der Mißbrauch unsrer Rechtsgelehrsamkeit hat Ihnen einen Ekel davor beygebracht; allein

eben dadurch ſind Sie auf die Unbilligkeit verfallen, alles dasjenige zu verachten, was praktiſche Rechtsgelehrſamkeit heißt. Ihre angewohnte Gemächlichkeit, nichts zu thun, als an Ihrem Pulte ruhig zu leſen, hat Ihnen dieſen Einfall angenehm gemacht. Der Hochmuth, und zwar ein pedantiſcher Hochmuth, hat Sie in dem Vorhaben beſtärkt, den betretnen Weg derjenigen zu verlaſſen, die Advokaten heißen, und einen Weg zu wählen, der einſam iſt, auf welchem Sie aber auch deſto beſſer bemerkt werden. Sie verachten alle diejenigen, welche dieſen Weg nicht gehen, und ſind mit Sich ſelbſt zufrieden, daß Sie alles dasjenige nicht wiſſen, was ein Rechtsgelehrter unſrer Zeit wiſſen muß; aber dafür wiſſen Sie von den Alterthümern der römiſchen Rechte die kleinſten Umſtände, die man bey unſern Zeiten gar füglich nicht wiſſen kann. Es iſt ein Unglück, daß Sie keinen Unterſcheid zwiſchen einem Zungendreſcher und einem vernünftigen Rechtsgelehrten zu machen wiſſen. Dieſer würden Sie ſeyn können, ohne in den erſten Fehler zu fallen. Ein ganzes Land braucht kaum zween Gelehrte von Ihrer Art; aber niemals kann man zu viel geſchickte und gewiſſenhafte Rechtsgelehrte haben. Daß Sie in Ihrer Art gelehrt und, wenn ich ſo ſagen darf, ſehr gut ſind, eine Univerſität aufzuputzen, das will ich Ihnen wohl noch einräumen; aber, daß Sie ein Recht zu haben glauben, andre neben ſich zu verachten; daß Sie glauben, Sie wären dem Vaterlande nützlicher, als ein Rechtsgelehrter, der ſich ſeiner Klienten vor Gerichte anzunehmen weis, welches Sie, mein Herr, bey allen Ihren Alterthümern nicht verſtehn, wie ich leider erfahren muß; daß Sie ſich ſchmeicheln, von der ſpäteſten Nachwelt mit Bewunderung geleſen zu werden, wenn Sie über die wahre Lesart

art eines alten vergeßnen Gesetzes kritische Anmerkungen schreiben, die nicht einmal itzt jemand lesen mag; wenn Sie alles dieses glauben, mein Herr, so sind Sie ein Thor. Und wenn Sie das Recht haben wollen, noch ferner so ein eingebildeter Thor zu seyn; so müssen Sie mir in meine Gedankenkasse jährlich 10 fl. steuern . . . Nur fort, halten Sie sich nicht auf! Ich brauche Sie weiter nicht. Soluentur risu tabulae, tu missus abibis. Und doch gefällt Ihnen dieser Vers? . . . Nein, ich mag weiter nichts von Ihnen hören. Vermuthlich wollen Sie mir bey dieser Stelle Ihre tiefe Kenntniß der Alterthümer sehen lassen. Ich mag nicht ein Wort weiter von Ihnen wissen. Ich brauche itzt keinen Kritiker; einen geschickten Advokaten brauche ich, der sich meiner wider die Gewaltthätigkeiten dieses Mannes annimmt. Wo werde ich einen finden?

Aber hier kömmt ein Richter, und, wie ich gewiß glaube, ein billiger Richter. Gut! der wird mich schützen. Dieser große ansehnliche Mann mit der ernsthaften Miene, der ehrwürdigen Unterkehle und dem Domherrnbauche ist vermuthlich der Richter, den ich wünsche. Ja, mein Herr, ich kenne Sie, da Sie mir näher kommen. Erbarmen Sie sich eines Unglückseligen! Sie sind ein Zeuge, wie gewaltsam mich dieser Verräther hält. Die öffentliche Sicherheit verlangt meine Rache. Ihre Unpartheylichkeit . . . Warum bleiben Sie nicht hier? Warum wollen Sie weiter gehen? Ein Vater der Wittwen und Waisen . . . Aber, mein Gott, warum eilen Sie so mißvergnügt von mir? Der Ruhm, den Sie als ein Beschützer der unterdrückten Unschuld, als ein Vertheidiger der Verlaßnen, als ein Christ . . . Gerechter Himmel! Ist

denn gar kein Mittel, Sie nur einen Augenblick aufzuhalten? Nehmen Sie diese Börse von mir, mein Herr, und erwarten Sie von meiner schuldigen Erkenntlichkeit noch ein weit mehrers. . . . Wie gefällig sind Sie, mein Herr! Nunmehr setzen Sie sich gar zu uns nieder, und noch vor einem Augenblicke hatten Sie so viel Zeit nicht, mich nur im Vorbeygehen anzuhören. Dieser Mann hat mich, unter dem Vorwande, einen Betrüger zu vertheidigen, hier auf öffentlicher Straße angefallen . . . Ich werde gewiß erkenntlich seyn . . . . . Er faßte mich mit der mörderischen Grausamkeit eines Straßenräubers bey der Brust an . . Wie gefällt Ihnen meine Uhr? Ich warte Ihnen damit auf . . . Alle glimpfliche Vorstellung, die ich ihm that, waren vergebens . . . Unter uns; eine Garnitur Spitzen für die Frau Liebste . . Ich führte diesem Verräther zu Gemüthe . . . Ereifern Sie sich nicht, mein Herr, Sie erzürnen sich zu heftig! So lassen Sie den Elenden wirklich ins Gefängniß führen, ohne ihn zu hören? Wie gerecht sind Sie? Und wie überzeugend muß mein Vortrag gewesen seyn, da Sie meinen Gegner verdammen, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu verantworten! Ich will gewiß halten, was ich versprochen habe; ja, ich will noch mehr thun. Ohne einen Kreuzer zu meiner Gedankensteuer geben zu dürfen, sollen Sie, ein ganzes Jahr über, das Recht haben zu glauben, daß Sie wirklich ein Mann von Einsicht, ein unpartheyischer Richter, ein Vertheidiger der Verlaßnen, ein Retter der unterdrückten Unschuld sind. Diese Zeit über soll es keinem Menschen erlaubt seyn, Ihnen die verdrüßlichen Wahrheiten zu sagen, daß sie ein ungeschickter, ein unwissender Mann sind: daß Sie auf die gerechte Sache der

Noth-

othleidenden eher nicht Acht haben, als bis Ihr nie-
trächtiger Geiz durch Geschenke aufgemuntert wird;
ß Sie Ihre große Unerfahrenheit unter einer viel be-
utenden Miene zu verstecken und Ihre natürliche
mmheit durch ein vornehmes Stillschweigen zu ver-
gen wissen; daß Sie kaum Thürsteher seyn würden,
nn Sie nicht die Untreue Ihrer gefälligen Frau aus
m Pöbel, für den Sie geboren waren, hervorgezogen
d auf dem Richterstuhl gepflanzt hätte. Nicht einen
zigen von diesen Vorwürfen soll man Ihnen binnen
sem Jahre machen. Ja, damit Sie sehen sollen,
e wichtig der Dienst ist, den Sie mir itzt geleistet
ben; so sollen Sie auf Ihre ganze Lebenszeit das
cht haben, alle Zueignungsschriften Ihrer demüthig
ffenden Klienten für Wahrheiten anzunehmen. Ich
laube Ihnen, bey Lesung dieser Zueignungsschriften zu
uben, daß Sie ein gelehrter Mann, daß Sie der
und der Weisheit sind, und daß Ulpianus kaum
rdiente, der Famulus von Eurer Hochweisheiten zu
yn.

Dem Himmel sey Dank, aus dieser Noth wäre
) ! Wie habe ich mich geängstiget! Ich bin außer
ir. Kaum bin ich noch im Stande, mich auf den
ßen zu erhalten.

Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie
it meiner Hand machen? Ist das ein neuer An-
iff?

O, nun merke ich wohl an Ihrer horchenden
iene; mein Puls ist es, den Sie suchen. Gut,
err Arzt, Sie kommen mir gleich zu rechter Zeit.
ier haben Sie meine Hand. Fühlen Sie einmal,
cht aufmerksam fühlen Sie; können Sie wohl aus
m Schlage des Pulses errathen, über wen ich mich

am meisten ereifert habe; ob über den Moralisten, oder die Advokaten, oder den Richter? ⁂ Und diese Frage nehmen Sie so ungütig auf? Der Vorwurf, den Sie mir machen, ist ungerecht. Ich bin nichts weniger, als ein Verächter der Arzneykunst; ich kenne ihren Werth gar wohl. Aber eben so wohl kenne ich auch den Unwerth der Pfuscher, welche nichts verstehen; welche, wie Sie, um den Puls singern, eine Menge unnützer Arzeneyen zum Besten der Apotheker, ohne Verstand, verschreiben, und, wenn endlich der Patient daran erstickt ist, die Belohnung für den kunstmäßigen Mord von den Erben fodern wollen. Ich sage eben nicht, daß ich Sie, mein Herr, für einen solchen Marktschreyer halte; aber das werden Sie mir doch erlauben, zu sagen, daß Sie die Miene eines solchen Charlatans eher haben, als die Miene eines erfahrnen Leibarztes. ⁂ Im Ernste? Und Sie sind wirklich ein Leibarzt? und durch den Ruhm Ihrer Schriften sind Sie das geworden? Wer hätte sich dieses sollen träumen lassen! Aber, mein Herr, unter uns gesprochen: Machen Sie sich denn gar kein Gewissen, ein Leibarzt zu seyn und sich einen Gelehrten zu nennen? Ich habe nur einige Augenblicke mit Ihnen gesprochen, und doch habe ich auch in diesen wenigen Augenblicken Gelegenheit genug gehabt, mich zu überzeugen, daß sie beides nicht sind. Gestehen Sie mir es aufrichtig: wir sind hier ganz allein und es hört uns keine Seele ⁂ Nun das war in der That aufrichtig! Also ist es nur die Thorheit der Kranken und die Unwissenheit Ihrer Leser, welche Sie zum Boerhave macht? Ich will Ihre Treuherzigkeit nicht mißbrauchen; die Welt mag auf Ihre eigne Gefahr glauben, was sie will. Und, mein Herr, wenn Sie mich nicht tödten wollen, so will

ich

) Ihnen einen wichtigen Dienſt leiſten. Sie ſollen
is Recht erlangen, ſelbſt im Ernſte zu glauben, daß
ie wirklich geſchikt und gelehrt ſind, und kein Menſch
ll das Recht haben, Sie in dieſer Einbildung zu ſtö-
n, woferu Sie einen Beytrag zu meiner Gedanken-
euer geben. Erlegen Sie für jeden Kranken, den
ie kraft Ihrer Kunſt erwürgen, 1 fl. und für jeden
aragraph Ihrer Schriften, den man nicht leſen mag,
Stüver; ſo ertheile ich Ihnen Macht und Gewalt,
hne Widerſpruch ein berühmter Arzt und ein gelehrter
kribent zu heißen. Leben Sie wohl!

Er geht fort. Dieſer war doch ein beſcheidner
rzt, der ſeine Schwäche erkannte. Ob es wohl noch
iele ſo beſcheidne Aerzte im weſtphäliſchen Kreiſe geben
ag? Das wird gewiß einen anſehnlichen Beytrag
usmachen, wenn er mir für jede Leiche 1 fl. giebt.
nd wenn ich auch ein Jahr über, nur hundert ſolche
Märtyrer ſeiner Kunſt . . .

Wer lacht hinter mir? . . . . Spotten Sie über
ich, mein Herr, oder was iſt Ihnen ſonſt an meiner
berechnung lächerlich? Mich dünkt, es iſt ſo gar be-
heiden nicht, einem Fremden, den man nicht kennt,
is Geſicht zu lachen . . . . Alſo lachen Sie nicht
ber mich, ſondern über dieſen Arzt? und woher ken-
en Sie ihn? . . . . . Der Unglückliche! Wie ſehr
auert er mich nunmehr! Und bey allen dieſen bittern
Bosheiten glauben Sie doch, mein Herr, noch ein Recht
1 haben, ſich einen Satyrenſchreiber zu nennen? Hätten Sie ihm das Leben genommen; ſo würden Sie barmherziger geweſen ſeyn, als da Sie ihn um einen guten Namen und zugleich, da er durch Sie einmal lächerlich worden, um weitre Beförderung und

den

und den gröſsten Theil ſeines Glücks gebracht haben. Er iſt vielleicht ſo gar gelehrt nicht, ich habe es auch vermuthen können: aber er hat auch, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, nicht in Willens gehabt, eine Hauptrolle in der gelehrten Welt zu ſpielen. Ich will es Ihnen glauben, daſs ſeine Schriften fehlerhaft und ſehr elend geweſen ſind; aber er kann ungelehrt und elend ſchreiben, und dennoch in ſeiner Art ein ehrlicher und ein nützlicher Mann ſeyn. Da er weiter nichts verlangte, als an dem kleinen Hofe bekannt ſeyn, wo er ſein Glück ſuchte; was war Ihre Abſicht, als Sie ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch Ihren unglücklichen Witz lächerlich machten? Wollen Sie ſo aufrichtig ſeyn, zu geſtehen, daſs Sie ihn nur um deswillen niedergetreten haben, weil Sie befürchteten, er möchte durch ſeine Beförderung Ihr Glück, oder das Glück Ihrer Freunde hindern? Wollten Sie etwan zeigen, wie gelehrt Sie ſelbſt wären, da Sie die Unwiſſenheit dieſes Mannes lächerlich machten? Wie unrühmlich iſt Ihr Sieg über einen ſolchen Ignoranten? . . . . Alſo war keine von dieſen die Urſache Ihres feindſeligen Angriffs? Deſto ſtrafbarer ſind Sie, da Sie mit kaltem Geblüte einen Mann ſo lieblos würgen konnten, der Ihnen gleichgültig ſeyn muſste. . . . . Aber, warum ruheten Sie wenigſtens nicht nunmehr, da Sie ſahen, daſs er dem ungeachtet auf gewiſſe Maaſse ſein Glück gemacht hatte? Iſt es nicht wahr, nun arbeitete Ihr Hochmuth an ſeinem Untergange? Ihre Abſicht war geweſen, dieſen Mann ſo verächtlich zu machen, daſs ein jeder ſich des Umgangs mit ihm ſchämen ſollte; und doch gab ihm der Fürſt ein kleines Amt und einen Rang. Das war Ihrem Ehrgeize empfindlich. Die

Welt

Welt würde an der Stärke Ihres Witzes gezweifelt haben; dieser würde der Welt nicht länger so fürchterlich gewesen seyn. Es war also nöthig, noch einen Angriff zu wagen. Sie verdoppelten Ihren Witz und Ihre Bosheit. Und konnte denn dieses nicht anders geschehen, als wenn Sie die Welt an den Stand und an die Thorheiten seines verstorbenen Vaters erinnerten? Die Fehler des Vaters sollten also noch den unschuldigen Sohn niederdrücken? Ihre Wut ..... fallen Sie mir nicht in die Rede! Ihre Wut gieng so weit, daß Sie ihm auch seine zufriedne Ehe vergällten. Was waren Ihre grausamen Absichten, da Sie die Aufführung seiner Frau der Stadt zum Gespötte machten? Vielleicht war sie mehr unvorsichtig, als strafbar; vielleicht erdichtete Ihr tückischer Witz Laster, wo er nur Fehler fand. Aber diese Unglückselige war die Frau Ihres Feindes; eines Feindes, der Sie niemals beleidigt hatte. Sie störten ihn also in dem Vergnügen seines Ehestandes. Er mußte sich einer Frau schämen, die er geliebt hatte, von der er keine Untreue vermuthen konnte, die vielleicht die redlichste Frau gewesen war; aber dennoch mußte er sich ihrer schämen, weil ihn die ganze Stadt wegen seiner Frau verspottete. Ueberlegen Sie nun einmal, mein Herr, was waren die schrecklichen Folgen Ihres unmenschlichen Witzes? Sie scheinen noch darüber zu frohlocken, da Sie unverschämt genug sind, mir alles mit einer so heitern und zufriednen Miene zu erzählen. Sie haben gemacht, daß dieser Mann mit dem ersten Schritte, den er in die Welt that, um sein Glück zu machen, unsrer gelehrten Welt verächtlich wurde. Sie haben ihm an dem Fortgange seines Glücks gehindert. Er würde bey seinem Fleiße vielleicht ein geschickter Arzt gewor-

den

den seyn; aber man trug Bedenken, sich einem Manne anzuvertrauen, dessen Name schon lächerlich war. Gleichwohl nöthigten ihn seine Umstände, von dieser Profession zu leben; Er ward also ein Quacksalber, durch dessen Hände so viele Unschuldige ihr Leben verlieren. Fällt es Ihnen niemals ein, daß Sie durch Ihren wütenden Witz die erste Ursache aller dieser Mordthaten sind? Ich habe nicht Ursache zu zweifeln, daß seine Frau tugendhaft, und wenn ich viel einräumen soll, nur nicht vorsichtig genug gewesen ist: wenigstens waren Sie der erste, der ihre Aufführung der Stadt verdächtig machte. Dadurch verlor sie ihren guten Namen ohne Rettung. . . . Gut, ich will es zugeben, daß sie in den folgenden Jahren sich der größten Ausschweifungen auch öffentlich nicht geschämt hat; aber wer war sonst Schuld daran, als Sie? Die Verzweiflung hat diese Unglückliche lasterhaft gemacht. Ihr guter Name war nun schon einmal auf ewig verloren. Sie gab sich vielleicht eine Zeitlang Mühe, durch ihre eingeschränkte Aufführung die Stadt eines bessern zu überreden; aber Sie, Grausamer! ließen Sie nicht aufkommen. Je vorsichtiger sie lebte, desto verdächtiger wußten Sie ihre Vorsicht zu machen. Wie standhaft muß eine Frauensperson seyn, welche dennoch tugendhaft bleibt, wenn Sie auch sieht, daß es ganz vergebens ist, die Welt von Ihrer Tugend zu überzeugen! Sie sehen hier den kläglichen Beweis davon. Sie stürzte sich aus Verzweiflung in den Abgrund, aus welchem sie hernach nicht wieder in die Höhe kommen konnte. Aller ihrer Verbrechen haben Sie, eben Sie, mein Herr, haben sich aller dieser schändlichen Ausschweifungen theilhaftig gemacht. Die Völlerey des Mannes ist auch eine betrübte Folge von Ihrer Feindselig-

seligkeit. Er wollte sich der nagenden Gedanken von seiner Schande, und seiner unglücklichen Ehe entschlagen: War ein Mann von seiner Erziehung nicht zu entschuldigen, daß er dieses durch die Völlerey that? Noch eins, mein Herr, und zwar etwas, welches mir das Schrecklichste zu seyn scheinet: Zittern Sie nicht, wenn Sie an die unglücklichen Kinder dieser Ehe gedenken? Wer ist Ursache, denken Sie einmal ernsthaft nach, wer ist die wahre Ursache ihres Verderbens? Niemand, als derjenige, der den Vater unglücklich, und die Mutter lasterhaft gemacht hat. . . Und bey dem allen können Sie mich noch so ruhig ansehen; noch immer so zufrieden mit Ihren Handlungen seyn? Wären Sie wohl strafenswürdiger gewesen, wenn Sie diesem Elenden gleich anfangs den Dolch in die Brust gestoßen hätten? Wenigstens würde er auf diese Art aller der Schande und allem dem Jammer entgangen seyn, worein er durch Ihre Pasquille gestürzt worden ist. . . Ja, allerdings, durch Ihre Pasquille. Sie schämen sich des Namens eines Pasquillanten; und schämen Sich doch nicht, ihn zu verdienen? Nun sind Sie doppelt strafenswürdig, da Sie Ihre Unverschämtheit so weit treiben, daß Sie Ihre ehrenrührigen Schriften Satyren nennen. Entheiligen Sie, Niederträchtiger, einen Namen nicht, welcher so einen wichtigen Theil unsrer Sittenlehre ausmacht, und dessen niemand würdig seyn kann, als wer ein Verehrer der Religion, ein Freund der Tugend, und ein Mensch ist! Durch Ihren Mißbrauch machen Sie der Welt die Satyre verdächtig. Man zittert vor der Satyre, weil man Sie nicht kennt, und weil man vor dem Pasquillanten zittert. Die rächenden Gesetze . . . Nein, mein Herr, ich kenne nun Ihre spottende Miene. Ich

weiß

als denn nicht von einem Ochsen reden, der Heu zwischen den Hörnern hat, ohne daß Sie dadurch beleidiget werden? Und dennoch drohen Sie mir in der Stellung eines Mannes, der den Verstand in der Faust hat? Halten Sie an Sich, oder ich werde um Hülfe rufen! Zum wenigsten sagen Sie mir nur Ihren Namen; und aus welchem Dorfe sind Sie? ... O! mein Herr, ich bitte um Vergebung; das hätte ich mir nimmermehr träumen lassen. Also sind Sie ein deutscher Kunstrichter? Und dieser handfeste Schwarm, der mit aufgehabenen Fäusten und blökenden Zähnen Ihnen beyzustehen droht; wer sind denn diese? ... auch Kunstrichter! So errette mich der Himmel! Gnade, meine Herren! Ich will gern keine Gedankensteuer von Ihnen fodern; Nur lassen Sie mich in Ruhe.

Wie unvorsichtig habe ich gehandelt, daß ich die Gelehrten aus ihren Löchern hervor gebannt habe! O! meine Herren, gehen Sie zurück; ich bitte Sie inständigst, gehen Sie alle wieder zurück in Ihre Studierstuben. Die Messe ist vor der Thüre; die Pressen warten auf Ihre gelehrten Schriften; bringen Sie die Nachwelt nicht um das Vergnügen, Ihre Werke zu bewundern; eilen Sie der Unsterblichkeit mit starken Schritten entgegen; nicht einen Augenblick dürfen Sie versäumen.

Sie kehren sich um; sie verlassen mich; sie eilen fort; sie fliegen nach ihren gelehrten Winkeln zurück! Glückliche Nachwelt, die du von diesem schreibenden Pöbel nichts erfahren wirst! Und glücklich bin auch ich, der ich mich auf eine so gute Art von ihnen habe loswickeln können!

Da ich mich zu weiter nichts anheischig gemacht, als nur eine Probe von meinem Gedankensteuertarife zu

denn gar kein Mittel, Sie nur einen Augenblick aufzuhalten? Nehmen Sie diese Börse von mir, mein Herr, und erwarten Sie von meiner schuldigen Erkenntlichkeit noch ein weit mehrers. . . . Wie gefällig sind Sie, mein Herr! Nunmehr setzen Sie sich gar zu uns nieder, und noch vor einem Augenblicke hatten Sie so viel Zeit nicht, mich nur im Vorbeygehen anzuhören. Dieser Mann hat mich, unter dem Vorwande, einen Betrüger zu vertheidigen, hier auf öffentlicher Straße angefallen . . . Ich werde gewiß erkenntlich seyn . . . . . Er faßte mich mit der mörderischen Grausamkeit eines Straßenräubers bey der Brust an . . Wie gefällt Ihnen meine Uhr? Ich warte Ihnen damit auf . . . Alle glimpfliche Vorstellung, die ich ihm that, waren vergebens . . . Unter uns; eine Garnitur Spitzen für die Frau Liebste . . Ich führte diesem Verräther zu Gemüthe . . . Ereifern Sie sich nicht, mein Herr, Sie erzürnen sich zu heftig! So lassen Sie den Elenden wirklich ins Gefängniß führen, ohne ihn zu hören? Wie gerecht sind Sie? Und wie überzeugend muß mein Vortrag gewesen seyn, da Sie meinen Gegner verdammen, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu verantworten! Ich will gewiß halten, was ich versprochen habe; ja, ich will noch mehr thun. Ohne einen Kreuzer zu meiner Gedankensteuer geben zu dürfen, sollen Sie, ein ganzes Jahr über, das Recht haben zu glauben, daß Sie wirklich ein Mann von Einsicht, ein unpartheyischer Richter, ein Vertheidiger der Verlaßnen, ein Retter der unterdrückten Unschuld sind. Diese Zeit über soll es keinem Menschen erlaubt seyn, Ihnen die verdrüßlichen Wahrheiten zu sagen, daß sie ein ungeschickter, ein unwissender Mann sind! daß Sie auf die gerechte Sache der

Noth-

Nothleidenden eher nicht Acht haben, als bis Ihr niederträchtiger Geiz durch Geschenke aufgemuntert wird; daß Sie Ihre große Unerfahrenheit unter einer viel bedeutenden Miene zu verstecken und Ihre natürliche Dummheit durch ein vornehmes Stillschweigen zu verbergen wissen; daß Sie kaum Thürsteher seyn würden, wenn Sie nicht die Untreue Ihrer gefälligen Frau aus dem Pöbel, für den Sie geboren waren, hervorgezogen und auf dem Richterstuhl gepflanzt hätte. Nicht einen einzigen von diesen Vorwürfen soll man Ihnen binnen diesem Jahre machen. Ja, damit Sie sehen sollen, wie wichtig der Dienst ist, den Sie mir itzt geleistet haben; so sollen Sie auf Ihre ganze Lebenszeit das Recht haben, alle Zueignungsschriften Ihrer demüthig hoffenden Klienten für Wahrheiten anzunehmen. Ich erlaube Ihnen, bey Lesung dieser Zueignungsschriften zu glauben, daß Sie ein gelehrter Mann, daß Sie der Mund der Weisheit sind, und daß Ulpianus kaum verdiente, der Famulus von Eurer Hochweisheiten zu seyn.

Dem Himmel sey Dank, aus dieser Noth wäre ich! Wie habe ich mich geängstiget! Ich bin außer mir. Kaum bin ich noch im Stande, mich auf den Füßen zu erhalten.

Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie mit meiner Hand machen? Ist das ein neuer Angriff?

O, nun merke ich wohl an Ihrer horchenden Miene; mein Puls ist es, den Sie suchen. Gut, Herr Arzt, Sie kommen mir gleich zu rechter Zeit. Hier haben Sie meine Hand. Fühlen Sie einmal, recht aufmerksam fühlen Sie; können Sie wohl aus dem Schlage des Pulses errathen, über wen ich mich

am meiſten ereifert habe; ob über den Moraliſten, oder die Advokaten, oder den Richter? .... Und dieſe Frage nehmen Sie ſo ungütig auf? Der Vorwurf, den Sie mir machen, iſt ungerecht. Ich bin nichts weniger, als ein Verächter der Arzneykunſt; ich kenne ihren Werth gar wohl. Aber eben ſo wohl kenne ich auch den Unwerth der Pfuſcher, welche nichts verſtehen; welche, wie Sie, um den Puls fingern, eine Menge unnützer Arzeneyen zum Beſten der Apotheker, ohne Verſtand, verſchreiben, und, wenn endlich der Patient daran erſtickt iſt, die Belohnung für den kunſtmäßigen Mord von den Erben fodern wollen. Ich ſage eben nicht, daß ich Sie, mein Herr, für einen ſolchen Marktſchreyer halte; aber das werden Sie mir doch erlauben, zu ſagen, daß Sie die Miene eines ſolchen Charlatans eher haben, als die Miene eines erfahrnen Leibarztes. .... Im Ernſte? Und Sie ſind wirklich ein Leibarzt? und durch den Ruhm Ihrer Schriften ſind Sie das geworden? Wer hätte ſich dieſes ſollen träumen laſſen! Aber, mein Herr, unter uns geſprochen: Machen Sie ſich denn gar kein Gewiſſen, ein Leibarzt zu ſeyn und ſich einen Gelehrten zu nennen? Ich habe nur einige Augenblicke mit Ihnen geſprochen, und doch habe ich auch in dieſen wenigen Augenblicken Gelegenheit genug gehabt, mich zu überzeugen, daß ſie beides nicht ſind. Geſtehen Sie mir es aufrichtig: wir ſind hier ganz allein und es hört uns keine Seele .... Nun das war in der That aufrichtig! Alſo iſt es nur die Thorheit der Kranken und die Unwiſſenheit Ihrer Leſer, welche Sie zum Boerhave macht? Ich will Ihre Treuherzigkeit nicht mißbrauchen; die Welt mag auf Ihre eigne Gefahr glauben, was ſie will. Und, mein Herr, wenn Sie mich nicht tödten wollen, ſo will

ich

ich Ihnen einen wichtigen Dienſt leiſten. Sie ſollen das Recht erlangen, ſelbſt im Ernſte zu glauben, daß Sie wirklich geſchikt und gelehrt ſind, und kein Menſch ſoll das Recht haben, Sie in dieſer Einbildung zu ſtören, woferu Sie einen Beytrag zu meiner Gedankenſteuer geben. Erlegen Sie für jeden Kranken, den Sie kraft Ihrer Kunſt erwürgen, 1 fl. und für jeden Paragraph Ihrer Schriften, den man nicht leſen mag, 1 Stüver; ſo ertheile ich Ihnen Macht und Gewalt, ohne Widerſpruch ein berühmter Arzt und ein gelehrter Skribent zu heißen. Leben Sie wohl!

Er geht fort. Dieſer war doch ein beſcheidner Arzt, der ſeine Schwäche erkannte. Ob es wohl noch viele ſo beſcheidne Aerzte im weſtphäliſchen Kreiſe geben mag? Das wird gewiß einen anſehnlichen Beytrag ausmachen, wenn er mir für jede Leiche 1 fl. giebt. Und wenn ich auch ein Jahr über, nur hundert ſolche Märtyrer ſeiner Kunſt . . .

Wer lacht hinter mir? . . . . Spotten Sie über mich, mein Herr, oder was iſt Ihnen ſonſt an meiner Berechnung lächerlich? Mich dünkt, es iſt ſo gar beſcheiden nicht, einem Fremden, den man nicht kennt, ins Geſicht zu lachen . . . . Alſo lachen Sie nicht über mich, ſondern über dieſen Arzt? und woher kennen Sie ihn? . . . . . Der Unglückliche! Wie ſehr dauert er mich nunmehr! Und bey allen dieſen bittern Bosheiten glauben Sie doch, mein Herr, noch ein Recht zu haben, ſich einen Satyrenſchreiber zu nennen? Hätten Sie ihm das Leben genommen; ſo würden Sie barmherziger geweſen ſeyn, als da Sie ihn um ſeinen guten Namen und zugleich, da er durch Sie einmal lächerlich worden, um weitre Beförderung und

den

und den gröſten Theil ſeines Glücks gebracht haben. Er iſt vielleicht ſo gar gelehrt nicht, ich habe es auch vermuthen können: aber er hat auch, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, nicht in Willens gehabt, eine Hauptrolle in der gelehrten Welt zu ſpielen. Ich will es Ihnen glauben, daß ſeine Schriften fehlerhaft und ſehr elend geweſen ſind; aber er kann ungelehrt und elend ſchreiben, und dennoch in ſeiner Art ein ehrlicher und ein nützlicher Mann ſeyn. Da er weiter nichts verlangte, als an dem kleinen Hofe bekannt ſeyn, wo er ſein Glück ſuchte; was war Ihre Abſicht, als Sie ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch Ihren unglücklichen Witz lächerlich machten? Wollen Sie ſo aufrichtig ſeyn, zu geſtehen, daß Sie ihn nur um deswillen niedergetreten haben, weil Sie befürchteten, er möchte durch ſeine Beförderung Ihr Glück, oder das Glück Ihrer Freunde hindern? Wollten Sie etwan zeigen, wie gelehrt Sie ſelbſt wären, da Sie die Unwiſſenheit dieſes Mannes lächerlich machten? Wie unrühmlich iſt Ihr Sieg über einen ſolchen Ignoranten? . . . . Alſo war keine von dieſen die Urſache Ihres feindſeligen Angriffs? Deſto ſtrafbarer ſind Sie, da Sie mit kaltem Geblüte einen Mann ſo lieblos würgen konnten, der Ihnen gleichgültig ſeyn mußte. . . . . Aber, warum ruheten Sie wenigſtens nicht nunmehr, da Sie ſahen, daß er dem ungeachtet auf gewiſſe Maaße ſein Glück gemacht hatte? Iſt es nicht wahr, nun arbeitete Ihr Hochmuth an ſeinem Untergange? Ihre Abſicht war geweſen, dieſen Mann ſo verächtlich zu machen, daß ein jeder ſich des Umgangs mit ihm ſchämen ſollte; und doch gab ihm der Fürſt ein kleines Amt und einen Rang. Das war Ihrem Ehrgeize empfindlich. Die

Welt

elt würde an der Stärke Ihres Witzes gezweifelt
ben; dieser würde der Welt nicht länger so fürchter-
h gewesen seyn. Es war also nöthig, noch einen An-
iff zu wagen. Sie verdoppelten Ihren Witz und
hre Bosheit. Und konnte denn dieses nicht anders
schehen, als wenn Sie die Welt an den Stand und
die Thorheiten seines verstorbenen Vaters erinner-
n? Die Fehler des Vaters sollten also noch den un-
uldigen Sohn niederdrücken? Ihre Wut . . . . .
llen Sie mir nicht in die Rede! Ihre Wut gieng
weit, daß Sie ihm auch seine zufriedne Ehe vergällten.
Das waren Ihre grausamen Absichten, da Sie die
ufführung seiner Frau der Stadt zum Gespötte mach-
n? Vielleicht war sie mehr unvorsichtig, als strafbar;
elleicht erdichtete Ihr tückischer Witz Laster, wo er
r Fehler fand. Aber diese Unglückselige war die
rau Ihres Feindes; eines Feindes, der Sie niemals
leidigt hatte. Sie störten ihn also in dem Vergnü-
n seines Ehestandes. Er mußte sich einer Frau
schämen, die er geliebt hatte, von der er keine Untreue
rmuthen konnte, die vielleicht die redlichste Frau ge-
esen war; aber dennoch mußte er sich ihrer schämen,
eil ihn die ganze Stadt wegen seiner Frau verspotte-
. Ueberlegen Sie nun einmal, mein Herr, was
aren die schrecklichen Folgen Ihres unmenschlichen
Witzes? Sie scheinen noch darüber zu frohlocken, da
ie unverschämt genug sind, mir alles mit einer so
itern und zufriednen Miene zu erzählen. Sie haben
macht, daß dieser Mann mit dem ersten Schritte,
n er in die Welt that, um sein Glück zu machen, uns-
r gelehrten Welt verächtlich wurde. Sie haben ihm
dem Fortgange seines Glücks gehindert. Er wür-
bey seinem Fleiße vielleicht ein geschickter Arzt gewor-

den

den seyn; aber man trug Bedenken, sich einem Manne anzuvertrauen, dessen Name schon lächerlich war. Gleichwohl nöthigten ihn seine Umstände, von dieser Profession zu leben; Er ward also ein Quacksalber, durch dessen Hände so viele Unschuldige ihr Leben verlieren. Fällt es Ihnen niemals ein, daß Sie durch Ihren wütenden Witz die erste Ursache aller dieser Mordthaten sind? Ich habe nicht Ursache zu zweifeln, daß seine Frau tugendhaft, und wenn ich viel einräumen soll, nur nicht vorsichtig genug gewesen ist: wenigstens waren Sie der erste, der ihre Aufführung der Stadt verdächtig machte. Dadurch verlor sie ihren guten Namen ohne Rettung. . . . Gut, ich will es zugeben, daß sie in den folgenden Jahren sich der größten Ausschweifungen auch öffentlich nicht geschämt hat; aber wer war sonst Schuld daran, als Sie? Die Verzweiflung hat diese Unglückliche lasterhaft gemacht. Ihr guter Name war nun schon einmal auf ewig verloren. Sie gab sich vielleicht eine Zeitlang Mühe, durch ihre eingeschränkte Aufführung die Stadt eines bessern zu überreden; aber Sie, Grausamer! ließen Sie nicht aufkommen. Je vorsichtiger sie lebte, desto verdächtiger wußten Sie ihre Vorsicht zu machen. Wie standhaft muß eine Frauensperson seyn, welche dennoch tugendhaft bleibt, wenn Sie auch sieht, daß es ganz vergebens ist, die Welt von Ihrer Tugend zu überzeugen! Sie sehen hier den kläglichen Beweis davon. Sie stürzte sich aus Verzweiflung in den Abgrund, aus welchem sie hernach nicht wieder in die Höhe kommen konnte. Aller ihrer Verbrechen haben Sie, eben Sie, mein Herr, haben sich aller dieser schändlichen Ausschweifungen theilhaftig gemacht. Die Völlerey des Mannes ist auch eine betrübte Folge von Ihrer Feindse-

lig-

seligkeit. Er wollte sich der nagenden Gedanken von seiner Schande, und seiner unglücklichen Ehe entschlagen: War ein Mann von seiner Erziehung nicht zu entschuldigen, daß er dieses durch die Völlerey that? Noch eins, mein Herr, und zwar etwas, welches mir das Schrecklichste zu seyn scheinet: Zittern Sie nicht, wenn Sie an die unglücklichen Kinder dieser Ehe gedenken? Wer ist Ursache, denken Sie einmal ernsthaft nach, wer ist die wahre Ursache ihres Verderbens? Niemand, als derjenige, der den Vater unglücklich, und die Mutter lasterhaft gemacht hat. . . Und bey dem allen können Sie mich noch so ruhig ansehen; noch immer so zufrieden mit Ihren Handlungen seyn? Wären Sie wohl strafenswürdiger gewesen, wenn Sie diesem Elenden gleich anfangs den Dolch in die Brust gestoßen hätten? Wenigstens würde er auf diese Art aller der Schande und allem dem Jammer entgangen seyn, worein er durch Ihre Pasquille gestürzt worden ist. . . Ja, allerdings, durch Ihre Pasquille. Sie schämen sich des Namens eines Pasquillanten; und schämen Sich doch nicht, ihn zu verdienen? Nun sind Sie doppelt strafenswürdig, da Sie Ihre Unverschämtheit so weit treiben, daß Sie Ihre ehrenrührigen Schriften Satyren nennen. Entheiligen Sie, Niederträchtiger, einen Namen nicht, welcher so einen wichtigen Theil unsrer Sittenlehre ausmacht, und dessen niemand würdig seyn kann, als wer ein Verehrer der Religion, ein Freund der Tugend, und ein Mensch ist! Durch Ihren Mißbrauch machen Sie der Welt die Satyre verdächtig. Man zittert vor der Satyre, weil man Sie nicht kennt, und weil man vor dem Pasquillanten zittert. Die rächenden Gesetze . . . Nein, mein Herr, ich kenne nun Ihre spottende Miene. Ich

weiß

weiß es gar wohl, daß Sie das nicht im Ernſte von mir bitten; aber, einer ſo anſtändigen Strafe ſind Sie auch nicht werth. Die jährliche Gedankenſteuer von 100 Gulden, die Sie mir anbieten, damit Sie die Erlaubniß von mir löſen mögen, zu glauben, daß Ihre Pasquille Satyren ſind, daß Ihre Wut Scherz, Ihr würgender Unſinn geſalzner Witz, und Ihr menſchenfeindlicher Haß Liebe zur Wahrheit ſey; dieſer Vorſchlag iſt ein neuer Beweis Ihrer verſtockten Unbilligkeit. Ich überlaſſe Sie der Züchtigung der Geſetze, und, wenn Sie verwegen genug ſind, auch dieſe zu trotzen, ſo überlaſſe ich Sie der Empfindung Ihres eignen Gewiſſens, welches Zeit genug Ihr unerbittlichſter Richter ſeyn wird. Aber das Einzige will ich Sie noch bitten: Halten Sie diejenigen nicht für Ihre Freunde, welche über Ihren Witz lachen, oder Ihnen gar Lobeserhebungen darüber machen. Man ſchmeichelt Ihnen, wie man einem wütenden Hunde ſchmeichelt, daß er uns nicht zerreißen ſoll. So bald Sie nicht mehr im Stande ſeyn werden zu ſchaden; ſo bald werden Sie ſehen, wer Ihre Freunde waren, und daß Sie die ganze Welt verflucht. ... Wie, raſen ſie! Nein, mein Herr, alle dieſe wilden Drohungen ſchrecken mich nicht! Ich weiß ein Mittel, mich zu vertheidigen. Nunmehr kennt Sie die Welt zu genau, als daß mir dieſe Drohungen fürchterlich ſeyn ſollten. Habet foenum in cornu! ...

Was geht denn Sie dieſes Sprüchwort an, mein Herr? Wer ſind Sie? und wer hat Ihnen das Recht gegeben, mich mit geballter Fauſt zu überfallen? Ich ſehe Sie in dieſem Augenblicke zum erſten male, und Sie wollen glauben, ich habe Sie beleidigt? Kann

man

man denn nicht von einem Ochsen reden, der Heu zwischen den Hörnern hat, ohne daß Sie dadurch beleidigt werden? Und dennoch drohen Sie mir in der Stellung eines Mannes, der den Verstand in der Faust hat? Halten Sie an Sich, oder ich werde um Hülfe rufen! Zum wenigsten sagen Sie mir nur Ihren Namen; und aus welchem Dorfe sind Sie? .. O! mein Herr, ich bitte um Vergebung; das hätte ich mir nimmermehr träumen lassen. Also sind Sie ein deutscher Kunstrichter? Und dieser handfeste Schwarm, der mit aufgehabten Fäusten und blökenden Zähnen Ihnen beyzustehen droht; wer sind denn diese? ... auch Kunstrichter! So errette mich der Himmel! Gnade, meine Herren! Ich will gern keine Gedankensteuer von Ihnen fodern; Nur lassen Sie mich in Ruhe.

Wie unvorsichtig habe ich gehandelt, daß ich die Gelehrten aus ihren Löchern hervor gebannt habe! O! meine Herren, gehen Sie zurück; ich bitte Sie inständigst, gehen Sie alle wieder zurück in Ihre Studierstuben. Die Messe ist vor der Thüre; die Pressen warten auf Ihre gelehrten Schriften; bringen Sie die Nachwelt nicht um das Vergnügen, Ihre Werke zu bewundern; eilen Sie der Unsterblichkeit mit starken Schritten entgegen; nicht einen Augenblick dürfen Sie versäumen.

Sie kehren sich um; sie verlassen mich; sie eilen fort; sie fliegen nach ihren gelehrten Winkeln zurück! Glückliche Nachwelt, die du von diesem schreibenden Pöbel nichts erfahren wirst! Und glücklich bin auch ich, der ich mich auf eine so gute Art von ihnen habe loswickeln können!

Da ich mich zu weiter nichts anheischig gemacht, als nur eine Probe von meinem Gedankensteuertarife zu

geben; so werde ich nunmehro, wie ich glaube, dies Versprechen zur Genüge erfüllt haben. Man kann aus diesem Entwurfe die Absicht und die Einrichtung des Ganzen wahrnehmen. Ich hoffe, die billige Welt wird mich hierinnen unterstützen, da ich hiebey ohne den geringsten Eigennutz handle; da man sieht, wie viel Thoren durch diese Gedankensteuer gebessert, oder, wenn dieses zu bewerkstelligen auch nicht möglich wäre, wie es in der That schwer ist, wie viel Nutzen zum wenigsten die Welt aus ihren Thorheiten ziehen; und wie viel andre Thoren, die aus Hunger unvernünftig gewesen sind, durch diese Gedankensteuer vernünftig gemacht werden können.

Es wird überflüßig seyn, daß ich mich weiter dabey aufhalte. Damit ich aber doch die Vortheile meines Projekts in ein desto deutlicheres Licht setze; so will ich eine Gesellschaft beschreiben, in der ich mich vor etlichen Monaten befand. Ich will zu einem jeden Charakter die Taxe setzen: daraus wird man sehen, was für erstaunliche Summen in ganz Deutschland zusammen kommen müssen, wenn meine Gedankensteuer allgemein werden sollte, da schon von der kleinsten Gesellschaft, in der ich war, der Beytrag so ansehnlich ausfällt.

Ich fuhr mit dem Marktschiffe von Frankfurt nach Maynz. Da ich gewohnt bin, in unbekannten Gesellschaften sehr wenig zu reden und sehr gern viel zu hören; so setzte ich mich in einen einsamen Winkel, wo ich die meisten der Gesellschaft übersehen und hören konnte.

Ein Kaufmann, der mit Weinen handelte, war der erste, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trat eben in das Schiff, als sich ein schreckliches Gelächter unter den Schiffern und einigen von der Gesellschaft

erhob. Ich fragte eine Frau, die nicht weit von mir saß, nach der Ursache davon, welche mir antwortete: »Der Herr hätte einen kleinen Spaß gemacht. Es »werde was zu lachen setzen, da dieser Herr bey uns »wäre: er scheine auf guter Laune zu seyn, und wenn »er einmal anfange zu spaßen, so müsse man vor La»chen bersten.» Ich erschrack sehr über diese Nachricht, welche leider mehr als zu gegründet war. Der Kaufmann, welcher sich außer seiner Lebhaftigkeit, auch dießmal witzig gesoffen haben mochte, trat bey dem Mastbaume in die Höhe und überschüttete uns mit seinen unglücklichen Scherzen. Wortspiele, schmutzige Zweydeutigkeiten und andre Belustigungen des Pöbels waren der Innhalt seiner Erzählungen, welche immer mit einem beyfälligen Gelächter aufgenommen wurden. Ich merkte gar deutlich, daß er nur aus Ehrgeiz ein Narr war; denn wenn das Volk über seine Scherze nicht lachte, so ward er beschämt und verdoppelte seinen Unsinn, um den Zuhörern den Zweifel an seinem Witze zu benehmen. Dieser Mann wird mir ein ansehnliches in meine Kasse bringen!

Für das Vergnügen zu glauben, daß er ein witziger Kopf sey, soll er geben 2 fl.

Wenn er sich einbilden will, daß man ihn bewundert und nicht für das, was er eigentlich ist, für einen Stocknarren hält; so kann er weniger nicht geben, als 1 fl.

Für eine jede Unflätherey, die er sagt, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu ermuntern, zahlt er 1 Stüber. Ich habe auf dieser Reise dreyßig Zoten von Wichtigkeit gehört; diese thun zusammen 30 Stüber.

Alle Wortſpiele, wenn ſie nur albern ſind, hat er frey; fallen ſie aber ins Grobe und Ungezogene, ſo zahlt er dafür halb ſo viel, als für eine Zote.

Lacht er zuerſt über ſeine Einfälle, wie er immer zuerſt lacht, ſo giebt er 1 Albus. Und weil ſich dieſes nicht ſo genau nachrechnen ließ; ſo rechne ich ihm für dieſe Freyheit ein für allemal 1½ fl.

Hebt er einen aus der Geſellſchaft heraus, ihn zu beleidigen, oder, wie er es nennt, ihn zu tummeln, ſo giebt er 4 Schillinge; es wäre denn, daß ihm dieſer mit ein paar Ohrfeigen antwortete: auf ſolchen Fall iſt er ſteuerfrey. Ich habe fünfe von der Geſellſchaft gezählt, mit denen er ſich auf dieſe Art luſtig machte, und dieſes beträgt 3½ fl. Er war damals ſo vorſichtig, ſich an niemanden zu wagen, von dem er eine reelle Antwort beſorgen konnte.

Ich habe an ihm wahrgenommen: So oft es mit ſeinem Witze gar nicht mehr fort wollte und auch nicht einmal die Schiffer mehr darüber lachten; ſo oft brachte er unvermuthet eine Anſpielung auf eine Stelle der Bibel, oder einen verdrehten Spruch hervor. Es hatte allemal ſeine gehofte Wirkung; und der Pöbel, vor dem er ausſtund, wollte faſt raſend vor lachen werden, ſo oft er, nach ſeiner Sprache zu reden, dergleichen Schwenke machte. Ich wollte wohl wünſchen, daß ihn die Obrigkeit für dergleichen leichtſinnigen Muthwillen an den Kirchenpranger ſtellen möchte. Weil aber dieſes nicht geſchehen wird und nicht füglich eingeführet werden kann, ohne die anſehnlichſten Geſellſchaften um ihre witzigſten Köpfe zu bringen; ſo will ich auf dieſen pöbelhaften Witz eine deſto höhere Steuer le-

gen. Ein ſolcher unanſtändiger Scherz wird mit ½ . bezahlt. Ich rechne ihm nach, daß er ſich fünfmal amit geholfen hat; das thäte alſo 2½ fl.

Auf dieſe Art hätte ich von dieſem einzigen Man- e, in den wenigen Stunden, über 11 fl. bekommen. Nun rechne man ſelber nach, was dieſes wohl in Deutſchland auf ein ganzes Jahr betragen werde. Denn as glaube man ja nicht, daß nur allein auf meinem Schiffe ein Original von dieſer Art ſich befunden habe: ſt in allen Geſellſchaften der Handwerksleute, der Kauf- ute, der Soldaten, giebt es dergleichen Originale; in Ge- llſchaften der Gelehrten und in Antichambern herrſchen iche witzige Köpfe; ja ſo gar, wenn nur zwanzig rwürdige Herren Confratres auf Kirchmeſſen zuſam- ien kommen, ſo getraue ich mir, wo nicht eher, doch ach Tiſche, wenigſtens einen unter ihnen zu finden, er es meinem Kaufmanne in der Art zu ſcherzen und itzig zu ſeyn, gleich thun ſoll, wo er ihn nicht gar bertrifft.

Die Komödie dieſes Harlekins ward unvermuthet urch ein andächtiges Zwiſchenſpiel unterbrochen.

Eine bejahrte Frau fieng an, einen Pſalm zu ſin- en. Ich war mit dieſer unzeitigen Andacht ſehr un- rfrieden; denn ich befürchtete von dem Leichtſinne der reiſten in der Geſellſchaft, ſie würden eine neue Gele- enheit daher nehmen, über die Religion zu ſpotten; llein wider Vermuthen ward eine große Stille auf em Schiffe, obwohl dieſe Heilige niemanden fand, als vo Weiber und einen jungen Menſchen, die mit ein- immten.

Der Pſalm kam zu Ende, und ſie ſperrte ſchon das Maul auf, einen neuen anzufangen, als ein alter Officier von den fränkiſchen Kreistruppen zu ihr ſagte: »Aber, Mutter, wie lange iſt es denn, daß du ſo fromm biſt?« Die Geſellſchaft, welche das Singen ſchon lange überdrüßig war, empfieng dieſen Einfall mit freudigem Gebläke; die Frau hingegen verſtumm-

Der Officier machte ſich den Beyfall der Zuſchauer zu Nutze, und nachdem er etliche Millionen Teufel geſchworen hatte, ſo ſagte er: »Es trifft noch immer »ein: Junge Huren, alte Betſchweſtern.« Er erinnerte ſie an vielerley Sachen, daran ſie vermuthlich nicht gern erinnert ſeyn wollte; aber am allerempfindlichſten war ihr dieſer Vorwurf, daß ſie bey zunehmenden Jahren eine Geſellſchaft von jungen Mädchen unterhalte, um von deren Schönheit zu leben, da ihre eigne Schönheit, wie er ſagte, zum Teufel gegangen wäre. Ich freute mich über die Angſt, welche dieſer beſchämten Betſchweſter auf dem Geſichte ſaß. Sie ſah ſich verwirrt in der Geſellſchaft um, ohne im Stande zu ſeyn, dem Officier etwas anders zu antworten, als dieſes, daß ſie ihn einen alten Lügner, einen alten Hund und dergleichen nannte, welches ihr böſes Gewiſſen noch mehr verrieth. Dieſer blieb auch ganz gelaſſen bey dieſen Schimpfwörtern und begegnete ihr mit nichts, als der immer wiederholten Antwort: »Aber Gott ſtraf »mich, Mutter; was willſt du viel läugnen? rechne »einmal nach, wie viel du allein von mir verdient »haſt!« Hier verdoppelte ſich das elende Lachen der Geſellſchaft. Der Officier nahm dieſen Beyfall für eine Auffoderung an, die Streiche zu erzählen, die er geſpielt hatte; und wäre von allen auch nur die Hälfte gegründet geweſen, ſo war doch dieſe ſchon hinreichend, ihn

ihn vor den Augen der Gesitteten zum ungesittetesten Manne zu machen.

Ich hoffe, an diesen beiden Kontribuenten ein Paar einträgliche Kunden zu bekommen.

Die Frau will mit ihrer lärmenden Andacht die Schande ihrer ehemaligen Lebensart verbergen. Sie mag von der Abscheulichkeit ihrer Aufführung überzeugt seyn; allein sie hat entweder nicht Muth genug, oder sie ist schon gar zu boshaft, sich von derselben loszureißen. Ihre Jahre verhindern sie, selbst lasterhaft zu seyn; sie ist es nun durch andre, und verdoppelt sogar dadurch ihre strafwürdigen Laster, daß sie andre Mädchen verführt, und vielleicht unschuldige Personen in den Abgrund stürzt, aus dem sie sich nicht zu retten weis. Sie schämte sich vor sich selbst: denn auch die Lasterhaftesten haben gewisse Augenblicke, in denen sie vor sich erschrecken. Sie war, ihrer Frechheit unerachtet, ganz verwirrt, da man ihr ihre Ausschweifungen zu eben der Zeit vorwarf, als sie sich den Namen einer frommen und ehrbaren Frau erringen wollte. Sie fühlte den Werth der Tugend: sie wollte tugendhaft scheinen; aber sie war der Laster gewohnt, und hielt die Belohnungen der Tugend für zu ungewiß, als daß sie den gegenwärtigen Vortheil hätte aufgeben sollen, den sie von ihrer und andrer Ausschweifung zog. Alles dieses machte sie zur Heuchlerinn. Da sie mir gleich gegen über saß; so hatte ich Gelegenheit, sie, während ihres Singens, sehr genau zu bemerken. Weil sie zur Unzeit heilig seyn wollte; so war mir, gleich mit dem ersten Augenblicke, ihre Andacht verdächtig. Ich spähete alle Züge ihres Gesichts aus. Sie spielte die Rolle einer Betschwester vortreflich. Sie hieng ihren grauen Kopf bußfertig nach der linken Schulter; sie

preßte die Seufzer mit einem heiligen Ungeſtüm aus der verſtockten Bruſt hervor; ſie drehte die Augen mit einer quakeriſchen Entzückung gegen den Himmel, einen Ort, der ihr ganz fremde war; und zu einer andern Zeit überſah ſie mit einem ehrgeizigen Blicke die Geſichter der Geſellſchaft, und ſuchte den Beyfall, welchen ſie wohl nicht fand, und den ſie doch durch ein heuchleriſches Ringen ihrer beſudelten Hände zu erzwingen ſuchte. Die ehrerbietige Stille der Geſellſchaft nahm ſie auf ihre Rechnung. Vermuthlich hatte ſie die Abſicht, durch einen neuen Pſalm noch einen Anfall auf unſre Hochachtung zu thun. Man kann alſo wohl urtheilen, wie empfindlich es ihr ſeyn mußte, da ſie durch die Frechheit des Officiers ſo unerwartet in ihren ſtolzen Abſichten gehindert, und ſehr gedemüthigt ward.

Aus dieſer Abſchilderung werden meine Leſer ziemlich im Stande ſeyn, zu errathen, wie die Taxe für dieſe Betſchweſter eingerichtet werden ſoll.

Für das heuchleriſche Kopfhängen ſoll ſie geben ½ fl.

Ein Seufzer koſtet 1 Schilling. Sie kann dieſes gar wohl zahlen, da ſie in ihrer Jugend durch verbuhlte Seufzer das meiſte Geld verdient hat. Sie ſeufzte achtmal unter dem Pſalme, das thut 1½ fl.

Das Verdrehen der Augen bezahlt ſie mit 1 Stüber. Es war mir nicht möglich, zu zählen, wie oft ſie dieſes that; ich will ihr alſo nur überhaupt 1 fl. abfodern.

Das Ringen der Hände muß ſie wenigſtens mit ½ Stüber verbüßen, da es Urſache war, daß ſie während ihrer Andacht ſehr ungeberdig that. Sie ſoll wegen dieſes Satzes einmal für allemal geben ½ fl.

So

So oft ſie uns für ſo einfältig hielt, zu glauben, daß wir ihre Gottesfurcht bewunderten, ſo oft hat ſie 1 Schilling verwirkt. Sie glaubte es wohl, ſo lange der Pſalm währte; ich will ihr aber doch die Zahlung nicht mehr, als einfach abfodern.

Da ſie ohne Zweifel durch ihre übertriebene Andacht ſich den Namen einer frommen Matrone auch in der Abſicht erheucheln wollte, um künftig bey ihren Ausſchweifungen deſto ſicherer zu ſeyn; ſo ſtrafe ich ſie um 2 fl.

Sie ſollte wohl nicht umſonſt ſo unbeſcheiden gegen den Officier geweſen ſeyn, und ein jedes Schimpfwort verdiente wenigſtens eine Pön von 1 Stüber. Allein, zu geſchweigen, daß der Officier ſelbſt nicht beſcheiden gegen ſie verfuhr, und eben nicht ſo empfindlich darüber zu ſeyn ſchien; ſo will ich ihr die Strafe auch um deswillen erlaſſen, weil ſie in der größten Verwirrung ſich befand, und dieſe pöbelhafte Art, ſich zu vertheidigen, die deutlichſte Sprache eines böſen Gewiſſens war.

Alſo bekäme ich von dieſer Betſchweſter zu meiner Gedankenſteuer überhaupt 4 fl. und noch etwas drüber; und dieſes binnen einer Zeit von zehn Minuten. Was werden nicht unſre Betſchweſtern im ganzen Lande binnen einem Jahre erlegen müſſen!

Der Officier war gleich das Widerſpiel von dieſer Heuchlerinn, und dennoch eben ſo lächerlich und eben ſo ſtrafbar. Aus Ehrgeiz wollte jene fromm ſeyn; und dieſer war leichtſinnig aus Ehrgeiz. Er warf ihr vor, daß ſie der Jugend Gelegenheit gegeben hätte, auszuſchweifen, und um deswillen gab er ihr die ſchändlichſten Beynamen: gleichwohl hielt er es nicht für ſchändlich, zu geſtehen, daß er für ſein baares Geld an dieſen Ausſchweifungen Theil genommen habe. Er beleidigte die übrige

Gesellschaft besonders dadurch, daß er uns für so ungesittet hielt, zu glauben, wir würden ihn wegen seiner vormaligen Aufführung bewundern. Sein Alter machte diese Thorheit noch strafbarer. Wie viel sollen wir einem jungen Officier zu gute halten, wenn ein alter Mann, den die Sünde verlassen hat, sich so unanständig aufführt? Es ist ein Unglück, daß junge Helden sehr oft so unrichtige Begriffe vom Muthe, von einer männlichen Freyheit, und von dem Wohlstande ihres Amtes haben; aber desto gefährlicher ist ihnen das Exempel eines alten Officiers, welcher Kenntniß der Welt, Erfahrung, Tapferkeit und vielleicht viele Tugenden, aber keine Sitten hat. Es kostet ihnen die wenigste Mühe, es ihm in dieser letzten Eigenschaft gleich zu thun; aber sie vergessen, daß dieses ein Fehler ist, den man ihm wegen seiner übrigen Tugenden zu gute hält und mit seiner schlechten Erziehung entschuldigt. In Ansehung dieses Umstandes will ich auch mit unserm Officier billig verfahren. Er soll für alle Thorheiten, die er auf der Reise begieng, mehr nicht, als das halbe Traktament von einem Monate, bezahlen. Es wird ungefähr 7½ Gulden betragen. Ich schenke ihm noch also alle Flüche, die er that und die er sehr häufig that, ohne es zu wissen, weil er sie schon als Musketier gewohnt gewesen war.

Binnen der Zeit, da der Officier seine witzigen Grobheiten gegen die alte Betschwester vorbrachte, merkte ich, daß man mich etliche mal beym Aermel zupfte. Ich war zu aufmerksam, als daß ich mir die Zeit hätte nehmen sollen, mich umzuwenden; endlich faßte man mich bey der Hand, und ich sah mich um. Es war ein junger Mensch, den ich noch für einen Schüler hielt, der aber, wie ich bald darauf aus seinen Reden vernahm, ein junger Richter und ein Mitglied einer gar ansehnlichen Ge-

sell-

ſellſchaft zu ** war. »Was halten Sie, mein Herr, »von dieſer iniuria verbali?« Und ohne mir Zeit zu laſſen, ihm zu ſagen, was ich davon hielte, fuhr er mit der praktiſchen Geſchwätzigkeit eines jungen Richters alſo fort: »Ich möchte der Advokat von dieſer Frau ſeyn. »Zwar wegen der Unkoſten ſieht es auf beiden Seiten »mißlich aus: O, da muß wohl Rath werden. Fiat »Executio! Ich habe den caſum etliche mal in ter»minis gehabt ... Warum ſehen Sie mir ſo ſteif »ins Geſicht? Ich habe drey Jahr in Franecker und ein »Jahr in Rinteln ſtudirt, und ohne Ruhm zu melden »... aber ich will weiter nichts ſagen. So bald ich »nach Hauſe kam, heurathete ich die Tochter eines hey»uns angeſehenen Mannes, welcher mir ſeine Stelle ab»trat. Es geht ſchon in den fünften Monat, daß ich »Beyſitzer in dieſem Gerichte bin. Sie können nicht »glauben, mein Herr, was für Ignoranz unter den al»ten Graubärten, meinen Herren Kollegen, herrſcht. »Gar keine Principia, nicht die geringſten! Lauter »Schlendrian! Aber ich ſage ihnen auch meine Mey»nung deutſch heraus. Es macht mir allerdings ſehr »viel Verdruß; aber ich kann mir nicht helfen. Meine »Schuld iſt es gar nicht, daß dieſe alten Männer ſo un»wiſſend ſind: doch können ſie auch mir es nicht übel »nehmen, daß ich, ohne mich zu rühmen, gelehrter und »einſehender bin. Es iſt wahr, ſo oft ich eine Meynung »vorbringe, ſo oft widerſprechen ſie mir alle; aber dafür »laſſe ich ihnen auch niemals Recht. Was meynen Sie »wohl: Ich will Ihnen einmal einen Caſum propoui»ren.« Hier ward mir angſt, und ich ſann auf ein Mittel, mich von Seiner Hochweisheit loszumachen. Ich fand es bald. ... »Geben Sie einmal Achtung, »mein Herr, der Caſus iſt ſonderbar! Aber eins muß

»ich

»ich vorher erinnern: Sie wissen den Huber . . .« »O! mein Herr,« sagte ich, »den kenne ich recht wohl; »was macht der ehrliche Mann? Ich habe ihm noch in »voriger Messe abgekauft. . . .« »Wem?« fragte er mich mit weitaufgesperrten Augen; »dem Huber? Der »Mann ist ja lange todt. Er war ein groſser Rechts»gelehrter in Franecker!« »So bitte ich um Verzei»hung, mein Herr; ich glaubte, Sie meynten den Kauf»mann in Frankfurt, von dem ich meine Haarsiebe neh»me.« Der gute Richter sah mich von neuem mit Er»staunen an. »Sind Sie denn kein Gelehrter, mein »Herr?« »O! nein, mein Herr,« antwortete ich ganz demüthig und schüchtern; »ich bin ein ehrlicher Schnei»der aus Sachsenhausen. . . .« Das war ein Don»nerschlag für meinen weisen Richter, welcher vermuthlich in Willens gehabt haben mochte, mir noch viele juristi»sche Weisheit vorzupredigen. Nun sah er mich mit der Verachtung an, mit welcher Gelehrte seiner Art auf Handwerksleute herabsehen: und nachdem sein Hochmuth es mich genug hatte empfinden lassen, daſs er ein Richter, und ich, wie er glaubte, ein armer Schneider war, so sprach er endlich mit einer trotzigen Miene: »Aber, mein »Freund, das hätte Er gleich sagen können, daſs Er ein »Schneider ist; ich würde mir nicht haben einfallen las»sen, mit Ihm von gelehrten Sachen, und so vertraut, »zu reden.« Ich beugte mich tief, und freute mich, daſs ich Gelegenheit gehabt hatte, einen neuen Narren ken»nen zu lernen, und zwar einen so ergiebigen Narren, den ich auf vielerley Art bey meiner Gedankensteuer nutzen kann.

Die Verwegenheit, die er gehabt, das wichtige Amt eines Richters in denen Jahren zu übernehmen, in welchen er noch billig, mit dem Buche unter dem Arm,

in die Schule hätte gehen sollen; die dreiste Geschwätzigkeit, mit seiner wenigen und unvollkommnen Wissenschaft alle Gesellschaften zu betäuben; die Begierde, über alle Vorfälle seine entscheidenden Gedanken zu sagen; die Empfindlichkeit, die er äußerte, wenn man an seiner Weisheit und Unfehlbarkeit zweifeln wollte: alle diese Thorheiten werden mir ein ansehnliches Stück Geld einbringen; denn ihm wird es unmöglich seyn, sich solche abzugewöhnen und mir soll er sie theuer genug bezahlen.

Aber am allerstärksten soll er die thörichte Unverschämtheit büßen, die er hat, seinen erfahrnen und einsehenden Kollegen so muthwillig zu widersprechen und sie gegen andre, die es von ihm nicht einmal zu wissen verlangen, für Männer ohne Einsicht und für eigensinnige Ignoranten auszuschreyen. Diesen jungen Stolz werde ich um so viel mehr exemplarisch strafen, da er so viel schädliche Folgen hat und nicht allein bey uns, sondern, wie ich erfahre, auch in Sachsen und in andern Ländern, unter denen so allgemein ist, welchen man aus guter Absicht, einen leeren Platz in der Versammlung der Richter und Räthe gönnt, um das zu hören, was sie auf Universitäten unmöglich hören konnten, und aus der Erfahrung ihrer einsehenden Kollegen diejenige Geschicklichkeit zu erwerben, die man von ihrer flüchtigen und unerfahrnen Jugend nicht verlangte. Aber gemeiniglich verstehen diese wohlweisen Knaben die Absicht der Obern ganz unrecht. Sie strotzen von dem Ueberflusse einer übelverdauten Schulweisheit. Sie sehen ihre Kollegen für Zuhörer und ihren Stuhl für den Katheder an, auf welchem sie gewohnt gewesen sind, einige aufgegebene Sätze gegen Mitschüler hartnäckig zu vertheidigen. Sie vergessen, daß sie nur die Anfangsgrün-

gründe der Rechtsgelehrsamkeit erlernt haben, welche allererst die Erfahrung brauchbar machen muß. Es ist sehr zu besorgen, daß ihnen diese eitlen Vorurtheile eine beständige Hinderung bleiben müssen, sie durch eine bescheidne Lehrbegierde zu geschickten und dem Vaterlande nützlichen Männern zu machen, da sie das Unglück haben, zu glauben, daß sie es bereits sind. Man hat zwar Exempel, daß ein junger Richter, der in den ersten zwey Jahren, voll von seiner neuen Weisheit, braust, im dritten Jahre zu verstummen anfängt, weil er seine Unwissenheit fühlt; allein diese Exempel sind so gar häufig nicht, daß ich wegen der schädlichen Folgen ihrer unreifen Gelehrsamkeit und pedantischen Eigenliebe außer Sorgen seyn sollte. Ich werde mir also künftig, bey völliger Einrichtung meiner Gedankensteuer, Mühe geben, sie in Kontribution zu setzen, daß sie es fühlen. Für meinen Reisegefährten aber hatte ich ungefähr diesen Ansatz gemacht:

Für die Begierde, die ihn juckte, mir zu sagen, daß er ein Richter sey, bezahlt er 4 fl.

Er ward empfindlich, daß ich ihm so steif ins Gesicht sah, weil er glaubte, ich zweifelte an seiner Einsicht und an seinen Verdiensten. Er hatte Recht; aber weil er seinen Stolz dabey verrieth, so giebt er 1 fl.

Dafür, daß er glaubt, er sey wegen seiner Verdienste zu diesem Amte gewählt worden, da er doch nur durch die Frau in diese Stelle eingedrungen ist, soll er erlegen ½ fl.

Fünf Monate hält er für zureichend, auf seine Erfahrung zu trotzen. Es verräth dieses seine erstaunende Unwissenheit. Für jeden Monat zahlt er einen Gulden und fährt damit so lange fort, bis er klüger wird.

Für

Für einen jeden Vorwurf, den er seinen erfahrnen Kollegen macht, büßt er 1 Schilling.

Ein casus in terminis kostet 1 Schilling.

Die Narrheit soll er vor diesesmal umsonst begangen haben, daß er mich so trotzig verachtete, als ich ihn beredete, ich sey ein Schneider. Es konnte ihm freylich nicht anders, als höchst empfindlich seyn, da er so grosse Anstalten machte, mit seiner juristischen Weisheit zu paradiren und den demüthigen Beyfall eines Mannes zu verdienen, von dem er erfahren mußte, daß er nur ein unwürdiger Handwerksmann sey.

Nach diesen Sätzen und einem genauen Ueberschlage, den ich gemacht, hätte ich also von ihm binnen einer Zeit von fünf Minuten verdient 7 fl.

Durch dergleichen Betrachtungen suchte ich mir die Unannehmlichkeit der Reise und der schlechten Gesellschaft zu erleichtern. Inzwischen waren wir in die Gegend gekommen, wo ich wegen meiner Geschäfte ans Land steigen mußte. In der That verließ ich das Schiff sehr ungern, da ich unter dem Haufen bereits einige Originale bemerkt hatte, die ich wohl etwas genauer hätte kennen mögen.

Unter vielen andern fiel mir ein junger Mensch am meisten in die Augen, welcher nur zwo Stellen von mir in einem dunkeln Winkel saß, den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte, immer mit sich selbst sprach, bisweilen die Augen gen Himmel richtete, manchmal mit den Füßen stampfte und anders nicht die mißvergnügte Miene ablegte, als wenn er durch ein bittres Lächeln seine Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Einige Tage darauf erfuhr ich, daß er der Sohn eines bemittelten

Kauf-

Kaufmanns sey, daß er bey einem ganz gesunden Körper, bey reichem Ueberflusse, bey aller Bequemlichkeit, die das menschliche Leben wünschen kann, und was das Lächerlichste ist, bey einem wirklich vergnügten Herzen dennoch die Thorheit begehe, sich krank, milzsüchtig und mit der ganzen Welt unzufrieden zu stellen, und alles dieses nur in der Absicht, um in Gesellschaften bemerkt zu werden. Er hat diese Rolle in London gelernt, wo er sich einige Monate aufgehalten; aber er ist eine eben so unglückliche Kopie von einem schwermüthigen Engländer, wie viele unsrer abgeschmackten Landesleute närrische Kopien eines lebhaften und gaukelnden Franzosen sind, welchen sie sich bey ihrem kurzen Aufenthalte in Paris zum Originale gewählt haben. Diese hüpfen und pfeifen, wenn sie am meisten Ursache haben, ernsthaft, oder traurig zu seyn; und jener wird gemeiniglich zu der Zeit, wo er am wenigsten Ursache hat, mißvergnügt zu seyn, und wo er es auch in der That am wenigsten ist, dennoch am meisten vom Erhängen und Erschießen reden. Noch zur Zeit bin ich ungewiß, wer von beiden der größte Narr ist; aber, ohne es weiter zu untersuchen, will ich mir beider Thorheit zu Nutze machen.

Vor mir saßen zween Kaufleute, welche, wie ich aus ihrem eifrigen Gespräche abnehmen konnte, sehr unzufrieden mit ihrer Obrigkeit waren. Sie eiferten heftig wider einige erhöhte Auflagen; sie seufzten über den Verfall der Nahrung, über theure Zeiten, über Mangel des Silbergeldes und über die große Verschwendung; denn in ihrer Jugend ward ganz anders gewirthschaftet, und da konnte man doch einen Thaler Geld zurück legen.

Ich

Ich werde ſie bey meiner Gedankenſteuer gewiß nicht vergeſſen. Sie überlegen nicht, daß die Obrigkeit beſſer, als ſie, einſehen muß, was zum Beſten des Staats erfodert wird. Gemeiniglich eifert niemand ſo ſehr, als der Kaufmann, über die erhöhten Auflagen, und er bedenkt nicht, daß man die Handlung vornehmlich um deswillen in Aufnahme zu bringen ſucht, damit der Staat Bürger habe, welche von ihrem Ueberfluſſe dasjenige abgeben könne, was zu Beſchützung des Landes und zu Erhaltung der innerlichen Sicherheit unentbehrlich iſt. Die Seufzer über den Verfall der Nahrung ſind oft ungegründet und gemeiniglich nur eine Folge ihres Geizes und des Neides über die beßre Nahrung andrer Häuſer. Ueber den Mangel des guten Geldes können ſie nicht klagen, ohne zugleich ihren eigennützigen Wucher zu verdammen, der an dieſem Mangel die meiſte Schuld hat. Eben ſo ungerecht ſind ihre Klagen über die Verſchwendung. In der That würde es ſehr ſchlecht um die Handlung ausſehen, wenn die Welt anfienge, ſparſam zu ſeyn und ſich nur mit dem Nothdürftigen zu behelfen. Leute von dergleichen ungegründeten Vorurtheilen glauben immer, die meiſte Einſicht in Sachen zu haben, die den Staat und die Handlung angehen. Dieſe Thorheit giebt mir das Recht, ſie zu meiner Gedankenſteuer zu ziehen, wenn ſie noch länger die Erlaubniß haben wollen, ſo patriotiſch zu murren.

Beym Eingange des Verdecks ſaß ein junger Menſch, welcher, wie ich aus ſeiner Kleidung vermuthen konnte, ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte. Gleich ſein Eintritt in das Schiff fiel mir in die Augen, weil er mehr gekrochen, als gegangen kam. Er

ſetzte ſich ganz ſchüchtern auf den erſten Platz, den er ledig fand, und ſchien die ganze Geſellſchaft wegen ſeiner Gegenwart um Vergebung zu bitten. Nur ſelten ſchlug er die Augen auf; die übrige Zeit ſaß er ſo ängſtlich und gebückt, wie ein Schüler, der ſich vor den Streichen ſeines erzürnten Lehrers fürchtet. Eine Tugend, die zu ſehr in die Augen fällt, iſt mir allemal verdächtig geweſen; um deswillen war es mir auch dieſe allzu große Beſcheidenheit. Deſto mehr gab ich auf ihn Acht. Ich fieng an, mich ſeinetwegen zu beruhigen, da ich die Unzufriedenheit merkte, die er über den abgeſchmackten Witz des Weinhändlers äußerte. Beym Geſange der Betſchweſter war er die einzige Mannsperſon, die mit einſtimmte; dieſes vergab ich ſeinem Stande. Er ſchien bey den Vorwürfen, die der Officier dieſer Frau machte, und bey der ungeſchickten Vertheidigung der Heuchlerinn ſehr empfindlich zu ſeyn und beide zu mißbilligen; mit einem Worte: ich fieng an, mich zu freuen, daß ich einen jungen Menſchen ſehen ſollte, deſſen Demuth, Beſcheidenheit und gute Sitten dem Amte, für das er beſtimmt war, viel Ehre und Vortheile zu verſprechen ſchienen. Bey der Unterredung mit dem jungen Richter hatte ich ihn aus dem Geſichte verloren; ich würde auch vielleicht nicht weiter an ihn gedacht haben, wenn ich ihn nicht beym Ausſteigen aus dem Schiffe in einem mehr entfernten Winkel mit einer unanſtändigen Vertraulichkeit neben einer jungen Frauensperſon erblickt hätte, welche, wie mir der Schiffer ſagte, für eine Tochter der alten Betſchweſter ausgegeben ward. Nun kannte ich den jungen Tartüffe. Da er mich in Anſehung ſeiner verſtellten Sittſamkeit betrogen; ſo hatte ich Urſache zu fürchten, daß ſeine Beſcheidenheit und Demuth eben ſo geheu-

heuchelt wären. Ich bedauerte diejenigen im Voraus, welche künftig in einer genauern Verbindung mit ihm stehen sollen. So kriechend und schüchtern er gegenwärtig zu seyn scheint; so unerträglich wird seine Eigenliebe und sein geistlicher Hochmuth seyn, welcher desto gefährlicher ist, da er die Ehrenbezeugungen niemals für sich, sondern allemal für sein Amt fodert. Kann man wohl von ihm hoffen, daß seine Aufführung exemplarisch seyn wird? Anfänglich wird er sich alle Ausschweifungen verstatten, die er genießen kann, ohne verrathen zu werden; endlich aber wird er mit weniger Vorsicht lasterhaft seyn, da ihn die Gewohnheit unverschämt und sicher macht. Ich will dafür sorgen, daß er nicht umsonst hochmüthig und lasterhaft sey. Er und seine ihm ähnlichen Kollegen können die Erlaubniß, ehrwürdig zu heißen, nicht theuer genug bezahlen.

Auf ein Wort, nur auf ein einziges Wort, Herr Panßa, rief mir eine unbekannte Stimme zu, da ich schon den einen Fuß aus dem Schiffe gesetzt hatte. Ich sah mich um und erblickte den alten Bürgermeister aus meinem Städtchen, welcher das gewöhnliche Unglück hat, zu reimen und dabey zu glauben, daß er ein Poet sey.

Er war sehr erfreut, mich zu sehen, da er mich hier am wenigsten vermuthet hatte. »Sehen Sie, »Herr Panßa: Monumentum aere perennius!» und wies mir einen großen Stoß gedruckter Glückwünsche auf den Geburtstag eines seiner Gönner in Maynz, wohin er itzt reiste, um sie ins Geld zu setzen. Er wollte sie mir vorlesen; allein ich schützte meine Eilfertigkeit vor. Das half mir nichts; er vertrat

mir wirklich den Weg und fieng an auszupacken. »Ich »kann Ihnen nicht helfen, sagte er; das Karmen müs»sen Sie anhören, wenn Sie mein Freund seyn wol»len.« Ich verdoppelte meine Vorstellungen, ihm begreiflich zu machen, wie nöthig es sey, zu eilen; der Schiffer fluchte ihm etliche Donner in den Bart, daß er das Schiff nicht aufhalten sollte. Ich versuchte, ob ich mir den Weg mit einiger Gewalt frey machen könnte; aber alles vergebens.

Gepriesner Mäcenat! Itzt, da das Purperlicht
Dort aus Aurorens Schooß . . .

So fieng er wirklich schon an zu lesen. Ich drängte ihn auf die Seite und floh; aber unglücklicher Weise gleitete ich von dem Brete ins Wasser, da ich nicht wahrgenommen hatte, daß er mich bey dem Rocke fest hielt. O! ihr Götter! rief er. Aber der Schiffer reichte mir die Hand und ich sprang ans Ufer, ohne mich weiter umzusehen; so erschrecklich war mir der Gedanke, daß er mir mit seinem Bündel Versen nachsetzen möchte. Aber er soll mir diese Angst bezahlen; denn da er ein Dichter schon bey Jahren ist, so habe ich das Recht, ihn bey meiner Gedankensteuer doppelt anzusetzen.

Ich habe durch diese kurze Reisebeschreibung eine Gelegenheit gesucht, meinen Lesern eine Probe zu geben, wie einträglich diese Gedankensteuer seyn wird. Wir wollen einmal annehmen:

11 fl. der Weinhändler.
4 fl. die Betschwester.
7½ fl. der Officier.

7 fl.

7 fl. der junge Richter. Die andern will ich nur in einen ungefähren Anſchlag bringen.
6 fl. der Unzufriedne. Es iſt nicht zu viel, wenn man bedenkt, wie viel Mühe er ſich giebt, lächerlich zu ſeyn.
20 fl. die beiden murrenden Kaufleute.
2 fl. der junge Tartüffe.
1 fl. der Gratulante. Der böſe Mann ſollte wohl mehr geben, da er mich mit ſechſen Verſen ins Waſſer gejagt hat; aber er muß Weib und Kind von ſeinem Witze ernähren, und ich weiß, daß ſein geprieſner Mäcenat ſehr karg iſt; darum dauert er mich. Alles dieſes macht zuſammen 58½ fl.

Nun bedenke man einmal: wenn eine ſo kleine Geſellſchaft von neun Kontribuenten, binnen einer Zeit von wenigen Stunden ſo viel beyſteuern ſoll; was für unſägliche Summen wird es ein Jahr über in ganz Deutſchland ausmachen? Ich bin vor Freuden ganz außer mir, daß ich einen ſo glücklichen Einfall gehabt habe, dieſe Gedankenſteuer in Vorſchlag zu bringen. Wie viel tauſend Mitbürger, für die niemand bisher geſorgt hat, werde ich künftig von der Thorheit andrer ernähren können!

Hier könnte ich ſchließen; aber ich muß noch auf einen Einwurf antworten: *Iſt es wohl jemals möglich, dieſe Gedankenſteuer wirklich einzuführen, da es nicht möglich iſt, die Gedanken andrer zu wiſſen, und da die Menſchen gemeiniglich ihre Einbildungen, je lächerlicher ſie ſind, deſto ſorgfältiger zu verbergen wiſſen?*

Vielleicht hätte ich gar nicht nöthig, mich auf diese Frage einzulaſſen. Ein Projektmacher entwirft den Plan; er macht weitläuftige Berechnungen von den großen Einkünften, welche die Kaſſe davon zu erwarten hat; mehr darf man von ihm nicht verlangen. Ob es eine Möglichkeit ſey, dieſen Plan einzuführen? das iſt ſeine Sache nicht; dafür mögen andre ſorgen; genug, ſein Projekt ſteht richtig berechnet auf dem Papiere.

Aber ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß ich mehr antworten will, als man berechtigt iſt, mich zu fragen.

Der obige Einwurf ſchickt ſich nicht auf alle Fälle. Viele Handlungen der Menſchen brauchen gar keine Erklärung. Viele Menſchen ſind nicht im Stande, oder geben ſich doch keine Mühe, ihre Gedanken zu verbergen. Was ſoll ich von den Werken der Schriftſteller ſagen? Sie liegen am Tage, und mein Tarif ſoll ſo deutlich ſey, daß ein jeder Leſer die Taxe ſelbſt beyſetzen kann. Die Strafe des vierfachen Erſatzes wird meine Kontribuenten noch mehr abhalten, ihre Gedanken zu läugnen. Aber ich glaube, daß ich nicht einmal nöthig haben werde, zu ſtrafen, da es für die Eitelkeit der Menſchen ſo vortheilhaft iſt, daß ſie für eine ſo geringe Beyſteuer ſich das Recht löſen können, ungehindert und ohne Widerſpruch Thoren zu ſeyn und die Welt, ſie mag wollen, oder nicht, zum Beyfalle zu zwingen. Da es aber doch geſchehen kann, daß es Leute giebt, welche ſich verſtellen und zu Bevortheilung meiner Gedankenſteuer, durch verſchiedne Umwege den Beyfall der Welt zu erſchleichen ſuchen; ſo habe ich ſchon Anſtalten gemacht, dieſen Kontrebandierern Ein-

halt

haft zu thun. Ich will nämlich Gedankenfiskale setzen. Das sind Leute, die aus den Unterredungen mit andern, so gar aus ihren Mienen, aus ihrem Gange, aus ihrer Kleidung, die innersten Bewegungen des Herzens entdecken sollen. Für einen aufmerksamen Zuschauer und für einen Menschen, der die Welt kennt, ist dieses so schwer nicht, als vielleicht manche glauben. Und was will man dazu sagen, wenn sich beweise, es sey die angenehmste Beschäftigung vieler Menschen, wenn sie, ob sie gleich oft sich selbst nicht kennen, dennoch die kleinsten Handlungen und die Gedanken anderer sehr sorgfältig ausspähen und, daß sie solche entdeckt haben, mit vieler Zuversicht behaupten? Durch eine vorsichtige Wahl der Personen, die ich zu Gedankenfiskalen bestätigen will, werde ich mir die Sache noch leichter machen. Ich werde Leute darzu nehmen, welche neugierig und argwöhnisch sind, welche in ihrem Hause wenig Geschäfte und also mehr Zeit haben, auf die Handlungen andrer Acht zu geben. Zwo Gattungen der Menschen werden mir hierzu am besten dienen können: Frauenzimmer von einem gewissen Alter, die sich in jüngern Jahren mit allen Fehlern ihres Geschlechts bekannt gemacht haben, gegen welche sie bey zunehmenden Jahren ganz unerbittlich sind; und Gelehrte, welche der Welt ihre periodischen Betrachtungen über Staatssachen mittheilen. Da diese mit ihren scharf urtheilenden Blicken bis in die geheimsten Kabinette der Prinzen dringen; so wird es ihnen nur ein Spiel seyn, die Gedanken ihrer Mitbürger zu entdecken.

Aber hierbey will ich es noch nicht bewenden lassen. Ich will über die Geschicklichkeit, die Gedanken andrer zu erforschen, eine Abhandlung in systematischer Ordnung entwerfen und öffentlich darüber lesen.

Der Plan zu dieſer Unterweiſung, die Gedanken andrer zu errathen, oder, daß ich mich nach der Mode unſrer Zeit, etwas kunſtmäßiger und dunkler ausdrücke, der

Plan einer Noematokataſkopologie

iſt ohngefähr folgender:

Erſtes Buch.

Kap. I. Vom Menſchen.

Kap. II. Von den Gedanken der Menſchen überhaupt.

Kap. III. Ob es Menſchen giebt, welche gar nicht denken? Dieſes Kapitel wird etwas weitläuftig, aber auch von dem größten Nutzen ſeyn. Ich nehme mich darinnen beſonders der Frauenzimmer, welche man ſchöne Statuen nennt, verſchiedner witziger Schriftſteller und endlich einiger unſrer tiefſinnigſten Philoſophen mitleidig an, von welchen allen man bisher in der liebloſen Meynung geſtanden, daß ſie gar nicht dächten.

Kap. IV. Warum einige ihre Gedanken ſo ſorgfältig verbergen? Ich habe hier die Anmerkung ausgeführt, daß die meiſten Menſchen ſich mehr vor andern, als vor ſich ſchämen.

Kap. V. Daß dieſe Gewohnheit, im Verborgnen zu denken, für die Eigenliebe des Menſchen ſehr bequem und vortheilhaft ſey.

Kap.

Kap. VI. Von dem Schaden, den die menschliche Gesellschaft davon hat.

Der Mensch gewöhnt sich dadurch an eine Eitelkeit, die hernach weder glimpfliche Vorstellungen, noch bittre Demüthigung ausrotten können.

Er fängt an, andre zu verachten.

Er giebt sich keine Mühe, die Vollkommenheiten wirklich zu erlangen, die er schon zu besitzen glaubt.

Kap. VII. Wie nöthig es also sey, die Menschen in diesen sanften Träumen schmeichelhafter Eigenliebe zu stören.

Kap. VIII. Viele wichtige Einwürfe wider die Möglichkeit eines so rühmlichen Unternehmens.

Kap. IX. Der Autor gesteht aufrichtig, daß er nicht im Stande sey, diese Einwürfe zu beantworten.

Kap. X. Der Autor erzählt eine merkwürdige Geschichte, die ihn auf den Einfall gebracht hat, von den thörichten Einbildungen der Menschen einigen Nutzen für das gemeine Wesen zu ziehen, da er es fast unmöglich gefunden, sie auszurotten.

Kap. XI. Ein patriotischer Seufzer!

Zweytes Buch,

enthält den Tarif.

Drittes Buch.

Kap. I. Von den Mitteln, die geheimen Einbildungen der Menſchen zu entdecken.

Kap. II. Von der Verrätherey der Augen überhaupt.

Kap. III. Vom Unterſchiede zwiſchen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches mit Empfindung liebt und es verbergen will; und zwiſchen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches nicht liebt und nur koquettiret.

Kap. IV. Dreyßig Folgerungen daraus für meine Gedankenſteuer.

Kap. V. Wie die Blicke eines bejahrten Frauenzimmers ausſehen müſſen, wenn man daraus ſchließen ſoll, ob ſie aus Hochmuth, oder aus Freundſchaft, oder aus Wolluſt ihr Alter vergißt.

Kap. VI. Vom frommen Liebäugeln einer alten Betſchweſter.

Kap. VII. Vom Unterſchied ihrer Seufzer, welche ſie über das Andenken der vergangnen Zeiten, oder welche ſie über die itzige verderbte Zeit ausſtößt.

Kap. VIII. Von den verſchiednen Arten des Lächelns.

Vom abgeſchmackten Lächeln eines Stutzers.

Vom witzigen Lächeln eines Hofmannes.

Vom vornehmen Lächeln eines Pedanten.

Vom gefährlichen Lächeln eines Kunſtrichters, bey Leſung einer fremden Schrift.

Vom

Vom nichtsbedeutenden Lächeln eines Mäcenaten.

Vom unerträglichen Lächeln eines Ehrgeizigen, wenn er von seinen Fehlern redet.

Was es bedeutet, wenn ein Wuchrer lächelt.

Von verschiednen andern Arten des Lächelns und was man daraus auf den Charakter der Person schliessen kann.

Kap. IX. Von den Mienen überhaupt. In diesem Kapitel wird dasjenige nachgeholt, was in den vorigen Abschnitten nicht berührt werden können.

Von den wichtigen Mienen.

Von den zerstreuten Mienen eines Menschen, der gar nichts zu denken und nichts zu verrichten hat, und doch gern geschäftig aussehen möchte.

Geschichte von den drey Mienen, oder, Beurtheilung eines Menschen von schlechter Erziehung und einem boshaften Herzen. Es ist darinnen eine genaue Abschilderung, wie seine kriechende Miene aussah, da er sich durch Niederträchtigkeit in ein wichtiges Amt einzuschleichen suchte; von der trotzigen und doch unruhigen und tückischen Miene, die seinen Hochmuth, seine lieblose Undienstfertigkeit und die Begierde andern zu schaden, verriethen, so lange er in diesem Amte war; und endlich von der ängstlichen und scheuen Miene eines folternden Gewissens, zu der Zeit, wo ihn seine Ungerechtigkeiten gestürzt und außer Stand gesetzt hatten, weiter zu schaden. Dieser Abschnitt ist besonders wegen der vielen historischen Noten erbaulich, die ich zu mehrerer Erklärung dieser lehrreichen Geschichte beygefügt habe.

Kap.

Kap. X. Abhandlung von den Hüten und Flohrkappen.

Ich habe die Anmerkung gemacht, daß man das menschliche Herz aus beiden besser entdecken kann, als man bisher geglaubt. Ich will nur zwo Proben davon anführen:

Ein trotzig in die Augen gedrückter Hut ist das Kennzeichen eines Feigherzigen.

Von der besondern Art, wie die Frauenspersonen in Westphalen sich sehr sorgfältig in die Kappen verhüllen, wenn sie wünschen, bemerkt und ohne Kappe gesehen zu werden.

Nota: Dieses Kapitel ist außer Westphalen nicht zu verstehen.

Kap. XI. Lehre von Schönpflästerchen. Der englische Zuschauer hat in seinen Tagen die glückliche Erfindung gemacht, wie man aus der Lage der Schönpflästerchen entdecken könne, welche von den Frauenspersonen in Londen zu den Whigs und welche zu den Torys gehorten. Dieses hat mich auf unser deutsches Frauenzimmer aufmerksam gemacht, und ich glaube, das Geheimniß entdeckt zu haben, wie man aus der Lage und Menge der Schönpflästerchen bey den meisten ihre Gedanken und Einbildungen errathen könne. Dieses handle ich in gegenwärtigem Kapitel ab und bestätige einen jeden Satz durch eine Erfahrung. So habe ich zum Exempel die Geschichte eines Frauenzimmers erzählt, welches bey einer ziemlichen Schönheit eine sehr einfältige Miene machte. Weil sie aber doch ehrgeizig genug war, witzig zu heißen, so klebte sie einen halben Mond

Mond unter das linke Auge; so gleich fanden ihre Anbeter, daß ihre feine und schalkhafte Miene sie doppelt liebenswürdig machte. Zwey Schönpflästerchen über den Augenbraunen machen ein gebieterisches Ansehen. Meine selige Frau hatte die Gewohnheit, sich auf diese Art zu putzen, so oft sie über mich mißvergnügt war; und alsdann war es Zeit, ihr auszuweichen, oder sie ließ es mich gewiß empfinden, daß sie meine Frau war. Niemals bin ich in großrer Gefahr gewesen, als da es ihr einfiel, noch das dritte Schönpflästerchen über den Mund zu legen. Ein junger Mensch aus der Nachbarschaft, der sich viele Mühe um meine Freundschaft gab, verstand diese Sprache den Augenblick; aber ich merkte es noch bey Zeiten und gieng alle Bedingungen ein, mich wieder mit ihr auszusohnen, um Folgen vorzubeugen, die meiner Ehre empfindlich gewesen seyn würden. Vor dieser unglücklichen Konstellation der Schönpflästerchen will ich alle Männer aufrichtig warnen. Ein Frauenzimmer, welches ein Schönpflästerchen über das linke, und das andre an den Winkel des rechten Auges klebt, ist, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, von ihrem scharfen und durchdringenden Verstande überzeugt. Ist sie schon verheurathet, so kann man gewiß glauben, daß sie ihren Mann übersieht; ist sie noch unverheurathet, so wird ihr Ekel so lange wählen, bis sie endlich die Verzweiflung nöthigt, sich dem ersten, dem besten Manne in die Arme zu werfen, um nicht gar ohne Mann zu sterben. Da sie ihren Verstand so sehr fühlt, so kann man sicher schwören, daß niemand mehr, als sie, beschäftigt ist, die Handlungen andrer Menschen zu richten. Ein Schönpflästerchen, welches nachläßig auf dem linken oder rechten Backen liegt, ist gemeiniglich die Losung, daß ein Frauenzimmer aufgeräumt

räumt genug sey, sich Schmeicheleyen versagen zu lassen. Es kömmt alsdann nur auf die Geschicklichkeit der Mannspersonen an, daß sie diese guten Augenblicke sich zu Nutze zu machen wissen. Ich bin noch nicht mit mir einig, was die großen Pflaster, die man seit ein paar Jahren an den linken Schlaf postirt, für einen Gemüthscharakter anzeigen wollen. Ich habe sie allemal für sehr gefährlich gehalten; aber mein Medikus lacht mich aus und bildet sich ein, es besser zu verstehen. Ich will diesen Punkt bis zur zwoten Auflage gegenwärtiger Abhandlung ausgesetzt seyn lassen. Diese Zeit werde ich anwenden, auf alle Frauenzimmer Achtung zu geben, welche dergleichen Pflaster tragen. Ich will nicht eine von ihren Handlungen übersehen, und auf diese Art wird mich die Erfahrung lehren, was ich eigentlich von diesen schwarzen Meteoren halten soll. Zum Schlusse dieses Kapitels habe ich zween Fälle angeführt, welche die Schönpflästerchen nothwendig machen und wo man von ihnen nicht auf den Gemüthscharakter schließen kann. Der erste Fall ist bey einem Frauenzimmer, welches noch nicht verheurathet ist und, ihren Runzeln zum Trotz, auf Eroberungen ausgeht. Diese kann gar füglich mit fünf bis zum höchsten sechs Schönpflästerchen der sinkenden Schönheit zu Hülfe kommen, ohne daß man berechtigt ist, über diese dringende Nothwendigkeit nachtheilige Betrachtungen anzustellen. Der andre Fall ist, wenn ein Frauenzimmer für gut findet, eine kleine Unreinigkeit der Haut, die vielleicht kaum gemerkt wird, durch ein schwarzes Fleckchen, welches desto mehr in die Augen fällt, zu verbergen. Ich warne bey dieser Gelegenheit meine Gedankenfiskale, daß sie, bey dergleichen vorkommenden Fällen, sich ja nicht übereilen sollen. In einer besondern

Note zeige ich, wie überflüßig es seyn würde, diese Lehre von Schönpflästerchen auch auf die Mannspersonen zu erstrecken. Alles, was man davon sagen kann, kömmt auf diese drey Fälle an: Daß eine dergleichen Mannsperson sich dieses Mittels entweder auf Ordre des Barbiers bedient und alsdann braucht es keine weitere Entschuldigung: oder daß unter den Mannskleidern wirklich ein Frauenzimmer steckt und alsdann würde man die Ursache dieser Verkleidung untersuchen müssen; oder wofern eine wirkliche Mannsperson, ohne Noth und wie man es nennt, nur zur Galanterie, sich dieses weiblichen Schmucks bedient, so kann man, ohne ihm Unrecht zu thun, alle Leute versichern, daß er ein Geck sey.

Kap. XII. Anmerkungen über die Unterkehle.

Kap. XIII. Dergleichen über den Bauch. Diese beiden Kapitel gehören zusammen, und wird fast alles darinnen enthalten seyn, was man zu wissen nöthig hat, um die Einbildungen eines Mannes von Geschäften in allen Ständen zu entdecken. Dieses Kapitel ist eines der weitläuftigsten; aber ich habe in Willens, etliche Seiten wegzustreichen, wo ich von der trotzigen Unterkehle und dem strotzenden Bauche derjenigen handle, deren Amt befiehlt, Demuth zu predigen.

Kap. XIV. Der Finger über der Nase. Ich habe meine guten Ursachen gehabt, gegenwärtiges Kapitel auf diese sonderbare Art zu überschreiben. Ich werde sehr gern sehen, wenn diejenigen, von denen es han-

handelt, ſich die Mühe gar nicht nehmen, es zu leſen: denn ich befürchte außerdem, daß ich die Hälfte unſrer gelehrten Skribenten wider mich aufbringe. Ich zeige die Wege, wodurch man ihre Selbſtliebe und alle daraus fließende unzählige Fehler unſrer Gelehrten entdecken kann. Ich handle aber nicht allein von der tiefſinnigen Miene, die ſie machen, wenn ſie den Finger über die Naſe legen; ſondern ich beſchreibe auch zugleich alle ihre Bewegungen, ihren Gang, den äußerlichen Anzug und dergleichen, aus welchem man die Leidenſchaft eines Gelehrten errathen kann. Ich habe ſo gar Regeln gegeben, wie man aus einer jeden Miene und Bewegung eines Gelehrten ſo gleich ſehen kann, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alles hier anzuführen, was ich vermöge meiner öftern Erfahrung davon geſagt habe. Zur Probe will ich von den drey und funfzig Exempeln gegenwärtig nur etliche anführen.

Ein Mann, welcher mit einer vornehmen und viel bedeutenden Miene durch die Gaſſen geht, nur diejenigen grüßt, von welchen er glaubt, daß ſie einen Einfluß in die Regierung des Landes haben, diejenigen, die ihn grüßen, argwöhniſch und aufmerkſam anſieht, immer den Schubſack voll Zeitungen trägt, ſeinen Freunden den guten Morgen ins Ohr ſagt; dieſer Mann iſt unfehlbar einer von den politiſchen Schriftſtellern, welche an ihrem Pulte das Gleichgewicht von Europa halten.

Man wird ſich nur ſelten betrügen, wenn man diejenigen für Sittenlehrer von Profeßion hält, welche bey einem

einem sehr schmutzigen und unordentlichen Anzuge in Gesellschaft am wenigsten gesittet sind.

Ein junger Mensch, welcher sich in derjenigen Gegend der Stadt immer geschäftig sehen läßt, wo die meisten Buchläden sind, ist vermuthlich ein junger Skribent, der seine Kinder sucht.

Ich habe einen Mann gekannt, welcher tiefsinnig mit dem Kopfe wider die Bäume lief; und dieser Mann war ein grosser Mathematikus.

Die meiste Mühe hat mir ein gewisser Autor gemacht, dessen Gang so unordentlich und abwechselnd war, daß ich lange Zeit nicht errathen konnte, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Endlich erfuhr ich, daß er ein Poet sey; und da ich nur einmal das wußte, so lernte ich ihn in kurzer Zeit so genau kennen, daß ich gleich beym ersten Anblicke errathen konnte, welche Arten der Gedichte er unter der Feder hatte. Schlich er traurig an den Häusern hin, wie ein Hofmann, welcher keinen Kredit mehr hat; so schrieb er Elegien. Hüpfte er faselnd durch die Gassen, wie die Kinder thun, die auf Stecken reiten; so schrieb er gewisse Tändeleyen, die er anakreontische Oden nannte. Wenn er einige Zeit sehr ernsthaft aussah und alsdann mit einem male überlaut lachte und geschwind in ein Haus sprang; so machte er Sinngedichte, die er hinter der nächsten Hausthüre in seine Tafel schrieb. Spaziert er in denjenigen Stunden durch die Gassen, in welchen andre Leute zu Mittag essen und

grüßt er alsdann diejenigen demüthig, die er wegen ihrer reichen Weſten für Mäcenaten hält; ſo kann man gewiß glauben, daß er, aus Mangel der Nahrung, auf eine poetiſche Zueignungsſchrift denkt. Kömmt er aus dem Weinhauſe getaumelt; ſo iſt das ein richtiger Beweis, daß ihm ſein Verleger auf die Fortſetzung ſeiner Schriften einige Gulden vorgeſchoſſen hat.

Ein Mann, der die rechte Fauſt geballt hält, an dem Daumen der linken Hand mit den Zähnen nagt, mit einer gerunzelten Stirne und einem bittern Lachen denen, die ihm begegnen, ſtarr ins Geſicht ſieht, mit weiten Schritten keichend durch die Gaſſen läuft; dieſer Mann iſt ein beleidigter Kunſtrichter. Vorgeſehn!

Ein gelehrtes Frauenzimmer wird man ſo gleich aus der Dinte erkennen, die ſie immer ſorgfältig an den Finger, den rechten Backen und die Manſchetten ſchmiert. Trägt ſie gar beſchmutzte Wäſche; ſo iſt ſie eine Poetinn, ich wette drauf!

Wegen der übrigen Exempel will ich meine Leſer auf den Plan ſelbſt verweiſen.

Kap. XV. Von den Schnupftabaksdoſen. Ein ſehr nützlich Kapitel. Ich habe nicht vergeſſen, die gewöhnlichſten Arten, die Doſe zu ſchütteln, zu klopfen, oder Tabak anzubieten, auf eine ſehr praktiſche Art durchzugehen. Für diejenigen iſt dieſes Kapitel unend-

entbehrlich, welche die Originale der Antichambre ausforſchen wollen.

Kap. XVI. Von der Sprache der Fächer. Dieſes Kapitel iſt in ſeiner Art ſo wichtig, wie das vorige.

Ein Frauenzimmer, welches den Anputz der Geſellſchaft kritiſirt, hat ſeine beſondre Art, mit dem Fächer zu ſpielen.

Noch anders ſind die Bewegungen des Fächers, wenn ein Frauenzimmer beleidigt iſt.

Wenn ein Frauenzimmer mit einer rauſchenden Geſchwindigkeit die Stäbe ihres Fächers bald auf, bald wieder zuſammen blättert und dabey lächelnd auf ihre Hand oder in den Spiegel ſieht; ſo iſt dieſes, vermöge der öftern Erfahrung, ein Zeichen, daß ſie entweder gar nichts denkt, oder, welches faſt einerley iſt, nur an ſich denkt, oder daß ſie die Stunde mit einer zärtlichen Ungeduld erwartet, in welcher ſie eine Zuſammenkunft mit ihrem Seladon abgeredet hat.

Wenn ein Frauenzimmer auf dem Spaziergange einem ihrer ſeufzenden Sklaven begegnet und den Fächer auf die Erde fallen läßt; ſo muß dieſer ſehr neu, oder ſehr einfältig ſeyn, wenn er ſich einen ſo glücklichen Umſtand nicht zu Nutze zu machen weiß. Sind noch mehrere in der Geſellſchaft, welche mit ihm zugleich ſeufzen und um die Göttinn

herum flattern; ſo iſt für ihn dieſer Fächer eine eben ſo deutliche Wahl, als das Tuch des Großſultans.

Das Frauenzimmer hat eine gewiſſe Art mit dem Fächer zu ſchlagen. Wer die Sprache der Fächer ſo wohl verſteht, als ich mir ſchmeichle, ſie zu verſtehn, der weiß, daß ein ſolcher Schlag, der ſich beſſer nachahmen, als beſchreiben läßt, ungefähr ſo viel ſagen will: »Gehn Sie, mein Herr, Sie »ſind gefährlich! Sie ſagen mir eine ſchalkhafte »Zweydeutigkeit, über die ich erröthen muß, weil wir »nicht allein ſind. Sie werden mir einen Gefallen »thun, wenn Sie ein wenig verwegner ſeyn wollen.« Wer ſollte ſo viel Beredſamkeit in dem Schlage eines Fächers ſuchen?

Kap. XVII. Vom Gange. Hätte ich dieſes Kapitel vor funfzig Jahren geſchrieben, ſo würde der Nutzen davon weit allgemeiner geweſen ſeyn, als er heut zu Tage iſt, da zwey Drittheile der Menſchen nicht mehr gehen, ſondern fahren, oder ſich tragen laſſen. Inzwiſchen habe ich mich doch dieſes nicht abhalten laſſen, von den Entdeckungen, die man aus dem Gange eines Menſchen machen kann, ſehr ausführlich zu handeln, da es doch noch hier und da Gelegenheit giebt, diejenigen gehen zu ſehen, welche man ordentlicher Weiſe nur ſitzen ſieht; und da es oft geſchieht, daß viele in ihrem Alter zu Fuße gehen müſſen, denen in ihrer Jugend kein Wagen ſanft genug war.

Kap.

Kap. XVIII. In diesem Kapitel werden noch alle übrige Stellungen und Bewegungen der Menschen zusammen genommen, aus denen man ihre Leidenschaften entdecken kann. Es sind deren eine gar zu große Menge; ich will also, ohne mich länger dabey aufzuhalten, meine Leser auf den Plan selbst verweisen.

Etwas muß ich noch erinnern, welches ich gleich im Eingange hätte sagen sollen. Ich habe alle Mienen und Bewegungen, deren in vorstehenden Kapiteln gedacht worden ist, in Kupfer stechen lassen. Dieses macht meine Abhandlung ungemein deutlich und belustigend. Vielleicht finden manche ihr Portrait darinnen: Aber in der That ist es nur ein ungefährer Zufall, da ich gewiß glaube, daß unser berühmter Art van Schevelingen, ein geschickter Schüler des großen Hogarths, die wenigsten von ihnen kennt und nur seiner Einbildung gefolgt ist.

Kap. XIX. In diesem lezten Kapitel werden noch verschiedne Mittel gezeigt, wodurch man die Gedanken der Menschen ausforschen kann, wenn auch alle diejenigen nicht zureichend wären, von denen in vorstehenden Kapiteln gehandelt wird. Unter diese Mittel rechne ich, außer dem Frauenzimmer und dem Weine, besonders diese zwey: Daß man der Eigenliebe desjenigen schmeichelt, dessen Gedanken man erforschen will; oder, welches noch sichrer ist, daß man ihm widerspricht.

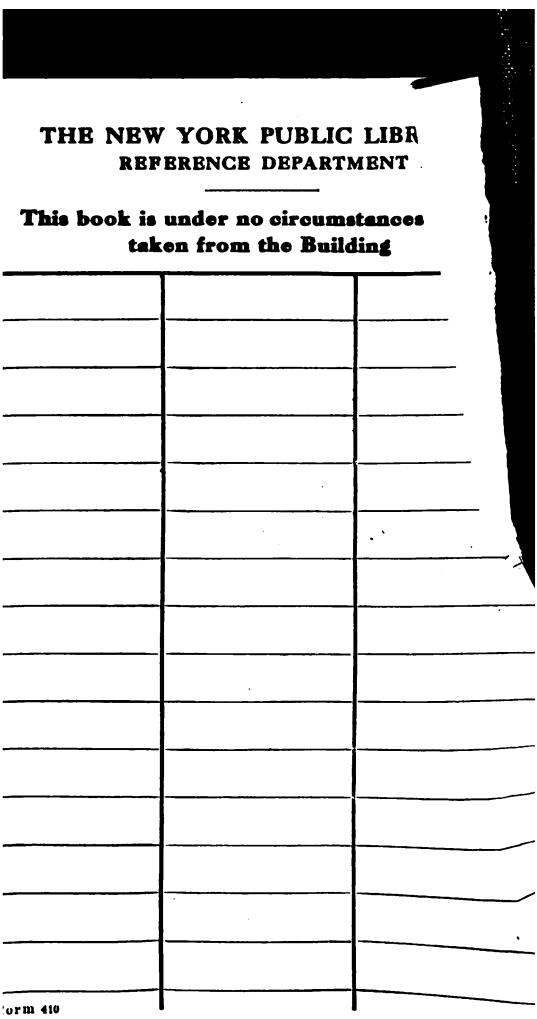
Der

Der Anhang von dieſem Plane betrifft die Gedankenfiſkale ſelbſt und die Einrichtung des Kaſſenweſens.

Ende der erſten Abtheilung.

THE NEW YORK PUBLIC LIBR
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances
taken from the Building



orm 410

1926